This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

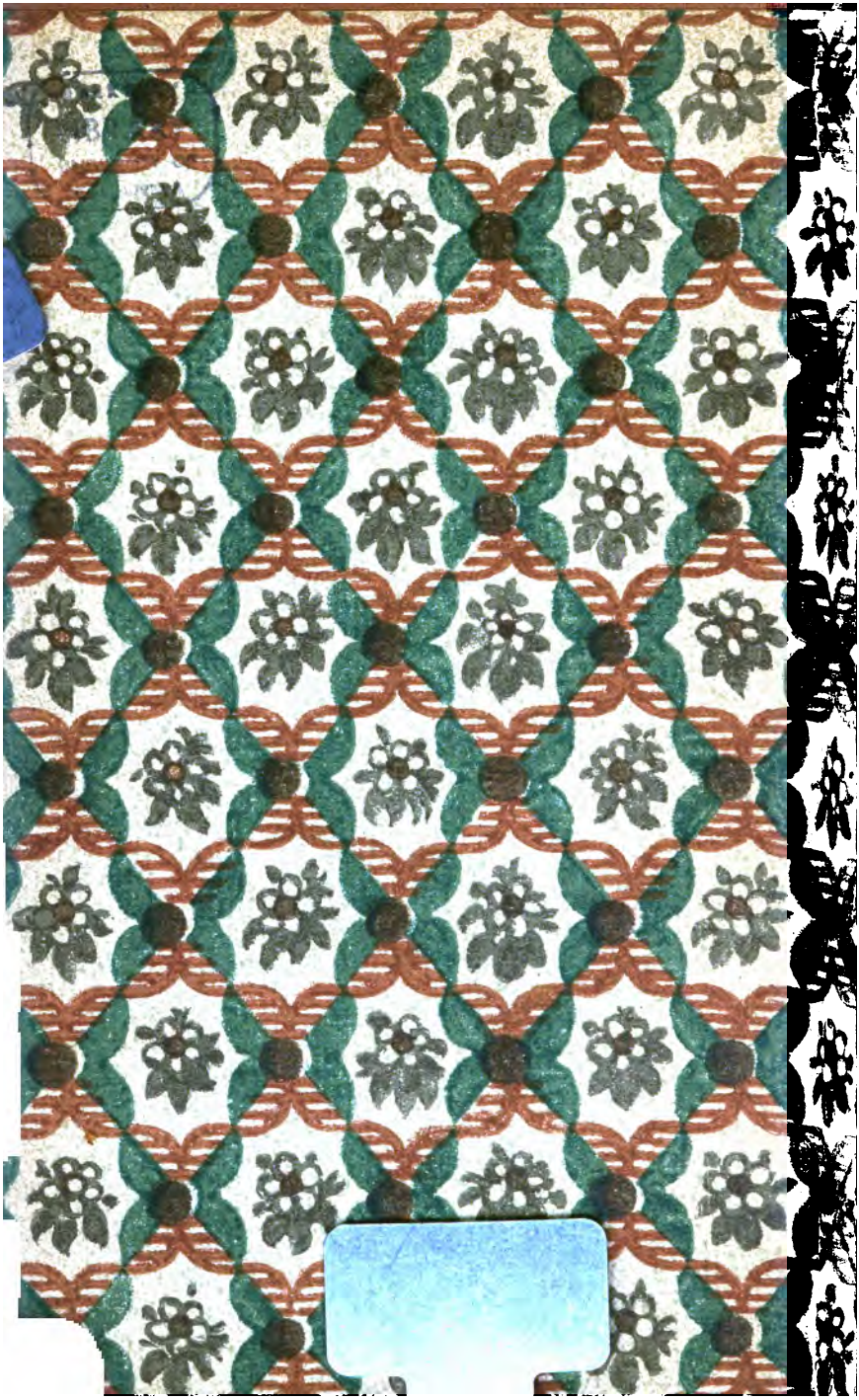
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Rudolf Hanssen
Juni 1919.

Caroline

Romantiker-Briefe

Herausgegeben von
Friedrich Gundelfinger

Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena
1907

✓ 60551719
add'l

P T
1352
R6 R6
1907

ÜBER DIE ROMANTISCHE SCHULE

Zur Einführung

Die Romantik hat sich nicht in großen Menschen erfüllt und nicht in Werken ihr eigentümliches Leben zusammendrängen und festhalten können. Nur dichterische und gedankliche Bruchstücke geben uns Kunde von ihr als einer — weit über ihre Ergebnisse hinaus — eindringlichen und umfassenden Bewegung, wie angespülte Trümmer vom Sturm. Man hat in diesen Trümmern die Bewegung selber sehen und sie danach werten wollen. Aber alle von ihr übernommenen Schlagworte und Richtungen, die Bereicherungen, die man aus ihr ziehen durfte — die Kenntnis ausländischer Literaturen oder das Wiedererwachen des Deutschtümlichen — sind nicht ihr Wesen, sondern Begleiterscheinungen, die letzten, dünnen, bis ins Bewußtsein geschlagenen Wellen der Wirbel, denen sie entstieg.

Nach solchen stofflichen oder gesellschaftlichen Ordnungen hat man ihr auch Heinrich von Kleist angegliedert. Die Wurzeln seiner Schöpferkraft liegen in einem andren Boden. Er ist eine Einzelgestalt, nicht Ausdruck und nicht Mitglied einer Gesamtheit — auch das gehört ja zu seiner Tragik. Nur manche seiner Begriffe und Zwecke sind romantisch. Doch besessen war er von andren Dämonen, und Geistesgeschichte ist mehr, als die Geschichte der menschlichen Begriffe.

Anders mit Hölderlin. Die Art seiner Bewegtheit erinnert auf den ersten Blick an die romantische: dieselbe jünglingshafte Flucht und Suche, dies Wogen und Tauchen und heilige Ferne wie bei

111263

Novalis, dem Magier der Romantik. Dem All eins zu werden in mystischer Verschmelzung, werfen sich beide dem drängenden Leben entgegen: aber Novalis, um sich selber auszudehnen, das All in einen Leib zu wandeln; Hölderlin, um sein gebrochenes Ich aufzulösen, zu zersprengen durch Eingehen ins göttliche All. Novalis ist zentrifugal, Hölderlin zentripetal, und nicht zufällig ist das Symbol des Einen der griechische Empedokles, der in den Glutabgrund stürzt, und das des Andren der schweifende Sänger. Nicht umsonst sucht der Eine die Flamme, das Sinnbild des reinen, körperlosen Geistes, der verzehrt und belebt; der Andre Fleisch und Blut, worin alles Seelenhafte sich verdichte. Hölderlin kommt aus einem unterirdischen Hellas in eine spiritualisierte Zeit und hat nicht Rast, bis der lastende Körper aufgegangen ist im Geist. Er kommt vom Leib her und sucht den Geist. Novalis ist ganz Seele, schattenhaft und vampirisch, mit brennendem Durst nach Verleiblichung: so ißt und trinkt er und seine Schar das All, bis sie es in sich hineingenossen haben und sich selber zum Weltleib aufgeschwellt. Darum haben die Romantiker, voll von Geist, keine Ehrfurcht vor dem Geist; ihnen ist er Mittel und Spiel, sie suchen ihn nicht und beten ihn nicht an. Die Welt ist ihnen ein Genußmittel, ein Schauspiel: das ist der Sinn der Ironie. Hölderlins Wesen wird bezeichnet mit „Enthusiasmus", begeistete Sehnsucht. Sein All hat eine heilige Wirklichkeit, seine Bewegtheit ist Ekstase, „Außersichsein". Ekstase kennt die Romantik nicht, weil sie gar kein Sonder-Ich gelten läßt. Bis in das Einzelne des Schaffens und der Schicksale ist der Gegensatz deutlich. Die Romantik strebt zum Roman, zur breiten Schilderung der geistig-sinnlichen Fülle der Welt. Der gesellige Eros ist ihr Gott. Hölderlins letzter Aufschwung sucht das lyrische Drama, worin alle Bilder nur Wellen des glühenden Seelenstroms sind. Sein Gott, Dionysos, haftet nicht an Gestalten, er drängt aus jeder Verkörperung hinaus und all seine Inkarnationen und Propheten enden tragisch, von Alexander bis Zarathustra. Sie zersprengen ihre Endlichkeit durch das eingeschlossene Göttliche; sie sind einsam, solange sie auf Erden

weilen. Romantiker enden nicht tragisch: ihnen ist der Tod Sättigung und Übergang. Man fühlt die satte Seligkeit, die geselligsüße Sinnlichkeit des Todes in Novalis' Versen über einer Friedhofstür — diesen Wechselsang von Tod und Liebe, von Glück und Vernichtung. Alle Götter der Romantik sind grenzenlos gesellig, sie erst hat den Begriff Einsamkeit als wollüstigen Gegensatz der Geselligkeit geschaffen. Sie ist eine Religion der Frauen, die der Gesellschaft Form und Wärme geben, und die romantische Schule erscheint manchmal wie die Ausstrahlung eines einzigen Weibes, der Caroline.

Man könnte glauben, die Suche des Leibs teile die Romantik mit der Renaissance; diese Suche sei Goethisch, klassisch, individualistisch. Aber Goethe sucht die Gestalten und Gebilde und die Romantik sucht den Einen Leib. Für das Klassische besteht kein Gegensatz zwischen Leib und Geist: kein Leib tritt in Erscheinung, der nicht Ausdruck eines Geistigen wäre, während die Romantiker aus diesem Gegensatz, dem Ungleichgewicht, dem Widerstreit ihre wollüstigsten Spiele und Gedanken machen. Sie erst haben den Kampf zwischen Geist und Natur, zwischen Mann und Weib, zwischen Gott und Mensch, zwischen Traum und Wirklichkeit aus einem Problem und Schicksal zu einem geistigen Raffinement, ja zu einem Gesellschaftsspiel des Bewußtseins umgeschaffen. Nicht daß sie ihn oberflächlicher genommen hätten — sie waren nicht frivol — nein, sie haben die Antithese, den Witz, die Ironie, das Spiel selbst als fast religiöse Angelegenheit betrieben. Die Beziehungen waren ihnen alles, die Dinge nichts. Sie statuierten keine Dinge, sondern eben nur das Spiel, das Fließen des Bluts in dem großen Leib, der die Welt war. Ihr Witz ist die Auflösung aller Gesetze und Maße, die allverknüpfende Willkür, die Brechung aller Bilder im regen Wellenspiegel ihrer Seelen. Ihre Ironie ist die Lust, alles als Schauspiel zu genießen, alles in beliebigen Abständen zu betrachten; denn es gibt ja für sie keine festen Bezüge, es gibt kaum Mittelpunkte. Das Ich selbst ist ihnen ein Schwankendes, man kann es sein und man kann es

sehen, von innen und außen — es gibt keine Wirklichkeit als das Denken.

Dies scheidet die Romantik von allen andern Bewegungen. Sie ist Bewegung um ihrer selbst willen. Sie hat kein Ziel, kein Bestreben; was als solches erscheint, ist nur eine intellektuelle Selbsttäuschung einzelner Mitglieder und auch bei diesen nur Durchgangspunkt. Die Romantik wollte gar nicht zu einem Resultat kommen. Das Denken (im weitesten Sinn) hat sie als eine von allen Zwecken gelöste sinnliche Macht, als seelische sich selbst genügende Wollust geschaffen und betrieben. Sie wollte weder Gott finden, noch die Menschheit bessern, noch die Welträtsel lösen. Sie hat an Fichte angeknüpft. Dieser macht das souveräne Ich zum Weltschöpfer durch den Akt des Denkens. Um diesen Akt selbst, nicht um das Ich, drehte sich das ganze romantische Leben. Das Ich wäre ihr schon zu bestimmt gewesen. Sie wollte Wege, nicht Ziele; Prozesse, nicht Resultate; das Gebären, nicht die Geburt. Daher ihre Vorliebe für alles Schwanke, Schwebende, Nacht, Geheimnis und Dämmerung gegenüber dem Greifbaren, Geformten, daher ihre Abneigung gegen feste Begriffe, gegen Moral und Dogmatik, die sich nicht in Aphorismen und Mysterien auflösen ließ. Kein Ens realissimum war ihr Gott, sondern eine Actio realissima, das sich selbst genügende Denken, aus dem alle Weltbilder aufstiegen, — nicht um wie bei Fichte gesetzt zu werden, sondern als Spiel und zur Vernichtung bestimmt. Schon nach dieser Weltverfassung konnten die Romantiker nicht das Individuum suchen wollen, an Ausbildung der Persönlichkeit dachten sie nur, sofern dadurch ihr Spiel und die Fülle ihrer Gesichte gesteigert wurde. Sie sind darin die Widerrenaissance und stellen das Goethesche Ideal in Frage. Sie fühlten sich als Fragmente, als Wellen einer großen Vibration. Keiner konnte allein stehen, obwohl keiner sich mit dem andren im menschlichen Sinn einig fühlte und sie sich bald wechselseitig vergötterten, bald durch kleine Bosheiten aneinander rieben. Doch sie alle fühlten in sich den Wellenschlag des allmächtigen Denkens, das immer sich wan-

delnde Gleiten der Welt, und ihre Geselligkeit ist das Werk eines feinen, unterirdischen Instinkts. Sie suchten die Geselligkeit, wie die Renaissance das Individuum gesucht hat, wie von Gott getrieben, weil sie nur so zu ihrem Ausdruck kommen, nur so Vibration bleiben konnten. Dazu war die Romantik ja in die Welt gekommen. Heroen hat sie nicht hervorgebracht und nicht hervorbringen wollen. Aber so hat sie doch das höchste geistige Niveau erreicht, das bisher einem Bildungskreis in Deutschland vergönnt war. Die Gegenwart muß beschämt stehen vor dieser Fülle und Weite der Ansichten und dem Pathos, womit sie, auch spielend, das Leben beseelte. — Wir haben das Recht, die ganze Romantik wie eine Person anzusehen. Wenn man heute wieder fasziniert zu ihr zurückkehrt, so ist es weniger, weil uns einzelne ihrer Erscheinungen brauchbar oder reizend sind, als weil hier ein Einmaliges und Unverlierbares aus dem Chaos herausgehoben ist: das Denken als sinnliche Weltkraft — sehr fragmentarisch und unvollkommen und unrein, doch einer künftigen Ausbildung vielleicht fähig und (gerade wegen seiner Anfänglichkeit) bedürftig, wenn auch kaum wünschbar. Hier sind vielleicht erste Anzeichen eines neuen Formprinzips neben Religion und Philosophie: ein neues Verhalten des Menschengeistes zum Unendlichen, und die Morgenluft, die diese Anfänge umweht, macht noch heute den Atem freier.

Die Renaissance und ihr Gefolge hatten das Individuum frei gemacht vom Zweckbegriff, aber seine geistigen Funktionen hatten durch sie dem Begriff der Persönlichkeit zu dienen. Die Romantik machte einen Anfang, diese Funktionen zu verselbständigen. Denken, Wünschen, Formen, Fühlen, Genießen werden Selbstzwecke. Damit ändert sich auch der Wert aller Ausdrucksmittel: das Wort vor allem hört auf bloß Mittel zu sein. In der Sprache liegen nicht mehr nur die Dinge, sondern die Bezüge. Die Begriffsbildung der Romantiker will ein von aller Wirklichkeit gelöstes Netz weben, während die Philosophen bisher immer eine Wirklichkeit einfangen wollten. Andrerseits soll dadurch das Wort, welches bisher im

Sachbegriff aufging, die sinnlich-magische Selbständigkeit zurückerobern, mit der es dem Chaos des noch werdenden Geistes entstieg. Die berüchtigte U-Romanze ist eine rohe Andeutung dieser Tendenz. Die spätere Romantik hat manches davon verwirklicht, besonders Brentano. Die Romantiker wollten den ganzen Kosmos des Geistes aus der empirischen Welt herausziehen und ihn in eine Musik verwandeln, in ein Reich ohne Grenzen und Dinge, in eine göttliche Einheit (Substanz) mit zwei Attributen: Bewegung und Sinnlichkeit. Bewegte Sinnlichkeit und nichts anderes sollte das All sein. Alle scheinbaren Wirklichkeiten und Festigkeiten waren nur da, um diesen unsterblichen Tanz und Fluß üppiger gleiten zu machen.

Die Wirklichkeit, mag sie nun Geist oder Natur sein, rächt sich immer an ihren Verneinern. Die Romantik hat es büßen müssen, daß sie mit Gewalten spielen wollte, die mächtiger waren als sie, daß sie Grenzen und Dinge, die sind, hat leugnen und ihre sehr bedingte Menschlichkeit nicht nur zum Maß, sondern zum Inhalt der Welt hat machen wollen. Sie ist nicht tragisch untergegangen, sondern erbärmlich im Sand verlaufen. Die Formel dafür liegt in Goethischen Sätzen: „Wer zuviel unternimmt muß ein Schelm werden" (er sagt es von Friedrich Schlegel) und „Absolute Tätigkeit macht zuletzt Bankrott". — Wieviel mehr erst das absolute Denken! Dies braucht immer neuen Stoff und wird nicht satt. Bei den Romantikern ist eine wahre Vielfresserei daraus geworden: alles wurde angeschmeckt, Naturwissenschaften, Philosophie, alle Literaturen. Wir verdanken freilich diesem Laster einige beste deutsche Übersetzungen, die Wiedergeburt der deutschen Altertümer, die Naturphilosophie, die Anfänge des Indismus. Wenn je, so ward hier aus der Not durch den Erfolg eine Tugend, die wir segnen wollen. Aber, wie gesagt, man sehe nicht in dem Nutzen, den die Romantik auf ihrem Weg gestiftet hat, ihr Wesen, in ihren Folgen nicht ihre Absichten. Demselben Trieb wie diese vielfachen Anregungen entstammen die unselige Projektenmacherei und der genüßliche Dilettantismus des Ankostens,

das aphoristische Antasten und Abtun aller Materien, die ungenügsame Begehrlichkeit, die sich dann wieder satt und übersatt abkehrte, wenn etwas einmal in ein Aperçu verwandelt war. Die aphoristische Manier mußte übrigens Lieblingsform von Geistern werden, denen das Denken als Weltsubstanz galt. Denn wozu ein Ganzes formen, da alles gleitend ist? Entfließt nicht jeder angestochenen Stelle das gleiche Blut? Man begnügte sich, nur Stellen anzustechen. Zur Unersättigung des selbstherrlichen und rastlosen Denkens gehört auch der Menschenhunger — eine weitere Ursache der Geselligkeit. „In der Freundschaft bin ich eine unersättliche Bestie" (Friedrich Schlegel). Auch die Menschen waren nur Stoff wie die Wissenschaften und Künste, es blieb bei einem hastigen und eifersüchtigen Aussaugen — dieselbe gefräßige Hast, wodurch Friedrich Schlegel seinen garstigen Tod fand. Und als alles verbraucht war, alles angezehrt und ekel geworden war, blieb denen, die nicht rechtzeitig starben oder abbogen, nur die Übersättigung, die häßliche, fette Ruhe, das Untertauchen in behäbiger Frömmigkeit, die schwelgerische Betäubung. Friedrichs und Dorotheas Konversion hat, bei aller individuellen Rechtfertigung, die wir gern zugeben, etwas Widerliches. Das ist kein Versenken in Gott, es ist ein Mißbrauch des katholischen Prinzips (das doch auch ein Prinzip des Opfers ist) zur Stillung und Füllung leer gewordener Seelen. Diese Menschen hatten Gott nichts mehr zu bringen.

Wir haben vom metaphysischen Trieb der romantischen Schule gesprochen, es erübrigt ein Wort über ihre zeitliche Erscheinung. Der Gegensatz zwischen jenem unendlichen Trieb und ihren irdisch bedingten Mitgliedern gehört zum Wesen der Romantik. Sie geht nicht in ihren Mitgliedern auf, sie ist mehr als deren Summe.

Die Romantiker scheiden sich deutlich in die eigentlichen Beweger, d. h. Getriebenen, und in die Teilnehmer, die diesen Bewegungen Fleisch ansetzen und aus dem ursprünglichen, für uns nur noch zu ahnenden Leben Literatur und Gedanken oder Ten-

denzen machen. Die Letzteren sind gerade die berühmteren und in der Literaturgeschichte wirksameren geworden, weil sie sich leichter mitteilen konnten. Da ist zunächst Tieck, der allregsame Literat und Dichter, der immer neue Masken fand, um mit seinem unglaublich gewandten, aber parasitischen Talent jeder Anregung Gestalt zu geben. Immer kam er mit, immer war er dabei, wo das vorderste Leben oder auch das tiefste zu sein schien, von Goethe bis Hebbel. Er besaß kaum ein eigenes Herz, und so erreichte er nur, was sich mit Literatur, mit Spiegelung erreichen ließ. Das Wirkende der Romantik selbst dürfen wir bei ihm nicht suchen, seine Gesichte und Formen sind von durchsichtiger Dünne; wohl aber können wir an seiner Produktion, wie an oberen Kräuselungen erkennen, was in der Tiefe sein Wesen treibt. Er hat die Romantik begleitet und überlebt und ist der treue, nie ganz verstehende Hüter ihrer Gedanken geblieben, — auch als Nachlaßverwalter. Man darf seine Werke als Gefäße der romantischen Ideale ansehen, worin diese gebettet waren, ohne mit ihnen eins zu sein. Die Ehren, die ihm als Haupt der Romantik gezollt wurden, hatten ihren Grund eben darin, daß er der vollkommenste, dem Verstand mögliche Ausdruck ihrer Tendenzen schien, und daß nach außen mit ihm allein, als dem Schöpfergeist der Gruppe, sich Staat machen ließ. Er schien den Makel der Ohnmacht von ihr zu nehmen, der heimlich die andern manchmal plagte. Im Stillen machte man sich wohl über ihn lustig. Er taugte zum Repräsentanten, selbst durch seine unschuldige und gewinnende Eitelkeit, er war unantastbar und liebenswürdig in der Gesellschaft, ein hinreißender Vorleser und als Nachempfinder und Nachschaffer der beste Vermittler zwischem dem was war und dem was kommen wollte, dem was gefordert wurde und dem was man zubrachte. Brauchbarer war keiner als er.

Was Tieck als produktive Kraft vorstellte, war Wilhelm Schlegel als reproduktive und kritische. Schon viel angreifender, schärfer, ebenso bereit wie Tieck von überall her das Möglichste aufzunehmen, aber nicht als Stoff, sondern als Gegenstand. Tieck wollte in alles Lebendige

hineinkriechen, Schlegel allem begegnen. Eitel waren sie beide und viele ihrer Leistungen haben wir dieser beständig regen Eitelkeit zu verdanken. Doch war die Tiecks unschuldiger und einschmeichelnder (wie bei allen Menschen, die ihres Lebens erst froh werden, wenn sie es in irgend einer Formung mitteilen können); die Schlegels klug und wachsam, in seinem Bestreben immer der Vorderste an den Quellen zu sein und das erste Kennerwort zu sagen. Er besaß das Selbstgefallen des unschöpferischen Menschen, in welches die Furcht sich verkleidet. Solch einem machen die Sachen nur Spaß, wenn er sie mit sich identifizieren darf. So stand er auch zu den ihm nahen Menschen meist in einem halb gönnerhaften, halb feindseligen Verhältnis, immer wachsam, wo er Seelenhoheit beweisen könne und zu Liebe oder Bewunderung dann am ehesten geneigt, wenn man seiner benötigte. Größeren Menschen Förderung oder Wohltaten zu erweisen war ihm Bedürfnis. So hat er seinem Bruder und Caroline geholfen, so hat er Goethes Ruhm gebahnt, zum Teil aus diesem Trieb hat er Shakespeare übersetzt. Bei diesem Wunderwerk, dem folgenreichsten der ganzen Romantik, haben ihn sicher auch noch andere Notwendigkeiten geleitet, doch auch das Hochgefühl, Protektor der Weltliteratur zu sein. Von diesem Pathos zeugt sein Sonett auf sich selbst. Er war eine kleine Seele mit großer Begabung und noch größerem Bestreben. Seine Verdienste bringen es mit sich, daß wir uns um seine Seele nicht zu kümmern brauchen und uns seiner Leistungen freuen dürfen. Zuletzt hat er ja nie für sich geredet, sondern für Größere, und wenn er die Romantik als solche nicht unmittelbar förderte, so hat ihre praktischen und greifbaren Früchte er uns gereicht.

Viel eindringlichere und beseeltere Männer waren Schleiermacher und Schelling, die, von den Salzen des romantischen Bodens genährt, nachher anderswohin wuchsen. Nur ein Stück ihres Lebens gehört hierher. Schleiermacher wurde durch die unruhige Gewalt Friedrich Schlegels in dies Treiben hineingezogen, und seine Teilnahme geht nicht weit über seine Beziehungen zu ihm hinaus: Plato, Briefe über Lucinde, Reden über Religion. Er war ein

leiser, gefühlig regsamer und fast eigensinnig-besonnener Mensch, sein ganzes Dasein eigentlich nur ein einziges Streben, ins Gleichgewicht mit Gott zu kommen. Die Mittel dazu waren im Lauf seiner Jahre verschieden, Theologie und Pantheismus, Frauen und Freunde, und eine Zeitlang mag ihm wohl das Brausen und Wallen der Romantik, wie es ihm Friedrich zutrug, als das Meer erschienen sein, worin er selig untertauchen könne. Das war eine Selbsttäuschung, doch Gleichgewicht und Bereicherung fand er auch hier. Seine Fähigkeit, jedes noch so konkrete und böse Erlebnis sanft zu vergeistigen, beruhte auf fast widerstandsloser und sinnlicher Weichheit der Seele, in die alles eindrang und die alles sich anverwandelte. Seine Energie bestand darin, Schicksale und Erlebnisse in Religion zu verwandeln, selbst auf Kosten der intellektuellen Ehrlichkeit. In seinem Geist lösten sich wie in einer Säure die festesten Gegenstände auf. Von seiner Weite und Feinheit, der nur die platonische Fülle fehlte, sei hier nicht die Rede.

Dagegen war Schelling ein böser, metallener, breiter Schwabe mit dem Temperament einer Bulldogge. Bei ihm hatte verwegener Idealismus sich mit stämmigem Kraftgefühl durchdrungen, dem nichts unerreichbar und unumfaßbar erschien. Das Umfassen war seine wahre Lust; das Entlegenste zu verknüpfen, die weitesten Geisterstriche unerbittlich zum Kreis um sich her zu biegen, Extreme zu vereinen, und ganze Bündel von Wissenschaften in sich zu verkochen schien sein Beruf. Man denkt an den rasenden Roland auf Böcklins Bild — ein ungestümer Koloß mit strotzenden Armen, zum Schlagen und Reißen bereit. An der Romantik zog ihn die Lokkerung, das Durcheinanderwerfen an, der ihm verwandte Drang, das Gebundene zu lösen und in neuen Verhältnissen wieder zu binden. Was ihn von ihr abstieß war die Spielseligkeit, was ihn festhielt war Caroline. Als sie tot war, ging er seinen eigenen Weg, zerfiel mit der Romantik, blieb Romantiker dem Wesen nach, durch den ungeduldigen Kampf zwischen der Fülle seines Inneren und der Masse der Wirklichkeiten. Er hat sein Leben lang den Körper zu seinem Geist gesucht, und Ruhe hatte er nur

bei der süßen und großen Frau, die Leib und Seele der Romantik war. Auch von ihm gilt Goethes Wort: „Wer zuviel unternimmt muß ein Schelm werden". Er blieb nicht immer ehrlich vor sich selbst. Auch Nietzsche fällt uns ein: „Die Schwaben lügen unschuldig".

Die drei Chorführer der Romantik, Schöpfer und Künder ihrer Geheimnisse sind Novalis, Friedrich Schlegel und Caroline. Novalis hat alle ihre Kräfte am keuschsten und vollsten gesammelt und sie am hellsten gespiegelt. Weil er jung gestorben ist, blieb er vor dem Romantikerschicksal bewahrt: das überschwengliche Treiben zu vermischen mit niedren Menschlichkeiten. Ein Jüngling, atmet er im kristallischen Äther von Jugend, wo selbst die Feuer und Fieber nicht an den Erscheinungen haften, sondern alles gleich heilig aufzehren. Daß er als Jüngling starb ist kein Zufall; seine ganze Mantik ist Vorgenuß von Tod und Übergang. Viele seiner Sätze und Sänge klingen, als sei er schon drüben gewesen und habe die selige Gewißheit seiner künftigen Verklärung, innigerer Fleischwerdung mit herübergebracht. „Heiterkeit, güldene, komm, du des Todes heimlichster, süßester Vorgenuß." Solche bräutliche Heiterkeit hat ihn ganz ausgefüllt, ist ihm Religion und Lebensstimmung. Sie teilt sich mit, wenn man sich ihm nähert. Er webt in unbeschreiblicher Ruhe bei der heftigsten Leidenschaft, dunkel und leuchtend wie mittägliches Meer. Unsterblichkeit ist ihm nicht ein abstrakter Glaube und Trostgedanke, sondern körperliches Gefühl, der Tod kein Schicksal von außen, kein Abschnitt, sondern ein actus und Zustand zugleich, ganz sinnenmäßig empfunden, die Zeit, da alles ein Leib wird, kein eschatologisches Gespinnst, sondern Sinnbild eines höchst persönlichen Erlebnisses. Seine Sehnsucht nach der blauen Blume ist nicht der Ausdruck einer inneren Unbefriedigung, sondern das Atemholen, das Aus- und Einziehen der Welt in die Seele, ein unsterbliches Gleiten von einem Leben in das andere. Und so hat er sich wirklich erotisch eins mit dem All gefühlt. Sein Leben hat er in hochzeitlicher Erwartung und Erregung zugebracht; der Tod war ihm das Fest der Vereinigung,

seine Lieder sind Hymenäen, die bald unter christlichen, bald unter magischen Symbolen die Braut, die Brautschaft, die göttliche Vermählung feiern. Und zwar war ihm die Hochzeit Mischung und Kampf:

Der Kampf der Elemente
Ist der Liebe höchstes Leben
Und des Herzens eignes Herz.

Dies beherrschte all sein übriges Denken und war seine Form des Gleichgewichts und des Universalismus. Wie das Denken Schleiermachers eine subtile Dialektik, ein Wägen, das Schellings ein Ergreifen und Zusammenbiegen, das Friedrich Schlegels ein Kosten und Fordern genannt werden darf (das Goethes ein Bilden, das Kants ein Abgrenzen), so war seins ein Mischen, auch ein Schweifen um des Mischens willen. Er war nie auf der Suche, aber immer unterwegs und überall heimisch, weil überall im Mittel- und Mischpunkt der Welt. Weniger seine Dichtergabe, obwohl die größte der Romantik, als seine seherische und jünglingshafte Sicherheit scharte die abenteuerlichen, mehr oder weniger des Gleichgewichts bedürftigen Gesellen um ihn. So ist er der eine Brennpunkt der Romantik geworden, Caroline war der andere. Über diese hatte er weniger Gewalt, weil sie selbst ein Zentrum hatte.

Friedrich Schlegel verkörpert das äußere und innere Schicksal der Romantik unmittelbar, ein faszinierender und verderblicher Mensch. Seine Begabung war grenzenlose und dabei expansive Empfänglichkeit. Er hat in die Romantik erst die Erregung gebracht und ihr Tempo bestimmt, sein Genie ist der Gärstoff, der alle einzelnen Geister durchsäuert hat. Er ist der Genius der romantischen Geselligkeit. Er hat ihr zwar nicht ihren Gehalt und ihre Form, aber ihr Temperament gegeben, und ihm ist auch vielleicht ihr Verfall zuerst zuzuschreiben. Er war der Anreger, er brachte die Stoffe und die Menschen zueinander, durcheinander. Nichts ließ er zur Ruhe kommen, ungeduldig, abenteuerlich, ungenügsam, gewaltsam verfeinert und brutal, eifersüchtig und überzart. Nichts tat ihm genug, was sein war und nichts ließ ihm Ruhe, ehe es sein war.

Beständig war er gespannt sich hinzugeben, aufzuopfern oder etwas zu vergewaltigen. Seine Kunst, Menschen und Dinge zu finden, anzulocken und zu verwirren, war fast dämonisch. Die Begeisterung war ihm Genuß, das Philosophieren Spiel, das Lieben Experiment. Geborener Schauspieler und Selbstbeobachter, war er gierig auf alle Reize aus und vermochte die feinsten zu zerlegen und zu zerstören. Der wachste und voreiligste seiner Genossen, konnte er nichts Werdendes auswachsen lassen, hielt unter die Früchte noch das Licht, um sie schneller zu reifen. Ein unsteter Projektemacher war er und geschwätzig über angebrüteten Plänen. So gab er freilich fast allen mannigfache Anregungen, aber löste auch vieles durch sein Zickzack und Mißtrauen und Hetzen auf, ehe es gefestet war. Gedanken, die einer fruchtbaren Stille wert waren, wurden zu Geschwätz und Literatur verarbeitet. Was auf dem Weg war sich zu bilden, warf er in Splittern vorschnell aus. Aus der Flut machte er Wellenspritzer und aus der Flamme Funken. Soweit Mysterien ausgeschwatzt werden konnten, hat er sie ausgeschwatzt und den Reichtum, der in ihm selber war, verarmt und verflacht. Dabei war er ein Genüßling, kein böser, freilich auch kein gütiger Mensch, nur ohne jedes Gewissen. Es kam ihm nicht mehr auf die Sache an, wenn er sein Spiel mit ihr getrieben hatte. So kostete er früh sich selbst und die Welt stumpf und erkaufte, fett geworden, die Ruh der Seele durch ein sacrificio del intelletto und mit unterirdischem Mönchshaß gegen das helle und schöpferische Leben.

Dorothea ist nur durch ihn und neben ihm zu denken. Er hat sie gefüllt und ihre eitle Seele hatte keine andere Aufgabe, als ihn zu spiegeln. Regsam und empfänglich, anschmiegend und wach, mit zudringlichem und nie unbefangenem Verstand, machte sie alle Schillerungen Friedrichs mit und trägt seinen Fluch und hat nur dies vor ihm voraus, daß sie eine wahrhaftige Hingebung bis zum Opfer treu bewährt hat, weiblich, fast hündisch. Sie ist merkwürdig als Medium, worin das sprunghafte Wesen Friedrichs steter und in einer Folge sich mitteilt.

Die romantische Frau ist Caroline. Wenn Novalis der Geist und Friedrich das Temperament der Romantik war, so darf sie deren Leib und Seele heißen. Liest man ihre Briefe, so scheint alles um sie her nur ihr Atem. Sie ist eine der großen Frauen der Geschichte, ein geborener Mittelpunkt, ein elementarisches und mit Verhängnis geladenes Wesen, voll Zauber und Verderben, voll tröstlicher Weisheit und ruhigen Kindersinns; mit jeder Lockung und Gefahr der Sinnlichkeit ganz durchtränkt, ganz Leib und bis in die Fingerspitzen beseelt, ein rührendes und mächtiges Geschöpf. Man begreift, warum manche der tiefsten Kräfte der Romantik nicht zu Produktionen werden konnnten: sie waren gleichsam in dieser Frau gebunden. „Bewegte Sinnlichkeit", der Inhalt der Romantik, war ja hier körperlich unter die Sucher gestellt. Hier war das Fleisch Seele geworden, nicht durch christliche Entkörperung und mystische Umkehr, sondern gerade durch Erfüllung seines eigensten Sinns, im Sonnenlicht des Genusses und in der Luft des alltäglichen Geschehens. In diesem Sinn steht sie gegen Novalis, der die Fleischwerdung des Geistes sang und in sich erlebte. Und wie Caroline ihr Sinnliches zu Seele umschuf, so auch ihr Schicksal. Diese Zarte, Holde, Empfängliche war durchaus heroisch gestimmt und was ihr widerfuhr, verwandelte sich unter ihrem sanften und festen Willen in Notwendigkeit und Harmonie. Ihr Leben steht unter einer göttlichen Gerechtigkeit. Als deren Trägerin und Botin empfindet sie sich auch andern gegenüber, was ihr bald als Kälte, bald als Koketterie ausgelegt wurde. Sie konnte von nichts befleckt werden, keine Hingabe machte sie zur Sklavin, immer blieb sie unbefangen und im Gleichgewicht. In ihr ist keine Spur von Hysterie, Lüsternheit, Empfindelei. Mit der seherischen und unerbittlichen Unschuld eines Kindes schreitet sie sicher durch Menschen und Ereignisse; alles empfindend und nichts betastend, stolz und geduldig, nie satt und nie gierig, heiter wie eine antike Göttin und bräutlich still vor dem Göttlichen, das sie in allem Leben walten fühlte, voll leiser Fieber und Verführungen und mit hellem Bewußtsein ihres Wertes wie ihrer Gefährlichkeit. Wir denken

an Monna Lisa. Auch sie lächelt jenes unsterbliche Lächeln. Und damit ihr das weiblichste Geschick nicht fehle, ward sie Mutter und ihre Mütterlichkeit wuchs ihrem frauenhaften Reize zu. Ihre Tochter hatte ihr Wesen geerbt, aber dies Kind sollte schicksallos bleiben wie der schlafende Säugling. Was bei der Mutter Erfüllung wurde, ist in Auguste Böhmer Hoffnung und Geheimnis geblieben und um so vieles unendlicher. Das frühentrückte Seelchen erscheint wie ein Wahrzeichen vom Tod der Romantik, da sie eben in Karolinens Stelle hineinwuchs. Daß sie starb, hat der Romantik ihr unverbrauchtestes Herz vor der Zeit geraubt.

Von zwei genialischen Menschen, Ritter und Hülsen, ist die Wirkung in der Romantik fühlbar, aber noch nicht genügend erforscht, um in einer Auslese des Bekannten Platz zu finden. Wir erwarten aus dem Nachlaß dieser beiden wesentliche Einsichten in das Romantische und die rundere Kenntnis zweier Geister, deren Fragmente aus einer ahnungsvollen Weite und Tiefe zu kommen scheinen.

Noch einige Sätze über die romantischen Briefe.

Die eigenste Ausdrucksform des romantischen Geistes war sicher das Gespräch. Wem es nicht auf Begriffe und Gestalten, sondern auf Bewegtheit, nicht auf Ordnung und Organisation, sondern auf Mischung ankommt, muß den Augenblick anbeten und den Ausflüssen der plötzlichen geselligen Inspiration sich am willigsten hingeben. Welches Leben in der Romantik war, könnten wir annähernd nur erfahren als Zuhörer dieser Redelustigen. Auch mag erst am atmenden Wort ihr Geist sich entzündet haben. Begriffe wie „Ironie", „Witz" und die „συμ" können ihre besondere Farbe nicht am Schreibtisch, sondern nur im unberechenbaren Wechselgespräch und dessen Erfahrungen bekommen haben. Die „Fragmente" sind erst verständlich aus jener geselligen Luft heraus und selbst vieles der gesamten Produktion entsprang zum Teil solchen redseligen Instinkten. Die Umstände hielten die Romantiker viel getrennt und Briefe dienten als Ersatz der unentbehrlichen Gemeinsamkeit. Aus dem dialogischen ward ein monologischer Zusammen-

halt. Die Briefe sind nicht nur Parerga, sondern auch Behälter ihres eigentlichen Produktionsmaterials; bei den Frauen sogar fast die einzige Produktionsform. Nur so rechtfertigt sich eine Sammlung und Auswahl. Selbstverständlich gibt es von den Romantikern auch nichtromantische Briefe, Geschäftszettel, Mitteilungen, kurz Beiträge zur äußerlichen Biographie, die etwa soviel Wert zur Geistesgeschichte haben, wie Kleidungsstücke. Wenn dergleichen mit Eifer und Philologie gesammelt wird, so ist das ein Auswuchs des Individualismus und beruht auf der Verwechslung von individuell und privat (sofern es nicht nur bescheiden Stoffsammlung bleiben will für künftige Einschmelzung). Individuell nenne ich eine nur einmal mögliche Form oder Bewegung des unsterblichen, unendlichen, göttlichen Lebens, das eben in ihr und durch sie sich begrenzt und faßbar macht. Das Private sind die zufälligen Funktionen oder Schicksale, die dem Menschen als einem beschränkten Erdenwesen aufgenötigt werden. Dies ist allen Menschen mit allerlei Abwandlungen gemein und umfaßt das bürgerliche Dasein, die Geburt und das Sterben, die Staatszugehörigkeit, kurz den empirischen Lebensgang; da unterscheidet sich Goethe nur wenig von Fritsch. Darüber geben nachgelassene Zeugnisse freilich fast immer Kunde; nur wissen wir damit über das Leben eines Menschen, über die Kräfte noch nichts, um derentwillen wir uns um ihn kümmern müssen. Es ist eine gefährliche Plattheit, in äußeren Anhälten wesentliche Bedingungen des Schaffens zu sehen und die Milieutheorie in ihrer heutigen Anwendung ist keine Errungenschaft, sondern eine Verflachung. Von Shakespeares und Dantes individuellem Leben wissen wir mehr als von dem Schillers, weil es ihnen ganz Gestalt geworden, während es diesem vielfach Trümmer geblieben ist. Hundert überlieferte Handlungen sagen nicht soviel über das Wesen eines Menschen aus wie eine einzige Geberde. Das Wie offenbart, nicht das Was. Gewiß kann jedes Private mit individuellem Geiste durchdrungen und individuell werden. Diejenigen sind die großen Lebenskünstler, deren umbildende Kraft bis in die letzten Zufälle reicht, so daß ihr ganzes Leben eine Not-

wendigkeit, ein Organismus, — eben „individuell" — wird. Nur wo auf diese Weise das Private vernichtet wird, geht es uns etwas an. So hat Goethe in Dichtung und Wahrheit seinen Lebenslauf umgedeutet und symbolisch gemacht, nicht aus Interesse für seine Privatperson, sondern als typisches und allumfassendes Beispiel, wie das Unsterbliche unter gewissen Bedingungen sich ausbilde. Wer hier, wie im Werther oder im Tasso nach Biographie von Modellen schnopert, erfährt nicht nur nichts von Goethes Dichtungen, sondern auch nichts von seinem Leben und bleibt ein neugieriger Barbar. Gerade auf Goethe dürfen sich die Erforscher seiner Privatverhältnisse am wenigsten berufen, gerade sein Privates hat er immer verbergen, sein Individuelles immer gestalten wollen, und was er uns nicht selbst entgegengeformt hat, damit wissen höchstens die ganz Wenigen etwas anzufangen, denen jene Fähigkeit symbolischer Umbildung eignet. Alles andere bleibt gewöhnliche Klatschsucht im wissenschaftlichen Mantel. Völlig absurd wird aber das bloß biographische Stöbern, das willkürliche Verknüpfen von Daten mit Inhalten bei Dichtern, denen die Goethesche Tendenz zur Verschmelzung von Zufall und Notwendigkeit, der Trieb das eigne Leben gesetzlich zu machen, nicht das Beherrschende ist. Nur Schlüsselromane bedürfen biographischer Kommentare, aber nicht weil sie Werke, sondern weil sie Klatsch sind. Einen Lebenslauf als Organismus typisch darzustellen ist der Sinn guter Biographien und hat einen hohen Wert, wie jede Synthese. Aber aus aufgedröselten Lebensdaten aufgedröselte Werke erklären zu wollen hat gar keinen Wert.

Die Auswahl der Romantiker-Briefe würde ich nicht übernommen haben, wenn ich nicht in ihnen eine wesentliche Ausdrucksform dieser Bewegung sähe. Was bloß privat, biographisch, literarisch, spintisierend ist, ohne die besondere romantische Lebendigkeit, wurde ausgelassen; was von dieser Zeugnis ablegt ist aufgenommen. Wer das Biographische und Literarische sucht, darf sich ohnehin nicht an eine Auswahl wenden. Auch diese Einleitung gibt natürlich nur Umrisse von Geist und Seelen.

Die Romantik nehme ich als ein Individuum und habe daher die zeitliche Anordnung durchgehalten, nicht unter Briefschreiber verteilt. Bei der Auswahl waltete keine Rücksicht auf Ruhm und Ansehen der Person, sondern nur darauf, ob die betreffenden Briefe für das Romantische unmittelbar bezeichnend sind. Haben doch gerade die literarisch produktiven Naturen, welche sich in ihren Werken einigermaßen ausgeben und plastisch machen konnten, in Briefen weniger offenbart. Die reichsten Zeugnisse stammen von Novalis, Friedrich und Caroline, und Dorothea spiegelt gut. Nur einige Briefe an Goethe sind, obwohl unmittelbar weniger bedeutend, eingefügt, weil die Beziehungen zu Goethe zum Gesamtbild der Romantik gehören. Der Allgegenwärtige war eben auch eines der Elemente, die im Strom mitgewälzt wurden; auf Richtung und Schnelligkeit des Stroms hat er kaum Einfluß, höchstens auf die Farbe der Wellen. Teilnehmer der Romantik, die früher oder später eignen Trieben folgten, wie Schleiermacher und Schelling, kommen selbstverständlich nur soweit und solang sie romantisch sind, hier zu Wort. Die katholischen Äußerungen Friedrichs und Dorotheas (wenn auch mehr von einem typischen Ende überspannter Genießer schlechthin Kunde gebend) stehen als Abschlußsymptome da, wie man ja wohl auch den Tod mit zum Leben rechnet.

Ein zweiter Band soll brieflich darstellen, wie diese ersten romantischen Anstöße fortgewirkt und sich umgestaltet haben in der zweiten Romantik oder in versprengten Individuen. Freilich bedeuten dabei die Briefe nicht so viel neben den Werken. Die Spätromantiker waren, Bettina ausgenommen, die das Briefschreiben als Literatur trieb, mehr produktive als geistreiche Leute und sangen oder fabulierten, was ihnen auszudrücken gegeben war.

DARMSTADT, JANUAR 1907

Caroline an Lotte Michaelis [1]

Clausthal, 20. März 1786

Mich deucht, ich ſehe hier den Winter mit leichterem Herzen kommen, als den Frühling. Der Winter darf nun einmal rauh ſein, und die Natur im Winter arm und kalt. Auch ſeh ich die Hälfte des Tages über nichts von ihr, und bin die andre Hälfte ungeſtört ich, in meiner Stube. Der Frühling macht mir Heimweh; es iſt immer die Jahrszeit ſüßer Schwermut; but, as there is no occasion for a sweet one, ſo wird dann eine bittre draus. Doch wer weiß, was das für tauſend kleine Urſachen ſind, die mich dieſen Abend unzufrieden machen und mit denen die wärmere Sonne nichts zu ſchaffen hat. Ich weiß es ſelbſt nicht. Meine eigne Laſt drückt mich. Es geht mir immer ſo, wenn ich einmal lange nicht über mich nachgedacht habe und halte dann Revue es findet ſich ſo vieles zu verbeſſern, die edle Tätigkeit iſt ſo ſchlaff geworden, und man merkt dann, wenn man wenigſtens unparteiiſch mit ſich umgeht, daß beinah alles, was uns Mißmut macht, eigner Mangel derſelben war. Hernach wird es wieder beſſer — man iſt wieder beſſer — bis man von neuem ſinkt — und ſich von neuem erhebt. Ich freue mich, daß ich das erſte bald wahrnehme; aber weil ich weiß, wie leicht es iſt, mit ſehenden Augen blind zu ſein, ſo warne ich Dich ſo oft, meine liebe Schweſter, welches Du mir nicht übelnehmen mußt; das würde nichts helfen, ich laſſe nicht ab, Dich zu erinnern, ſolange Dein Schickſal unſicher iſt. Quälen will ich Dich nicht, nur möcht ich wohl, daß Dir Deine Freuden dann und wann ein wenig zittrig ſchmeckten, damit die Sicherheit des Genuſſes Dich nicht zu weit führe. Mißfallen habe ich ja weiter gar nicht geäußert. Nimm Dich nur ja immer vor der argen Welt in acht; ich ſehe nicht recht ein, wie das noch geſchehn kann, da Ihr ſo mutwillig ſeid, und es kommt doch ſo viel darauf an....

22. März

Hätte nicht brauchen in Vorrat zu ſchreiben, da die Donna erſt morgen weggeht. Sie wird hinunter geregnet werden; wir

haben heut ordentliche Gewitterſchauer gehabt; und bei Sonnenuntergang die prächtigſte Erleuchtung, auf die die Sonne traktieren kann. Aber ich für mein Teil bin nicht wohl, ich ſtäche die Feder lieber unter die Nachtmütze, als daß ich ſie zwiſchen Fingern halte — ja dieſe Begierde wird ſo leidenſchaftlich bei mir, daß ich ihr nachgeben — Abſchied von Dir nehmen muß. Nur das noch, ob Du nichts zu leſen für mich haſt? Ich vertrockne ſeit einiger Zeit, weil alle meine Bücherquellen ſich verſtopfen. Marianne ſchickt nichts — Blumenbach iſt ein Gevatter Johannes — Mad. Volborth hab ich den Kauf aufgeſagt — Du? und ſo gehts mir wie dem, der Gäſte laden wollte, und alle entſchuldigten ſich. Sans comparaison mit den Blinden und Krüppeln, nun bitt ich Meyern, erſtlich um etwas Amüſantes gut zu leſen, wenn man auf dem Sopha *liegt*. Das muß kein Foliant ſein, ſondern was man mit einer Hand hält. Wohl möcht ich *neuere* franzöſiſche Trauerſpiele, kleine Romane, Memoires oder auch etwas Ernſthaftres. Gott! er muß es ja wiſſen. Mir iſt alles willkommen, was ich noch nicht geleſen habe. Zweitens möcht ich etwas zu leſen, wenn man auf dem Sopha ſitzt und einen Tiſch vor ſich hat, als ältere engliſche Geſchichte aus Alfreds Zeiten, und den 4. Teil von Plutarch (die andern hab ich geleſen). Alles auf einmal will ichs nicht. Bei der nächſten Gelegenheit kommt auch Winckelmann und Oſſian wieder. Betreib dies ein bißchen für Deine Schweſter; es iſt unverantwortlich, daß man mich ſo gleichgültig zum Aſchenbrödel werden läßt. Mach es Meyern wichtig. Bekomme ich nichts, ſo glaub ich nicht an Deine Gewalt über ihn. Die Drohung zeigt Dir wenigſtens, daß es mir mit meinem Wunſch ein Ernſt iſt.

Mir iſt wirklich übel zumut. Ich muß mich ausziehn. Leb wohl, meine Liebe, liebe mich, folge mir und ſorg für mich.

Caroline

Caroline an Lotte Michaelis [2]

Clausthal 1786

. . . Gib mir Deine Philoſophie aufzuheben, bis Du ſie wirklich brauchſt — ſie ſoll vom Tragen nicht ſchlechter werden. Was ich dagegen einwenden könnte, damit biſt Du mir ſehr ſchlau entgegen gegangen — nun muß ich ſchweigen. Nur merk Dir das, ſie hält nicht länger Stich, als der Genius der Jugend und Freiheit über unſerm Haupt. Sie entſpringt aus der Situation, und nicht die Art, mit der wir die Situation anſehn, aus ihr. Sie iſt wie die Freude, die vor dem Kummer flieht. Sei Du glücklich ſolange Du kannſt. Früh genug wird die Stunde kommen, die den Zauber bricht, wo das große Intereſſe des Lebens verſchwindet — ein Tag dem andern ohne Sturm und ohne Ruh folgt, und das Tränen ſparen — Roſen brechen — ſich in Tränen verbergen und Tränen trocknen verwandelt. Daß hohe Tugend überſpannter Geiſt wär — das hat ſich Meyer von Thereſe abſtrahiert. Er kann recht haben, ob ich gleich wünſchte, er hätt es nicht, denn warum darf überſpannter Geiſt nicht Natur — warum nicht höhere Natur ſein? . . .

Caroline an Lotte Michaelis [3]

Clausthal, 28. Mai 1786

Ich bin nicht unglücklich, wenigſtens nicht durch meine Lage, ja was ſag ich wenigſtens? Bin ichs denn überall? Nennt ers ein Unglück, eine Seele zu haben? So ſcheints mir beinah. Es war eine Zeit, wo Thereſe ſich alle die unglücklich dachte, die ſie liebte, daher ſchreibt ſich das. Sie iſt von dieſer Grille zurückgekommen. Sie glaubt an Glückſeligkeit. Die meinige iſt nicht überſpannt, aber ich bin ihre Schöpferin, fiel mir auch in den erſten Zeiten wohl der Gedanke ein — warum mußt Du hier Deine Jugend verleben, warum Du hier vor ſo vielen andern; und vor manchen doch fähig, eine größere Rolle zu ſpielen, zu

höhern Hoffnungen berechtigt? Das war aber Eitelkeit. Jetzt ſagt mir mein Stolz, was ich habe, iſt mir gegeben, dieſe Situation zu tragen, mich ſelbſt zu tragen. Ich bin ſehr zufrieden. Ich leugne es nicht, es im Anfang nicht geweſen zu ſein. Das klagte ich freilich Thereſen. Viel kam mit daher, daß ich nicht geſund war, nie ſo ſehr wie jetzt, und das ſchwächt meinen Kopf, und Schwäche erzeugt bei mir immer glühende Phantaſien. Die können nicht anders wie ſich zur Traurigkeit neigen mit meinen ſonſtigen von entzückter Schwärmerei entfernten Gefühlen. Wie wenig Gegenſtände gibts, wo die halbweg vernünftige Einbildungskraft ſich an Freuden übt. Ich bin nicht mehr Mädchen, die Liebe gibt mir nichts zu tun, als in leichten häuslichen Pflichten — ich erwarte nichts mehr von einer roſenfarbnen Zukunft — mein Los iſt geworfen. Auch bin ich keine myſtiſche Religions-Enthuſiaſtin — das ſind doch die beiden Sphären, in denen ſich der Weiber Leidenſchaften drehn. Da ich alſo nichts Nahes fand was mich beſchäftigte, ſo blieb die weite Welt mir offen — und die — machte mich weinen. Da iſt immer die Rede von ſchwachen Stunden. Weh mir, wenn in guten es mir an Freuden mangelte. So eingeſchränkt bin ich nicht. Durch Intereſſe an Dingen außer mir, durch Betrachtung, durch Mutterſchaft, durch alles was ich tu, genieß ich mein Daſein. . . .

Caroline an Lotte Michaelis [4]

Clausthal 1786?

. . . Auguſte iſt unausſprechlich liebenswürdig, ſchön wird ſie gewiß nicht, da ſteht ihr Näschen im Weg, aber jetzt hat ſie alles, was Schönheit erſetzt, und Gott gebe, daß ſie gut werde.

Clausthal, März 1787

Freu Dich für mich, ich hab heute ſchon wieder ſpazieren gehn können. So gräßlich die Welt vorgeſtern ausſah, ſo ſchön iſt ſie jetzt, voller Sonnenſchein und Vorbedeutungen des kommenden Gottes — ich weiß nicht, welches Geſchlechts der Frühling iſt — oder Göttin, alſo — denn ich will ihnen nicht zu nahe tun wie Du — die nur einen Buben für was rechts hält. Nimmer werdet ihr verwahrloſeten Mädchen doch eure Natur verleugnen, oder der gemeine Haufen die erſten Vorurteile ablegen. Ich gebe keinen Heller für einen Jungen, als inſofern ich mich herablaſſend ſchmiege zu andrer Glauben. Und wird es ein Mädchen, ſo ſollſt Du es wohl gern nennen, denn es kriegt einen Namen der gut lautet, obgleich Baſen und Vettern dagegen ſchrein, und ſich das arme Weſen durch nichts als überſchwengliche Liebwürdigkeit von der vorgefaßten Meinung wird retten können, die auf ſeinem Geſchlecht und Namen ruht. Aber Du wollteſt mir ja einen für einen Jungen angeben, tu es bald, oder ich nenne ihn in der Desperation Johann Georg — oder David Ludwig. Ein Unglück iſt es, daß Du ſo oft auf Fragen nicht antworteſt; ſcheinen ſie Dir gleich unbedeutend, ſo wiſſe, daß ſpartaniſches Gewicht auf ihnen ruht, keine geſchieht überflüſſig — als zum Beiſpiel: ſoll ich meine weißen Kleider plätten laſſen, oder nicht....

Grüß Louiſen Michaelis herzlich, und ſie ſollte gern kommen. Laß ſie gleich was zu leſen mitbringen, nach dem Ideal des Chevalier de Ravannes. Anders gilt nichts vor und nach dem Wochenbett. Gott, wie war ich doch das vorigemal ſo herunter, daß ich, die den Arioſt nie mit der geringſten Bewegung las — wie das in der Überſetzung auch wohl nicht möglich iſt, ſondern über das Getürm von herzbrechenden und lanzenbrechenden Abenteuern leicht hinwegglitſchte, nun mit höchſtgereizter Einbildungskraft jeden Rieſen und Drachen ſah, ziſchen hörte, und heulen konnte über die Schöne, die ihren unverwundbar geglaubten Hals

zur Probe dem Schwert darbot. Ganz ſo arg, dächt ich, könnt es auch bei gleichem Leiden nicht wieder werden, denn ich bin vorher gewaffnet, und jene Zeiten waren überall eine Kriſis der ſchwärmenden Vernunft: Wörter, die ſehr wohl zuſammen paſſen, ohngeachtet es nicht ſo ſcheint. Recht neugierig bin ich, wie es mir diesmal gehen wird. Da kommt Auguſte: ſchreiben an Tante Lotte: Auta iſt ein gut Kind — wie ich ſchrieb Auta, ſagte ſie: heißt Auta. Lotte, ich ſchwöre Dir, Du würdeſt Dich bis in die Fingerſpitzen des Mädchens freuen. Gern hätte ich die Vorrede von Schlözer, und etwa — ſonſt noch was, nur damit die Botenfrau das Anſehn eines ſüßen Packeſels nicht ganz verliert. . . .

Caroline an Lotte Michaelis [6]

Clausthal 1787

. . . Auguſte iſt reizend lieblich, ich bete ſie an, das zu hoffende Kind iſt nur ein Unkepauz (?) in meiner Einbildungskraft, ich lieb es nicht vorher, wie ich jene liebte. . . .

Caroline an Luiſe Gotter [7]

Göttingen, 8. März 1789

. . . Ich komme nicht zu Dir, ich darf alles was Du mir ſo liebreich anbieteſt, Dein Haus, Deine Geſellſchaft, die Freuden der Erinnrung der erſten glücklichen Jahre meiner Jugend, die eine ſo ganz andre Zukunft zu weisſagen ſchien, ich darf ſie nicht annehmen, weil ich eine andre Reiſe zu machen habe, und welche die iſt, das errätſt Du leicht. Mein Bruder bot mir ſein Haus an, ſobald ich meine Heimat verloren hatte; der Zuſtand, in dem ich war, und die Wünſche meiner Eltern, denen ich leicht nachgab, weil ich nicht die Kraft haben konnte zu überlegen, zu

einer Zeit, wo ich ſie alle aufbieten mußte, um dem Unglück zu widerſtehn, machten, daß ich damals wenig Rückſicht darauf nahm, und es ihm vors erſte ganz abſchlug. Wie ich aber nach und nach die Verhältniſſe in einem helleren Licht zu ſehen anfing, wie ich in alle diejenigen zurückkehrte, die man mit einem Herzen, das jenſeits ſeines Grams nichts mehr erblickt, ſo leicht vernachläſſigt, und die wiederholten Bitten meines Bruders hinzukamen, da reifte der Entſchluß, den ich nun gefaßt habe. Ich glaube er iſt gut, und das muß mir manches Opfer verſüßen, das ich ihm bringe. Dort kann ich nützlicher und tätiger und freier ſein für mich, und was mich eigentlich beſtimmt, für die Erziehung meiner Kinder. Sie ſind das einzige, worauf ich ſicher rechnen können muß, ſie ſind meiner Glückſeligkeit notwendig, und ich fühle, daß ſie ein mir anvertrautes Gut ſind, das ich alſo nie nach meinen Konvenienzen behandeln darf. Erziehung iſt nach meinem Begriff nicht Abrichtung, das iſt ein Zweck, den ich durch Strenge allenthalben erhielte — es iſt die Entwicklung der angebornen Anlage durch die Umſtände — und dieſen getraue ich mir hier, wo ich meine Kinder nicht allein habe, wo ſie unter dem Einfluß des Beiſpiels ſtehen, nicht ſo entgegenarbeiten zu können, daß ſie würden, was ich aus ihnen machen möchte — meine Kunſt, die eigentlich keine Kunſt iſt, ſondern nur eine gewiſſe Untätigkeit, welche höchſtens vor böſen Gewohnheiten zu bewahren und die erſten entſcheidenden Eindrücke zu lenken ſucht, traut ſich das nicht zu, und ſo will ich lieber den freien Boden wählen, wo ſie gedeihn muß, wenn Kinder ihren Eltern gleichen, als mich der Gefahr ausſetzen, ſie mißglücken zu ſehn. Ich könnte doch auch für die Zukunft nicht ruhig daran denken, Töchter, die keinen Schutz haben wie ihre Mutter, auf einer Univerſität erwachſen zu ſehn. M[arburg] iſt zwar auch eine, aber es hängt ganz von mir ab, inwiefern M. es nicht ſein ſoll, ich erwarte überhaupt nichts von dem Ort, und es iſt bloß der, wo das Haus meines Bruders liegt, wo ich mehr Einſamkeit, Freiheit und Ruhe finden werde. Die Freude, die ich dieſem Bruder mache, ſelbſt der

Nutzen den ich ihm leiſten kann, iſt ein Bewegungsgrund, der ſchon hinreichend wäre, ohngeachtet er mein erſter nicht iſt. Dir braucht ich vielleicht nur dieſen anzuführen, aber hier, wo man nicht ganz begreift, warum ich eine ganz angenehme Situation mit einem offenbar weniger angenehmen Aufenthalt verwechſele, will man ihn nicht gelten laſſen, und ich kann doch nicht wohl einen andern nennen. Es wird mir auch ſchwer von hier zu gehn, das leugne ich nicht, Göttingen iſt eine Stadt, von der im Allgemeinen nicht viel tröſtliches zu ſagen iſt, allein in keiner von ſo geringem Umfang wird man ſo viel einzelne merkwürdige geſcheute Menſchen antreffen, und ich konnte dieſe einzelnen genießen, und brauchte mich an den Ton des Allgemeinen nicht zu binden, wenn ich dafür leiden wollte, was ſich nach Weltlauf gebührt. Ich hatte ein bequemes Leben, ich mag aber kein bequemes Leben haben, wenn es nicht ewig dauern kann. Kurz, das Loos iſt nun geworfen — zwiſchen Oſtern und Pfingſten werde ich abreiſen. Was aus unſerem Wiederſehn wird, das wiſſen die Götter! So offen wie jetzt alles vor meinen Sinnen da liegt, ſo jeder Möglichkeit unterworfen, verzweifle ich an nichts, ich erwarte aber auch nichts — was mein Wille kann, das wird er — und was die Notwendigkeit fordert, werd ich ihr einräumen, doch niemals mehr ihr geben, als ſie wirklich fordert...

Könnt ich nur einmal die balſamiſche Luft eines ſo milden Himmelſtrichs einatmen, nur einmal im Regen der Orangenblüten ſpazieren gehn, ein munteres Volk ſehn, oder das Schauſpiel wärmerer Leidenſchaften, als unſre gemäßigte Zone aufkommen läßt — auch fromme Wünſche! — doch eröffnet mir das Leben mit meinem Bruder eine etwas weitre Ausſicht, ich komme den Rheingegenden näher. Es iſt doch betrübt zu wiſſen, daß man noch gar nichts Schönes geſehn hat.

Tieck an Goethe [8]

Berlin, 10. Juni 1789

Ich bin so dreist, Ihnen dies kleine Buch zu überschicken, nicht, weil ich es für würdig genug hielte, von Ihnen gelesen zu werden, sondern weil ich endlich diese Gelegenheit ergreife, um Ihnen meine Verehrung und liebende Bewunderung zu bekennen. Es ist ein großes Glück, der Zeitgenosse eines großen Mannes zu sein, denn die Liebe, mit der wir das Edelste und die Kunst umfangen möchten, findet dann einen wirklichen Gegenstand vor sich, da uns die Künstler der Vorwelt in vielen Stunden nur wie Traumgestalten erscheinen. Ich habe es mir oft gedacht, wie glücklich ich mich fühlen würde, wenn ich mit Shakspearr sprechen, wenn ich ihm schreiben könnte, und doch bin ich nicht zu furchtsam diesen Brief fortzusetzen. Vergeben Sie mir; wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich Sie einmal sehen könnte, um aus Ihrem Mund zu hören, ob und wie ich auf der Bahn fort gehn sollte, die ich vielleicht zu leichtsinnig und voreilig betreten habe.

Caroline an Meyer [9]

Marburg, 24. Oktober 1789

. . . Sie haben mir Wahrheit gegeben, die für mich einen unwiderstehlichen Zauber hat. Es ist das Einzige, was mich täuschen könnte. Der Mensch, welcher sie inniger liebt wie ich, muß ungeheure Fähigkeiten haben — oder steht unter allem Vergleiche. Wissen Sie aber, daß man sie geben kann ohne mehr zu sein? Ich ziehe Sie nicht in Verdacht, doch gestehe ich — ich ergründete Sie noch nicht, und wollte, daß Sie mir soviel über sich wie über mich sagten. Was liegt denn am tiefsten in Ihrem Wesen gegründet? Herrscht der Leichtsinn Ihres Kopfes, oder der Ernst Ihres Herzens da, wo Ihre heftigste Leidenschaft

ſpricht — wanken Sie zwiſchen beiden — ich begriff Sie nie ganz und konnte auch nicht, denn wie wenig kannte ich Sie durch mich ſelbſt. Wie ich Sie kannte, intereſſierten Sie mich aus meinem Geſchmack — den viele Leute falſch nennen — und einer ſeltſamen Übereinſtimmung mit dem, was den leiſeſten, den halb unverſtandnen Bildern meiner Phantaſie ſchmeichelt. Ich hätte Empfindungen erregen mögen, wie Sie ſie ſchilderten, und doch nicht die Ihrigen — denn mein Herz hatte ſich von aller Wirklichkeit entwöhnt — ich wußte nicht mehr damit umzugehen. Das gab mir einen Ernſt gegen Sie, den Sie nur erwidern wollten, und ſo, daß ich ihn nicht für natürlich hielt, zurückgaben. Vertrauen hatte ich für Sie nur durch andere. Daß Sie meine Lage vollkommen richtig beurteilten, wußt ich ſehr wohl, aber ich konnte auch darüber nicht offen ſein, weil ich den letzten Wahn zu retten hatte, der mir mein Schickſal erträglich machte, den letzten Wahn der Liebe: Zärtlichkeit. Zu delikat, zu gut, zu ſanft dieſe wegzuwerfen — vielleicht auch zu ſehr eingeengt — behielt ich ſie bei, und ſie lebt ſelbſt noch in der Erinnerung, ob ich gleich mit Schauer und Beben an jene Zeit zurückdenke, und von ihr wie der Gefangene von dem Kerker mit einer ſchrecklichen Genugtuung rede....

Man liebt mich ſehr, weil mein Herz ein Gewand über die Vorzüge des Kopfes wirft, das mir beides Äußerungen als Verdienſt anrechnen läßt. Daß ich gehn kann wann ich will, macht, daß ich alles Ungemachs zum Trotz bleibe — das iſt die Art von Trägheit, welche der hat, der den Tod nicht fürchtet.

Ich habe mir ein Ziel meines Bleibens geſetzt — dann weiter, wohin mein Genie reicht — denn ich fürchte, das Geſchick und ich haben keinen Einfluß mehr aufeinander — ſeine gütigen Anerbietungen kann ich nicht brauchen — ſeine böſen Streiche will ich nicht achten. Wünſche hören auf beſcheiden zu ſein, wenn in ihrer Erfüllung unſere höchſte und ſüßſte Glückſeligkeit läge — auf Wunder rechnet man nicht, wenn man ſich fähig fühlt Wunder zu tun, und ein widerſtrebendes Schickſal durch ein

glühendes, überfülltes, in Schmerz wie in Freuden ſchwelgendes Herz zu bezwingen.

Meine Kinder ſind liebe Geſchöpfe. Daß Sie kämen, Meyer — mit ſanftem und feſtem Schritt käme Ihnen eine Freundin entgegen in

Caroline

Caroline an Philipp Michaelis (?) [10]

Nach dem Tode ihres Töchterchens Thereſe

Marburg, Dezember 1789

. . . Ich war tätig, bis ich nichts mehr zu tun fand — dann ſetzte ich mich neben Lotte aufs Kanapee — meine Roſe wurde ſtill — die Malsburgen und Breidenſtein knieten vor ihrem Bett — keins von den Mägden war gegenwärtig — alles wurde ſtill — und ich wünſchte ſehnlich, daß doch dieſe Stille nie möchte unterbrochen werden. Ich bebte vor dem Augenblick, wo ich, bewegungslos mit feſtgehefteter Seele — mich wieder bewegen müßte. Wo biſt Du Geiſt der Schlummernden? Die Frage trat mir nahe unter Bildern, unter Ideen, vor welchen die eingeſchränkte Menſchheit nur dumpfen Sinn hat — und wenn ſich dieſe Dumpfheit mit Sehnſucht nach deutlicherm Wiſſen miſcht — und in denſelben Vorſtellungen auch das Gefühl des Verluſtes erwacht — meine Bruſt arbeitete entgegen mit der Gewalt — die ich wohl kenne — allein ganz ſo noch nicht übte. — Ich blieb mit Lotten zuletzt allein — und rief nun die Leute, damit ſie des Nachts bei der Entſchlafnen wachen ſollten. Sie kamen, und wußten noch nicht, daß ſie tot war. Ob ich nachher ſchlief oder wachte, weiß ich nicht. Ich blieb ruhig — Auguſte beſchäftigte mich — ſie ſchien es gar nicht zu merken — ſie ging allein in die Stube — kam wieder heraus ohne weitre Äußerung, endlich ſagte ich ihr, daß Röschen nun nicht mehr mit ihr ſpielen

könnte. Da brach es aus — ſie ſchrie mit einem beinah widerwärtig heftigen Ausdruck: das ſollſt Du mir nicht ſagen, Mutter! als wenn ſie es vor ſich ſelbſt hätte verbergen wollen bis dahin. Ich kann Dir das Eigne davon nicht beſchreiben — es ſchien innre Tiefe mit einer ſo ſonderbaren Gedankenloſigkeit verknüpft — ich konnte nicht wahrnehmen, daß etwas in ihr arbeitete — und doch, wenn es auch nachher wieder zu Tränen kam, ſchien es Ausbruch verhehlter Regung zu ſein. Jetzt miſcht ſie viel kindiſchen Leichtſinn in ihre Erinnrungen, welche ſehr häufig kommen. Sie ruft Röschen — ſie ſagt: ich ſehe ſie, ſie will nicht kommen, ſie iſt bei ihrem Vater.

Ich brachte den übrigen Tag in einer Gleichgültigkeit zu, in welcher ich mir nicht ganz bewußt war, wieviel ich dazu beitrug, ſie zu erhalten — die Erſchöpfung ſagte es mir. Ich war am Abend ſo matt, daß ich nicht gehn konnte, und wie ich ins Bett kam, wurde mir ſehr übel, und ich huſtete Blut, welches die ganze Nacht anhielt, und worauf eine große Schwäche folgte. Ich gewann aber meine Kräfte bald wieder, und ward wenigſtens nicht untätig. Meine Geſundheit iſt ſeitdem geweſen, wie Du es Dir bei meiner Konſtitution denken kannſt — nur litt meine Bruſt und zog ſich ſo zuſammen, daß ich nicht grade ſitzen konnte, und mitunter kam immer etwas Blut, welches vermutlich davon herrührte, daß es ſich im Unterleib angehäuft hatte. Es iſt mir jetzt doch erträglich zu Mut — ich bin zweimal ſpazieren gegangen — und mein Huſten iſt nur krampfhaft — die freie Luft ſtärkt meine Bruſt wieder. . . .

Lebe wohl, ich kann nicht mehr ſchreiben. Die La Roche ſchreibt mir heute, daß ſie Dich erwartete — Du biſt alſo vermutlich da geweſen. Sage Thereſen, daß ich ihr wohl mit nächſtem Poſttag ſchreiben werde — weil ich gern will. Gott erhalte ihr, was ich nicht habe, und was nicht mehr zu haben, ich nie ſchwächer fühlen kann, da ich es mit voller Beſonnenheit fühle. Nur noch ein Kind — und das holde, das mir ſo viel ſüße Erwartungen gab — hin — mit allem was ich für ſie hätte tun können.

Caroline an Meyer [11]

Marburg, 1. März 1791

. . . Unſre Familie iſt zerrüttet durch Verdorbenheit, Unverſtand, Schwäche und Heftigkeit der einzelnen Mitglieder. Der eine betet, der andre klagt das Schickſal an, der Grund des Übels liegt aber nicht jenſeits der Wolken. — Meine Auguſte hat keine großen Anlagen, ſie iſt leichtſinnig, aber gut wird ſie werden — echt gut — ich darf ſagen wie die Mutter, und vielleicht weniger Hinderniſſe äußern Glücks in ſich finden. — Ich ſeh im Gang meines Lebens Urſache und Folge genau miteinander verflochten und will mich nicht gegen die Notwendigkeit auflehnen. Es gibt geſammelte Stunden, wo der tief — allem zum Grunde liegende — Schmerz über ein Daſein voll Widerſpruch herrſchend wird — er löſt ſich ſanft auf, in jedes Geſchäft, an welches die Gegenwart mich heftet, in den geringſten Genuß, den ſie mir darbietet. — Dies iſt auch Widerſpruch — aber wir müſſen den Göttern danken nicht konſequent zu ſein.

Dürfen Ihre Freunde in Deutſchland nicht darauf rechnen, Sie im Laufe dieſes Jahres wieder zu ſehn? — Antworten Sie mir bald — ich hoffe dies Paket erreicht Sie noch, ehe Sie Rom verlaſſen — Sie brauchen den Segen nicht, den Sie verlangen, aber er iſt doch das einzige was wir Ihnen geben können. Übrigens, was T. als Geheimnis bewahren ſoll, werd ich nicht verraten. — Nehmen Sie meine ganze wunderbare Teilnehmung an Ihnen freundlich hin. Adieu.

. .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm Schlegel [12]

Leipzig, 18. Mai 1791

Mein Freund, der Ungeſtüm, mit dem Du bei der Abfahrt aufbrauſeteſt, hat mich beunruhigt. Ich weiß, Du haſt ihn noch nicht überwunden, ſondern wirſt der Laune ſein wie ſo oft in

Göttingen. Aber Du mußt ihn überwinden. Du mußt Deinen Grundſätzen getreu ſein, ſonſt denke ich, Du ſeieſt nicht ſtark genung, Gott zum Trotz Dich glücklich zu machen. — Für mich war der Abſchied ſehr herrlich. Denn als ich Dich umarmte, fühlte ich ſehr ſtark, daß Du auch mein biſt, weil ich Dich liebe. Den Rückweg nach Hannover war ich in herrlichem Taumel. Ich biete Dir alles was ich habe und mehr als bis itzt gab — wegen der bekannten Mutloſigkeit. Dieſe zu überwinden brauche ich nur ein gewaltſames Auffraffen meiner Kräfte, — denn bei meinem Intereſſe an der Natur iſt der Stoff unendlich. — Ich habe mich oft durch einen gewiſſen geiſtigen Schmutz, der allen Dingen anhängt, an Betrachtung des Intereſſanten hindern laſſen. Es iſt derſelbe Stoff, die Welt, der dem dummen Wilden ekelt und dem erhabenen Betrachter zur Luſt dienen muß. Mein Wahlſpruch iſt in dieſen Worten

Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen,
Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt tot!
Auf! Schüler, bade unverdroſſen
Die ird'ſche Bruſt in Morgenrot.

Ich bin bereichert durch die Briefe der B[öhmer]. Etwas unbegreiflich bleibt ſie mir — nämlich wie bei der Erhabenheit die leichtbewegliche Phantaſie und die Zartheit des Gefühls ſein kann. Du darfſt Dirs nicht gereuen (denn wenn Du dieſe heilige Idee entweiheſt, ſo würdeſt Du Reue fühlen) laſſen. — Mit ihrer Erhabenheit ſympathiſiere ich, und das Zartere erreiche ich mit dem Verſtande. — Ich glaube nicht, daß ich ihre Zartheit verletzen würde auch bei dem freieſten Verhältniſſe ...

20. Mai

Ich denke mir Dich in den Wirbel kleiner Sorgen und kleiner Geſchäfte. Du wirſt lernen, das Geringe durch große Zwecke zu adeln wie die B. — wie Geiſt über den Waſſern ſchwebend. — Du biſt oft zu ungeduldig dazu. — Die ganz poetiſche Bildung trägt dazu bei. — Der Zweck der Kunſt iſt die Schön-

heit des Lebens hervorzubringen, und das bewirkt ſie auch. Wenn aber ein Mann mit ſich ſelbſt oder mit der Welt noch nicht ganz in Übereinſtimmung iſt, ſo fehlt es dazu an Kraft, und ſie weckt grade das Gegenteil, die Harmonie eines Augenblickes macht die beſtändigen Diſſonanzen fühlbarer; man erliegt deſto mehr unter der Laſt der Alltäglichkeit. Es liegt dann etwas ganz Zerreißendes in der Poeſie, welches ich aus Erfahrung weiß.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [13]

Leipzig, 4. Juni 1791

Faſt bin ich beſorgt, da ich noch immer nichts von Dir höre. — Ich kann mir denken, daß alles Neue Dir wenige Zeit übrig läßt für freundſchaftlichen Genuß. Denn ich weiß, daß Du im Getriebe kleiner Sorgen ſo viel Schönes auf dem Fluge entwendeſt, wie Du kannſt. — Soeben dieſen Morgen las ich eins Deiner Lieblingsbücher. Herders Plaſtik — ich glaube ſeinen Charakter itzt mehr zu verſtehen wie in Göttingen — es hat mich vergnügt mich in ſein Weſen zu verſetzen — und gewiß iſt es das ſeineſte ſeiner Werke, um mich eines Ausdrucks von ihm zu bedienen. Sehr zart und fein iſt ſein Sinn, aber auch empfindlich und verletzbar durch das kleinſte. Seine Sprache iſt wie eine blumenreiche Wieſe und wenn ſie ſich erhebt wie der Regenbogen. In der Plaſtik iſt ſie ſehr bilderreich und ich glaube orientaliſch; es fügt ſich ineinander wie ein Blumenſtrauß. — Es fehlt ihm ganz an Kraft zum Widerſtande; ſeine Klagen quälen mich noch widerlicher wie die des Rouſſeau. Echte Schönheit muß ſich als Siegerin über das Schickſal zeigen. — Aber für das Schöne iſt Herder zu zärtlich, und das Erhabene gar, das würde ihn niederdrücken. — Eine kleine Stelle für Dich wegen Herabſetzung der Landſchaften: ‚die Tafel der Schöpfung ſchildern iſt Ihnen unedel; als ob nicht Himmel und Erde beſſer wäre und mehr auf ſich hätte, als ein Krüppel, der zwiſchen ihnen ſchleicht, und deſſen

Konterfeiung mit Gewalt einzige würdige Malerei ſein ſoll.' Einige ſeiner Klaglieder ſind Dir zu nahe geworden; ſie zerſtören die Ruhe und lähmen den Mut. Einige Lieder von Goethe, unter andern die Worte, an die wir uns bei der Fahrt aus Hannover erinnerten, haben die entgegengeſetzte Wirkung. Sie tönen mir oft noch vor und haben eine Zauberkraft. An ein ſolches Wort heftet ſich ſo viel Erinnerung ehemaligen Entſchluſſes und Genuſſes, — ſo daß es plötzliches Licht in die Finſternis bringt.

Caroline an Philipp Michaelis [14]

Marburg, 22. Juni 1791

. . . Männer wirſt Du wie Weiber unzuverläſſig finden, wenn Eigennutz die erſte Angel war. Du wirſt ſagen, was beweiſt das, außer daß die Menſchen elend ſind — ſtatt einer Hälfte des Menſchengeſchlechts? Das iſt ſchon etwas — denn man kann ſich doch über die notwendige Unvollkommenheit des Geſchlechts überhaupt eher beruhigen. Wer darüber wollte zum Schwermütigen oder zum Haſſer werden, wär wenigſtens um nichts ſtärker wie der gemeine Haufen. Die traurigſten Erfahrungen werden einen Mut nicht dämpfen, der in unſerm eignen Buſen die Quelle des ſchöneren Glaubens findet, auf den er ſich unverrückt, in Überzeugung der Möglichkeit gut zu ſein, trotz der Tauſende, die ſchlecht ſind, ſtützen kann . . .

Seit kurzem iſt wahrlich erſt für mich die Periode eingetreten, wo ich von Erfahrungen ſprechen kann — ich hatte ihrer wenig. Sie machen mich weder betrübt noch irre. Niemand, der einen ſo tiefen Abſcheu vor allem Niedrigen hat, kann mit mehr Elendigkeiten nmringt ſein, wie ich. —

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [15]

Leipzig, 21. Juli 1791

Es iſt mir lieb, daß Du mir ſchriebſt, das einzige Unglück, welches Dir in Amſterdam zu drohen ſchiene, wäre: Dein Weſen

einzuſchränken. Ich ſchließe daraus, daß Deine Lage gut iſt — und dieſes Unglück wird Dich hoffentlich nie treffen, auch nicht im ſpäteſten Alter. Ich wünſchte nicht, daß Du die Zeit Deiner Jugend und das Jugendliche in Deiner Liebe als Dein ganzes Leben anſäheſt. Die Jugend iſt noch lange, und Du kannſt wohl während derſelben einmal *ſie* lange ſehen. Doch warum wollteſt Du das Ende der jugendlichen Liebe als das Ende Deiner Herrlichkeit des Lebens überall betrachten? — Sie ſollte eigentlich nur den Enthuſiasmus in Deiner Seele ſtark und vollkommen gemacht haben, deſſen Gegenſtand alsdann im männlichen Alter der Wille und die Gedanken Deines eignen *beſſern* Selbſt ſein könnte; dieſes iſt nicht Egoismus ſondern es heißt ſein eigener Gott ſein. Und dieſes kannſt Du, ja es beruht nur auf dem Wollen, und dieſe Liebe wird nur wie eine Vorbereitung zu Deinem Leben ſein. — Wenn wir im Ernſt alles Enthuſiasmus unfähig ſind, dann iſt es die rechte Zeit zur Abfahrt.

Sieh! die *Sonne* ſinkt
Eh mich Greiſen ergreift
Auf feuchtem Moore Nebelduft.
Entzahnte Kiefer ſchnattern
Und das ſchlotternde Gebein.
Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich ein Feuermeer
Mir im Aug
An der Hölle nächtliches Tor.
Töne, Schwager, ins Horn,
Raſſle den ſchallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfange.

Was könnte wohl eher die *Sonne* des Lebens genannt werden als der Enthuſiasmus oder die Liebe? Ich wüßte nicht, zu was ein Alter ohne ſie lebte, als etwa ſeinen Geiſt ſtückweiſe abfaulen zu ſehen. —

Für das Mitgeteilte von B. danke ich ſehr. Über die Fehlerloſigkeit denke ich ziemlich einig mit Dir. Im *ſtrengſten* Ver-

ſtande iſt das Vorgeben ebenſo widerſinnig als wenn jemand ſagte, er hätte einen Körper gefunden, der eine ganz vollkommne Kugel ſei. — Wir verſtehen aber, denke ich, darunter ein mittleres Maß an allen Seelenkräften, ein Menſch, der es beſitzt, lebt recht ordentlich und anſtändig, iſt ziemlich liebenswürdig, ziemlich klug und tut das, was die Menge mit Verehrung nennt. Er ſchweift alſo nirgends ſehr ab, ſtößt nicht an; mit einem Worte, er hat ſo etwas der Tugend ähnliches, in kritiſchen Fällen, wo eigentlich mehr dazu gehört, muß ihm der liebe Gott helfen. Er iſt alles was ein gewöhnlicher Menſch ſein kann. — Die Bildner der Menſchen haben ihre Einrichtungen als Staaten und Religionen, und in kleinen Kreiſen Gewohnheiten und Kurſivmoralen, an die man glaubt durch Ehre und Schande, nach den allgemeinen Eigenſchaften der Klaſſe recht ſehr gut gemacht, um die Menſchen unſchädlich und doch auch ein klein wenig gut zu machen. Für gewöhnliche Menſchen verdient daher der Inbegriff dieſer Eigenſchaften, welchen Du Fehlerloſigkeit oder Rechtlichkeit nennen kannſt, alle mögliche Empfehlung, und laß uns ja das Genie nicht machen wollen. Das wahre Genie oder der Reichtum kann ſich nicht in dieſen fremden Maßſtab fügen, bald überſpringt es ihn weit, bald bleibt es zurück. ...

Das Gedicht an den Äſthetiker gefällt mir ſehr gut; es iſt ernſt und der Tadel grade wie ich ihn billigen kann. — Da ich ſehe, daß Du poetiſche Laune haſt, ſo ſchlage ich Dir ein Sujet vor — das Genie. Mich wundert, daß Du nicht ſchon darauf gefallen biſt. Die Form wirſt Du am beſten zu wählen wiſſen. Oder Du könnteſt auch einen proſaiſchen Aufſatz darüber ſchreiben. Meine Gedanken über das Genie weißt Du ziemlich. In Wahrheit, es iſt die eterna fontana des Lebens. — Es ſcheint wirklich, als wären dieſe wenigen eine ganz andre Art Weſen, die mit den andern nichts gemein haben. Es wird mir dieſes immer mehr und mehr deutlich. — Es fehlt den andern nicht an dem Willen, ſie lernen die Lektion recht fleißig, und doch

können ſie mit allem Ernſt einen ſehr leichten Zweck nicht erreichen.

Ich bitte um die Romanze im ſpaniſchen Geſchmack. Von den Gedichten wünſche ich: Hinaus! mein Blick ins Tal uſw., dann zwei, die Du mir nicht gezeigt, ſondern nur vorgeleſen haſt. Eins bei Gelegenheit, daß Du ihr ſchriebſt, Du wollteſt eher alles aufgeben als Deine Göttin entgöttern laſſen; die nähere Veranlaſſung ſagteſt Du mir nicht. Du ſagteſt es mir in meiner Stube dieſen Winter, das dritte ſagteſt Du mir vorigen Sommer des Abends bei Dir; es iſt voll Verachtung des Lebens, es war das erſte, was Du mir ſagteſt.

Mit Deinem Urteile über C. N[ehberg] bin ich faſt ganz mit Dir einig. Daß Du ſie intereſſierſt, weiß ich, aber ſonſt nichts ſpezielles, als daß ſie einige Vorurteile gegen Dich hat, z. B. mit der Eitelkeit. Es kann möglich ſein, daß Du einen ſolchen Eindruck auf ſie gemacht, wie du glaubſt. Schreiben wird ſie Dir aber nicht, wenn ich ſie kenne: aus der Urſache, die Du anführſt. Du müßteſt wenigſtens Deinen Briefton, der ihr zu hoch und zu fein ſein würde, ſehr akkomodieren; ſie kann ihren Ton nicht modifizieren; er iſt ſimpel, grade und gemäßigt, bisweilen grenzt er wohl ans Schwatzhafte. Seit der Zeit, da Du ſie am meiſten geſehn, iſt ſie viel ernſthafter geworden und fühlt auch das Leere ihrer Lage ſehr lebhaft. Sie ſetzt ein Mißtrauen in ſich, und denkt nicht ſehr hoch von ihrem ganzen Geſchlechte; und ich glaube, daß dabei zum Teil ein richtiges Gefühl zum Grunde liegt, wie weit ihre Kräfte gehen. An Anlaß zum Vortrefflichſein fehlte es nur wenigen Menſchen*) und ihr gewiß nicht, da ſie ſchon mit vielen vortrefflichen Menſchen in Verbindung geſtanden; doch könnte ſie noch jetzt mehr ſein, als ſie in ihrer Familie iſt; denn der Bruder beherrſcht ſie ganz in ihrem Urteil über ihre und fremde Handlungen. Und doch iſt es außerordentlich, wie ſehr ſie dieſen durch-

*) Denn eröffnet uns nicht eine auch nur verloren hingeworfne Spur eines Edlen eine ganz neue Welt? Wie geringe Anläſſe hatten die Vortrefflichſten, die ich kenne?

ſieht. — Ihre Ideen zu erweitern oder eigentlicher ihren Geiſt zu befreien, würde daher nicht gut möglich ſein, ſolange ſie in der Familie lebt, und iſt vielleicht überall zu ſpät. Du haſt recht, zu ſagen, daß ſie ſo ſchon liebenswürdig iſt. — Ihr Umgang mit Mannsperſonen verrät geringe Kenntnis der Dinge, in der Art wie ſie öffentlich mit ihren Empfindungen iſt, und auch ſonſt, ich weiß es nur nicht gleich auszudrücken. — Doch glaube ich, ſie hat Seele, was viel iſt.

Über Papen muß ich die alltägliche Bemerkung machen, daß Du von Marburg kamſt, wie Du ihn jetzt ſahſt; wie biſt Du ſo liebenswürdig geweſen, und wie ſchien Dir die Welt ſo liebenswürdig. — Er iſt fünf Tage hier geweſen, ich habe ihn nicht verlaſſen und habe ihn auch oft allein geſehen, ſo daß ich ihn recht genoſſen. — Aber kaum mag ichs ſagen, als er weg war, ſchien mirs, ich wäre ihn ſatt. Es war dies nur die Empfindung einer Zeit, wo ich in Ekel an mir und meinem Leben verſunken war, und keinen Ausweg als das Ende ſah. Doch meine Leidenſchaft für ihn iſt erloſchen. Mein kaltes Urteil iſt: Größe hat er nicht. Man wird immer von ihm ſagen können: er könnte lieben oder er kann lieben; aber geſchehen wird es nie. Was er von Dir denkt, habe ich nicht erforſchen können. Ich mache mir nichts draus, alle ſeine Delikateſſen zu beleidigen, wenn es nötig. Doch tue ich es nicht gern oft.

Wir bleiben bei unſrer Gewohnheit; Du indem Du viel ſchreibſt, und ich da ich viel leſe. Im Anfang las ich einige äſthetiſche Sachen, beſonders Heydenreichs Äſthetik zweimal mit Intereſſe; doch bin ich nicht befriedigt. Nachher habe ich mich in deutſcher Literatur im allgemeinen umgeſehen, in der Abſicht, einen feinen Takt in der Mutterſprache zu erlangen. Und wenn ich künftig ohne Zweck leſe, ſo werde ich dies auch fortſetzen. Es iſt zuviel, als daß ich davon ſchreiben könnte. Thümmels Reiſen haben Dir wohl zum Teil deswegen gefallen, weil Du eben nach Marburg reiſen wollteſt. Die Briefe an Theokles ſind das Bouterweckſchſte von Bouterweck, ſind mir aber weit intereſſanter als der Donamar.

In Klingers Schauſpielen habe ich viele großgedichtete Charaktere gefunden, beſonders in der Medea, der neuen Arria, dem verbannten Götterſohn, und dem Derwiſch, obwohl wenig Dialog. Im Paul Flemming iſt manches gefühlvolle Lied; beſonders ein Sonett, das er drei Tage vor ſeinem Tode gemacht:

An Kunſt und Gut und' Ehren war ich reich und groß,
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren
Meine; frei. Konnte mich aus meinen Mitteln nähren. uſw.

An Schillers Werken habe ich viel gefunden. Doch auch mitunter fallen mir dabei die Zeilen ein:

Mit Tugendſprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt ein jeder bei ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſein.

Nachher war ich einmal in einem ſonderbaren Humor über alles zu lachen; da las ich viel in Voltaires kleinen Erzählungen. Ich bin willens, ihn noch einmal recht zu ſtudieren; es iſt ein großer, eigentlicher ein ſuperieurer Mann. Wenige haben wohl die moraliſchen Eigenſchaften der Klaſſe ſo eingeſehen und überſehen; zu einer Perfektion kann man es hierin wohl nur in einer großen Stadt bringen. Sein Witz zeigt das Verhältnis der gewöhnlichen Dinge zu einem ſuperieuren Geiſte, der guter Laune iſt; ſeine Sprache iſt präzis und ſtark, nur im Ernſthaften wird er leicht lahm. —

Jetzt ſtudiere ich zu einem beſtimmten Zweck die Geſchichte des Untergangs der römiſchen Republik. — Hier entſteht nun die Frage, wie die Römer das große Volk wurden? — Die Größe einer Nation, glaube ich, läßt ſich immer beſſer aus der Freiheit oder dem Entſchluß als aus dem Schickſal erklären, obwohl das Äußere auf die Art der Größe Einfluß hat. — Der Menſch iſt leichter nach einem Vorbilde vortrefflich als Erfinder. Wenn nur in einer Nation einige auftreten und in irgend einer Vortrefflichkeit ein Vorbild zeigen, ſo wächſt dieſe wie ein Schneeball. —

Als nun die Größe des Reiches die alte Konſtitution umwarf, ſo entſtand ein nie wieder geſehnes Schauſpiel, daß eine kleine Zahl wahrhaft koloſſaliſcher Menſchen ſich um die Herrſchaft der Welt ſtritt, und zwar einer erleuchteten mut- und tatvollen Welt. —

Mi fur mostrati li spiriti magni
Che di vederli in me stesso n' essalto.

Die größten ſcheinen mir Cäſar, Cato und Catilina. Doch grandiosi ſind ſie faſt ohne Ausnahme, ja ihre Laſter ſind erhaben. — Das was bei uns oft der edelſte Teil des Lebens iſt, war bei ihnen Vorbereitung; nämlich die Beſchäftigung mit den beſten Wiſſenſchaften*) und Künſten, Leibesübungen und Reiſen durch die ſchönſten Teile der Erde bis ins dreißigſte Jahr, da unterdeſſen die koloſſaliſchen Taten eines Sulla vor ihrem Auge geſchahen. Erſt alsdann fing ihr Leben an, da unſeres oft ſchon aufhört. Freilich denke ich, es hätte bei dieſen Anläſſen mehr geſchehen können, und vielleicht waren nur zwei Genie, Cäſar und Cato, die andern wollten nur auch gern Villen haben und Murenen eſſen, oder wie Cicero ſich im Senate reden und bewundern hören. Allein auch noch Cicero würde unſern Thronen Ehre machen. Eine Eigenſchaft war dem ganzen Volke gemein, nämlich die Verachtung des Todes; es verdient den Beinamen prodigus animae grandis. Doch ich habe das Studium erſt angefangen und in einigen Wochen werde ich Dir beſſer darüber ſchreiben können.

Du ſiehſt, daß ich nicht müßig bin; mein Geiſt iſt regſamer wie in Göttingen. — Ich ſetze mir gewiſſe Ziele, die ich denn mit allem Eifer zu erreichen ſuche: das muß ſein, wenn ich Ruhe haben ſoll. Umgang habe ich ziemlich viel; ob ich gleich noch niemand ſah, nach dem ich etwas früge. — Doch mit Heydenreich, den ich oft ſehe, iſt der Umgang wenigſtens nicht ganz unintereſſant.

*) Und die Erwerbung der Kriegskunſt, Rednerkunſt oder Staatskunſt in der höchſten Vollkommenheit.

Das juriſtiſche Studium betrachte ich viel ernſthafter wie Du. — Es ſcheint mir viel ſeiner bürgerlichen Beſtimmung gut zu erfüllen, und ich werde immer darnach ſtreben. Erlaube mir Dir hierüber meine Theorie mitzuteilen. Ein ganz vollkommener oder wie Schiller ſagen würde, ein gereifter Querpfeifer erfüllt doch ſein Weſen, nämlich die Querpfeiferei. Aber wer nicht iſt, was er iſt, und wäre er Gott, der macht ſich ſelbſt zu nichts, ja zu weniger als nichts, denn alles was er iſt, iſt verneinend. — Bin ich genötigt, etwas zu ſein, ſo gehört die vollkommene Erfüllung deſſelben mit zu der Auflöſung von allen den Aufgaben, die mir das Schickſal vorlegt. — Auf den äußerlichen Erfolg dürfen wir nicht ſehen; denn wenn wir auf dieſen bei unſren Handlungen ſehen wollen, ſo ſind wir nur arme Laſtträger des Schickſals. Es beruht alles auf dem Bewußtſein, daß der Querpfeifer, wenn er einen guten Pfiff tut, eben ſo gut hat, als Gott, wenn er eine Welt macht. — Da der alte Saturnus aus ſonderbarem Eigenſinn das Arbeiten mit dem Eſſen und dieſes mit dem Leben in ſehr genaue Verbindung geſetzt, ſo ſiehſt Du, warum ich erſteres ergreifen muß. — Schlecht mag ich aber nichts machen. — Deine Karriere wäre gar nicht für mich, und von der Profeſſorei mag ich heute Abend gar nicht reden, ich bin zu aufgeräumt dazu. . . .

Das Kapitel am Ende Deines Briefes iſt lang; nämlich von den Weibern. Wenn es nicht eine Lage iſt, wo ich es nicht kann und darf, ſo verſteht ſichs. Doch, glaube ich, iſt daran nicht viel zu denken. — Die Weiber im ganzen ſind noch platter für mich als die Männer im ganzen. Es müßte ſich ſonderbar fügen. An Umgang mit gewöhnlichen Weibern finde ich wenig Geſchmack; weit mehr z. B., einen Mann zu meinem Zweck zu lenken. Einer die ich nicht liebe die Cour zu machen bin ich zu ſtolz. — Sinnlich bin ich ſehr; allein zu ſehr, um deswegen am Umgang mit jungen Weibern Gefallen zu finden; indeſſen habe ich mir vorgenommen, dieſem Hange nicht zu folgen, da es mir gegen die Würde der Geſinnungen zu ſein ſcheint, ſich mit der Kreatur ſo

gemein zu machen. Doch verdenke ich es niemand, der nach andern Grundſätzen handelt.

Caroline an Meyer [16]

Marburg, 11. Juli 1791

Wenn Ihr Weg ſich einmal durch meinen Wohnplatz kreuzt — wenn der Pilger, der es ſo fremd findet, daß ich Teil an ihm nehme, an die Tür klopft, die zwar nicht mein iſt — denn ich habe ja ſo wenig ein Eigentum wie er — die ich ihm aber doch öffnen kann, und ihn neben mir ausruhen heißen darf — dann werd ich ihn über vieles gern hören wollen, und ihm manches zu ſagen haben. Ich wünſche das innig, weil ich Sie ganz kennen und nicht eine falſche Vorſtellung mit der andern verwechſeln möchte. Kann man ſo getrennt, ſo entfernt je die richtige faſſen? Lieber Meyer, Abweſenheit iſt der Tod der engſten Verbindung — man hört auf ſich zu verſtehn — ſollte man ſich in ihr verſtehn lernen können? Es iſt möglich, daß der Grund dazu gelegt wird — zumal in unſerm Fall, da uns außerdem nie ein ununterbrochner, ungeſtörter Umgang vergönnt war — ich meine auch davon hier überzeugt zu ſein — eine Urſache, um deſto inniger zu wünſchen. Sie würden mir nützlich ſein, denn Sie kennen die Welt, ohne daß Ihre Erfahrungen Sie über die Begriffe, nach denen man ſich ſelbſt in ihr zu regieren hat, gleichgültig machten, und ich bedürfte den Rat eines ſolchen Mannes. — Ich wäre Ihnen wohltätig — denn Sie würden das Gute überwiegend finden, und in den Abweichungen eine milde Gleichheit wieder erkennen — in der Geſchichte Ihres Lebens darf keine Stunde, die Sie ſo zubrächten, überſehn werden. — Allein darum haben Sie ſich ſchon betrogen, daß Sie meinen Rat einer fremden Eingebung zuſchrieben — und wirklich — warum ſollte er ſich nicht mit mir vereinigen laſſen? Solange das Leben Ihnen läſtig iſt — warum es endigen? Das wär ein Mutwillen, der

ſich nur nach Erſchütterung und Veränderung ſehnt. Sie werden dann morgen wie heute Menſchen finden, mit denen Sie das Vergnügen Ihres Daſeins teilen. Vergnügen iſt Nutzen — wer möchte unternehmen, die Grenzen zwiſchen beiden zu beſtimmen? Ich halte alſo nicht das anſcheinend unbeſtimmte Ihrer Lage für das Unglück, welches nur in den Flammen zu erſticken wäre. Aber ich glaubte die Möglichkeit eines Zeitpunkts vorauszuſehn, wo die Fülle der Vergangenheit einen zu ſchneidenden Kontraſt mit der Ausſicht ins Künftige machen könnte — wo eine lange Arbeitsloſigkeit Ihren Geſchmack an Anſtrengung zu ſehr geſchwächt haben möchte, um neue Welten zu erſchaffen, und alsdann war das Ihre Zuflucht, was ich mir unter manchen Umſtänden, auch für mich, als den letzten glücklichen Augenblick — als das letzte Auflodern jugendlicher Kraft denke. Wenn dieſe Idee in der Anwendung auf Sie unrichtig war — wohl! ſo wird mir leichter — denn der Gedanke an Sie lag zu Zeiten ſchwer auf mir. Ihre Sorgloſigkeit war mit zu vielen Rückblicken vermiſcht, als daß ich ſie hätte für ſo rein halten können, wie meine heitre Ergebung. Und der Ton Ihres letzten Briefs war auch noch nicht der, welcher Ihre Freunde beruhigen durfte. — Ich tadle Sie nicht — Sie fühlen mit männlichem Widerſtand, wo ſich der weibliche Geiſt hingibt, und im Hingeben neuen Genuß entdeckt, und oft Beſchäftigung ſtatt herber Kränkung findet. — Mancher ſcheint beſtimmt vom Zufall nichts zu hoffen und alles zu fürchten zu haben — und ich habe Ihnen längſt geſagt, da geb ich Ihnen als Bruder die Hand. Muß aber nicht die Folge unſers eignen Weſens vom Zufall unterſchieden werden? Wer da fordert, daß die Menſchen von ihrem eigentümlichen Weg abweichen ſollen, begehrt nicht die Gunſt des Geſchicks, ſondern Wunder vom Himmel. Ihnen iſts Prinzip, das zwar nicht von der Gerechtigkeit eingegeben iſt, allein dennoch auf eine weiſe Verteilung abzweckt, für den Unbedeutenden immer mehr wie für den Bedeutenden zu tun. Mit dem beſten Willen wiſſen ſies nicht beſſer einzurichten — ſie ſetzen ſich leichter an die Stelle des erſten,

und der letzte ſcheucht ſie zurück — ja ſie vergeſſen nicht ſelten über den Anteil an ihm, daß etwas für ihn zu tun iſt, und über die Unabhängigkeit, die ſie in ihm entdecken, daß er etwas bedürfe. — Ich will nicht predigen — nicht tröſten — Ihnen nur ſagen, wie ichs anſehe. Es gibt viel andre Seiten, die ich nicht falſch zu nennen wagte — wenn ſie nicht das Übel vermehrten; der Veranlaſſungen manche, wo es mir auch koſtet dieſe zu behaupten. Doch bleibt der feſte Wille Sieger — er hat ja das Begehren nach Freude mit in ſein Intereſſe gezogen. Göttern und Menſchen zum Trotz will ich glücklich ſein — alſo keiner Bitterkeit Raum geben, die mich quält — ich will nur meine Gewalt in ihr fühlen. Wenn es gelingt, dann ergreift ſie das kindiſche Herz wohl noch auf einer ſüßen Regung des Danks gegen die Mächte, denen es Trotz bot. Das iſt eine täglich wiederkehrende Geſchichte. Ich habe Gelegenheit mich zu üben — die Zeit der Ruhe iſt die der höchſten Unruhe für mich, weil ſie ſtatt des Ungemachs mir die Furcht desſelben gibt. Das Detail davon iſt nicht zu geben, auch wenn ich wollte und möchte, nur das glauben Sie: unter den tauſenderlei Miſchungen von Menſchenſchickſal kann nicht leicht eine peinlicher ſein — es iſt ſo, daß ich mir kein Verdienſt daraus mache, ſie zu ertragen — das wahre liegt darin, ſich ihr zu entreißen — und binnen eines Jahres muß das auch geſchehn. Bis dahin nehm ich, wie bisher, die nächſten Verhältniſſe für die fremdeſten, da ich nicht mit Liebe in ſie eingehen kann — und was ich in Rückſicht auf ſie tun muß, iſt der Gegenſtand meines Spottes — freilich eine ermüdende Zeitkürzung. Sie umzuändern iſt nicht möglich, ich entziehe mich ihnen alſo ſo oft ich kann — indeſſen halten mich meine kleinen Beſchäftigungen, die Frohheit meines Kindes und meine Erinnerungen hin — die beſtändig gegenwärtige Überſicht des Ganzen hütet mich vor Ermattung — und dann und wann begeiſtert mich ein Projekt für die Zukunft, das mich mit ſchönen Erwartungen für den Augenblick täuſcht, ohne den Mißmut fehlgeſchlagener Erwartungen in ſeinem Gefolge zu haben — mit lächelndem Sinn entdeck ich

den Betrug, eh er ſich feſtſetzen konnte. Das Unmögliche bleibt Vorſtellung — das Mögliche wird Entſchluß. So bin ich mit beklemmter Bruſt und mit freieren Atemzügen. — War ich immer ſo? Nein, ich habe manchen Pfad des Schauens und Glaubens und Unglaubens betreten, eh ich zu dieſem reineren Gottesdienſt zurückkehrte — zurück — denn gegründet lag er immer in dem ſanften Mut meines Herzens — meine Handlungen folgten dieſem Zuge, wenn auch meine Denkart wechſelte — und wenn gleich nicht ſtark genug, ſtets die Feſſeln eines widerſprechenden Einfluſſes zu brechen, fand ich doch mir ſelbſt überlaſſen den Weg bald, den ich nach einmal erlangter Freiheit unverrückt gehn werde. — Entſagungen waren und bleiben notwendig, um ſo zu genießen — alſo werd ich nicht weichlich werden. Aber Genügſamkeit allein kann mich nicht befriedigen — ſie wäre nur Begrenztheit, wenn nicht die Quellen nur vertauſcht würden, aus welchen der Beſſre am unerſchöpflichſten zu ſchöpfen trachtet.

Sie nennen unter den Orten, die Sie auf Ihrer Reiſe nach Hamburg berühren werden, einige, die meinem verwünſchten Schloß ſo nah liegen, daß Sie es kaum vermeiden können — und ſagen mir nicht, daß ich Sie ſehn ſoll? Ich ſoll alſo bitten, denn warum Sie mir aus dem Weg gehn wollten, das wüßt ich nicht. Wenn dies Blatt, mit welchem ich mich wieder verſpätet habe, nicht der rechten Zeit verfehlt — ſo rechne ich auf Ihre Erſcheinung. Finden Sie die Verſpätung nicht wunderbar — es koſtet mir Überwindung zu ſchreiben, wo es nicht ſo ganz in den täglichen Faden meines Lebens verflochten iſt — es macht mich ungeduldig, deutliche, lange gefaßte, ſtündlich ausgeübte Überzeugungen hinzuwerfen, oder von einem herzlich innigen Gefühl zu erzählen. Allein laſſen Sie ſich darum nicht abſchrecken — das Geſchäft wird mir, Ihnen gegenüber, immer leichter werden. — Jetzt arbeiten manche Ideen in meinem Kopfe, die ich Ihnen mitteilen würde, um die Ihrigen dafür zu hören — ich denke ernſtlich an eine Veränderung meines Aufenthalts — aber das wie und wo

liegt noch in Dämmerung. Eingeſchränkt wie ichs bin, muß irgend eine Spekulation der Ausführung vorhergehn, nur abenteuerlich darf ſie nicht ſein. Der Mutwillen meines Geſchmacks würde mich leicht dazu hinneigen — die ſpäteren Folgen und Rückſichten für andre, für mein Kind, halten mich zurück. — Meine Weltkenntnis reicht nur hin, mich über nichts erſtaunen zu laſſen, und in alles mich zu finden — nicht um vorherzuſehn. — Meine Menſchenkenntnis betrügt mich noch oft — und leider um ſo öfter, je näher mir der Gegenſtand meines Urteils ſteht — ich bin allein — ohne ſchützende, forthelfende Verbindungen — meine Freunde fordern Rat von mir — es fällt ihnen nicht ein, mir welchen zu geben — dem ſich ſelbſt überlaſſnen Weibe. Sie haben inſofern recht, daß ich mich von jeher gewöhnt habe, nicht auf Hilfsmittel zu bauen, die ich nicht in mir ſelbſt fand. — An einen völlig unbekannten Ort kann ich mich nicht wagen — ich habe etwa zwiſchen Gotha, Weimar und Mainz zu wählen — und dann da meiner Exiſtenz, die ich eignen Bemühungen verdanke, den möglichſt anſtändigen und anziehendſten Anſtrich zu geben — das erſte für andre — das letzte für meine eigne Phantaſie. — Mainz hätte zwei große Anlockungen — die Gegend — und Forſters, aber es iſt auch weniger geſchickt, weil es der Veranlaſſungen zu Depenſen und Prätenſionen zuviel hat — und weil ich — nicht aus Ehrgeiz, ſondern weil ich fühle, daß es ſo am beſten für mich iſt — meinen eignen Weg gehn muß. Kann man das — und Thereſe lieben — kann mans, und ſie ſich erhalten wollen? — Damit verdamme ich ſie nicht — was von ihrer Gewalt zeugt, zeugt nicht gegen ſie — auch Ihre Ausſage nicht, mein lieber Meyer! Sie können recht in manchem haben und ſie iſt nicht verdammenswert — Sie ſind aber in vielem ungerecht — und wer iſts dann? — Sie ſind ungerecht wie — ein Mann! Ich höre nicht auf Sie. Thereſe kann dem Bild gleichen — das Bild iſt doch nicht ſie — warum zeichnen Sie aus dem Hohlſpiegel, der den erlauchten Fremden auf der Gött. Bibliothek vorgewieſen wird? Einige Beſchuldigungen können gegründet ſein — als wüßten Sie

nicht, daß bei vielem Licht ſtarker Schatten iſt! Ich möchte ſie einzeln durchnehmen — wenns nicht zu weitläuftig wäre. Beurteilten Sie ſie immer ſo, oder kennen Sie ſie nicht mehr? Vielleicht iſt ſie verändert — genug ſie iſt ſo wenig, was ſie aus ihr machen, daß ſie vielmehr Ihren Umgang genutzt zu haben ſcheint. Ihre Unglücksſucht — in der Sie die konvulſiviſchen Bewegungen einer großen Seele nicht verkennen werden — hat ſich in Liebe zu häuslichem Frieden verwandelt — ſucht ſie ſich durch den ſanfteren Hang nur über die innere Unruhe ihres Herzens zu täuſchen — was kann ſie dafür? Aber liebenswürdig, wohltätig iſt ſie in dieſer Erholungsſtunde. Wo ſie das letzte nicht iſt, da ſteht ihr ein Grad von Energie im Weg, der ihr verbietet tolerant zu ſein. Wo ſie drückt (?), da iſt ſie mehr wie andre. Es iſt keine Vereinigung mit ihr möglich, außer wo Wahn und aller Trug der Liebe hinzukommt — was ihre Zuſammenſetzung darin den Menſchen entzieht, gibt ſie in ſonſt nie gekanntem Maß dem einzelnen wieder, der die individuelle Stimmung hat, ſich *ihr* hinzugeben. Sie iſt wenigen alles — ſoll ſie lieber vielen etwas ſein? Mir iſt ſie das intereſſanteſte Schauſpiel, und es widerſteht mir zu denken, daß ich ihre freien Wirkungen hemmen wollte — nur das wäre bei der Kur gewonnen, die Sie vorſchlagen — ein Mann, wie Sie ihn beſchreiben — aber freilich unrichtig bezeichnen — denn die Vereinigung zwiſchen dieſen beiden müßte fürchterliche Folgen haben, oder in drei Tagen aufgehoben werden. Wie werden Sie einſt über *ſeine* Stumpfheit erſtaunen! — Könnt es Ihnen Freude machen, ein außerordentliches Geſchöpf von *kleinen* Leidenſchaften geneckt zu ſehn? *Das* hätte ein ſolcher Mann in ſeiner Gewalt — mehr nicht. Thereſe iſt ihrer fähig, wie der erhabenſte Menſch, weil er Menſch iſt, dem Los der Unvollkommenheit nicht entgeht — ein mittelmäßig gutes und ſolides Weib wird vielleicht die Klippe der Eitelkeit vermeiden, wo *ſie* es nicht tut. Ihre Kühnheit dabei löſcht die Schwäche darin aus. — Mit wenigen Gaben kann der verdienſtloſeſte unter euch die vorzügliche unter uns feſſeln, durch Ungewißheit, durch Beweg-

gründe, die man um ihrer Geringfügigkeit willen zu überwinden nicht der Mühe wert achtet, deren Aufopferung in der Seele kein Gleichgewicht, im Bewußtsein der dabei angewendeten Stärke, findet. Der denkende Mann wird ohne Anstrengung erobert — der Tor durch Reize, denen wir, weil sie uns fremd sind, weil sie einer gewissen Verdorbenheit der Einbildungskraft, die in unserer Kühnheit gegründet ist, schmeicheln, nachstreben. Das alles liegt im Umfang unserer Empfänglichkeit — diese in unserer weichen Organisation — o was wollt Ihr doch? — Gestehn Sie mir — Sie haben aus dépit so gesprochen — ich würde es an Ihnen lieben — wer des dépits noch fähig ist, dessen Gefühle sind nicht abgeschliffen und können noch reich an Freude für ihn werden. — — Übrigens ist sie wohl und ihr Wochenbett glücklich vorüber. — — Sie hat ein Mädchen, das Luise heißt. — Wenn ich gleich Bedenken trage, neben ihr zu leben, so wird sie doch ihre Verteidigerin an mir nicht verlieren — und wenn ich auch wüßte, daß sie die meinige nicht in gleichem Fall wäre, so muß ich sie doch lieben. Eben weil ich so an sie gezaubert bin, kommt es mir in den Sinn, sie zu fliehn. — In Gotha herrschen noch alle gute Vorurteile für mich, und ich kann mir einen Ruf geben, wie ich ihn zu meinen Absichten brauche. Weimar ist in der Nähe, wo es allerlei industrieuse Leute gibt, die meine Hand- und Kopfarbeiten brauchen können. Schreiben Sie mir etwas darüber. — Ich wollte Sie wären in Paris und könnten mir sagen, wie es dort seit der verunglückten Flucht des Königs aussieht, welche Häupter das Volk leiten, das sich von Freiheit begeistert dünkt, und ob sich die wütenden Wellen verhaßter Übertreibungen bald legen werden. — Hätt ich noch Platz, so schrieb ich Ihnen literarische Dinge — von Schiller, der Bürgern um alle menschliche Ehre rezensiert hat, und Bürgern, der sich nur durch Ironie zu helfen weiß — eine Waffe, die in den Händen der meisten Schriftsteller, weil sie meistens Männer sind, verunglückt und à plus forte raison in der seinigen — auch von Bürger dem Ehemann, an dem sich die Schatten seiner seligen Frauen in der lebendigen rächen — von

Schlegel, der in Amſterdam gut ißt und trinkt und Hofmeiſter iſt — aber Sie ſehn, ich muß enden. Leben Sie wohl.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [17]

Leipzig, 26. Auguſt 1791

Mein Studium der römiſchen Geſchichte iſt ſchon ſeit einiger Zeit geendigt. Ich hatte die Abſicht, zu verſuchen, ob ſich nicht der ganze eigentümliche Charakter dieſer Nation in der Darſtellung eines ihrer Heroen und einer ihrer Kataſtrophen zugleich in einem Bilde vereinigt geben ließe: ein Kunſtwerk, welches die tätigſte Wirkſamkeit dieſer Nation in einem Brennpunkte vereinigen würde. — Allein etwas ſo ganz Fremdartiges läßt ſich wohl in abstracto erfaſſen, aber es in concreto wieder lebendig zu machen, iſt ſchon meinen Kräften ganz unmöglich. — Doch hat mir die Sache viel Vergnügen gewährt. Ich faßte den Gedanken ſchon vorigen Winter. — Es lag auch der Gedanke dabei zum Grunde — es mit mehrern Nationen auf dieſe Weiſe zu verſuchen — den Charakter einer jeden in der höchſten Vollkommenheit zu geben, ſoweit dieſe in concreto dargeſtellt werden kann, um ſo den Geiſt durch die Betrachtung der verſchiedenſten Vollkommenheiten immer höher zu führen. — Montesquieu, Ferguſon und Middleton habe ich geleſen. Letzterer iſt mir außerordentlich brauchbar geweſen. (Herder enthält viel Vortreffliches.) Die erſteren beiden ſind doch etwas pedantiſch. Unter den Alten las ich vors erſte Plutarch, Sueton und Lucan, bis ich die Sache aufgab. (Indeſſen enthält ſchon Middleton die reichhaltigſten Auszüge aus allen Schriftſtellern über die Zeit, wo Cicero lebte.) Was indeſſen den Charakter betrifft, da muß man ſich ſelbſt forthelfen; auf alle data, die dazu führen können, achten und zwar muß man ſich ordentlich Regeln darüber machen; und von dem Gefundenen muß man dann ungefähr weiter ſchließen. Von einigem Nutzen iſt mir ein neues Buch von Moritz: Anthuſa (ein

Beiname von Rom) oder die Feſte Roms geweſen. Es gefällt mir beſſer als die griechiſche Mythologie, und wenn er ſo fortfährt, ſo glaube ich, kann er noch ſehr gut werden. — Überhaupt aber, beiläufig geſagt, glaube ich, möchte er wohl den Winckelmann in der Philoſophie und in der Gelehrſamkeit machen; die Manier iſt nun wohl da, der Geiſt aber fehlet. — Man ſieht aus dem Buche, wie ſich die Religion der Römer an ihr tätiges Leben auf alle Weiſe anſchloß, an Ackerbau, Krieg, Rechtspflege und Bürgerpflicht. — Die ganze Arbeit hat mich jedoch bereichert; ich habe lebhaft empfunden, daß es unendlich viele Vortrefflichkeiten gibt und zwar ganz verſchiedene entgegengeſetzte, und in dieſer Rückſicht habe ich an der Geſchichte der Menſchheit ſehr vielen Geſchmack gewonnen. Es ſtößt mir aber hier wiederum eine traurige Bemerkung auf, daß ſo wenig Gutes darin vorhanden, da doch hiſtoriſche Kenntnis aller Art der Liebling und der Charakter des Jahrhunderts iſt. — Zum Hiſtoriker in jedem Fach gehörten erſtlich Fleiß und Treue und Ordnung wie die eines Linné; ſchon dieſes iſt ſelten; aber an der Liebe, die notwendig iſt, fehlt es faſt gänzlich in der allgemeinen Engherzigkeit. —

Von Meßprodukten iſt mir beſonders merkwürdig geweſen Sakontala, ein indiſches Schauſpiel aus dem Engliſchen von G. Forſter. Äußerſt intereſſant wegen der Fremdartigkeit: es ſind viele feine Empfindungen darin; die Charaktere ſind ein wenig flach; der Dialog und beſonders die Handlung haben einen langſamen matten Gang: überall glaubte ich die Spuren des Klimas darin zu entdecken. Die Sache hat Lärm gemacht. —

Dein Urteil über Voltaire gefällt mir ſehr gut. Ich habe ſeit der Zeit noch alle ſeine kleinen philoſophiſchen Schriften nebſt ſeiner Lebensbeſchreibung geleſen. Er ſcheint ganz eigentlich von der Natur gebildet, um Fehler oder eigentlicher — Widerſprüche zu bemerken; er fühlt ſie allenthalben zuerſt, und zwar oft in Dingen und Beſchäftigungen, deren Geiſt er gar nicht einſah, beſſer als tiefe Kenner derſelben. — Etwas in Kontraſt hiermit

ſteht der wunderbare Enthuſiasmus für den Lockianismus, der bis zum ridicule geht. — Ich hatte noch vieles über ihn zu ſagen, aber grade in dieſem Augenblicke will es ſich nicht zu Papier bringen laſſen. — Überhaupt, glaube ich — könnte ich großen Geſchmack gewinnen an dieſer Art der Lektüre — die Schriften und das Leben eines großen Mannes zuſammen zu vergleichen und mir ein Ganzes daraus bilden. Es kann zu vielen Gedanken Anlaß geben — indem man alles Bemerkte zuſammen nimmt, ſo gut als möglich auf etwas Gemeinſchaftliches zurückführt, indem man dies weiter ausführt, wie es in der höchſten Vollkommenheit geweſen ſein würde, — indem man ſich zu erklären ſucht, wie es wurde, und wie es ſich nach der jedesmaligen äußern Welt modifizierte und an ſie anſchloß, indem man auf die Übergänge und Änderungen achtet, oder die Anomalien zu entdecken ſucht uſw. — Je nachdem es die Eigentümlichkeit oder die Stimmung des Betrachters mit ſich bringt. — Dieſe Betrachtung erhebt den Betrachtenden ſelbſt und wirkt tätiger in ihm als Moral oder das Idealſchöne der Künſte. Die Moral gibt nur Ideale, deren Anſchauung ganz unmöglich iſt, und die nur in abstracto betrachtet werden können. Da Poeſie und Malerei gewöhnlich auf *Eins* konzentrieren (ſei es *eine* Handlung oder *ein* Charakter oder *eine* Leidenſchaft uſw.), ſo geben ſie die Vollkommenheit in idealiſchen äußern Verhältniſſen oder geben doch nur ein abgeriſſenes Stück, nie die Vollkommenheit in einem ganzen *Menſchenleben*. Das Leben eines außerordentlichen Mannes hingegen zeigt eine Vollkommenheit, die in die verwickelten Verhältniſſe hineingeſchaffen, an ein ſtets wandelbares Weſen befeſtigt und gegen den ewigen Widerſtreit unendlich vieler Weſen geſchützt iſt. Es erhöht alſo unſer eignes Leben mehr als die höchſte der Wiſſenſchaften und das ſchönſte der Künſte. Der Stoff und die Vollkommenheit, die hineingetragen wird, mögen noch ſo verſchieden ſein, ſo ſind doch die Schwierigkeiten, die der Stoff macht, ungefähr gleich groß; und in der Überwindung derſelben beſteht doch die Hauptſache. — Ich ſollte auch denken, daß dieſes Studium Dir angemeſſener

wäre, als das der eigentlichen philoſophiſchen Wiſſenſchaften. — Ich bitte Dich bei allen Heiligen, die Arbeit über den Dante nicht liegen zu laſſen. Halte Dich lieber bloß an dies, an Korreſpondenz, und wenn Du etwa poetiſche Laune haſt — und laß alle übrige eigene Lektüre, die Dich doch wahrlich nicht ſo erheben kann wie der Dante. — Für das Überſandte danke ich recht ſehr. — Die Hieroglyphe — die Prieſterin — hat meinen ganzen Beifall; ein einfaches bedeutungsvolles Symbol. Den Leſern des Almanachs wird es wohl ſo geheimnisreich ſein als eine ägyptiſche Schrift. Ich wünſche, daß Du Luſt zum Abſchreiben bekommſt. Die überſchickten Gedichte, die zum Druck ſind, werde ich Lottchen mitteilen. — Ich ſollte Dir wohl mehr über die Gedichte ſchreiben; vor einigen Tagen hätte ich es auch getan; geſtern und heute aber bin ich gar nicht poetiſch, ich habe ſtarkes Kopfweh. —

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [18]

... Kunſt, Wiſſenſchaft, Umgang müſſen mich aufrecht halten. — Doch iſt der letzte jetzt nur Spiel des Vorſtandes für mich; denn ich liebe nichts, gar niemand. Bedenke was in dieſen Worten liegt und preiſe Dich glücklich, daß Du große Leiden haſt!

4. Oktober 1791

Du wirſt Dir ſchon müſſen gefallen laſſen, daß ich Dir Bücher ſtatt Briefen ſchicke. Es iſt mir beinahe zum Bedürfnis geworden, mich Dir ganz mitzuteilen. Dieſen Vorzug verdankſt Du aber nicht der Gewohnheit, ſondern der Überlegung. Denn itzt kenne ich keinen, der mich ſo ganz verſtehen könnte — und was das wichtigſte iſt, ich darf auch hoffen, Dir nicht unnützlich zu ſein; wenn auch durch nichts, als daß ich bisweilen daran erinnere, daß es nur auf Dich ankömmt ein großer Menſch zu werden. — Ich

ſage Dir aber, daß ich es ſo mit Dir halte wie Lavater mit Chriſtus, der ihm gradezu erklärt, daß, wenn er ein noch beſſres Medium mit Gott findet, er den erſten Platz räumen muß. — Solange Deine jetzige Verbindung mit B. dauert, rechne ich nicht ſo ſehr auf Bezahlung als nachher. — Doch hoffe ich, daß Deine Briefe nicht abnehmen werden, ſondern immer wachſen an Länge und Gehalt. Du hätteſt in Deinem letzten Briefe wohl einmal wieder eine Nachricht von Deiner Korreſpondenz mit B. geben können. . . . Sehr viel wert würde es mir auch ſein, wenn Du mich künftig zum Vertrauten Deiner Pläne machteſt, welches Du in Göttingen nicht immer getan. Du weißt, daß Du auf meine Verſchwiegenheit rechnen kannſt. Ich kann ohne dieſes nie Deine ganze Lage recht überſehen. — Doch Du weißt gewiß ſelbſt am beſten, welche Mitteilung mir die angenehmſte iſt.

Du fragſt mich, ob ich nicht Luſt zur Schriftſtellerei bekäme? — Allerdings habe ich ſehr viel Plane dazu, und ich glaube, ich werde die meiſten ausführen; nicht ſowohl aus Liebe zum Werke als aus einem Triebe, der mich von früh an ſchon beſeſſen,dem verzehrenden Triebe nach Tätigkeit, oder wie ich ihn noch lieber nennen möchte, die Sehnſucht nach dem Unendlichen. Es verſteht ſich, daß Dir alles mitgeteilt wird, auch unreife Plane. Das erſte, was ich ausführen werde iſt eine Allegorie und dann ein Geſpräch über die Poeſie. — Doch davon nicht eher als bis ich Dir etwas ſchicken kann. — Überhaupt mußt Du meine hieſige Lebensart gar nicht nach der in Göttingen beurteilen. — Ich ſuche den Umgang, wenn nur einiges Intereſſe daraus zu preſſen; und meine Art des Umganges iſt der in Göttingen ohngefähr grade entgegengeſetzt. — Seit ich hier in Leipzig bin, habe ich nicht ſehr anſtrengende oder trockene Sachen getrieben; im Gegenteile, bald dieſer, bald jener Laune im Leſen gefolgt, und meiſtens mich mit Dingen beſchäftigt, die dem Herzen friſche Lebenswärme geben; ſo daß ich eigentlich ſagen kann, mein Geiſt iſt noch nie ſo kraftvoll und geſund geweſen als itzt; und Du würdeſt den vorigen Abſchnitt dieſes Briefes mißdeuten, wenn Du glaubſt, daß

dies nicht damit beſtehe. Denn nie habe ich noch ſo vieles unternommen und mit ſo lebhaftem Intereſſe....

Caroline an Meyer [19]

Göttingen, 29. Oktober 1791

...Ihr hattets gut mit mir im Sinn — und wolltet mich auch wieder ins Gleis bringen — ach den Verfügungen des Himmels zum Trotz folg ich meinem Geſchick! Wiſſen Sie — aber ſchweigen Sie davon! — daß ich aus eigner Macht eine Eroberung, die Ihr mir zugedacht hattet, vollbracht habe — doch man vollbringt nur eine Sache, die man unternahm, und ich war unſchuldig an dieſem Beginnen. Nur mein Ja, ſo war der Roman fertig, den man Stück vor Stück mit ſolchen Fingerzeigen, wie ſich am Rand der engliſchen Zeitungen befinden, hätte bezeichnen können, denn von da an, daß ich einer ſeligen Frau ähnlich ſah, bis auf die Herzensbewegung des geiſtlichen Mannes, die ihn trieb, meiner zu begehren, paßte ſich alles vortrefflich. Im Ernſt, mein lieber Meyer, die gottloſe kleine Frau — die kokette junge Witwe — denn es gibt doch dergleichen Leſearten über mich — feſſelte durch ihre unſcheinbare Hülle — ihn — Du weißt ſeinen Namen — und ich ſtand an — das ganze Lebensgewirr kreuzte ſich in meinem Kopf — ſo oder ſo! Drei Tage lang wars mir ein Rätſel — es löſte ſich zuletzt in die Frage auf: Willſt du gebunden ſein, und gemächlich leben, und in weltlichem Anſehn ſtehn bis ans Ende deiner Tage — oder frei, müßteſt du es auch mit Sorgen erkaufen. — Die träge Natur lenkte ſich dorthin — und die reine innerſte Flamme der Seele ergriff dieſes — ich fühle was ich muß — weil ich fühle was ich kann — ſchelte mich niemand unvernünftig — ich habe wohl erwogen, und kenne den ganzen Wert einer Lage, wie ſie ſich in die gewöhnliche Reihe der Dinge paßt — aber verblenden konnt er mich nicht über den wahren Wert des Lebens. Wer ſicher iſt, die Folge nie zu

bejammern, darf tun was ihm gut dünkt. Ich hätte mich freilich noch sehr nützlich für den Staat machen können, wenn ich ihm eine Haushaltung besorgt und ein halb Dutzend Kinder mehr erzogen hätte, wie mein einziges liebes Mädchen — aber es geschieht ebensogut ohne mich, und keine Glückseligkeit wird dann dabei zerstückt — für des lieben Gottes Staat ists also besser. Wer wollte sich aufopfern, wenn mehr am Opfer ist als der Name — das geschieht nur von dem, der Lücken zu füllen — Leere zu verbergen hat. Ich glaube an keine Opfer — und an keine Ausnahmen. — Das erste wird mich hindern nicht ohne Not unglücklich zu sein, und mich nicht dafür zu halten — das zweite, in meinen Erwartungen nicht getäuscht zu werden.

Caroline an Luise Gotter [20]

Göttingen, 31. Oktober 1791

Wohl mir, daß ich in Eure Hände gefallen bin, wo der freundschaftliche Eifer sich auch keinen Schritt über die Grenzen des holden Anständigen hinaus verirrte — wenn Grandison und Miß Byron diese Sache zu behandeln gehabt hätten — sie würden nicht feiner die zarteste Empfindung beider Teile geschont haben — ich erkenne Gottern — aber die Erkennung war mit neuen Entdeckungen verbunden — und müßt ich ihm nicht wiederum dafür danken, daß er mir die Freude macht, ihn auch von dieser Seite zu bewundern, so würd ich sagen — sie kostet mir das Gefühl einer schweren Verpflichtung. Sein Benehmen ist so selten — selbst unter Leuten von Verstand — und doch ist Delikatesse das Wort des Verstandes! Hier ist es mir doppelt wert, weil es beinah unverzeihlicher ist, Hoffnungen zu geben, die man nicht erfüllt, als voreilig die Erfüllung derselben ahnden zu lassen — verstehst Du dies Wort? Meine gute Louise — Du sahst es mit Deiner schlichten Weisheit schon voraus — und im Ton Deines Briefchens liegt auch keine gespannte Er-

wartung mehr — Du wirſt nicht ſehr befremdet ſein, wenn ich Dir bekenne, daß ich nicht kann. Mir iſt, als müßt ich mich darum bei Dir als um einer Torheit willen entſchuldigen, ſo feſt ich in meinem Sinn überzeugt bin, daß es für mich die kühlſte Vernunft iſt. Hat nicht ein jeder die ſeinige, und nur das darf Schwärmerei genannt werden: unternehmen, ohne die Folgen zu überſehn, und dann mutlos und erſchlafft unter ihrem Gewicht erliegen. Jene hab ich mir lebhaft vorgeſtellt, und dieſes darf ich nie fürchten, ſelbſt wenn ſich Dinge ereignen ſollten, die ich nicht vorausſah. Kann ich ſie nicht noch weniger berechnen, wenn ich Eurem liebreichen Plan nachginge, als wenn ich den einfachen Weg verfolge, den ich mir vorgezeichnet habe? Ich habe ſehr den Ehrgeiz nützlich zu ſein — aber das Nützlichere iſt auch immer das Glückliche — und ich bin gewiß um ſo glücklicher, je freier ich mich weiß — um ſo gebundner an die Pflichten, für welche ich Kräfte habe, je willkürlicher ich handle. Verdammt mich alſo nicht, daß ich die Winke der Vorſehung zu Schanden mache — ich bin dennoch ſo fromm zu glauben, daß ſie nichts umſonſt tut. Laß uns auch den kurzen Traum nicht bereuen — es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Schmerz für *ihn* die Wirkung davon ſein werde — und uns hat er den der Trennung ſo gänzlich erſpart — hat *mir* mein Schickſal von allen Seiten gezeigt. Nachdem ich entſchloſſen bin, ſeh ich der Bedenklichkeiten für einen entgegengeſetzten Entſchluß, gegen welche ich mich im Anfang verblendete, weil ich *gewünſcht* hätte, einwilligen zu können, noch ſo manche — meine Beratſchlagung hat mehrere Tage gedauert — ich bin wirklich ſo unparteiiſch verfahren, wie es ſterblichen Menſchen möglich iſt — *entſchied* der geheime Hang des Herzens — ſo hab ich *nicht* Unrecht, denn dann mache ich mir doch nie Vorwürfe....

„... Was es auch ſein mag, was Du unternimmſt, lieber Bruder — handle groß, und wenn es nicht gelingt, ſo bleibe feſt ſtehen. Du wirſt alsdann eine glorreiche Gelegenheit haben, Gott zu verachten. Bei allem Reichtum, wenn wir nicht unſrer eignen Vollkommenheit ſelbſt entſagen können, ſind wir nur Diener Gottes. — Wenn Du unglücklich biſt, ſo fürchte ich für Deine Seele. — Doch wenn Du nur willſt!...“

Nach einem Zwiſchenraum von einigen Tagen, den mancherlei Geſchäfte und Plane und ein heftiger Anfall von Mißmut verurſacht haben, ſetze ich mich wieder nieder, um meine unterbrochene Unterhaltung zu vollenden. — Ich überdenke ſo eben was alles in meinem Kopfe vorging in dieſer ſo kurzen Zeit, die zahlloſen Gedanken, die mein Geiſt baute, allen Schmerz alle Freude, alles das, was ich Dir nicht nennen kann. Die Menſchheit iſt etwas wunderbar Schönes etwas unendlich Reiches — und doch zerfrißt das Gefühl unſrer Armut jeden Moment meines Lebens. Und dann gibt es Zeiten, wo das Beſte was ich mir zu denken vermag, meine Tugend, wenn ſie auch auf den Augenblick erreichbar würde, mich anekelt. — So lebe ich denn immer fort — glaube aber nicht, daß ich jeder Laune ſo diene wie in Göttingen, ganz ſo kränkliches Herzens bin. Du würdeſt den Weg billigen, den ich gehe; es iſt ziemlich der, den Du mir zeigſt — heilſame Tätigkeit. Zwar ſind die Wege zum Glück ganz dunkel und — ſo geringfügig das ſcheint, ob eine Kreatur wie ich glücklich iſt — ſo iſt doch kein endlicher Verſtand fähig einzuſehen, ob mich dies zum Glück oder zum Verderben führt. Doch, denke ich, würde vor der Hand ein Werk des Geiſtes recht gute Dienſte tun; ob ich gleich, wenn ich beten könnte, Gott nicht um Verſtand ſondern um Liebe bitten würde. ...

Erwarte nicht zu viel von meinem Zuſtande und überhaupt; über den gemeinen Pöbel der Sünder ſetze ich mich hoch weg; aber ich fühle es oft, recht viel bin ich nicht wert. Es gilt hier erſt was Du von der Geringfügigkeit aller menſchlichen Vortreff-

lichkeit ſehr richtig bemerkſt. — Ich wüßte mich auch nicht zu entſinnen, daß ich etwas ſehr gutes getan hätte; wohl einiges ſchlechte und übrigens habe ich gedacht und bin oft ſeelenkrank geweſen. Ich darf mich noch kaum einen Mann nennen; was meinem Verſtand betrifft, ſo habe ich doch nicht ſelten die lächerlichſten Irrtümer begangen; ich betrüge mich ſehr leicht ſelbſt. Was ich aber eigentlich am meiſten an mir zu tadeln habe, dafür finde ich keine Worte, es auszudrücken; es gehört mit dahin, daß die ſeltſamſten Abſprünge von der höchſten Höhe zur tiefſten Tiefe meinem Gefühl ſo gewöhnlich ſind.

Dieſes ſind meine Gedanken über mich; mißfallen ſie Dir, ſo denke an das herrliche Wort: zwiſchen uns ſei Wahrheit.

Wenn ich ein Geſpräch dichten werde, ſo wird mein höchſter Wunſch ſein, alles aus der immenſen Eigentümlichkeit unſrer Nation zu nehmen. — An die Erdichtung eines echt griechiſchen Geſprächs wage ich mich nicht. — Es ſcheint mir zuerſt am beſten das Große was man um ſich ſieht und von dem man Teile in ſich hat, in der Vortrefflichkeit darzuſtellen. Und dann ſind die meiſten unſrer Gedanken nicht neu, aber in ihren feinſten Zweigen und Blättern anders gewachſen und gebildet; und dieſe Teile ſehe ich nicht für unbedeutend an. — Es gibt eine Größe und eine Schönheit für jedes Klima, auch für den Nordpol und für jedes noch ſo entartete Geſchlecht der Menſchen. Unſer Geiſt iſt wunderbar biegſam und bildſam, ſo wie unſer Leib. —

Auf den deutſchen Charakter iſt man noch nicht ſehr aufmerkſam. Seit einiger Zeit, deucht mich entdeckt zu haben, daß unſer Volk einen ſehr großen Charakter hat. So nenne ich den Inbegriff klimatiſcher und geſchlechtsmäßiger Vortrefflichkeiten; vollendet ſehe ich ihn nur in einigen wenigen großen Männern, verzerrte Züge finde ich faſt in allen Deutſchen . . . — Unter den Männern, die der öffentliche Ruf kennt, nenne ich Dir hier Friedrich, Goethe, Klopſtock, Winckelmann und Kant. Ich könnte noch viele andere von etwas geringerm Gehalt nennen, deren Größe ich auch urſprünglich deutſch finde. Von obiger Art Menſchen

iſt wohl unter allen Geſchlechtern nicht viel gleiches zu finden, und ſie haben mehrere Eigenſchaften, wovon nie ein uns bekanntes Volk ein Ahndung gehabt hat*). — Ein andermal mehr davon. — Du wunderſt Dich vielleicht, daß ich Klopſtock oben nannte. Ich habe Frieden mit ihm geſchloſſen. — Es atmet aus ſeinen Schöpfungen und ſeinem Leben eine edle Männlichkeit, Kühnheit, Beſtimmtheit, unerſchütterliche Beharrlichkeit; er iſt ein Mann und ein Mann iſt ein ſo ſeltnes Weſen, daß ich jeden der es iſt in dem Herzen meines Herzens trage und alles an ihm dulde. Über ſeine Gedichte rede ich wohl einmal umſtändlicher.

Dieſer zu verſchiedenen Zeiten geſchriebene Brief iſt den 8. November 91 abgeſchickt.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [22]

... Ich bin ſehr geneigt zur Ahndung verborgnen Elends. — Du könnteſt mich darin faſt einen Propheten nennen — obwohl das Weisſagen und Divinieren hier eben nicht ſchwer iſt; denn in allen Dingen ſind wir enge endliche Weſen, nur in einem machte uns Gott unendlich — in der Zerrüttung.

Mündlich hätte ich Dir wohl vieles über die Gegenſtände von meines Bruders Brief und Schillers Rezenſion zu ſagen; denn ich habe, ſeit ich Dich nicht ſah, viel über die Dichtkunſt nachgedacht. — Nur einige wenige Worte über den Maßſtab zur Schätzung des Wertes der Dichter. Dieſer Maßſtab, denke ich, iſt für die öffentliche Dichtkunſt die Wirkung auf das Volk und alſo der Grad des Vergnügens und der Erhöhung zur Wir-

*) Ich ſehe in allen, beſonders den wiſſenſchaftlichen Taten der Deutſchen nur den Keim einer großen herannahenden Zeit und glaube, daß unter unſerm Volke Dinge geſchehen werden, wie nie unter einem menſchlichen Geſchlecht. Raſtloſe Tätigkeit, tiefes Eindringen in das Innere der Dinge, ſehr viel Anlage zur Sittlichkeit und Freiheit finde ich in unſerm Volke. Allenthalben aber ſehe ich die Spuren des Werdens.

kung für dieſes. (Wirkung und Glück und die Mittel dazu laſſen ſich aber nicht etwan meſſen und berechnen.) Ich ſagte für die öffentliche; ich nehme auch eine geheime Dichtkunſt an. Je inniger dieſe mit der Eigentümlichkeit der wenigen, von denen und für die ſie ward, verkettet iſt, je mehr erfüllt ſie ihre Beſtimmung, und je mehr iſt ſie vielleicht dem Volke ungenießbar. Man ſieht dieſe Geheimniſſe zwar oft um einen Lobſpruch verkaufen, aber ich für meinen Teil würde nie imſtande ſein, mein innerſtes Ich, gleichſam als eine Naturſeltenheit, die in einem Naturalienkabinet verwahrt wird, den Liebhabern vorzuzeigen. — Wenn ich von der Wirkung auf das Volk ausgehe, ſo würde ich wünſchen, der Dichter möchte ganz in das Intereſſe derer, auf die er wirken will, eindringen, alle ihre Verhältniſſe erforſchen. Darum muß der Dichter μεγαλοψυχος, großherzig ſein; denn was das Herz von Millionen ausfüllt, das muß in ſeinem Geiſte Raum haben. Jeden vielleicht unbedeutenden Keim des Glücks und der Wirkung, der in der Eigentümlichkeit und in den äußern Verhältniſſen des Volkes liegt, entfaltet er dann: die Seele des Volks wird durch ihn geadelt. — Über irgend einen Mangel des Stoffs wird ein Dichter nicht klagen; denn wäre das Erdreich auch dürre Steppe, wohin der Dichter mit ſeinem Zauberſtabe ſchlägt, da ſpringt der heilige Quell des Genuſſes und der Seelenwirkung hervor. . . .

Caroline an Gotter [23]

Göttingen, 13. November 1791

. . . Nennen Sie mich immer kalt — finden Sie, daß ich mich aufs Leben ſchlecht verſtehe — nur geben Sie mir nicht Schuld, daß ich minaudiere — und laſſen Sie mir meine eigne Art zu ſophiſtiſieren — da ſie wenigſtens das nicht mit jener gemein haben wird, daß ſie ſich in Seifenblaſen auflöſt. Ich glaube auch mit meiner eigentümlichen Weiſe — ohne Anſprüche auf

den Glanz, den Sie mir gütig zuwenden — noch Anſpruch auf Ihre Verehrung machen zu dürfen — war ich nicht gerecht gegen einen würdigen Mann? und iſt das nicht das ſchönſte Verdienſt des Weibes? Ich konnte es nicht beſſer beweiſen, als daß ich die Tür ſchloß — es geſchah nicht aus der Koketterie, damit angeklopft werden möchte — ich kann mich aber auch nicht rühmen, der Konvenienz gar nicht zu achten — wenn man nun ſo offen und bedächtlich verfährt, kann man dann nicht hoffen, das vernünftigſte erwählt zu haben? War es das für mich, ſo mußt es auch ſo für ihn ſein. Je mehr ich einen Mann ſchätze, um ſo weniger möcht ich ihm Opfer anzurechnen haben. Scheint Ihnen das Sophiſterei — nun ſo laſſen Sie es ſein, daß ein Glied in der Kette der Schlußfolge fehlte! ...

— Nur noch eins — erſt jetzt dürfen Sie von bewährter Jugendfreundſchaft reden, und wenn Sie wollen — ſingen! Sich während zehnjähriger Trennung lieben, kann die Fortdauer eines glücklichen Eindrucks ſein — ſich dann ſehen — in weſentlichen Dingen verſchiedner Meinung ſein — in Willen und Wünſchen geſchieden — und dennoch innig in Liebe bleiben — das iſt die Frucht gegenſeitiger inniger Überzeugung, die auch zehn nebeneinander zugebrachte Jahre nicht auslöſchen würden. ...

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [24]

5. Dezember 1791

... Wenn B. Dich liebte, ſo dürfteſt Du auch vielleicht die Zukunft nicht achten und alles aufopfern. — Wie ſehr mir die Art gefällt, wie Du nachher gehandelt, kann ich nicht ſagen, und wenn alles ſo fortgeht, ſo wirſt Du mit Recht ſagen können, ‚mehr gewonnen als verloren zu haben‘. Du biſt der Herrſchaft entgangen, willſt Du ein Bündnis ſchließen? Ich will ſehen, ob man nicht in der männlichen Liebe die weibliche vergeſſen kann,

und ich fordere Dich auf, nach Jahren über den Vorzug zu urteilen. — In der Tiefe meiner Seele dämmert ein erhabenes Bild der Freundſchaft; wenn wir noch einmal zuſammen leben, ſo ſoll dies wirklich werden. — Erwarte nicht zu viel von mir; — nur an einem dürfen Deine Forderungen ohne Grenzen ſein, an Liebe und Aufopferung für Dich. — Glaube nicht, daß ich in bald vergeſſnem Taumel rede....

Caroline an Meyer [25]

Göttingen, 6. Dezember 1791

... Es kann ſein, daß wir immer getrennt bleiben, und die Blüte eines wohltätigen Zutrauens nie Früchte bringt, aber ſie iſt mir doch lieb — jeder angenehme Augenblick hat Wert für mich — Glückſeligkeit beſteht nur in Augenblicken — ich wurde glücklich, da ich das lernte. Darum, wenn ich Sie auch nur auf kurze Zeit ſehn ſollte — wie gern würd ich es! Iſt denn kein Mittel? Sie kommen nicht an dieſen verhaßten Ort — Sie gehn nach keinem, der auf meinem Wege liegt? Wenn nun die Anſchläge glückten, welche man für Sie gemacht hat — wär es denn nicht tunlich? — — Ich verlaſſe Gött[ingen] in dieſem Jahr noch nicht, vermutlich erſt im Februar des künftigen, ſo ungern ich hier — das heißt doch noch mehr, ſo ungern ich in dieſem Haus bin — aber die Mutter glaubt, ich könne meinen Schweſtern nützlich ſein — und ſolange ich ohne Nachteil für meine Kleine und mich kann, will ich ihren Glauben ehren. Lottens Schickſal iſt in einer Kriſis, wo ich etwas tun konnte. — — Ein genauer Umgang mit einer gewiſſen Madam Bürger iſt den beiden Mädchen jetzt wieder ſehr unvorteilhaft geweſen! Frau Menſchenſchreck! Du kennſt die Menſchen, Du haſt wahr prophezeit! Es iſt ein kleines niedliches Figürchen, mit einem artigen Geſicht und Gabe zu ſchwatzen — empfindſam wo es not tut, intrigenſüchtig im

höchſten Grad — und die gehaltloſeſte Koketterie — der es nicht um einen Liebhaber ſowohl — ohngeachtet ſie auch da ſoweit geht, wie man gehn kann — ſondern um den Schwarm unbedeutender Anbeter zu tun iſt, die ihre ganze Zeit damit verdirbt, und den Kopf dabei verliert. Mir tuts ſehr weh für Bürger — eine vernünftige Frau, ſeinen Jahren angemeſſen, hätte ihn noch zum ordentlichen Mann gemacht — aber jetzt droht ſeiner Haushaltung ein völliger Untergang, weil ſie ſich um nichts bekümmert — nicht einmal um ihr Kind — den kleinen Agathon, der, ſeit die Leute ſich nicht mehr über den Namen wundern, von aller Welt und von der Mutter vergeſſen iſt. Nicht ein Funken mütterlich Gefühl in ihr! Sehn Sie, Meyer — darum müſſen Weiber keine Liebhaber haben, weil ſie ſo leicht Kind und Wirtſchaft darüber vernachläſſigen. Ich könnte Ihnen hiervon Anekdoten erzählen, die mir die Tränen in die Augen gebracht haben — mein innerſter Unwille wird reg, wenn ein Weib ſo wenig Weib iſt, das Kind vergeſſen zu können, und wär ich Mann, ich möchte ſie nicht in meine Arme ſchließen. Bürger fühlt alles und weiß ſich nicht zu helfen — iſt es denn ſo ſchwer Mann neben euch zu ſein? ſagte mir Tatter. — Er wird eigentlich ſtüpide neben ihr — iſt ſtill — und ſtarrt mit abgeſtorbnen Augen in das Weſen hinein. Neulich klagte ers mir bitterlich, daß er ſo gar keinen Geiſt mehr habe — kommen Sie doch ihn wieder aufzuwecken — vor *ihrem* Netz ſind *Sie* ſicher — ein geſcheuter Mann war bis jetzt noch nicht darin. Ach, dann wärs ja zu verzeihn — denn daß ich nicht aus Intoleranz ſo urteile, verſteht ſich wohl. Mein Liebesmantel iſt ſo weit, als Herz und Sinn des Schönen gehn....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [26]

...Ich überlaſſe es der Zärtlichkeit des Weibes, den Freund aus Eigennutz zu einem gewagten Schritt zu verleiten — dieſe kann ja noch mehr, ſie kann durch alle Künſte zu einer Handlung ver-

führen, die die völlige Entadelung der Natur ihres Freundes zur unvermeidlichen Folge hat. — Aber ſie ſagt ſelbſt ſehr richtig, daß der Mann der Liebe jedes Opfer bringen könne außer eins — ſein Selbſtgefühl — dieſem bringe er jedes Opfer oder eigentlich keins. Und ſo haſt Du Dich gezeigt; und ich glaube, daß ſie Dich höher darum achten muß, wenn ſie es gleich verbirgt. — Warum beleidigſt Du ſie aber, wenn Du nicht wahre Verachtung gegen ſie fühlſt? — und wenn das, ſo war es genung, zu ſchweigen. Dies hätteſt Du ſchon nach dem zweiten Brief tun mögen oder ſtatt der Antwort ihn zurückſchicken. Schonung verdiente ein Weib nicht, die Dir unbeſonnen eine Verſchreibung auf Dein Glück gibt, und bald dieſe ganz unbefangen zerreißt, aus keinem Grunde, als weil ſie fühlt, daß es ſo tief in ihr liegt. Daß Du auf ihren dritten Brief eine andere als eine ſolche Antwort nötig gefunden haſt, darüber wunderſt Du Dich mit Recht ſelbſt, noch mehr wundre ich mich aber über ihre Ankündigung einer gleichgültigen Korreſpondenz, die Du doch wohl unerbrochen laſſen wirſt, als wäre eine geiſtreiche Korreſpondenz ſo was ſeltnes, daß die Qual, die es Euch beiden machen wird, nicht dagegen in Anſchlag kommt. Euer Bund iſt ganz zu Ende und Dein Anerbieten der Freundſchaft halte ich nicht für Ernſt. Euer Bund iſt ganz zu Ende, denn Deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zweck, den das Mittel zu zerſtören droht. Dies zeigſt Du, indem Dir der Zweck mehr galt als das Mittel. — Du haſt ſie nur gebraucht, und mit Recht wirfſt Du ſie weg, da ſie Dir ſchädlich wird. Oder weißt Du etwa nicht, daß Du in ihr Dein eignes Ideal der Größe liebteſt? In einigen Jahren mußt Du einſehen, daß der Grund Deiner Erhöhung in den letzten Jahren in Dir ſelbſt lag: ſie war nur der Anlaß und doch verſichert ſie Dich ganz naiv, dies ſei ganz ihr Werk. Bei einer perſönlichen Zuſammenkunft hätte ſie vielleicht Mittel gehabt, es glauben zu machen. —

Mein Lieber, ich verkenne ſie nicht. — Und ſie hat Recht, wer nichts als die Buhlerin in ihr ſieht, der verdient Verachtung. Sie

iſt mir noch dieſelbe, die ſie mir war. Aber ich frage nur nach dem, was ſie für Dich iſt, nicht was ſie an ſich iſt. Und da haſt Du vortrefflich entſchieden. Wenn ſie Dich liebte, und dies iſt möglich, ſo galt ihr ihr Eigendünkel und ihre weibliche Herrſchbegierde mehr als Du. — Einzelne ſehr große Züge verkenne ich nicht an ihr; ich wünſchte doch, daß ſie mit der ſchonungsloſen Aufrichtigkeit, deren ſie ſich rühmt, auch nur einmal in ihr Inneres blickte. — Iſt denn die Größe — ſo begierig, Superiorität fühlen zu laſſen? ſpricht ſie ohne Unterlaß; ich bin die Größe? und glaubt ſich ſelbſt nicht, ſondern bedarf jemand, der ſie von ihrer Größe unterhält? Wer nicht in dem Bewußtſein ſeiner unendlichen Kraft von dem Gefühl ſeiner Geringfügigkeit durchdrungen iſt, deſſen Blick muß wenigſtens etwas kurz ſein. — Hinter den Ausſprüchen ihres Gefühls, die die Dunkelheit und die Anmaßung der Orakelſprüche haben als — es liegt ſo in mir — ich ſage wie es iſt, nicht wie es ſein ſollte — ich fühle das — es iſt muß — ich darf, was ich muß — hinter dieſen ſcheinbaren Geſtalten möchten vielleicht andre Dinge im Hintergrund lauern als ſie ſelbſt ahndet. — Es iſt nicht unmöglich, daß ſie ihren Schritt einmal bereuet; ſie fühlt Deinen Verluſt tief. — Der arme Betrogene wird einmal fürchterlich erwachen — gewiß ohne Dein Zutun. Deine Schilderung im vorletzten deutet auf einen Mann, von dem ich aber nicht begreifen kann, daß ſie ihn grade jetzt wieder geſehn und einige andre Umſtände. Ein Mann von vieler Klugheit — der ſich in froſtigem Eigendünkel in ſich und aus ſich ſelbſt nährt. — Ich wünſchte doch Aufſchluß darüber. —

Ihr Urteil über Deinen ſittlichen Wert iſt Dir nach Deinem letzten von großer Wichtigkeit — ein beleidigtes Weib iſt wohl nicht kalte Richterin — und ſie hat Dir ja in ihrem letzten Brief bewieſen, daß ſie auch gegen ihr Gefühl Dir Verachtung blicken laſſen wird. Über noch einen Punkt muß ich reden, den ich nicht für ſo ganz unwichtig halte. Sie verſichert Dich in dem Briefe, wo ſie Dein Kommen ablehnt, Du würdeſt kein großer Schrift-

führen, die die völlige Entadelung der Natur ihres Freundes zur unvermeidlichen Folge hat. — Aber ſie ſagt ſelbſt ſehr richtig, daß der Mann der Liebe jedes Opfer bringen könne außer eins — ſein Selbſtgefühl — dieſem bringe er jedes Opfer oder eigentlich keins. Und ſo haſt Du Dich gezeigt; und ich glaube, daß ſie Dich höher darum achten muß, wenn ſie es gleich verbirgt. — Warum beleidigſt Du ſie aber, wenn Du nicht wahre Verachtung gegen ſie fühlſt? — und wenn das, ſo war es genung, zu ſchweigen. Dies hätteſt Du ſchon nach dem zweiten Brief tun mögen oder ſtatt der Antwort ihn zurückſchicken. Schonung verdiente ein Weib nicht, die Dir unbeſonnen eine Verſchreibung auf Dein Glück gibt, und bald dieſe ganz unbefangen zerreißt, aus keinem Grunde, als weil ſie fühlt, daß es ſo tief in ihr liegt. Daß Du auf ihren dritten Brief eine andere als eine ſolche Antwort nötig gefunden haſt, darüber wunderſt Du Dich mit Recht ſelbſt, noch mehr wundre ich mich aber über ihre Ankündigung einer gleichgültigen Korreſpondenz, die Du doch wohl unerbrochen laſſen wirſt, als wäre eine geiſtreiche Korreſpondenz ſo was ſeltnes, daß die Qual, die es Euch beiden machen wird, nicht dagegen in Anſchlag kommt. Euer Bund iſt ganz zu Ende und Dein Anerbieten der Freundſchaft halte ich nicht für Ernſt. Euer Bund iſt ganz zu Ende, denn Deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zweck, den das Mittel zu zerſtören droht. Dies zeigſt Du, indem Dir der Zweck mehr galt als das Mittel. — Du haſt ſie nur gebraucht, und mit Recht wirfſt Du ſie weg, da ſie Dir ſchädlich wird. Oder weißt Du etwa nicht, daß Du in ihr Dein eignes Ideal der Größe liebteſt? In einigen Jahren mußt Du einſehen, daß der Grund Deiner Erhöhung in den letzten Jahren in Dir ſelbſt lag: ſie war nur der Anlaß und doch verſichert ſie Dich ganz naiv, dies ſei ganz ihr Werk. Bei einer perſönlichen Zuſammenkunft hätte ſie vielleicht Mittel gehabt, es glauben zu machen. —

Mein Lieber, ich verkenne ſie nicht. — Und ſie hat Recht, wer nichts als die Buhlerin in ihr ſieht, der verdient Verachtung. Sie

iſt mir noch dieſelbe, die ſie mir war. Aber ich frage nur nach dem, was ſie für Dich iſt, nicht was ſie an ſich iſt. Und da haſt Du vortrefflich entſchieden. Wenn ſie Dich liebte, und dies iſt möglich, ſo galt ihr ihr Eigendünkel und ihre weibliche Herrſchbegierde mehr als Du. — Einzelne ſehr große Züge verkenne ich nicht an ihr; ich wünſchte doch, daß ſie mit der ſchonungsloſen Aufrichtigkeit, deren ſie ſich rühmt, auch nur einmal in ihr Inneres blickte. — Iſt denn die Größe — ſo begierig, Superiorität fühlen zu laſſen? ſpricht ſie ohne Unterlaß; ich bin die Größe? und glaubt ſich ſelbſt nicht, ſondern bedarf jemand, der ſie von ihrer Größe unterhält? Wer nicht in dem Bewußtſein ſeiner unendlichen Kraft von dem Gefühl ſeiner Geringfügigkeit durchdrungen iſt, deſſen Blick muß wenigſtens etwas kurz ſein. — Hinter den Ausſprüchen ihres Gefühls, die die Dunkelheit und die Anmaßung der Orakelſprüche haben als — es liegt ſo in mir — ich ſage wie es iſt, nicht wie es ſein ſollte — ich fühle das — es iſt muß — ich darf, was ich muß — hinter dieſen ſcheinbaren Geſtalten möchten vielleicht andre Dinge im Hintergrund lauern als ſie ſelbſt ahndet. — Es iſt nicht unmöglich, daß ſie ihren Schritt einmal bereuet; ſie fühlt Deinen Verluſt tief. — Der arme Betrogene wird einmal fürchterlich erwachen — gewiß ohne Dein Zutun. Deine Schilderung im vorletzten deutet auf einen Mann, von dem ich aber nicht begreifen kann, daß ſie ihn grade jetzt wieder geſehn und einige andre Umſtände. Ein Mann von vieler Klugheit — der ſich in froſtigem Eigendünkel in ſich und aus ſich ſelbſt nährt. — Ich wünſchte doch Aufſchluß darüber. —

Ihr Urteil über Deinen ſittlichen Wert iſt Dir nach Deinem letzten von großer Wichtigkeit — ein beleidigtes Weib iſt wohl nicht kalte Richterin — und ſie hat Dir ja in ihrem letzten Brief bewieſen, daß ſie auch gegen ihr Gefühl Dir Verachtung blicken laſſen wird. Über noch einen Punkt muß ich reden, den ich nicht für ſo ganz unwichtig halte. Sie verſichert Dich in dem Briefe, wo ſie Dein Kommen ablehnt, Du würdeſt kein großer Schrift-

ſteller werden. (Es fehlt in der Tat dem Brief Nr. 2 nichts, als daß ſie Dich wiederum auf ihr Wort verſicherte, Du würdeſt es werden.) Ihr Urteil hierüber gilt mir nicht ſoviel als ſonſt — es könnte aber doch Einfluß auf Dich haben — und da ich glaube, es würde Dir gut ſein, Dich grade jetzt durch Werke zu zerſtreuen — ſo behalte ich mir vor, einen eigenen Brief darüber zu ſchreiben. — Ihre verſtellte Verachtung muß Dich auch nicht einen Augenblick unmutig machen. Ich denke, wenn ich abziehe, was ſie dadurch, daß ſie Weib iſt, bei Dir voraus hat, die lange Gewohnheit der angemaßten Superiorität, ferner was längre Erfahrung iſt wirklich vorausgibt, und in betreff der Trennung der Umſtand, daß ſie aus dem Beſitz eines andern redet — ſie müßte in der Tat ſehr tief unter Dir ſtehen, wenn ſie nicht ein ſcheinbares Übergewicht haben ſollte.

Wenn ich daran denke, wie dein Geiſt, grade itzt, da er gewaltſam von dem Gegenſtand, an dem er ganz hing, abgeriſſen iſt, öde und einſam von der äußern Lage ganz dem bittren Schmerz Preis gegeben iſt, in dem er ſo lange gefoltert werden wird, bis er durch Leiden geſtählt und veredelt durch eigne Kraft ſich aufſchwingt — ſo blutet mir das Herz, daß ich nicht bei Dir ſein darf, daß ich nicht alle meine Kräfte zuſammenraffen darf zu Deiner Erheiterung. Es ſind Ausdrücke in Deinen Briefen, die mich fürchten laſſen, daß Du ſogar in Kleinmut ſinken könnteſt. Aber wehe Dir, wenn Du nicht bald — ruhig und glücklich biſt. Sonſt wäre Dir beſſer geweſen, und Deiner Natur angemeſſner in ewger Dienerſchaft zu huldigen. — Du trägſt den ſchönen Namen Menſch mit Ehren; der Quell der Liebe und Freude in Deiner Bruſt iſt zu rein und ſtark, als daß niedrer Unmut und unwürdiger Trotz ihn auf lange Zeit trüben und zurückpreſſen könnte. — Betrachte doch nur mit Ernſt das große Ziel. — Ewige unwandelbare Ruhe in Dir ſelbſt, und zahlloſe geiſtige Freuden, aus deren jeder wieder zahlloſe neue entſpringen — und dies erreichſt Du ſicher und leicht, wenn Du nur erſt einmal alle Deine Kräfte aufs äußerſte anſpannſt; — und nun ſiehe wie gering-

fügig iſt das, was Dich Deiner großen Beſtimmung verluſtig machen könnte — ein kurzer Schmerz, Verzagtheit und zweckloſes Hadern mit dem tauben Schickſal. — Ich wünſchte ſehr, das was ſo feurig in mir glüht, in den toten Buchſtaben gießen zu können — die Größe, die ich weiß, daß Du erreichen kannſt, wenn Du mit Ernſt willſt — aber ich fühle tief, wie nichts das alles jetzt für Dich iſt. Mit der gewiſſeſten Einſicht, wie es ſein müßte und ſein könnte, zu wiſſen, daß man nichts helfen kann, das iſt etwas, wobei nichts übrig bleibt als die armſelige Genugtuung, den Gott zu verfluchen, der ſeinen blutigen Spott mit uns treibt.

Alles was mich betrifft, behalte ich für den nächſten Brief. Nur von einem muß ich doch erzählen: Das Schickſal hat einen jungen Mann in meine Hand gegeben, aus dem alles werden kann. — Er gefiel mir ſehr wohl und ich kam ihm entgegen; da er mir denn bald das Heiligtum ſeines Herzens weit öffnete. Darin habe ich nun meinen Sitz aufgeſchlagen und forſche. — Ein noch ſehr junger Menſch — von ſchlanker guter Bildung, ſehr feinem Geſicht mit ſchwarzen Augen, von herrlichem Ausdruck wenn er mit Feuer von etwas ſchönem redet — unbeſchreiblich viel Feuer — er redet dreimal mehr und dreimal ſchneller wie wir andre — die ſchnellſte Faſſungskraft und Empfänglichkeit. Das Studium der Philoſophie hat ihm üppige Leichtigkeit gegeben, ſchöne philoſophiſche Gedanken zu bilden — er geht nicht auf das Wahre, ſondern auf das Schöne — ſeine Lieblingsſchriftſteller ſind Plato und Hemſterhuys — mit wildem Feuer trug er mir einen der erſten Abende ſeine Meinung vor — es ſei gar nichts Böſes in der Welt — und alles nahe ſich wieder dem goldenen Zeitalter. Nie ſah ich ſo die Heiterkeit der Jugend. Seine Empfindung hat eine gewiſſe Keuſchheit, die ihren Grund in der Seele hat, nicht in Unerfahrenheit. Denn er iſt ſchon ſehr viel in Geſellſchaft geweſen (er wird gleich mit jedermann bekannt) ein Jahr in Jena, wo er die ſchönen Geiſter und Philoſophen wohl gekannt, beſonders Schiller. Doch iſt er auch in Jena ganz

Student geweſen, und hat ſich, wie ich höre, oft geſchlagen. — Er iſt ſehr fröhlich, ſehr weich und nimmt für jetzt noch jede Form an, die ihm aufgedrückt wird. —

Die ſchöne Heiterkeit ſeines Geiſtes drückt er ſelbſt am beſten aus, da er in einem Gedichte ſagt, ‚die Natur hätte ihm gegeben, immer freundlich himmelwärts zu ſchauen‘. Dieſes Gedicht iſt ein Sonett, welches er an Dich gemacht, weil er Deine Gedichte ſehr liebt. — Es iſt aber ſchon vor einigen Jahren gemacht — und Du mußt ſein Talent nicht danach beurteilen. — Ich habe ſeine Werke durchgeſehn: die äußerſte Unreife der Sprache und Verſifikation, beſtändige unruhige Abſchweifungen von dem eigentlichen Gegenſtand, zu großes Maß der Länge, und üppiger Überfluß an halbvollendeten Bildern, ſo wie beim Übergang des Chaos in Welt nach dem Ovid — verhindern mich nicht das in ihm zu wittern, was den guten vielleicht den großen lyriſchen Dichter machen kann — eine originelle und ſchöne Empfindungsweiſe, und Empfänglichkeit für alle Töne der Empfindung. — Im Merkur April 1791 ſtehn Klagen eines Jünglings von ihm. Die Sonette hat er mir verſprochen und kann ich ſie vielleicht beilegen. Sein Name iſt v. Hardenberg.

Das Verhältnis mit einem jüngern als ich, gewährt mir eine neue Wolluſt, der ich mich überlaſſen.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [27]

Leipzig, 11. Februar 1792

Ich wünſchte ſehr, daß Du itzt etwas unternehmen könnteſt, was Deine Seele ganz in Tätigkeit ſetzte. Meine feurigſten Wünſche werden zwar ohne Deine eigne äußerliche Anſtrengung und vielleicht ohne den Willen des Schickſals, nicht vermögen Dich zu beſeelen; doch glaube ich iſt es nicht ohne Nutzen wenn ich Dir itzt einmal alles das ſage, was ich darüber denke. Ich halte es für äußerſt wichtig, daß Du itzt einmal alle Deine

ſchriftſtelleriſchen und künſtleriſchen Plane überdenkſt, Deine Kräfte miſſeſt, und einen oder den andern Plan zur Vollendung ernſtlich vornimmſt. — Ich glaube daß die Freuden des Künſtlers Dir vorzüglich angemeſſen ſind, und daß Du ohne ſie die höchſten Freuden entbehren würdeſt, deren Du fähig biſt. — Wenn Du allen Künſtlerarbeiten entſagteſt, ſo würde ich beſorgen, daß Du in Leere und Herzenskälte verſinken würdeſt. Bringe auch den Beifall andrer des Volks in Anſchlag und ſcheue Dich nicht zu berechnen, was er Dir ſein kann.

Obwohl faſt alle Menſchen Dir vorwerfen, und Du ſelbſt gewiſſermaßen zuweilen eingeſtanden haſt, daß ein dunkles Gefühl Deines Werts Dich zu unrichtigen Urteilen verleite, oder daß Du Dir wegen Dinge, die es nicht können, einen Wert beilegteſt, ſo urteilſt Du doch ſelbſt, wie ich glaube, von Deinem poetiſchen Talent im ganzen, und Deinen Kunſtwerken im einzelnen, lange nicht günſtig. Wie ganz Du der Sprache mächtig biſt, kannſt Du ſelbſt nicht verkennen; und ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß Du der höchſten Liebe fähig biſt. Die Kraft in die innerſte Eigentümlichkeit eines großen Geiſtes einzudringen, haſt Du an Dir oft mit Unmut mit dem Namen ‚Überſetzertalent' gebrandmarkt; und an Goethen, der ſie uns in weiterm Umfange gezeigt hat, bewunderteſt Du ſie, als Wahrzeichen des großen Geiſtes. — Es iſt wahr Du haſt nur wenige vortreffliche Kunſtwerke ſelbſt gedichtet und dieſe wenigen ſind ſo ganz individuell. — Dies rührt aber daher weil Du ſeit der Zeit daß Du ſchöne Werke dichten kannſt, ſo wenig verſuchſt. — Durch das Gedicht an den Kunſtrichter, welches ich neben Deine beſten ſtelle, haſt Du Deine Stärke in einer von Dir noch unverſuchten Art gezeigt, und ich glaube es würde Dir in dieſer Art ganz vorzüglich gelingen. Du würdeſt darin originell ſein: ich meine nämlich die Philoſophie des Schönen poetiſch behandelt. —

Wer kann ſagen ob Du Anlage haſt ein Welt- oder Univerſal-Dichter zu werden? — Geſetzt aber man wollte es nur darum verneinen, weil Du es bis itzt noch nicht warſt; ‚noch viel Ver-

dienſt iſt übrig'. Wer nur einen Ton der Empfindung und Begeiſterung anzugeben weiß, kann ein ſehr großer Dichter ſein. —

Ich wünſchte Du riefeſt Deine alten Plane zurück ins Gedächtnis — die Erzählung von Dante — das Trauerſpiel Ugolino — das Trauerſpiel Cleopatra — den Aufſatz über den Atheismus. — Vielleicht findet ſich dann eine glückliche Laune. Ob ſich gleich die Liebe nicht erzwingen läßt, ſo glaube ich doch nicht, daß alles ſo ganz von der Gnade des Herrn abhängt, und daß die Willkür nichts vermöchte.

Was Deinen proſaiſchen Stil betrifft, ſo hat die B. inſoweit recht, daß er ſich nicht gleich iſt. Der Aufſatz über das hohe Lied, über die Künſtler und endlich über den Dante; alle ſind verſchieden, ſo wie auch ſelbſt in Deinen Briefen. Deine Art zu reden ſchließt ſich ſehr an den Gegenſtand und ſchreitet mit Deinem Geiſte ſelbſt ſtark vorwärts. Ich bin weit entfernt, dies als eine Unvollkommenheit anzuſehen. Viele der größten Schriftſteller haben denſelben Gang genommen. Dein Stil iſt von gutem Periodenbau, feiner Auswahl und gedankenreich. Überfluß an ausländiſchen Worten und Wendungen und hie und da Mangel an Kürze könnte vielleicht von einigen darin getadelt werden. . . .

Mißverſtehe dieſen Brief nicht ſo wie den vorigen. — Nirgends zeigt ſich unſre anmaßende Unwiſſenheit ſo nackend, als wenn wir raten, urteilen, verdammen, über Dinge, die in der Tiefe eines fremden Bewußtſeins verborgen liegen. Wir Armen tappen nun einmal an der Außenſeite der Dinge herum. Und dies fühle ich auch itzt ſehr lebhaft. Dennoch wenn ich nur einen fruchtvollen Gedanken über Dich ſelbſt in Dir rege gemacht, nur einen Wunſch belebt habe, der vielleicht zur Tat werden kann, ſo werde ich mich freuen dieſen Brief geſchrieben zu haben. — Laß mich noch das hinzuſetzen, daß um zu wirken ich vielleicht mannichmal Gefahr laufen mußte, Deine Empfindlichkeit zu beleidigen. —

Mit mir iſt es noch wie bisher. — Die Frondienſte ſind die Hauptſache. Dabei habe ich, ſeit ich hier bin, bald dies, bald

jenes getrieben, und dieſe Abwechſlung glaube ich iſt mir vorteilhaft geweſen. — Eine zahlloſe Menge Plane habe ich ausgeheckt, und ich werde auch gewiß ernſtlich Hand an irgend ein Werk legen. Wenn ich auf dem Wege, den ich in Göttingen ging, — beſtändig mit dem Verſtande zu genießen ohne zu handeln — blieb, ſo hätte er mich ſicher in kurzem zum Selbſtmorde geführt. — Die Liebe zu einem Gegenſtande, der Kampf mit Hinderniſſen und die Freude des erkämpften Gelingens muß unſern eilenden Geiſt aufhalten; denn ſonſt wird dieſem Kurzſichtigen die Welt bald zu klein....

Hier ſind die Sonette von Hardenberg. Ich bitte aber um zarte Behandlung. Ich ſehe ihn noch oft, und hier iſt niemand, den ich ſo gern ſehe. Anfangs war ich willens ihn ganz an mich zu ziehen; ich glaubte ihm dann ſehr viel nützen zu können. Ihn zu beherrſchen iſt zwar nicht ſchwer; aber ſeine grenzenloſe Flüchtigkeit zu feſſeln, würde vielleicht ſelbſt einem Weibe einmal ſchwer werden. — Dies iſt eins; und dann halte ich es auch itzt beſſer ihn im ganzen ſo gehen zu laſſen; ich freue mich über ihn, und nur ſelten rege ich etwas an in ſeiner Seele. Es kann alles aus ihm werden — aber auch nichts.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [28]

Dresden, 13. April 1792

Dein Schickſal iſt auch über mich gekommen — freundliche Geſichter zu machen und Langeweile im Herzen zu haben. Schenke mir das Aufzählen aller der wichtigen Kleinigkeiten oder kleinen Wichtigkeiten, die eine ruhige Antwort auf einen ſolchen Brief ſo lange zurückhielten. Das wichtigſte iſt meine Rechtfertigung auf Deinen harten Vorwurf des Mangels an Menſchlichkeit. Ich kann ihn nur dadurch beantworten, daß ich Dich ſelbſt bitte, nur den Sinn meines ganzen Briefs zu nehmen, darin Du gewiß Achtung für B. ſehen wirſt. Beleidigt dieſer Sinn des

Ganzen die Menſchlichkeit, ſo bitte ich Dich das Papier ins Feuer zu werfen, wenn auch noch mehr ſcharfe Blicke darin wären, als Du gefunden. — Wenn aber nur ein einzelnes Wort mit dieſem Sinn ſtreitet — ſo erwäge, daß der Brief nicht in froher Ruhe geſchrieben iſt. Nur der Sinn des Ganzen iſt mein, nur dieſen erkenne ich; das Äußre trägt die Spur der gepreßten Lage in der mein Herz ſich faſt immer ängſtigt. — Du wirſt mir aber verzeihen, nur das mit innerſtem Scharfſinn zu unterſuchen, was ſie Dir iſt, das was ſie an ſich iſt nur mit dem Intereſſe, den ein großer und neuer Gegenſtand gibt. Hier ſehe ich noch immer mehr Verlangen nach dem Vergnügen die erſte Stelle zu haben, als nach Liebe. — Es ſind in Deinem letzten Briefe ſo viele neue Beweiſe Deiner Menſchlichkeit, und ſoviel neue Gründe die Sache nur von der Seite anzuſehen. — Doch mag ich den wahren Geſichtspunkt vielleicht ganz verfehlt haben, und iſt dies, ſo iſt Deine halbe Eröffnung daran ſchuld. — Noch einen Vorwurf muß ich heben. — Unſer Weſen iſt freilich der Grund unſrer Handlungen. Doch glaube ich, wirſt Du nie ſagen: Du ſollſt verderben, weil ich ſo bin, oder Du biſt gering, weil ich ſo denke: und nur dies habe ich getadelt. Um alles in einem Worte zu faſſen, was ich darüber zu ſagen habe, ich tadle ſie nicht deshalb, weswegen Du ſie verlaſſen haſt ſondern ich halte die Verbindung mit ihr einem Manne für gefährlich, wegen ihrer Neigung ſich huldigen zu laſſen. Sie ſteht doch in großer Achtung bei mir, dieſe Neigung iſt nur eine Abart des Edelſten. — Ich überlaſſe es nun Dir, zu beurteilen, ob ich Dich verſtehe, und ob Du recht tatſt mich zum halben Vertrauten zu machen, und mir dadurch Offenherzigkeit aufzulegen.

Hier iſt itzt meine Hauptbeſchäftigung einen jungen Menſchen alle Künſte der Geſelligkeit zu lehren — zu ſprechen ohne zu denken — Freude zu geben, ohne ſie zu haben — alles zu aller Zeit ſein können — die Tiefen des Herzens zu ergründen — ſchnell in einer neuen Lage, was unſer Weſen erfordert, zu beſtimmen — geduldig zu tragen — Funken aus Waſſer zu locken. —

Dazu machte ihn die Natur nicht; ſtumm, gleichgültig, blöde und arrogant fängt er ſeine unverſtändlichen Reden gewöhnlich mit den Worten an, die die Langeweile ſich ganz zu eigen gemacht hat. — Er weiß nicht was ihm auf die Dauer gefällt; launenhaft, heftig und treu. Jetzt glaube ich wünſchte er, daß ihm eine ſchöne Frau durch bewundernde Liebe zugeſichert würde. — Ich verſorge ihn denn reichlich mit Regeln und Idealen, den Reſultaten meines allertiefſten Nachdenkens, die ihn wenigſtens — beſchäftigen. Diesmal hoffe ich weißt Du von wem ich rede, ob Du gleich letzthin fragen konnteſt ob Hardenberg Ähnlichkeit mit Woltmann habe? Hardenberg iſt raſch bis zur Wildheit, immer voll tätiger unruhiger Freude. Ich habe ihn nicht durchgeleſen. Ich leſe zwar ſchnell, aber nicht alle Bücher. — Die Freude über den unerwarteten Fund war wohl das ſchönſte, weil ich ihm nicht viel ſein kann; denn er weiß noch nicht, was er an mir haben könnte....

Caroline an Luiſe Gotter [29]

Mainz, 20. April 1792

...Mirabeau hat in ſeinem Kerker die göttlichſten Dinge auf Stückchen Papier geſchrieben, die er von gedruckten Büchern abriß — erwart aber nur ja nichts dergleichen — im Verhältnis als meine Anſtalten beſſer ſind, werden die Sachen ſchlechter ſein. Dir liegt auch nur dran zu wiſſen, wie es der Frau Eigenſinn ergeht, die bei Deinem Mann den Spottnamen der Kalten bei einer Gelegenheit davon getragen hat, die eben nicht von ihrer Kälte zeugte. Im Grund hält er mich doch für eine Schwärmerin — nicht war? — und Du liebes gutes Weib dazu? Schwärmerei nimmt ſo viel Geſtalten an, daß ich die Kühle meiner Überlegungen nicht dagegen anzuführen wage — aber was iſt übles dabei, wenn ſie ſich ſo menſchlich, ohne irgend ein auffallendes Schild auszuhängen, vielmehr im Schleier der ſtillſten Gewöhn-

lichkeit mit der Wirklichkeit vermählt? Dann iſt doch dieſe Schwärmerei nur die eigentümliche, höchſtens in etwas abweichende Natur des Menſchen. Ich bin nur hier ſeit acht Wochen und habe recht — es iſt viel, das zum Anfang eines Aufenthalts an einem ganz fremden Ort zu ſagen, wo man ſich unmöglich ſchon ſeine ganze Exiſtenz gemacht haben kann. Auch fühl ich, daß ichs noch nicht habe, und mehr Beſchäftigung mir gut tun würde. Die Zeit wird mehr Mannigfaltigkeit in meine Art zu ſein bringen, weil ſie Bande anknüpfen wird. Kein Augenblick geht leer vorüber — meine Teilnehmung an Forſters Haus, Fleiß, Lektüre und das Kind — das iſt ſchon ſehr viel — aber ich war ſo gewohnt für mehrere zu ſorgen, in mehreren zu genießen! Halt das nicht für Unzufriedenheit — ſieh es nur als einen Beweis an, daß weit davon entfernt, daß das neue meiner Lage mich blenden ſollte, ich ihre Mängel ſehe — aber ſie ſind notwendig, ſind geringer als die ſchweren Übel der vorigen, und von einer Art, daß jeder Gegenſtand der ſich der unruhigen Tätigkeit darbietet — jede einzelne Freude und Arbeit ſie hebt. — Den Frühling hab ich ſchon in den ſchönſten Spazierfahrten und Gängen genoſſen, — er iſt aber ja wieder auf eine Weile verſchwunden. An meiner Kleinen hab ich mehr Freude wie jemals. Kurz, ich kann Dir ſagen, es iſt alles wie ich erwartete. Wir können noch ſehr lebhafte Szenen herbekommen, wenn der Krieg ausbrechen ſollte — ich ginge ums Leben nicht von hier — denk nur, wenn ich meinen Enkeln erzähle, wie ich eine Belagerung erlebt habe, wie man einem alten geiſtlichen Herrn die lange Naſe abgeſchnitten und die Demokraten ſie auf öffentlichem Markt gebraten haben — wir ſind doch in einem höchſt intereſſanten politiſchen Zeitpunkt, und das gibt mir außer den klugen Sachen, die ich Abends beim Teetiſch höre, gewaltig viel zu denken, wenn ich allein, in meinem recht hübſchen Zimmerchen in dem engen Gäßchen ſitze, und Halstücher ausnähe, wie ich eben tue. In meiner Nachbarſchaft wohnen eine Menge Franzoſen — man hört und ſieht das Volk allenthalben — die Männer ſind im Durchſchnitt ſchöner

wie die Deutſchen, haben ein ſpirituellers Anſehn, und derſelbe Grad von Verdorbenheit hat nicht ſo den Charakter von ſtumpfer ſchlaffer Abgelebtheit — unter den Weibern ſah ich noch keine, die halb ſo liebenswürdig und einfach geweſen wär, als meine franzöſiſche Bekannte Mad. de Liocon (?) in Göttingen, das einzige nebſt ihrem kleinen Zirkel, was ich dort regrettierte. — Die Leute machens hier teuer — für Familien wenigſtens — bei meiner Einrichtung fühl ich wenig davon — mein Logis iſt auch wohlfeil, die ſonſt jetzt, nebſt Handwerkern, die für Ameublement arbeiten, ſehr hoch im Preis ſtehn — nebſt der Wäſche, Holz und allen Lebensmitteln, außer Brot und Fleiſch.

Geleſen hab ich ſchon viel, und was mehr iſt, viel Gutes. — Kennt Ihr Mirabeaus Briefe, aus dem Kerker an ſeine Geliebte geſchrieben? ich glaube Reichard überſetzt ſie — unter uns, wie will das der kraftloſe Menſch anfangen, den Äußerungen des Kraftvollſten Sprache zu geben? oder die in eine andre zu übertragen, die im Original ſo unaufhaltſam aus der Quelle ſtrömend, zu der Seele, zu dem Herzen, zu den Sinnen redet. Liebe Madam Luiſe, Du könnteſt doch auch dergleichen leſen, wenn Du Deine Kleinen, die Dir im Schauſpielerakzent vorgelärmt haben, zu Bett geſchickt haſt — aber ich weiß, dann wirſt Du müde, und forderſt im Schlaf Ketterchen das Gänſebein ab — um es mir mit auf den Weg zu geben — denn Du Gute ſorgſt für Deine nahen Freunde und bekümmerſt Dich nicht um einen häßlichen Böswicht, wie der außerordentliche Mirabeau war, der für tauſend andre ehrliche Leute noch Tugenden, Talente und Kräfte übrig hatte, und zuviel wahren Geiſt um im Ernſt ein Böswicht zu ſein, wie mans aus einzelnen Zügen ſchließen möchte. Häßlich mag er geweſen ſein, das ſagt er ſelbſt oft in den Briefen — doch hat ihn Sophie geliebt, denn Weiber lieben gewiß nicht vom Mann die Schönheit — und doch imponierte der häßliche Mann auch durch ſein Äußres der aufrühreriſchen Menge nachdem er einige Stunden Toilette gemacht hatte, ehe er in die Nationalverſammlung ging. Aber er ſoll mir hier nicht allen

Platz wegnehmen — der groß Cophta muß noch den ſeinigen haben, und der muß recht weit und breit ſein, denn es iſt die Art leerer Helden, vielen einzunehmen. Ich bitte Dich, wie kommt er Euch denn vor? Forſter bekam ihn am erſten April von Goethe geſchickt, und tat einen Sprung vom Stuhl auf, als wäre ſein Heiland gekommen — denn wer würde da nichts Gutes erwarten, ſei es auch in der ſimpelſten unſcheinbarſten Einkleidung — aber dieſe da — dieſe ſo ganz unbedeutende Behandlung, wo beinah mutwillig alle benutzbaren Situationen weggeworfen ſind — ein bloßes Gelegenheitsſtück — mich deucht es kann nur auf die Wirkung tun, auf welche Caglioſtro ſelbſt Wirkung gehabt hätte, als der plumpe Betrüger, wie er hier erſcheint — und das iſt ja wohl eine Art von Lob für das Stück. Goethe iſt ein übermütiger Menſch, der ſich aus dem Publikum nichts macht, und ihm gibt, was ihm bequem iſt....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [30]

Leipzig, 17. Mai 1792

Jetzt iſt es ein Jahr, da wir zuſammen in Hannover lebten; eine Zeit, bei der meine Erinnerung gern verweilt. Ich werde nie vergeſſen, als Du wiederkamſt, wie wir allein zuſammen waren, da ſtandſt Du vor mir und zeigteſt mir die Kette, — in der Du gefangen warſt. Dein ganzes Weſen zeugte von einem Glück, welches ich nicht begreifen konnte, daß man es haben könne. Du vergaßeſt, daß Du Dich in wenigen Tagen von Deiner Heimat trennen ſollteſt, Du dachteſt, dieſes Glück ſei unvergänglich. Und als nun der Augenblick kam, wo das Gefühl der Trennung Dich faßte, da ich troſtlos nichts vermochte als Deine Klagen in treuer Bruſt aufzunehmen.

Verzeih, daß ich dieſe Gedanken anrege — ich war ſo ganz in Betrachtung dieſer Zeit verloren und ich hoffe, daß der Blick

auf Dein Herz bei Dir iſt, wie die ſchmerzlich-ſüße Erinnerung an ein ſehr entferntes Leiden. Was läßt mich Dein Stillſchweigen fürchten? — Ich wage kaum zu hoffen, doch will ich die Hoffnung hegen, bis Du ſelbſt ſie mir nimmſt. Ich denke mir Dich, wie Du itzt die Ruhe wieder erkämpft haſt, heiter auf Deinen Schmerz herabſieheſt, zum Geſchäft Fröhlichkeit um Dich verbreiteſt, und Dir dann Stunden zu einſamer Seligkeit erringſt. Laß mich immer dasſelbe wiederſagen, in jedem Briefe Dir ſagen, wie groß Deine Kräfte ſind, — Dich beſchwören, daß Du ſie anſtrengſt und Dich bitten, ſo glücklich zu ſein, als Du ſein kannſt. Dieſes iſt ja das einzige, was mir übrigbleibt. Ich darf nicht um Dich ſein, nicht in Dir leben, und raſtlos die Furchen (dieſes Wort hat meinen ungewohnten Augen Tränen entriſſen) von Deiner Stirne zu verſcheuchen ſuchen. Ach dürfte ich mich nur einmal, nur ein einziges Mal an Deinen Umarmungen, an Deinen Geſprächen ſättigen! Und daran darf ich gar nicht denken, was Du mir itzt ſein könnteſt, und daß ich vielleicht itzt wirklich die Kraft hätte, Dich zu erheitern. — Meine verborgenſten Kräfte ſind lebendig, alles in mir iſt rege, und ich ſuche nur das, wo ich zuerſt mich von meiner drängenden Fülle erleichtern könnte. Ich leugne Dir nicht, daß ich noch mit geheimer Bangigkeit mich ſelbſt beobachte, in der Furcht, es möchten, beim Mißlingen, mit doppelter Verzweiflung alle dieſe Kräfte in ihren vorigen angſtvollen Schlaf zurückſinken. Dieſen Sommer darf ich mehr für mich ſelbſt leben, und kann es, da ich ſehr geſtärkt bin. Das Denken über moraliſche Gegenſtände, welches mich zuerſt zur Metaphyſik trieb, wird mich beſchäftigen, und vielleicht auch — die Kunſt. Vom Denken ließ ich nur aus vollendeter Verzweiflung ab — und hier bin ich des Gelingens gewiſſer. Nicht ſo in der Kunſt; ich habe aber ſehr guten Grund zu glauben, daß ſie mich glücklicher machen würde. — Mein Geiſt gewinnt an Stärke und Ruhe, ja auch an Heiterkeit, und vielleicht werde ich einmal den Entſchluß die Welt zu verlaſſen, den ich nur aufgeſchoben hatte, vollends aufgeben....

Ich habe in Dresden mich mit vielen gut unterhalten, Hardenberg iſt mir durch einen ſehr edlen Zug noch ſchätzbarer geworden — und doch iſt unter allen dieſen niemand, gar niemand den ich lieben könnte, als nur Du allein. Iſt es mein Mangel an Geſchick, das Gute zu ſuchen, um mich ihm leicht zu nähern, oder iſt es die Beſchaffenheit deſſen was ich ſuche? Eine Verbindung mit mir, die lange beſtehen ſoll, muß auf gegenſeitiger Anregung der Sittlichkeit beruhen — denn dieſe Verbindung nimmt ewig zu. Vor allem aber muß der, den ich lieben ſoll, fähig ſein nur in Einem zu leben, und über Einem alles zu vergeſſen. Vor allem aber dieſelbe Stärke der Liebe, die aus der Sehnſucht nach dem Unendlichen herrühren kann, indem das Herz das unendliche Gut, was ihm fehlt, in dem Geliebten zu finden vermeint. — Dieſes alles findet mein kälteſtes Nachdenken bei Dir, und darum würde ich itzt auch von dem häufigſten Genuß keinen Überdruß befürchten. Zwar Ebbe und Flut iſt notwendig in der Liebe; das Herz glaubt einen Augenblick im Beſitze des unendlichen Gutes zu ſein, und ſinkt dann wieder nieder. Aber man kann doch gewiß vorausſehen, daß die Flut ewig wiederkommen würde.

Ich habe bei Weibern nie etwas von dieſem Triebe nach dem Unendlichen gefunden, und ich habe noch keine geſehen, bei der ich die Möglichkeit einſähe, ſie lieben zu können. — Nur bei einer findet es ſich; ich weiß aber nicht ob ich *ſie ſelbſt* verehre oder ihr verſchönertes Bild in dem Spiegel einer edlen männlichen Seele. —

Noch eine Bitte. Du lebſt itzt vielleicht auf ſehr lange, nur unter *alltäglichen* Menſchen. — Ich glaube in der Kunſt mit *dieſen* umzugehen, kannſt Du noch lernen. Dem tiefen Beobachter geben ſie reichen Stoff; es ſind in dem gemeinſten Menſchen viele wunderbare Kräfte tief verborgen, dem gemeinen Auge, dem Beſitzer ſelbſt ganz unſichtbar. (Ich geſtehe, daß mich oft, auch bei Betrachtung eines Narren oder eines Böſewichts, dieſe verborgenen Kräfte mit Ehrfurcht gegen die Erhabenheit unſrer Natur erfüllen.) Wie angenehm wäre es, unſichtbar wie

Gott, aus der Tiefe eines geſchwächten Herzens neue Tugenden hervorzulocken — indes andre vielleicht nichts darin ſehen würden, als daß man einen Fröhlichen gemacht habe. — Ich brauche Dir nicht zu ſagen, was Du kannſt im Umgange. Doch könnte nun zu langer Übung auch das Nachdenken hinzukommen. Von dem Wollen ſage ich nichts, weil ich Dein Herz kenne, deſſen Weſen die Menſchlichkeit iſt — und es kann durch unmutige Laune und Gewohnheiten nur auf kurze Zeit gehemmt werden. — Du ſiehſt die alltäglichen Menſchen mit zuviel Verachtung an. Vergleiche ſie nie mit Dir, erforſche was ſie ſind, und erwäge was Du ihnen ſein kannſt.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [31]

4. Juli 1792

Das Hindernis, welches mich ſo lange hat warten laſſen, iſt das erwünſchteſte, und Dein muntrer, faſt mutwilliger Brief hat mich alles vergeſſen laſſen. Überdem war ich nicht ohne Beſorgnis für einen Rückfall. Meine Neugier iſt ganz rege, und ich ſehe mit Ungeduld Deinem nächſten Briefe entgegen — deſſen Inhalt ich itzt vergebens zu erdenken ſuche. Sage indeſſen der S. meinen ſchönſten Dank für die gegebene Erlaubnis; ſie wird dafür auch einen ſehr ſchönen Platz in meiner Seele bekommen, da ſie Dir anhängt. Beſonders aber wünſchte ich ihr dafür danken zu können, daß ſie Dich liebt, und grade itzt. — Nichts konnte Dir wohltätiger ſein. — Du wirſt nicht verlangen, daß ich noch mehr darüber ſage, da Du nur einige ziemlich dunkle Zeilen darüber hinwirfſt. Deſto mehr verſpreche ich, wenn ich erſt unterrichtet ſein werde. Was das Gedicht betrifft, ſo gehört wohl doch mehr dazu, um es zu verſtehen, als zu wiſſen, daß ſie vortrefflich ſingt — wenigſtens müſſen wahrſcheinlich einige ‚ſchweigende Umfänge‘ vorhergegangen ſein, ehe man Harmonien fühlt. Das andre iſt faſt

italieniſch, beſonders das letzte Terzett; das erſte Quartett weniger. Das deutſche gehört unter Deine beſten.

Es freut mich daß Dir mein eignes Gemälde treffend geſchienen. Es war nur eine augenblickliche hingeworfene Laune, deren Inhalt mir ganz entfallen. Überall iſt dieſes Verhältnis zu ſich ſelbſt meiner Art und meinen Geſinnungen eigentlich entgegen. Verſtehe mich recht — eine launichte Anſicht kann uns vielleicht zu einer Entdeckung über uns ſelbſt helfen, wenn aber ſie herrſchend iſt, wenn jemand ſich ſelbſt ein Spielwerk oder ein Buffon iſt, der iſt verloren und hingegen, wer ſich ſelbſt liebt, der iſt auf dem Wege etwas Großes zu werden. — Du haſt einige treffende Bemerkungen über mich gemacht. Doch die kleinen Dinge mache ich weit beſſer, als in Göttingen und welches ſind denn die großen Dinge, die Du von mir hoffſt? — Ich werde noch lange immer werden, doch ſcheint mirs als könnte ich itzt die Bahn, die ich noch zu durchlaufen habe, gleichſam ſchon überſehen. — Ich glaube, daß ich mich auch im Ernſt treffend darſtellen könnte.

Was gebückt an der Erde fortſchleicht, läßt ſich wohl durch Ton und Wort gefangen nehmen; aber auch Geiſt?

‚Leicht wie Äther ſchlüpft er fort.‘ Ein echter Geiſt trägt das Haupt ſtolz empor, und das tut auch der, den ich meine — er filzt die Natur aus, wenn ſie ihm nicht gehorcht — was von ihm kömmt und um ihn iſt, ſoll jedes in ſeiner Art das beſte und edelſte ſein.

‚Das ſchönſte Leinenzeug, ein ſeiden Kleid Mit etwas Stickerei‘, das trägt er gern. Hätte er doch gern etwas zarteres als Worte zum Organ ſeiner Gedanken. — Es iſt die Art der Geiſter den Verſtand der Forſchenden zu verwirren — und dieſer verleugnet auch hier ſeine Abkunft nicht. Er iſt ein ahndender und auch ihn kann man oft nur ahnden. Verzweiflung und Mutwillen, Pedanterie und Grundſatzloſigkeit, romantiſcher Mut und zarte Menſchlichkeit, die feinſten Gefühle und Frevel der Laune oder Bitterkeit gehen in ſtetem Wechſel aus ihm hervor; und es iſt auch ein feiner Zuſammenhang in dem allen. — Was

iſt mit ihm zu machen? — Frage Deine Weiber. Ich werde ihnen mein Herz öffnen.

Meine Briefe haben nun doch einmal die Geſtalt — einer göttlichen Komödie — und ſo will ich nun nicht vergeblich ſuchen, Ordnung hineinzubringen. Du magſt ſelbſt zuſehen ob was folgt in die Hölle oder ins Fegefeuer gehört, eine Auswahl junger Geiſter der neugebornen Bücher....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [32]

15. und 28. Juli 1792

... Mein Freund, Du teilſt Deine Geheimniſſe mit wie Frauen ihre Gunſt, — immer mehr, und nie alles. — Ich ſollte Dir eigentlich ernſtliche Vorwürfe machen über Deinen Hang da künſtlich zu ſein, wo die höchſte Einfalt herrſchen ſoll; aber Du biſt der ſüßen Vorwürfe aus ſüßem Munde mehr gewohnt, als männlicher, und ich bin auch itzt zu ſehr mit Dir und Deinem Schickſale zufrieden, als daß ich ſchmählen könnte. Sag mir, haſt Du im Ernſt geglaubt, daß ein menſchliches Gehirn den Sinn dieſer zerſchnittenen Briefe enträtſeln könnte? — In Wahrheit wenn es nicht B. wäre, wenn dies Phantom mich nicht mehr intereſſierte als die Wirklichkeit der Weiber, die ich kenne (— ein Phantom, deſſen wirkliches Erkennen mir vielleicht gefährlich ſein könnte —) ſo würde ich den Geiſt dieſer einzelnen Laute nicht zu ahnden verſuchen. —

Nun! genieße Deiner Jugend, und Deiner heimlichen Freuden. Wenn ſie dauern, ſo wirſt Du neu aufleben, dann iſt die Zeit gekommen, da Du alles werden wirſt, was Du ſein kannſt. B. ſagt ſehr fein, ‚für Deinen Geiſt iſt mir nun nicht mehr bange uſw.‘ Dein Glück wird Dir unendliche Kraft geben und es wird auch ein Teil dieſer neuen Kraft ſich gegen mich wenden, unſre Freundſchaft wird ein neues Leben erhalten....

Schreib mir recht viele Stellen aus ihren Briefen ab. Das

kleine Stück aus ihrem erſten hat mich bezaubert; es iſt ſo viel Liebe und Wirklichkeit darin; mehr als gewöhnlich in B.'s Briefen. Meine Gedanken über dieſe ganze Verbindung, und ihren Einfluß auf Dich wage ich nicht eher feſtzuſetzen, bis Du mich noch weiter hinein geführt haſt. Indeſſen kann ich mich auch itzt Deines Glückes freuen, vielleicht haſt Du itzt den Gipfel Deines Glückes erſtiegen, und vielleicht iſt itzt die Zeit gekommen, wo Du das werden mußt, was Du auf Deine Lebenszeit bleiben wirſt. Nutze Dein Glück für Deine Vortrefflichkeit.

Mit Sophiens Bildnis würdeſt Du mir ein großes Geſchenk machen, aber ein noch größeres mit Deinem eignen, um das ich Dich ſchon einmal gebeten habe. Laß Dich itzt in der glücklichſten Stimmung Deines Geiſtes zeichnen: das, was ich am meiſten an Dir liebe, iſt am ſichtbarſten, wenn Du glücklich biſt.

Du biſt mir noch die Geſchichte Deiner ganzen Verbindung mit B. ſchuldig; weißt Du? — Ich werde mich auch mit halbierten Briefen abfinden laſſen. Hier haſt Du ſie mit Dank zurück; Du weißt daß ſie mir lieb geweſen ſind, weil ich ſie ſo lange an mich gehalten habe. Es iſt eine meiner angenehmſten Beſchäftigungen für mich geweſen, aus den vielen Fragmenten die Du mich haſt ſehen laſſen, das große Ganze ihres Geiſtes zu erraten. — Welches Weib! — Du Glücklicher, Du wagſt es noch zu klagen? — Was wollte ich nicht mit einem ſolchen Glücke ertragen! Aber ich mag hieran gar nicht denken, was ein Weib mir ſein könnte; daß ich eins der größten Güter ſo ganz entbehre.

Nun lebe wohl, Beſter. Nächſtens recht viel.

. . .

Caroline an Meyer [33]

Mainz 29. Juli 1792

. . . Mir tät es auch not zu überſetzen ums tägliche Brot — aber es iſt noch nicht ſo weit gediehn, trotz einiger Verſuche.

Sie glauben nicht, mit welcher Geduld ich alle ſolche fehlgeſchlagne Plane ertrage, und feſt auf die göttliche Vorſehung traue. — Alles ſchlägt mir fehl. — Wenn der Nebukadnezar nicht wäre, ſo könnt ich jetzt recht glücklich ſein. Sie ſollen ſehn, ich werde es niemals werden. Iſt das nun wohl meine Schuld? Und dennoch zürnt meine milde Seele nicht mit dem Schickſal — und trachtet nur darnach, ſich auch das Härteſte zu verſüßen. Es iſt doch nicht zu leugnen, daß mir vieles fehlt — und wenn ich es tief im Herzen fühle, klag ich mich wohl am Ende darüber an. Nichts verzeih ich mir weniger als nicht froh zu ſein — auch kann der Augenblick niemals kommen, wo ich nicht eine Freude, die ſich mir darbietet, herzlich genießen ſollte. Das iſt mir natürlich — das wird immer meine Unruhe dämpfen, meine Wünſche zum Schweigen bringen — und wenn es auch lange noch keine Gleichmütigkeit wird, ſo kann ich doch nie unterliegen. Ich habe mich nun einmal ſo feſt überzeugt, daß aller Mangel, alle Unruhe aus uns ſelbſt entſpringen — wenn Du nicht haben kannſt was Du wünſcheſt, ſo ſchaff Dir etwas anders — und wenn Du das nicht kannſt, ſo klage nicht — nicht aus Demut, aus Stolz erſticke alle Klage. Die Moral hab ich mir nicht der Strenge wegen erfunden, ich konnte aber nie mit einer andern fertig werden. Vom Geſchick hab ich nichts gefordert, und bin ihm noch nichts ſchuldig geworden, als was es nicht verſagen konnte....

Caroline an Meyer [34]

Mainz, 12. Auguſt 1792

... Ich habe leider in ſolchen Dingen, die nicht von der ſtrengſten Notwendigkeit befohlen werden, und in denen ich nicht ſelbſt tätig werden kann, eine Heftigkeit, von der meine ſtille Außenſeite nichts ſagt. Wie oft hat er mich ſchon gegen meine Überzeugung nachgeben machen — wenn ſie nun einmal ſtärker

würde, als mein Wille sie zu beugen — wenn das Unrecht nun so offenbar wäre, daß ich ihn verdammen müßte? Das ist der Augenblick, gegen den sich meine ganze Seele sträubt. Lieber Meyer, ich würde mich betrüben, wenn Sie dies Gefühl für die Spannung der nächsten Erwartung, oder wenn Sie mich überhaupt für überspannt hielten. Ich kann es nicht anders sehen, nicht anders sein. Wenn eine Empfindung zu quälend wird, wenn der Schmerz nicht mehr süß ist — ists nicht natürlich, daß man sich loszureißen strebt? Aber wenn dieser Sieg das Herz von dieser Seite nun für immer verödet, ist es dann nicht schrecklich? Ich hätte dann nur noch mein Kind, und würde es nicht ohne Angst anblicken können — meine Sorge und Liebe würden von ihrer Entschlossenheit verlieren. — Meine Lage gibt mir nicht die wohltätige Zerstreuung nützlich für andre sein zu können. Begreifen Sie mich nun wohl? Ich habe manches überwunden — nicht aus Stärke — sondern weil ich aus dem Leid noch Freude schöpfen konnte — ich schied von dem Gegenstand einer in meinem Leben gewiß einzigen Anhänglichkeit und vergaß den Abschied über ihr — ich fügte mich in Verhältnisse, die mich bei einem leeren Herzen unsinnig gemacht hätten — es erhielt meinen Kopf in der Fassung sich damit zu amüsieren. Ein Strom der reinsten Heiterkeit konnte sich über mich ergießen, wenn die Sonne schien — oder auch der Wind an die Fenster stürmte, und ich nur über einer Arbeit eifrig saß. Mir ist jede Stunde wohl gewesen, wo mir wohl sein konnte. Bin ich es, die nach fruchtlosem Gram jagt? Nein, mein Sinn gehört jeder möglichen Glückseligkeit — das Schicksal gab mir wenig — es ist hart mir dies rauben zu wollen. Das würd ich vielleicht nicht überwinden, denn Gedankenlosigkeit ist mein Leichtsinn nicht. — Ihr Brief hat einen tröstlichen Eingang, der sich an die wachenden Träume meiner letzten schlaflosen Nacht schließt. Wenn die Vorstellung auch falsch ist, so weiß ich doch den Schöpfer schon nicht zu verteidigen, der sie im Gehirn seines Geschöpfes entstehn ließ — die Idee vom vorigen lästigen Dasein. . . .

Ich muß Dir nun ſagen, was mich in die Geſellſchaft gezogen hat, es war die Neigung zu einer Frau, die ich bis itzt faſt nur noch in Geſellſchaften geſehen habe. — Es läßt ſich ganz unmöglich ſchon eine Erzählung davon machen — ich habe mich noch nicht der kleinſten Gunſt zu rühmen; ich habe noch nicht einmal ein einziges armſeliges Billet angebracht. Zwar habe ich wohl einige gute Zeichen erhalten, aber noch das letztemal bin ich ſehr unglimpflich behandelt worden. Ich hatte es aber auch verdient.

Einige Tage ſpäter

Du ſiehſt leicht ein, daß ich itzt gar nicht imſtande bin, Dir zu ſagen, wie die Sache iſt; dazu kenne ich ſie viel zu wenig und bin viel zu leidenſchaftlich; ich gäbe alles darum Dich hier zu haben, Dein Rat würde mir gleich helfen. Eine halbe Stunde tête-à-tête würde mich auch au fait ſetzen; darauf muß ich vielleicht noch einige Zeit warten: bei dem verſteckten Geſpräch in größerer Geſellſchaft fallen ſo viele Mißverſtändniſſe vor, daß man am Ende nicht weiß, wo einem der Kopf ſteht. Mit jedem Moment wechſeln alle Leidenſchaften in mir; es würde vergebens ſein mehr zu ſagen, ich könnte Dir doch nur die Anſicht eines Augenblicks geben. Aber ſobald als ich fähig bin zu erzählen, ſollſt Du alles aufs pünktlichſte wiſſen.

Du kennſt mich, Du wirſt alſo wiſſen, wie mir iſt; wie die Leidenſchaft mir die Nichtswürdigkeit meines Lebens deutlich macht. Ich habe das nie ſo gefühlt wie itzt, und vielleicht iſt unſre Trennung nahe. — Es fällt mir ſchmerzlich, Dich um Geld bitten zu müſſen. Aber es iſt nun geſchehen und ein Teil meiner Glückſeligkeit ſchier hängt nun davon ab. Was Du mir geben kannſt, hängt von Dir ab, nur bitte ich Dich, es ſo bald als möglich zu ſchicken.

Warum ſoll ich leben? — Du kannſt mir das nicht beantworten, und kannſt mir nicht aus Gründen raten zu leben, wenn

nämlich nach andern Gründen als nach der Neigung entſchieden werden ſoll. Denn frage ich dieſe, ſo iſt kein Zaudern. Ich würde Dich nicht mit der Freude wieder umarmen, als die Werkzeuge meiner Freiheit, in der Gewißheit, ſie gleich brauchen zu können.

Ich bin matt und kann nicht mehr ſchreiben. Etwas wollte ich Dir doch ſchicken und ſo muß der Brief nun ſo fort wie er iſt. — Von meiner Verſorgung und meinen Ausſichten auch ein andermal. Nur ſoviel vorläufig. Wenn Du eine Hofmeiſterſtelle für mich in Holland findeſt, ſo bin ich geneigt zu kommen. Vielleicht bedarf es aber aller tiefen Plane auf die Zukunft nicht.

Schreib mir itzt viel, ich will Dir zur beſſern Zeit vergelten.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [36]

5. Oktober 1792

Sehr würdig iſt der Gegenſtand wohl nicht. Zwar iſt ſie ſchön, ſie hat ſehr viel weiblichen Verſtand, ſie will auch männlichen haben, aber ich zweifle, ihre Liebe iſt mir noch ein Rätſel, feurig mag ſie wohl ſein, wenn ſie nur nicht allein im Blute tobt.

Ich habe mein Spiel ſehr ſchlecht geſpielt; jeder Zug faſt ein Fehler. Ich habe mich noch nicht der kleinſten Gunſt zu rühmen. Und doch, wenn ich alle Umſtände zuſammen nehme, die mir günſtig ſind, ſo glaube ich mein Ziel noch zu erreichen. — Dein Rat iſt falſch; zu früh waren meine Erklärungen nicht — zu ſpät. Wäre ich ſchneller geweſen, ſo hätte ich wohl ſchon itzt alles was ich wünſche. Sie iſt darüber äußerſt empfindlich, auch darüber, da ſie glaubt, ich hätte einige günſtige Zeichen nicht verſtanden; dies iſt entſcheidend, ſie äußert mit Mißvergnügen Furcht über Mangel an Vorſicht, ſie fürchtet daß ich nur ihre Schönheit liebe, ich ſoll Achtung für ihren Verſtand haben, ſie zeigt gern daß ſie auch die Eigenheiten meines Geiſtes faßt, nämlich die, auf die ich einen Wert lege — es entfuhr ihr einmal eine flüchtige Röte der Eiferſucht,

im Anfange unſrer Bekannſchaft. — Dazu nimm ſehr bedeutende Blicke. Zwar gab ſie mir ſchon vor langer Zeit das erſte Billet, welches ich ihr beim Handkuß in die Hand drückte zurück: ich weiß aber noch nicht ob nicht vielleicht meine Ungeſchicklichkeit daran ſchuld war — in dem Augenblick verlor ich ſo ganz alle Faſſung, daß ich nichts unterſchied. Es iſt beinahe wahrſcheinlich, weil ſie einige Tage darauf mir es abforderte; ihre Worte ließen ſich nämlich ſehr gut ſo auslegen, und wenn ihre Worte einen verſteckten Sinn haben können, ſo haben ſie ihn gewiß. Ich hatte das Billet — oder vielmehr ein andres — denn ich habe viele ſo an ſie geſchrieben — bei mir und gab es nicht. Ich hätte der Freundin auch wohl ein Billet geben dürfen, hätten nicht unglückliche Zufälle mir die Gelegenheit geraubt; denn ich irre mich gewiß nicht darin, daß eine Freundin da iſt, ſie machte mir, glaube ich, einmal Vorwürfe, daß ich ſie an einem Orte wo ich hätte ſein können, nicht aufgeſucht. Daraus zuſammen läßt ſich folgern, daß nicht nur ihre Eitelkeit geſchmeichelt iſt, ſondern ich glaube hoffen zu dürfen. Wäre es nur Eitelkeit, ſo hätte ſie ſich ganz anders betragen damals, als ich alle Beleidigungen gegen ſie ausſtieß, die man einer Frau ſagen kann. Sie hätte mich dann ganz entfernt.

Nur einmal ſahe ich ſie allein und das nur wenige Minuten. Es kam ganz unerwartet, die heftige Bewegung in die ich geriet machte ihr das größte Vergnügen; — vielleicht irre ich mich doch, wenn ich glaube, daß ſie auch nicht ganz ruhig war. — Sie nahm, ich weiß nicht wovon, Gelegenheit mit vieler Bitterkeit zu ſagen ‚und da Sie weit mehr Verſtand haben als ich‘. Ich ſagte: Ihre Beſcheidenheit iſt wie Ihre Bonhommie (ich hatte ihr einmal halb Scherz halb Ernſt mediſante Bonhommie vorgeworfen). Sie forderte Erklärung; ich ſagte: Sie ſind ſehr ſtolz. Sie geriet in Verwirrung und wußte nichts zu ſagen als ‚und Sie ſehr offenherzig‘; aber ich merkte daß ich durch dieſe zwei Worte unendlich viel bei ihr gewonnen hatte.

Könnte ich nur eine einzige Stunde mit ihr allein ſein!

Kurz drauf verreiſte ſie; ſeit den vierzehn Tagen, da ſie wieder hier iſt, habe ich ſie ganz vernachläſſigt; meine Verzweiflung hatte ſo überhand genommen, daß ich doch ſicher nur alles verdorben hätte. Geſtern ſahe ich ſie zuerſt wieder. Sie zwang ſich, ſo dünkte mirs, eine natürliche Kälte anzunehmen; ſie wollte mich glauben machen, ſie hätte neue intereſſante Bekanntſchaften gemacht; aber wäre dies, warum es zeigen? Zwar hat mich das Betragen der Freundin ängſtlich gemacht, als wäre es mehr als Verdruß: bin ich aber nicht verdrängt, nur vors erſte ganz aufgegeben, ſo iſt die Sache ſehr leicht gutzumachen.

Ich hätte dieſe armſelige Raſerei gegen Dich nicht Liebe nennen ſollen. Du darfſt davon nicht ſo viel hoffen, als ſie für Dich tat. Doch würde ich lernen Menſchen zu behandeln und lügen, da ſo viel Zwang dabei iſt: und bin ich glücklich, ſo wird mich das fröhlich und ſanft machen, dadurch ſtark. Ich kann Dir itzt kein Bild von ihr und meiner Liebe geben; es iſt zu früh: auch eine vollſtändigere Erzählung bleibt Dir künftig. — Denn bis itzt iſt ja noch ſo wenig zu erzählen, wenigſtens keine Taten von mir. — Ich wollte alſo nur meine Hoffnungen und Erwartungen mit Dir teilen. Ich nutzte die einzige heitre Stunde, die ich ſeit langer Zeit gehabt.

Nun nur noch ſchnell vor Abgang der Poſt die Geldangelegenheit. Ich fürchte Deine Großmut zu mißbrauchen. Aber wäre es Dir nicht möglich Dir, ohne Schulden zu machen, einen Monat vorausgeben zu laſſen? — Wenn ich nicht zwanzig oder doch fünfzehn Dukaten von Dir erhalten kann, ſo gerate ich in die größten Verlegenheiten. — Einen Teil davon wenigſtens wünſchte ich recht bald. — Verzeihe mir den Ausdruck *betteln*; ich nannte es ſo, im Verdruß über meine Verſchleuderung des Geldes und Trägheit in Erwerbung. Es muß mich kränken Geld von Dir zu fordern, da ich manches davon ſo ausgegeben. Nicht nur das was Geſellſchaft und meine Geſundheit nötig machte; auch Debauche, der ich mich aus Verzweiflung einige Zeit ergab, hat mich in

Schulden geſtürzt. — Ich verſpreche Dir aber auf die Zukunft beſſere Ordnung und Aufmerkſamkeit.

Es iſt noch etwas in Deinem Briefe welches itzt ſo flüchtig nicht beantwortet werden kann; ich ſehe aber, daß Du Dich nie von mir wenden wirſt. Wenn ich will, ſo darf ich doch nun nicht heimlich entwiſchen; ich kann mit Ehren und fröhlich verlaſſen.

Nächſtens mehr. Schreib mir bald. Deine Briefe ſind ſo kurz, und ſie ſind mir doch ſo nötig. Du biſt mir das Ende der Geſchichte Deines Glücks noch ſchuldig.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm] [37]

Dein Brief war ein heller Strahl in die Finſternis und auch Dein Geld kam zur rechten Zeit. Von beiden brauche ich mehr. Ich muß Dich noch um 15 Dukaten bitten: das heißt wenn es Dir möglich iſt mich zu retten. Und dann bitte ich Dich recht ſehr, ſchreibe mir itzt oft und viel; ich bedarf itzt fremder Kraft ſo ſehr, und hier bin ich in dieſer Rückſicht allein. Du biſt der einzige Menſch, der mir Kraft geben kann. Dies kannſt Du nicht nur, indem Du über mich ſchreibſt; denn ich werde doch wohl nicht ſo weitläufig und ſo fein ſein können, daß es Dir möglich iſt den rechten Punkt zu treffen. Teile auch Du Dein Leben mit mir; ich bitte dies itzt, da Du glücklich biſt, aber ich will auch darum bitten, wenn Du Unglück zu teilen haſt. Das Ende Deiner Erzählung biſt Du mir lange ſchuldig. Mitgeteilte Briefe von ihr könnten ſie wohl am treuſten darſtellen. Wenigſtens waren es nur B.'s Briefe, die ſie mich einigermaßen kennen lehrten. Das iſt wohl nach alter Weiſe, daß ich einmal wieder einen halben Brief von ihr zu leſen bekommen. Alles, was von ihr kommt, iſt mir merkwürdig. Ihr lebendiges Bild von Goethe kömmt mit meinen Vermutungen und Körners und andrer Erzählungen überein. Meine Liebe zu ihm iſt nicht mehr dieſelbe. Der Inbegriff ſeiner Werke iſt der Abdruck einer eigennützigen

kaltgewordenen Seele. Der Werther, Götz, Faust, Iphigenie und einige lyrische Stücke sind der Anfang eines großen Mannes — es ist aber bald ein Höfling draus geworden. Aber auch in diesen ist die Wahrheit zu sehr Absicht, peinlich gelernte Wissenschaft, nicht angebornes Wesen. Ich meine die Einsicht in den Geist der Welt, woran selbst Klopstock ihn übertrifft. Und dann die Männlichkeit und der reife Verstand desselben, die jugendliche Kraft durch Erfahrung geübt, und durch Gedanken beherrscht. Es schlummert viel Stoff in mir, ich weiß aber nicht ob Stoff zu einer Ästhetik oder zu einem Kunstwerk. Es ist aber noch nicht Zeit. Teile Dein Künstlerleben mit mir. Es war ja in Göttingen beiden so nützlich, und in Amsterdam hast Du es nicht mehr getan. Die bösen Weiber haben Dich mir gestohlen. Es knüpft sich auch für mich noch ein Genuß der Erinnerung daran — denn gemeinschaftlicher Kunstgenuß ist ja unser ältestes Band.

Ich habe einmal wieder unter so vielen Bekanntschaften das Glück gehabt einen jungen Mann zu lieben. Du weißt nun schon daß die Bekanntschaft schnell gewesen sein wird. Ein Graf Schweinitz aus Halle. Da habe ich denn einige Tage unter einer Gesellschaft Debauchés und Haudegen gelebt, geduldig ihre Vertraulichkeiten von ... Farao und Mädchen angehört. Doch einer unter ihnen war ein feineres Wesen. Er kannte seine Gesellschaft. Ich sagte ihm flüchtig: ‚Deine Freunde da gefallen mir gar nicht'. Er lächelte (er hat ein sehr feines Lächeln) und sagte kurz: ‚Findest Du das auch?' wie er überall wenig spricht. Er nannte dann den einen, den auch ich vorzog. Ich habe mit allen meinen Spaß gehabt. Ein lustiges Volk! So viel Geld und so wenig Gehirn! Ich habe viel Nachrichten von ihm bekommen, denn es waren seine Kameraden von früher Jugend auf und ein offenherziges Volk! Er gefällt mir über alles. Es ist noch so früh, doch will ich versuchen einige Gedanken zu entwickeln. Denke Dir erstlich einen schönen Mann in der Blüte der Jugend, künftigen Erben einer halben Million, im Gesichte seinen Geist, Stolz, aber auch

Spuren der Wolluſt, der er jetzt ganz ergeben ... und doch ſo viel Empfänglichkeit für jede leiſeſte Anforderung von mir; ſo feine Erwidrung, als ich ſie äußerſt ſelten gefunden. Er iſt mehr fröhlich, aber dabei doch feine Menſchlichkeit und Männlichkeit, auch ernſtes Intereſſe. Er ſprach mit Wärme von Deinen Gedichten; er macht ſelbſt welche, über die er höchſt beſcheiden ſich ausdrückte. Aufbrauſend, großmütig und beſcheiden. — Er fand auch unter hieſigen Studenten ſchnell die guten heraus. — Aber bald mehr davon. Wir werden uns oft ſehen und uns ſchreiben. — Ich überlaſſe mich ſo gern dem Enthuſiasmus ſo ganz, daß ich alle Beſonnenheit abwerfe und jede Furcht vor Selbſttäuſchung vergeſſe. Ich bin nun ſchon ſo oft bitter gekränkt, ſollte es wieder ſein?

Mein Geiſt iſt noch nicht ermordet. Du ſiehſt dies zum Teil aus dem erſten Blatte. Fürs erſte wird Dich mein voriger Brief ſchon beruhigt haben. Ich ſchäme mich itzt faſt, daß der Gedanke, der Spott eines verächtlichen Weibes zu ſein, mich zuerſt ſo ganz feig machte. Das übrige nächſtens. — Über die Möglichkeit mir eine Hofmeiſterſtelle in Amſterdam zu ſchaffen recht umſtändlich. Dies iſt die einzige Beſchäftigung, unter allen mir möglichen, die ich gern übernähme. Sie iſt mir notwendig, weil ich nur da ſoviel erwerben kann, als ich nötig brauche. Meine Geſundheit erfordert viel — ich fechte und ich werde auch reiten müſſen. Ich werde ohne Reue immer ſoviel brauchen als ich bedarf um zu ſein, was ich will und muß. Fehlt mir das, und ich tat vorher alles, ſo kann ich ruhig weggehen.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [38]

Leipzig, 21. November 1792

Dieſe Antwort kömmt ſo ſpät, wegen einer Unpäßlichkeit von einigen Wochen, die mich zu angreifenden Geſchäften unfähig machte, und einiger nötiger Briefe nach Haus und an Papen.

Itzt erſt fühle ich mich ſtark genung, einen Brief zu beantworten, der mir das Herz durchbohrte. Ich klage Dich bei Dir ſelbſt an, nicht über den zum Teil gerechten Tadel; aber über den Scherz. Konnte es Dir ſo gleichgültig ſein mich tadeln zu müſſen? Ich will Dir verſchweigen, in welcher Lage ich Deinen Brief empfing; da ich in Verzweiflung lange ſehnlichſt dem letzten Troſte entgegengeſehen, und mich nun verſpottet ſahe. Dies konnte ich nur einen Augenblick der heftigſten Kränkung glauben, und ich ſehe itzt Deinen Brief als einen wahren Beweis Deiner Liebe und Deiner frohen Lage an; doch wünſchte ich, das frohe Gefühl Deines Glücks hinderte Dich nicht, Dich in mich zu verſetzen. Ihr Glücklichen vergeßt ſo leicht, wie leicht wir zu verletzen ſind, und daß wir Unglücklichen heilig ſind.

Ich werde nun faſt ängſtlich ſuchen, das Rauhe meinen Mitteilungen zu benehmen — und über dem Abwägen verſchwindet vielleicht das Gefühl. Dein Vorwurf trifft mich ſehr tief, weil er ſo wahr iſt, und mehr ſagt, als es ſcheint. Mein Geſpräch iſt noch weit rauher, als meine Briefe, und es iſt nicht bloß Äußeres, es iſt wirklich Ausdruck meines Geiſtes. Ich fühle ſelbſt in mir beſtändigen Mißklang, und ich muß mir ſelbſt geſtehen, daß ich nicht liebenswürdig bin, welches mich oft zur höchſten Verzweiflung treibt. Es fehlt mir die Zufriedenheit mit mir und andern Menſchen, die Sanftmut, die Grazie, welche Liebe erwerben kann. Ich wünſchte ſo auf die Menſchen zu wirken daß von meiner Rechtſchaffenheit immer mit Achtung, von meiner Liebenswürdigkeit allgemein oft und viel mit Wärme geredet würde. Von meinem Geiſte brauchte gar nicht die Rede zu ſein, oder höchſtens ſollte man mich verſtändig finden. Jedermann ſollte mich gut nennen, wo ich hinträte, ſollte ſich alles erheitern, jeder ſich nach ſeiner Art an mich ſchmiegen, und die ſich was dünken, mich gnädig anlächeln. — Aber längſt habe ich bemerkt welchen Eindruck ich faſt immer mache. Man findet mich intereſſant und geht mir aus dem Wege. Wo ich hinkomme, flieht die gute Laune, und meine Nähe drückt. Am

liebſten beſieht man mich aus der Ferne, wie eine gefährliche Rarität. Gewiß manchem flöße ich bittern Widerwillen ein. Und der Geiſt? — Den meiſten heiße ich doch ein Sonderling, das iſt ein Narr mit Geiſt. — Meine tägliche Anſtrengung iſt vergeblich, und Du haſt nur meinen Schmerz vermehrt. Aber dann haben Dich auch die Weiber verzärtelt und der weibiſche Foelkerſohm. Ich bewundre Sophiens Sanftheit, aber verlerne nur nicht auch rauhen Wert zu ſchätzen. — Wenn ich geliebt würde, ſo würde ich liebenswürdiger werden. Aber faſt fürchte ich, es iſt auch bei Dir mehr Intereſſe als Liebe. Es iſt ſeltſam zu bitten, daß das vorangehen ſoll, was nur folgen kann. Aber ich kann weiter nichts hinzuſetzen, als das, was ſo ganz hieher-gehört, obgleich ich es zuerſt geſtern an Papen ſchrieb.

‚Ich wünſchte, ich könnte was beſſers mit Dir teilen, als meine arme Exiſtenz. Verſchmähe es aber nicht und teile auch Du wieder mit mir. Laß mich in Dir glücklich ſein, da ich es in mir nicht bin. Iſt das aber nicht, ſei es das ſchlimmſte, ich will es gern mit Dir teilen.‘

Die Lügen hoffe ich verteidigen zu können. Stoße Dich nur nicht an der Ecke des Worts, ſo wirſt Du eins mit mir ſein. Erwäge alle Eigenſchaften des Menſchen und der Welt, und Du wirſt finden, daß ſie mit größter Kunſt den Schmerz des Menſchen beabſichtigen, die Lüge und die Selbſtverachtung. Die Lüge iſt der Menſchheit ſo notwendig, als ſchwach zu ſein, und das Schreckliche zu fliehen. Was iſt aber ſchrecklicher als die Wahrheit, im allgemeinen und im einzelnen? Es iſt unſern Kenntniſſen von der Seele ganz analogiſch, wenn ich vermute, daß viele die ſich ſtets ſelbſt belügen, der Schmerz in dem Augenblicke töten würde, da ſie der Wahrheit ganz teilhaftig würden. Die Freuden, denen ſie am meiſten nachlaufen, ſind kurze Irrtümer — und die ſchönſten Freuden ſind ſo vergänglich, weil die Wahrheit ſehr bald ihr furchtbares Recht geltend macht. Ohne Irrtum würde alle Tätigkeit erlahmen, denn nur wenn ein Gedanke den Schein eines unendlichen Werts erlügt, erhält die

Neigung volle Kraft ihn wirklich zu machen. — Dieſe Lüge der Natur gibt der Jugend ihre Energie, bis eine kurze oder lange Erfahrung gelehrt hat, daß alles nichtswürdig ſei. Wie groß muß der Mann ſein, in deſſen Bruſt die reine Wahrheit ruhen kann, ohne das irdiſche Gefäß zu zermalmen? Wofern es nicht alle menſchliche Kraft überſteigt. Dieſes kann mir wohl ſo ſcheinen, da die wenige Wahrheit, die ich erkannt habe, mich unglücklich gemacht; und weswegen flieht man mich, als weil ich wahrer bin, als man ſein darf? — Noch ein Grund wirkt vielleicht bei Dir, der glaubt, daß der äußere Körper die Modifikationen des Geiſtes ausdrückt. In gewöhnlichen ſelbſt ſchönen Köpfen verrät nun jeder Zug, jede Bewegung das lügenhafte Herz. Aber zeige mir auch nur *ein* Geſicht ganz wahr, rein von allen Spuren der verborgenſten Lüge und Liſt, ein Geſicht das nicht lügen kann. — Die höchſte Begeiſtrung kann kaum ein Bild der Wahrheit erſchwingen; denn unter den ſehr vielen Gemälden, die in Dresden vorhanden ſind, ſind nur einige Köpfe des Raphael der Art, und vielleicht einige des Mengs. Die Menſchen des Correggio ſind alleſamt Lügner, obwohl ſie mit Grazie lügen. — In der Wirklichkeit ſah ich nie ein ganz wahres Geſicht. — Jeder abſichtliche Irrtum heißt mir Lüge, und wenn ich hinzuſetze daß es nicht nötig iſt, ſich der Abſicht *deutlich* bewußt zu ſein, ſo iſt es nicht übertrieben, wenn ich zweifle, ob in vieler Leben ein einziger Moment ohne Lüge war. — Es iſt trivial, daß wir uns ſtets ſelbſt belügen, und keinem Zeichen trauen dürfen. — *Lügen* — das klingt beinahe ſo ſchlimm als *Ermorden*. Die eſoteriſche Philoſophie könnte aber wohl beide in Schutz nehmen. Viele beſonders Schulweiſe halten das Lügen für an ſich ſchlecht. Aber niemand von ihnen hat mir noch meine Frage beantworten können: ‚warum wir aufrichtig ſein ſollten?‘*) Ich ſollte dies nun auf Umgang und Freundſchaft beſonders anwenden. Ich kann über einen unerſchöpflichen

*) Daß die Erkenntnis der Wahrheit ein notwendiger Zweck der Menſchheit ſei, dadurch geſtört werde, iſt unzureichend.

Gegenstand nur wenige flüchtige Gedanken hinwerfen. — Um nur geduldet zu werden, die gesellschaftliche Ehre zu erhalten, begünstigt zu werden, braucht es zahlloser Unwahrheiten. Ebenfalls aber auch um andere zu erforschen, sie zu erfreuen, und ihnen zu nützen, gegenseitige Liebe und Achtung zu erregen und zu empfangen. Zwar ist der Grad der Wahrheit der Maßstab der Erhabenheit einer Freundschaft, aber vielleicht nicht ihrer Freuden. — Und in keiner Erdenfreundschaft kann die Wahrheit ganz erreicht werden. Du erinnerst Dich an eine Stelle in B.'s Briefen, die dasselbe sagte. — Wenn die eherne Hand der Wahrheit alle Schleier zerrisse, so würdest Du auch in unsrer Freundschaft feine Lügen wahrnehmen. — Ich sage dies sicherlich nicht um das Kleinod meines Lebens zu schänden. — Nun noch die unzähligen äußern Verhältnisse, die es notwendig machen, und die nie so sehr als beim Verhältnisse mit Weibern und mit eigner Familie stattfinden. Es ist gut, daß ich gegen meinen Vater Religion und gegen meine Familie Achtung heuchle, die ich nicht habe. — Das wenige, was in menschlichen Verhältnissen Kunst ist, ist mit Geschick lügen können, und dies läßt sich lernen. Mit Weisheit lügen will unendlich viel sagen, und ist mehr als Kunst.

Nach einer Mitteilung, die (ich gestehe es) gar nichts wert war, hast Du schnell über meine Leidenschaft abgeurteilt; Du hast nicht erwogen was sie für mich, wie ich nun einmal bin, sein könnte. — Du vergleichst sie mit einem willkürlichen Bilde, wie es bei mir hätte sein sollen. Ich erstaune, daß Du nicht alles so erwartetest. Habe ich mich etwa verwandelt, oder kennt man sich niemals? Wußtest Du nicht, daß ich Mangel an innerer Kraft immer durch Plane ersetze? — Wenn Dich das Geständnis meiner Wünsche beleidigt hat, so muß ich Dir sagen, daß die Wollust so tief in meiner Seele liegt, daß sie bei jeder Liebe sein wird, obwohl mein Enthusiasmus für Männer Dir beweisen könnte, daß ich die Wollust für bessre Freuden lange vergessen könnte. Eine Liebe unter steter Entsagung aber wäre

mir Qual. Was wäre eine Liebe ohne volle Vertraulichkeit, und Enthuſiasmus? — Das erſte folgt nur aus der letzten Gunſt, und das andre führt dazu. — Könnte ich ſie Dir nur zeigen, Du würdeſt anders urteilen, meine Wahl billigen. Es wäre leicht, ein reizendes Bild von einer verführeriſch liebenswürdigen Frau zu machen. Und noch immer glaube ich, daß ſie wirklich lieben könnte. Jugendliches Feuer — eine blitzſchnell entzündbare Phantaſie — ein Verſtand, der mit Feinheit ſchätzt und unterſcheidet (unſre Wahl trifft meiſt zuſammen, nur ſind ihre Urteile nicht ſo ſchneidend, und gehn etwas mehr auf äußern Schein) eine wahre, prunkloſe Anhänglichkeit an ihre Freunde (dieſe zeigt ſich beſonders gegen eine Schweſter und Schwager, die liebenswürdig und ſehr verſtändig ſchienen) Leichtſinn — Liſt — etwas Eitelkeit, mit aller Liebenswürdigkeit einer jugendlichen Fröhlichkeit geſchmückt — und dann beſonders manches, was mich ahnden läßt, ihre Neigung könnte wohl inniger und feiner ſein, als ſie bis itzt ſelbſt erfahren hat. Was könnte das vereinigt nicht hervorbringen. Gewiß! ſie muß lieben können. — Dabei iſt unbegreiflich, (vielleicht die Heftigkeit des Temperaments) daß nur ihr ſelbſt verächtliche Menſchen ſcheinen bisher ihre Gunſt genoſſen zu haben. Dies iſt es, was mich von ihr zurückſtieß — und dann ein gewiſſer Mangel an Güte, da ſie beleidigt faſt hämiſch iſt — und endlich die entfernte Ahndung, daß Heftigkeit ihr wohl nicht erlaubt, ihre Gunſt mit Grazie zu geben. — Über zwei Intrigen gaben mir wahrſcheinlich Gerüchte den erſten Argwohn, ihre Wendungen, dieſen Argwohn zu erſticken, und ihr Benehmen bei meinen Anſpielungen faſt gewiſſe Überzeugung. Einen kenne ich genau. Nimm ihm ſo viel Äußeres als notwendig iſt, um zu brillieren und es bleibt ein ganz nichtswürdiger — ein Debauché wie ein Friſeur. Sie verachtet ihn, alſo waren ſeine Verdienſte wohl Verderbtheit, Schlauigkeit, Diskretion. An Kitzel der Eitelkeit und Nahrung der Phantaſie iſt bei dieſer Intrigue nicht zu denken. Nimm zuſammen — ihr Leichtſinn — ihr Temperament — die Sittenloſigkeit der

hieſigen Damen — völlige Freiheit von Seiten des ſchwachen Mannes. — Es begreift ſich wohin ſie zielte und wie weit ſie ging. — Möchten doch der Begünſtigten zahlloſe ſein, nur Männer lieber als ein Nichtswürdiger. — Die Ungewißheit machte mich launenhaft, und unentſchloſſen, und dies verdarb meinen Plan. — Anfangs nur erſt etwas gereizt, urteilte ich über ſie faſt wie itzt, doch hoffte ich faſt, ſie ſei der Liebe fähig, und ich beſchloß zu verſuchen, ſie auf mich zu lenken. — Auf Figur ſieht ſie nicht, auf Rang auch ſehr wenig, und ich hatte Vermutungen, daß ein Charakter wie der meinige ſie reizen könne. Fürs erſte wollte ich nur ihre Einbildung beſchäftigen — war ich nur erſt dahin, daß ich mich ihr ganz zeigen durfte, ſo wird es nicht eitel ſein, daß ich hoffte echte Liebe einer Frau verdienen zu können, da ich die Deinige verdient. — Ich ſtellte mich ſo heftig, als ich bald wurde, ſtolzer und ſonderbarer als ich bin; meine Bewundrung ſollte einen hohen Preis bekommen. Denn dieſe Dinge ſind mehr für die Eitelkeit, als ein richtiger einfacher Verſtand. Abwechſlung tat das übrige und ich erreichte meine Abſicht ganz. Zugleich ſollte mich der Schein der Sonderbarkeit für manches privilegieren. — Unentſchloſſenheit in den günſtigſten Momenten, da die Heftigkeit mir einige Zeit alle Beſonnenheit raubte, fand ſie unbegreiflich, und nichts beleidigt Weiber ſo ſehr, als Nichterwidrung auch der kleinſten Avancen. Immer mehr ſtieg mein Argwohn, und ich äußerte einigemal Verachtung. Vielleicht tat Furcht vor meiner Unvorſichtigkeit das übrige, und ich glaube der Schein des Intriganten hätte mir nützlich ſein können. — Ich habe gewiß nicht wenig verloren, denn hätte ſie mir auch gar nichts neues gegeben, ſo würde ſich doch ſehr viel aus mir ſelbſt entwickelt haben: obwohl unſre große Verſchiedenheit für mich viel Schmerz zur Folge hätte haben müſſen. — Mißtrauen und Eitelkeit machen mein Urteil über meinen Eindruck auf ſie gleich ſehr unſicher. — Es iſt dem Weibe natürlich, mit einem heftigen Manne ihr Spiel zu treiben; es kitzelt ihre Eitelkeit um ſo mehr, je mehr männlichen Verſtand

ſie ſelbſt ihm zutraut. Aber verächtlich bin ich ihr nicht, wie ich weiß; und wenn dies nicht iſt macht heftige Leidenſchaft allemal einigen Eindruck, ſehr tiefen aber ein ſtolzes Zurückziehen. Seit ich aus jugendlichem Unſinn der R. gutgemeintes Wohlwollen zurückſtieß, hatte ich merklich Einfluß, wenn nicht auf ihre Zufriedenheit, doch auf ihre Heiterkeit. Zwar macht ſie, als hätte ſie mitleidig mit meiner Einfalt mich aufgegeben. — Doch die beſten Gründe liegen in kleinen Zügen — die ich vermeide, weil Du ſie letzthin alle ganz mißverſtanden: und Verſtändlichkeit würde einen langweiligen Roman erfordern. Damit Du nicht denkſt, daß Eitelkeit oder Hoffnung mich verführt — noch dies: ich habe nicht die kleinſte Spur von echter Liebe, aber ihre Eitelkeit und ihre Phantaſie glaube ich gereizt zu haben, und auf kurze Zeit hat ſie günſtige Abſichten für mich gehabt.

Meine Schmerzen habe ich mir ſelbſt zu danken. Es war verwegen, Liebe in Lüge und Luſt erzeugen, die feinſte Verſtellung mit meiner unverberglichen Heftigkeit, Launen, Mangel an geſellſchaftlicher Erfahrung, Geld und Zuverſicht gegen ein Weib durchführen zu wollen. Doch waren ſie nicht fruchtlos — ſie gaben meiner Seele einen gewaltigen Stoß. —

Mein Wille iſt ſie zu vergeſſen, durch beſſre Mittel als bisher — angeſtrengte Tätigkeit. Das beſte wäre wohl häufiger Umgang mit liebenswürdigen Weibern, wenn es nur ſtattfände. — Hätte ich doch nur 50 Thl. übrig! — und morgen wäre ich bei Schweinitz. Acht Tage bei ihm könnten mich verwandeln.

Meine Leidenſchaft iſt noch ſehr ſtark. Ich hatte ſie faſt fünf Wochen mit Fleiß nicht geſehen: in dieſe Zeit fiel meine Krankheit, tiefeindringende Bewegungen ganz andrer Art, und angeſtrengte Tätigkeit mit intereſſanten Gegenſtänden. Vor acht Tagen ſprach ich ſie wieder — und ſeitdem hat ſie mich Tag und Nacht faſt nicht verlaſſen. Ja mich mit ihr in einem Saale zu wiſſen, ſetzt mich in die heftigſte Unruhe, wie vom Fieber. Ich bin, ſcheint es, auch noch nicht aus ihrem Gedächtniſſe ausgeſtrichen: bei ihrem Leichtſinn ein ſtarker Beweis für

mich. Wenige Stunden allein könnten mir Aufschlüsse geben, die vielleicht eine Willensänderung möglich machten. Denn könnte nicht alles Einbildungen sein? Und dann hätte ich schlecht gegen sie gehandelt. Ich habe mich wenigstens über der Wahrheit zersonnen — aber so ist es, notwendig flieht sie uns, immer bereit uns unnütz zu quälen. — Nun endlich genung von ihr und vielleicht zu viel. Nur noch die Versicherung, daß ich die Besonnenheit nicht wieder verlieren werde. — Du hast nun reichen Stoff zu Vermutungen, welchen Gang ich überhaupt immer in der Liebe nehmen werde. — Du wirst von den besten Weibern geliebt sein, und ich bei den schlechtesten nicht reussieren. Sie können Dich als einen edlen Mann schätzen, und Du verführst sie so gut wie der liebenswürdigste Bösewicht; das wollen selbst die besten doch auch haben. — Mich werden nur wenige Weiber bemerken. Den eitelsten werde ich interessant sein, durch Hoffnung schwärmerischer Bewundrung. Vielleicht bin ich reiner Liebe nur gegen Männer fähig. Die Weiber sind seit einiger Zeit ein Lieblingsgegenstand meines Nachdenkens — aber ich denke gering von ihnen. Liebe, List, Divination Andrer sind häufiger unter ihnen, aber in größrer Vollkommenheit bei wenigen Männern.

Meine erste Liebe war die R. und sie hatte sehr viele, fast alle von den Kennzeichen, die Du mit so viel Wahrheit ihr beilegst. War gleich der Anfang linkisch, das Ganze sehr jugendlich, so verdanke ich ihr doch unvergeßliche Augenblicke in stiller Empfindung zu Hannover oder in zügelloser Ausgelassenheit in Dresden. Und endlich stürzte größtenteils sie mich in die tiefste Melancholie, in der ich ein Jahr in Göttingen immer tiefer sank, und aus der ich nur langsam und mit Mühe auferstand. — Das dürfte nicht Liebe heißen? — Du treibst eine kleine Pedanterei mit diesem Worte, die man Dir als Virtuoso zugute halten muß. Bedenke doch welche verschiedene Wesen Mensch heißen! — Deine Leidenschaft zur F. war, glaube ich, noch weniger wert als meine zur R. und jetzt muß ich diese Vergleichung ganz abwenden.

Sage mir, liebſt Du S.? Ich glaube nicht — Du biſt zu glücklich. Und Caroline auch nicht mehr. Beneidenswürdiger! Für die ſchönſte aller Eigenſchaften, Liebenswürdigkeit, trägſt Du den ſchönſten Lohn davon, das Glück geliebt zu ſein. — Teile doch endlich Deine Freuden ganz mit mir, und überwinde Trägheit, oder Geheimnisſucht. — Die Erzählung iſt noch immer halb, und S.'s Bild iſt nicht gekommen. Noch immer iſt die Stelle aus Carolinens Briefe in meinem Gedächtniſſe ‚Du zähltest den Mann unter Deine Freunde?' — Über die ängſtliche letzte Äußerung verlange ich mehr zu wiſſen. Ich könnte im ſchlimmſten Fall Dir vielleicht nützlich ſein, und hoffe, wenn Du nach Deutſchland zurückkehrſt, den Vorzug vor Mainz. Laß mir dieſe Eiferſucht — ich weiß, ſie tat unendlich mehr für Dich, als ich je konnte. Aber war es nicht auch Glück, bloß Verdienſt? An Willen glaube ich gleich zu ſein. Und dann wärſt Du ihr nur ein Freund — mir aber Alles. Auch hoffe ich künftig Dir mehr zu ſein. — Mit größtem Intereſſe hörte ich letzthin viel Nachrichten von ihr. — Aber, der Augenblicke, wo ſie Buhlerin war, ſind doch wohl nicht wenige geweſen? Und ſollte ſie wohl, wenn die Guten fehlen, mit den Schlechten ſich begnügen? Vielleicht müßte man ihr ſelbſt darüber ein Privilegium geben. — Bei kleinen Briefen lege mir immer etwas von ihr bei. Iſt es doch faſt, als ob ich ſie kennte! Gewiß wir müßten harmonieren durch Wahrheitsliebe, Freundſchaftsenthuſiasmus, und Stolz! Was würde ſie wohl von mir denken? Haſt Du ihr je von mir geſprochen? — Iſt Deine Korreſpondenz mit ihr geſtört? Faſt fürchte ich, unſre iſt es auch; da ich ſeit einem Monat noch nichts bekommen.

Die geſtandnen Ausſchweifungen haben mir wohl einige Zeit Geſundheit gekoſtet — und ſind ſehr ſchlechte Mittel um weiſe zu werden. Doch war ich nie, die ganze Zeit über, lange untätig, und noch nie ſo tätig als itzt. Die Mitteilung unterbleibt, da der Brief oder das Buch doch endlich fort muß. Zudem iſt meine Zeit geteilt unter juriſtiſche Studien und Kollegien in Metaphyſik; die

Nebenſtunden ſind der mediziniſchen Lektüre gewidmet. Von dem Neuen der letzten Meſſe iſt nicht viel zu reden. Ich denke ſeit etwa einem halben Jahre über die Dinge, die mit meinem Leben und meinen Handlungen am innigſten verknüpft ſind, ſehr viel, und beſonders über den Umgang. Ich finde ihn der Anſtrengung aller willkürlichen Kräfte würdig, nicht bloß als Erwerbung von Konnexionen und geſellſchaftlicher Klugheit, ſondern an ſich ſelbſt. Es iſt falſch nur Arbeit für die Zukunft verdienſtlich zu finden. Aber die meiſten leben in Hoffnung und Einbildung, ich will aber in der Gegenwart und in der Wahrheit leben. — Hier haſt Du einige Bruchſtücke. Für den etwanigen Plan zum Hofmeiſterleben habe ich mir Platner zum Gönner gemacht, dem ich zuwider war. Ich wußte ſeinem trivialen Garven zu gefallen, und man darf nur ſeine kleine Weisheit und unendliche Eitelkeit geduldig anhören, und dann und wann eine Laune nicht bemerken; auf ſeine Eitelkeit hatte es beſonders Einfluß, daß ich ihm Anlaß gegeben, mich für einen bekehrten Kantianer zu nehmen.

Sonſt iſt es mit allem Umgang, der noch etwas wert war, aus. Des Beſten nicht zu gedenken, ſo iſt die kleine Freude mit Hardenberg geendigt. Um bei ihm ſo wahr ſein zu dürfen, als ich war (ich kann Dolche reden) hätte ich mehr Schmeicheleien lügen müſſen. Eitelkeit wegen meiner Meinung von ſeinen Talenten, und manches gleiche Intereſſe zog ihn nach häufigen kurzen Entfernungen immer wieder an mich, aber endlich beredete ihn doch beleidigte Eitelkeit, mein Benehmen ſei hämiſche Tadelſucht, und unſinniger Stolz; er hielt mich für gefühllos und fing an mir nicht zu trauen. Auch ſah ich immer deutlicher, daß er der Freundſchaft nicht fähig, und in ſeiner Seele nichts als Eigennutz und Phantaſterei ſei*). Dazu kam — er hatte in pöbelhafter Luſtigkeit ſchon einigemal meine Empfindlichkeit auf eine gewiſſe Art gereizt; endlich einmal brach ich trocken ab, mit Hindeutung auf ein Duell, obgleich er nichts geſagt, was einer Sottiſe ent-

*) Ich ſagte ihm einmal: ‚Sie ſind mir bald liebenswürdig, bald verächtlich.‘

fernt ähnlich geweſen. Obgleich ich damals wirklich — das erſtemal in meinem Leben — im Zorn war, ſo würde ich doch noch itzt ebenſo handeln. Von da erloſch ſein Zutrauen, und meine Neigung für immer. Es war mir doch etwas wert — ich wollte ihm ſo gern nützen, und auch gegen ſeinen Willen iſt es doch wohl geſchehen — er hatte Intereſſe für mich und meine Eigentümlichkeiten — Verſtand und Witz hatte er wirklich nicht wenig. Du haſt gewiß nach den Verſen und meiner Schilderung ihn Dir zu kindiſch denken müſſen. Vergebens hoffte ich die Schwäche ſeines Herzens ſo zu erklären. Sie wird ewig bleiben und ewig mit ſchönen Talenten ſpielen, wie ein Kind mit Karten. Ich ſagte ihm noch zuletzt: ‚Sie ſehen die Welt doppelt; einmal wie ein guter Menſch von funfzehn, und dann wie ein nichtswürdiger von dreißig Jahren.‘

Auch Berger, von dem ich ſo wenig geſchrieben, weil er mich ſo wenig anging, den ich aber täglich ſah, ſeit ich hier bin, iſt fort. Wie ſchätzbar ſind doch Rechtſchaffenheit, Ehrgefühl, und treue Anhänglichkeit! Ich vermiſſe ihn — ohngeachtet ſeines beſchränkten Verſtandes, ſeines ſchwerſinnigen Trübſinnes (erregt durch die Forderungen ſeiner Eitelkeit an ſich ſelbſt, und das dunkle Gefühl ſeiner Schwäche) ſeiner unzähligen Vorurteile. Er hatte den tiefſten Reſpekt für Profeſſoren, Bücher und Worte, den größten Eifer, anhaltenden Fleiß, und doch ſo gar keine Einſicht in das Weſen irgend einer Wiſſenſchaft. Auch ſeine guten Eigenſchaften gehörten nicht ihm zu, es war alles an ihm Gewohnheit und Temperament. Und ſo ganz ohne innere Bildungskraft die verſchiedenſten Einwirkungen zu verknüpfen. Die Stücke lagen gleichſam roh nebeneinander. Hier ein großes von der Berlepſch — dort Bruchſtücke aus Rouſſeau — da etwas aus der Kaſerne und hart daneben etwas von alten adligen Weibern — hier Hefte von nicht verſtandnen Kollegien und dann die Empfindungen empfindſamer Schweſtern und Mütter, und drunter einige Grundſätze aus Aſſembleen und Bureaux d'Eſprits. — Ein rechter Bilderkaſten, wie man auf Meſſen um einen Dreier ſieht —

und doch — denke Dir meine unendliche Armut — vermiſſe ich ihn. —

Wäre Schweinitz hier, er könnte meinen dreifachen oder zwiefachen Verluſt wohl erſetzen. Ich mäßige meinen Ausdruck mit Bedacht. Denn nach augenblicklichem Gefühl, würde ich ſagen: ‚ich hoffe ihn einſt neben Dir ſtellen zu können.‘ Aber ich habe mich ſchon ſo oft ſelbſt betrogen. Ich werde einen beſſern Halt in ſeiner Seele haben, als Eitelkeit. Ich glaube einige Zärtlichkeit zu bemerken, und iſt das, ſo laſſe ich nicht ab, bis er in meiner Gewalt iſt. — Meine Kräfte ſind weit größer, als meine Tätigkeit, denn noch immer kämpfe ich mit dem Gedanken: ‚Es iſt doch alles umſonſt.‘ Fürchterlicher Abgrund! Zu ſtolz das ‚Etwas beſſer‘ der Mühe wert zu achten, ſich danach zu bücken, ſinken wir von der höchſten Einſicht, mit den ſchwächſten Menſchen immer tiefer in Trägheit und Selbſtverachtung. Wir ſollen ſteigen, oder ſchnell endigen. — Gib mir den Glauben der Jugend wieder, und das Größte wird mir nicht zu ſchwer ſein. Aber alles iſt mir unbefriedigend, leer und ekelhaft — Du ſelbſt, — ich ſelbſt. Mich dünkt oft, als wäre es mir gleichviel, gut oder ſchlecht, glücklich oder unglücklich zu ſein. Nach dieſem Glück und dieſer Vollkommenheit lüſtet mich nicht; und endliches Unglück hoffe ich wohl ertragen zu können. Ich könnte nun noch viele Bogen anfüllen in Antwort auf den kränkenden Vorwurf der aufbrauſenden Ankündigung des Selbſtmordes, und des feigherzigen Zögerns. Habe ich ohne Bewußtſein geſchrieben, oder wie konnte das Mißverſtändnis entſtehen, daß ein Weib, ein Weib mich zu dieſer Unwürdigkeit treiben könnte? — Der Wert meines Lebens hängt nicht von einem Weib ab. Seit faſt drei Jahren iſt der Selbſtmord täglicher Gedanke bei mir: ich verſchob ihn, weil ich einſah, daß ich unvollendet und es alſo zu früh ſei, welches ich ſehr weit ausführen könnte: und ich verachte das Unglück zu ſehr, um einige Jahre ſehr unerträglich zu finden. Doch es gibt Fälle, wo kein Abwägen des Wertes des Lebens gilt, die ich nicht überleben will, und in die meine Dir bekannte

Lage mich sehr leicht setzen könnte. Ein Mann muß sterben, ehe er eine Unwürdigkeit tut; aber es gibt auch Unwürdigkeiten des Leidens. —

Nun habe ich mit Dir gerechtet, nun tritt die Liebe, die bisher schwieg, in ihr Recht. Nimm meinen heißesten Dank für Deinen Tadel, und laß es nicht den letzten sein. — Denke über mich von neuem nach — wir sahen uns lange nicht — und es ist schwer mich zu kennen — die am längsten mit mir lebten, und am schärfsten urteilten, gaben es ganz auf, wie ich selbst; und teile mir Lob und Tadel zu, wie Dir gutdünkt. Ich reiche Dir den Dolch selbst dar; schone nicht und durchbohre mir das Herz, wenn es notwendig. Von der Hand eines Bruders kann es nicht schmerzen, und schmerzt es auch, so will ich unsre Freundschaft gern auch mit meinem Blute versiegeln. — Ich glaube an Dich — wenn Du auch einen wahren Dolch gegen mich brauchtest, so würde ich Dir sterbend danken, in Gewißheit Deiner weisen Absicht.

Deine Sorgfalt für meine Geldsachen ist sich immer gleich. Ich nehme alles gerne so an, wie Du bestimmt hast, mit der Bedingung, daß Du vorsichtig genung bist, Dich selbst nicht in Verlegenheit zu stürzen. Die 6 Dukaten erwarte ich schon seit einigen Posttagen; wenn sie nur nicht verloren, oder Dich gar Unannehmlichkeiten gehindert. Ich habe indessen nötig befunden, bei noch jemand Hülfe zu suchen, ohne welche ich itzt nicht mehr sein würde — und dieser ist Pape. Er verdiente, daß ich ihn Dir in dieser Rücksicht gleichsetzte. Ich erhielt sogleich, was ich verlangt, 100 Thl. und nun bin ich noch 200 Thl. schuldig. — Billigst Du mich? Es war nicht Feigheit — denn ich hätte den Tod vorgezogen, lieber als einen kriechenden Brief an meine Eltern. — Wenn man weiß, daß man geben würde, so darf man fordern, auch besteht die Freundschaft nicht in Geschwätz, sondern im Tun. Und ich weiß — unsre Freundschaft wird gewinnen. ‚Aber seine Sonderbarkeiten? Ist es nicht gefährlich?‘ Auf jeden Fall ist etwas in meiner Brust, welches bei jeder Gefahr ganz sicher ist.

1792/1793

... Voll Zutrauen nahe ich mich Deinem Herzen. So lange ich denken kann, haſt Du verſprochen, mir mehr Freund als ſtrenger Vater zu ſein. Ich hatte nie mehr Bedürfnis, ein erfahrenes Herz zu finden, das mich zutraulich aufnähme, als jetzt. Vorwürfe, lieber Vater, und gerechter Tadel ſind überflüſſig, denn ich habe mir hundertmal Alles lebendig vorgeſtellt, was Du und die ſtrenge Stimme meines eigenen Bewußtſeins mir ſagen können. Du weißt ſchon, was ich wünſche, wonach ich ein heißes Verlangen trage. Soldat zu werden, iſt jetzt die äußerſte Grenze des Horizonts meiner Wünſche. Die Erfüllung dieſer Hoffnung wird die fieberhafte Unruhe ſtillen, die jetzt meine ganze Seele bewegt. Du, beſter Vater, biſt die größeſte und faſt einzige Schwierigkeit, die ich zu überwinden habe. Habe ich den Weg zu Deinem Herzen gefunden, und löſcht dieſer ſchnelle jugendliche Entſchluß nicht alle Funken einer zärtlichen Liebe zu mir darin aus, die ſchon zwanzig Jahre alt iſt und mehr aus dem innern Fond Deines Charakters als aus der Natur entſtanden iſt, ſo glaub ich auch, dieſe überwunden zu haben, ſo glaub ich, daß nichts mehr der Ausführung meines Vorhabens entgegenſteht. Ehe ich meinen Entſchluß feſt faßte, habe ich freilich innerlich ſehr mit der Vorſtellung gekämpft, daß ich im höchſten Grade undankbar gegen Euch, liebe Eltern, erſcheine, daß ich Euch liebe Hoffnungen zerſtöre und Euer Herz an der verwundbarſten Stelle angreife; aber als ich nachher bedachte, daß nicht der gegenwärtige Augenblick, ſondern gerade die Ausſicht des ganzen Lebens mich beſtimmen müſſe, daß das Glück und die Ruhe von meinem Leben und ein großer Teil des Eurigen an dieſem Entſchluſſe hinge, indem ich mir von ihm den vorteilhafteſten Einfluß auf die Bildung und Konſiſtenz meines Charakters verſpreche, daß denn doch bald Zeiten kommen würden, wo Euch das alles klar und kräftig einleuchten würde, und Ihr mit der Wendung meines Schickſals gewiß würdet zufrieden ſein; als ich

dies alles bedachte, ſo war auch mein Entſchluß da, mit der freudigen Hoffnung, daß Ihr mir zutrauensvoll die Hand bieten und mein ohnedem verwirrtes Herz durch eine Härte und Kälte, durch einen Mangel an freiem Zutrauen und herzlicher Teilnahme, der Euch ſonſt ſo fremd war, nicht noch mehr niederdrücken würdet. Dieſem innerlichen Kampfe mußt Du es auch zuſchreiben, daß Du nicht der erſte warſt, dem ich mein volles bedrängtes Herz ausſchüttete; ich konnte mich erſt nicht überwinden, eine Schüchternheit und Zurückhaltung gegen Dich fahren zu laſſen, die Dein ſtrenger Sinn vielleicht ſeit langer Zeit ſchon als einen feſten Eindruck zurückgelaſſen hat. So freundſchaftlich und warm Du zuweilen biſt, eine ſo hinreißende Güte Du ſo oft äußerſt, ſo haſt Du doch auch ſehr viele Augenblicke, wo man ſich Dir nur mit ſchüchterner Furchtſamkeit nähern kann, und wo Dein feuriger Charakter Dich zu einer Teilnahme treibt, die zwar Ehrfurcht, aber nicht freies unbefangenes Zutrauen gebietet. Nicht gerade Deine Hitze meine ich, aber jene tiefe, erſchütternde Empfindung, die Dich ergreift, wenn Du in einer anſcheinenden Ruhe und Kälte biſt. Und dies fürchte ich am meiſten. Nichts iſt mir unerträglicher und peinlicher, als Dich kalt und verſchloſſen zu ſehen; ach, ich habe auch zu oft Dich im höchſten Grade wohltätig, offen, zutraulich, herzlich und als die Güte ſelbſt gekannt, wo jedes Deiner Worte Liebe einflößte, und die ſanfteſte Überzeugung ſich in jedem Herzen erwärmte. Wenn ich wüßte, daß Du immer ſo gegen mich wärſt, ſo wäre kein glücklicherer Menſch als ich, ſo ſollte auch kein Wort ſich für Dich in meinem Herzen verſtecken. Doch ich breche hier ab, um mich zu meinem Entſchluß zu wenden und über ihn Dir alles zu ſagen, was ich zu ſagen habe.

Vor allen Dingen muß ich Dir ein Mißtrauen benehmen, als ob ich ſchon lange mit dieſem Vorſatz umgegangen ſei. Ich kann Dir aufs heiligſte verſichern, daß er erſt ſeit Weihnachten mich ergriffen hat. Vorher habe ich nie daran gedacht, ſondern mich mehr davor als vor einer Maßregel gefürchtet, die Ihr

ergreifen würdet, wenn mein Fleiß Euren Erwartungen nicht entſprechen würde. Die Entſtehungsgründe ſind kurz folgende. Bis Weihnachten war ich fleißig geweſen, das kann ich freiherzig geſtehen. Als ich nach Weihnachten zurückkam, ſo war ich ein paar Tage krank, mißmutig und unzufrieden mit mir. Ich war zwanzig Jahre alt und hatte noch nichts in der Welt getan. Mein bisheriger Fleiß erſchien mir ſelbſt in einem verächtlichen Lichte und ich fing an mich nach Reſſourcen umzuſehen. Da ſchoß mir zuerſt, wie ein fliegender Gedanke, der Wunſch durch den Kopf, Soldat zu werden. Es blieb aber jetzt alles noch im tiefſten Hintergrunde ſtehen. Dann hatte mein Bruder wieder einen Anfall von Hypochondrie. Ich redete ihm zu, er ſprach vom Soldaten. Ich redete ihm dieſe Sache ſo ziemlich aus, aber mir noch tiefer ein. Dieſer Wunſch trat immer heller und lebendiger hervor und fing an, mich zu beunruhigen. Jetzt wars, daß ich, verzeihe meine Juvenilität, mich in ein Mädchen verliebte. Die erſte Zeit ging noch alles recht gut; aber dieſe Leidenſchaft wuchs ſo ſchnell empor, daß ſie in kurzer Zeit ſich meiner ganz bemächtigt hatte. Mich verließ die Kraft, zu widerſtehen. Ich gab mich ganz hin. Überdies wars die erſte Leidenſchaft meines Lebens. Vielleicht iſt Dir das nicht ſo fremd und analoger, als ich glaube, da Du doch ein äußerſt empfindliches und heftiges Temperament haſt; aber Du biſt ſchon von früh an vertrauter mit der Idee der Pflicht geweſen, und meine Phantaſie iſt vielleicht ungebändigter, als es die Deine war. Genug, ich geriet in einen Zuſtand, in dem ich noch nie war. Eine Unruhe geißelte mich überall, deren Peinlichkeit und Heftigkeit ich Dir nicht anſchaulich zu machen vermag. Hin und wieder gab es doch eine kühlere Minute, wo mir das Gefühl von Pflicht, von meiner Beſtimmung, die Erinnerung an Euch einfiel und meine innere Pein um die Hälfte vermehrte, weil ich zu gut ſah, daß ich nicht ſo ſein ſollte und doch Mangel an Kraft fühlte, mich herauszureißen, weil ich zu unzertrennlich mit der Empfindung der Liebe verbunden war, weil ich gern beides

verknüpft hätte und doch keine Möglichkeit vor mir ſah. Vierzehn Tage habe ich faſt nicht ordentlich geſchlafen und ſelbſt dieſen kurzen Schlaf machten mir lebhafte Träume peinlich. Da kam der Entſchluß der Reiſe. In dieſer Epoche ſah ich Dich, Deine kurze Anweſenheit machte meine innere Situation verwirrter. Damals ſchrieb ich zuerſt alles an meinen Onkel. Nachgerade legte ſich dieſes Seelenfieber, aber mein Entſchluß blieb. Meine Leidenſchaft iſt jetzt ganz erloſchen und Du kannſt jetzt vor den Rezidiven dieſer Leidenſchaft ſicher ſein. Sie hob ſich ſelber auf, als ſie auf einen Grad geſtiegen war, von dem Du Dir keine Vorſtellungen machen kannſt. Einige Wunden hat ſie noch zurückgelaſſen, die nur die Zeit vernarben kann; aber es bleibt mir ewig eine der merkwürdigſten Zeiten meines Lebens. Daß ich in dieſer ganzen Zeit nichts tat, kannſt Du Dir leicht vorſtellen, und Du wirſt darüber nicht ärgerlicher ſein als über die ganze Geſchichte. Ich könnte hierüber noch eine ganze Menge Bemerkungen machen, aber Dein Herz, Dein Selbſtgefühl, Deine Güte, Erfahrung und Menſchenkenntnis macht ſie mir überflüſſig. Mein Entſchluß ſoll mich nun ganz allein beſchäftigen. Die Entſtehung desſelben haſt Du nun geſehen, und aus ihr ergeben ſich leicht die meiſten Motive. So aufmerkſam ich ſchon ſeit langer Zeit auf mich bin, ſo gut ich vorher glaubte, mich ganz zu kennen, ſo hat mir doch erſt dieſe Begebenheit die Augen geöffnet. Von meiner Leidenſchaftlichkeit wußte ich wenig. Ich glaubte nie, daß mich etwas ſo allgewaltig in ſo kurzer Zeit unmerklich ergreifen, mich ſo in meiner innerſten Seele gefangen nehmen könnte. Ich habe nun die Erfahrung gemacht. Bin ich ſicher, daß nicht heute oder morgen mich wieder ſo ein Unfall trifft? Als Soldat bin ich gezwungen, durch ſtrenge Disziplin meine Pflichten gewiſſenhaft zu tun; überdem ſind es größtenteils mechaniſche Pflichten, die meinem Kopfe und Herzen alle möglichen Freiheiten geſtatten; als Ziviliſt, Gott im Himmel! wie würde das mit meinen Geſchäften ausſehen, wenn ſolche Pauſen von gänzlicher Kopfabweſenheit kämen. Ich würde

Euch, mich ſelbſt und meine Pflichten täuſchen, obendrein unglücklich ſein und keinen Troſt haben. Ich muß noch erzogen werden, vielleicht muß ich mich bis an mein Ende erziehen. Meine leidenſchaftliche Unruhe und Heftigkeit würde ſich auf alles erſtrecken, und leider würden die trockenen Geiſtesarbeiten davon den wenigſten Nutzen haben. Im Zivilſtande werde ich verweichlicht. Mein Charakter leidet zu wenig heftige Stöße, und nur dieſe können ihn bilden und feſt machen. Schon dieſe heftige Leidenſchaft hat auf meinen Charakter und meine Einſicht einen, wie ich mir ſchmeichle, vorteilhaften Einfluß gehabt. So ein Charakter wie der meinige bildet ſich nur im Strome der Welt. Einem engen Kreiſe kann ich nie meine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf mich wirken. Ruhm und Tadel muß ich ertragen lernen. Mich und andere werde ich gezwungen, recht zu kennen, denn nur durch andere und mit anderen komme ich fort. Die Einſamkeit darf mich nicht mehr ſchmeichelnd einwiegen. Es will der Feind, es darf der Freund dann nicht ſchonen. Dann fange ich erſt an, meine Kräfte zu üben und männlich zu werden. Männlichkeit iſt das Ziel meines Beſtrebens. Nur ſie macht edel und vortrefflich, und wo könnte ich ſie eher für mich finden als in einem Stande, wo ſtrenge Ordnung, pedantiſche Unbedeutendheit und Ein Geiſt zu Einem großen Ziele führt, wo das Leben immer nur als Medium erſcheint, und das Prinzip der Ehre das Selbſtgefühl ſchärft, die Empfindungen veredelt, den Wetteifer erhöht und den Eigennutz aufhebt, wo man faſt immer mit ſeiner letzten Minute umgeht. Wenn man da nicht geweckt wird zum Ernſt, zur Männlichkeit, zu klugem Gebrauch ſeiner Kräfte und ſeiner Zeit, wenn da nicht der Charakter Konſiſtenz und Bildung und Größe erhält, ſo müßte man auf der unterſten Stufe der menſchlichen Würde, der menſchlichen Natur ſtehen. Ich hoffe, daß Du jetzt ſchon einſehen wirſt, daß nicht eine kindiſche Vorſtellung vom Soldaten mein Hauptbeweggrund geweſen iſt. Ich weiß zu gut, was ich aufopfere und was ich erhalte, wozu ich mich

entſchließe und was ich verlaſſe. Ich weiß, daß der Soldatenſtand kein Roſengarten iſt, aber was gerade andere daran ſcheuen, das zieht mich an und läßt mich den heilſamſten Einfluß für meine Bildung davon hoffen. Vorher will ich noch einiges über Beſtimmung überhaupt erinnern, wovon ich feſt überzeugt bin, daß es mit Deiner Denkungsart nicht kontraſtiert. Du weißt zu gut, wie lange man ſich über ſeine eigene Beſtimmung täuſchen kann, und wirſt mir daher keinen weſentlichen Vorwurf machen, daß ich nicht eher auf dieſen Entſchluß verfiel. Man iſt ſo lange unbeſtimmt und gleichgültig in der Wahl ſeines Gegenſtandes, bis man durch ſich ſelbſt, durch ein individuelles Bedürfnis ſeine Richtung erhält. Manche und die meiſten eigentlich haben ſo wenig Sinn für eigentliches Bedürfnis, daß ſie ſich gutwillig vom erſten beſten äußeren Gegenſtand beſtimmen laſſen, ohne ſich zu fragen, ob dieſe Leitung ihnen auch angemeſſen iſt oder vielmehr ob ſie zu dieſer Beſtimmung paſſen. Die Edlen unter ihnen werden durch dieſe verfehlte Wahl unglücklich, die minder Edlen laſſen ſichs freilich nicht zu Herzen gehen, ſehen es hundertmal nicht ein und verderben den Platz, auf dem ſie ſtehen, und verkürzen die Linie, die ihnen ihre falſch gewählte Beſtimmung vorſchreibt. Erlaube mir daher doch, daß ich dem Rufe jetzt folgen kann, den ich aus meinem Herzen und den Gegenſtänden um mich her höre. Höre ich zur Unzeit, nun ſo kann ich mir doch ſelbſt Vorwürfe machen und habe nicht nötig, unwillig auf einen andern zu ſein. Du denkſt ferner zu hell, als daß Du nicht überzeugt ſein ſollteſt, daß der Zivilſtand eigentlich nicht um ein Haar vorzüglicher ſei, als der Soldatenſtand, ſondern daß der Mann den Stand mache; ich gehe alſo ſchnell über dieſen Vorwurf hinweg. Das tätige Leben, in das ich nun trete, wird meinem brauſenden Kopfe und meinem unruhigen Herzen höchſt willkommen ſein. Meine Grundſätze und Ideen werden geprüfter, ſchärfer gedacht, tiefer empfunden werden. Die wilde, leidenſchaftliche Hitze wird ſich legen und nur eine ſanfte, gemäßigte Wärme zurückbleiben. Der üppige Gedanken-

ſtrom wird ſich verlieren, aber er wird deſto reicher werden. Die Erfahrung wird ihre Hand an meine Bildung legen, und in ihrem hellen Lichte wird manche romantiſche Jugendidee verſchwinden und nur der ſtillen, zarten Wahrheit, dem einleuchtenden Sinn des ſittlich Guten, Schönen und Bleibenden den Platz überlaſſen. Mein Sinn wird Charakter, meine Erkenntniſſe werden Grundſätze, meine Phantaſie wird Empfindung, meine Leidenſchaftlichkeit wohltätige Wärme, meine Ahnungen werden Wahrheit, meine Einfalt, Einfachheit, meine Anlage wird Verſtand, meine Ideen werden Vernunft. Siehe, lieber Vater, das iſt der Zweck, den ich habe; mißbilligen kannſt Du ihn unmöglich, und das gewählte Mittel ſcheint mir das zweckmäßigſte zu ſein. Ich glaube mit dieſem ſchon alle jene Einwürfe entkräftet zu haben, die Du mir etwa in Rückſicht der Verhältniſſe meines Charakters zum Soldatenſtande machen könnteſt. Mir wird die Subordination, die Ordnung, die Einförmigkeit, die Geiſtloſigkeit des Militärs ſehr dienlich ſein. Hier wird meine Phantaſie das Kindiſche, Jugendliche verlieren, was ihr anhängt, und gezwungen ſein, ſich nach den feſten Regeln eines Syſtems zu richten. Der romantiſche Schwung wird in dem alltäglichen, ſehr unromantiſchen Gange meines Lebens viel von ſeinem ſchädlichen Einfluß auf meine Handlungen verlieren, und nichts wird mir übrig bleiben, als ein dauerhafter ſchlichter Bonſens, der für unſere modernen Zeiten den angemeſſenſten, natürlichſten Geſichtspunkt darbietet. Was die Strapazen betrifft, ſo weiß ich, daß ich ſie ausdauern werde, wenn ich ſie ausdauern ſoll, und ſo fürchte ich mich nicht davor. Was die Todesfurcht betrifft, ſo müßte in mir kein Tropfen Deines Blutes fließen, wenn ſie mich zurückhalten ſollte. Bei mir kommt auch noch aus gewiſſen individuellen Hinſichten, die Du auf keinen Fall mit mir teilen kannſt, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben mit hinzu, die Dir paradox vorkommen wird, weil Du mich nicht ganz kennſt. Ich bin feſt überzeugt, daß man in der Welt mehr verlieren kann als das Leben, und daß das Leben nur von uns ſeinen Reiz erhält, daß

es immer nur Mittel und faſt nie Zweck ſein darf, und daß man oft wenig verliert, wenn man von dieſem Stern abtritt. Meine Handlungen, hoffe ich, ſollen Dir zeigen, daß hierin mehr als Tirade iſt. Was das Zerſchießen und Zerhauen angeht, ſo bleibt mir auch in dieſem Falle noch immer die Zuflucht zu den Wiſſenſchaften, die bisher das Glück meines Lebens ausmachten und gewiß jetzt nicht aufhören werden. Von ihnen und von dem ſorgfältigen Studium meines Handwerks verſpreche ich mir die Ausfüllung der vielen Stunden, die mir der Dienſt übrig läßt, und dies wird allein ſchon genug ſein, die Langeweile und den Müßiggang zu verbannen, der die Geißel der meiſten Offiziere iſt. Mein Geiſt und ſeine Bildung iſt ohnedem mein heiligſter Zweck; äußere Veränderungen und körperliche Unfälle werden alſo dieſem nie entgegenſtehen, wenn ſie nicht mittelbar die Freiheit ſeiner Bewegung und ſeiner Entwickelung hemmen.

Ich habe ſonſt noch vielerlei überdacht, ob jemand reellen Schaden von meinem Entſchluß haben könnte, aber ich habe nichts gefunden. Euch wirds im Anfang ſchmerzen, meinen angefangenen Lauf unterbrochen zu ſehen, mich, den Ihr ſo zärtlich liebt, dem ungewiſſen Kriegsglück anvertraut zu ſehen, zwei Jahre Hoffnungen und Depenſen umſonſt gehabt zu haben; aber hängt nicht die ganze Lebenszeit des Menſchen an unſichtbaren Fäden zuſammen? kann Euch beim feſten Glauben an die Vorſehung das Erſte wahre Unruhe machen? und vergeßt Ihr das Zweite nicht gern, wenn Ihr mich nun endlich auf einer feſten Bahn ſeht und mein Glück und meinen Charakter geborgen und Eure Hoffnung gegründet, ſo daß jeder gelungene Schritt Euch der beſte Dank wird? Ach dann werden Zeiten kommen, wo wir uns mit gerührtem Herzen umarmen werden, und froh ſein über das Vergangene und heiter entgegenſehen den kommenden Stunden, wo Du einſehen wirſt, daß meine innere Stimme recht hatte, und daß mich ein ſchützender Engel ſo führte. Erleichtere mir alſo, beſter Vater, meinen jetzigen Entſchluß, und mache mir das Herz nicht ſchwer mit Deinem inneren

verhaltenen Kummer, das ohnehin Hoffnung und Kraft und Mut bedarf, denn die bisherige untätige Ruhe hat es verzärtelt. Es wird Dich nicht gereuen, mir entweder meinen letzten, oder meinen ersten männlichen Weg verkürzt und erleichtert zu haben. Komm ich nicht wieder, so bin ich doch meinem Schicksal gefolgt, das mir kein längeres Leben gönnte, und auch dann wirst Du der Vorsicht Plan still verehren....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [40]

29. Dezember 1792

Ich bin fröhlich, und wie könnte ich es allein ohne Dich sein? — Heute Abend, müde von philosophischen Studien laufe ich aufs Kaffeehaus um Schach zu spielen, und siehe da steht Schweinitz vor mir, offen und voll tiefen Gefühls. Und ich fürchtete fast, er hätte mich vergessen, aber er ist ganz wie ich wünschte. Ich liebe und werde geliebt. Heiliges Geheimnis! Warum weine ich itzt zum zweiten Male in meinem Leben? Warum würde ich so gerne mein Blut für ihn vergießen, alle mühvolle langsame Arbeit erdulden?

Gewiß will ich diesen großen Augenblick nutzen, und das Herz dieses Vortrefflichen soll nicht vergebens in meiner Hand sein.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [41]

Anfang 1793

... Ich bin itzt ganz heiter, sehr tätig, und werde bald ganz überwunden haben. Beständige Tätigkeit tut sehr viel und nach den beiden Besuchen von Schweinitz bin ich wie auferstanden. Ich sehe immer mehr, daß ich mich nicht in ihm betrogen habe; ich darf ihn bald meinen Freund nennen, er hängt ganz an mir, es

fehlte ihm grade ein Freund wie ich, und wenn ich ihm das bin, was ich hoffe für ihn sein zu können, so werde ich glauben, nicht umsonst gelebt zu haben. Es wird mir noch nicht möglich sein, Dir ein anschauliches Bild von ihm zu geben, und aus einigen meiner vorigen Äußerungen könntest Du nur gar zu leicht eine falsche Meinung zu seinem Nachteil bekommen. Doch hat er freilich große Fehler. Aber auch diese tragen das Gepräge der Seelenstärke und männlichen Denkungsart, die sich gewiß bald reinigen wird....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [42]

Halle, 19. Februar 1793

Seit einigen Wochen habe ich umsonst auf eine Stunde gehofft, wo ich Dir alles erzählen konnte, was seit dieser Zeit geschehen ist. Vielleicht gelingt es mir heute — aber erwarte nicht mehr, als die widerliche Schilderung eines zerrütteten Herzens und wiederholte Bitten um häufigere Briefe, Rat, Teilnahme und Unterstützung! Zwar wäre es einem edeln Stolze gemäßer, jetzt, statt um Hilfe zu bitten, da ich für itzt nicht erwidern kann, mich von meinen Freunden zurück zu ziehen, um einsam zu sterben. Aber ich muß wohl leben bleiben, da ich noch nicht mit Ehre sterben kann; und auch dieses letzte bleibt mir versagt. — Meine völlige Unzufriedenheit, die Hoffnungslosigkeit meiner Aussichten, und der Zustand meiner Gesundheit sind genung für meine Standhaftigkeit. Ich fürchte, sie wird ermatten unter den ausgesuchten Leiden, die mich seit einem halben Jahre quälen. —

Schon empfand ich die wohltätigen Wirkungen einer unermüdeten Arbeitsamkeit und meiner neuen Verbindung mit Schweinitz, als ein Zufall mir eine Menge neuer Aufschlüsse gab, und mich mit neuer Hoffnung betrog. Meine ganze Leidenschaft wurde wieder rege — auch dadurch, daß ich sagen mußte, was ich seit so langer Zeit in meiner Brust vergraben hatte — ich mußte und

konnte Schweinitz, Hardenberg und Carlowitz zu Vertrauten machen. Aber nur zu bald sah ich ein, daß sie sich wie ein gemeines Weib an mir gerächt hatte. — Ich erfuhr, es würde in der Gesellschaft äußerst schlecht von mir gesprochen, und so schlau es angelegt war, so ließ sich doch leicht die Quelle erraten. Unter den Männern war es mir leicht, in wenigen Tagen mir ein solches Ansehn zu geben, daß niemand wagen wird an öffentlichen Orten schlecht von mir zu reden. Aber ich verlangte nach Rache. — Das Paradies, welches ich noch wenige Tage zuvor geträumt hatte, wäre mir itzt umsonst angeboten, ihr Blut wäre mir viel lieber gewesen. Ich konnte mich nicht rächen als nur auf eine gräßliche Art. — Schweinitz fand selbst diese gerecht. — Carlowitz, ein Mensch von feinem Ehrgefühl und kalter Überlegung, sagte, sie hätte infam gegen mich gehandelt, doch fand er die Rache zu schrecklich — Hardenberg, der sie kennt und bewundert, fand nur den Gedanken, den Du leicht erraten wirst, entsetzlich, doch gestand er sehr oft, sie hätte sehr schlecht gegen mich gehandelt. Wäre ihre Schuld noch größer gewesen, so hätte ich ihr vielleicht so Schönheit und Ehre rauben können, und ihr das Leben lassen, um ihre Niedrigkeit zeitlebens zu bereuen. — Allein mein Leben konnte ich leicht aufopfern, aber ging meine Ehre nicht auch verloren? Und lieber, als grausam zu sein, sollte sie ungestraft bleiben! Um Richter in meiner Sache zu werden, müßte das Maß der Beleidigung voll sein, und die Gewißheit vollkommen, so daß auch kein Zweifel möglich. Es blieb also nichts übrig, als alles zu vergessen und dies versuche ich seit vierzehn Tagen bei meinem Freunde....

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [43]

Leipzig 10. März 1793

... Die Zerstreuung ist der Tod aller Größe, welche immer mit Konzentration der Kräfte verbunden ist. Endlich werden wir der

Begeiſterung ganz unfähig, und was iſt das Leben ohne dieſe für den nämlich, der die Begeiſterung kennt; denn ſonſt ſchwimmen viele auf einem ſteten Strome von Geſchäftigkeit, Spiel, Sorgen ꝛc. ganz unbekümmert fort. — Und könnte auch ein Leben, ohne dieſes glücklich und ſchön ſein, ſo iſt es in ſpäteren Jahren doch nur möglich, wenn wir ſelbſt vollendet ſind, und der Frühling der Begeiſterung nicht verſäumt iſt. Um ein eignes Werk zu tun, gehört Konzentration, aber auch Ausdauer, an der es Dir im ganzen vielleicht mehr fehlt als an der erſten. Du wirſt wohl ſehr lachen, daß dies die Einleitung iſt, um zu verlangen, daß Du die Zeit, die Du bisher auf den Moniteur gewandt, zu Briefen an mich anwenden ſollſt. Du wirſt Dir doch das bißchen übrige von Caroline nicht vollends rauben laſſen. Übrigens bitte ich um einige Demokraten-Briefe von ihr. Dafür erhältſt Du hier einen von Hardenberg, aus dem Du verſchiedenes meiner Lage deutlicher ſehen wirſt. Wenn ich Dir aber mehrere von ihm ſchicken ſoll, ſo mußt Du nicht voreilig urteilen. Laura iſt meine Freundin und Julchen ihre Schweſter, ein ſchönes, ſehr kokettes Ding. — Ich bin wirklich heute nicht fähig von mir zu ſchreiben, ſo wenig auch mein letzter Brief Dich befriedigt haben wird. Es würde mir doch heute nicht gelingen — ich fühle mich ſeit einiger Zeit ſo ganz ermattet und ſtumpf. Es ſind vermutlich Äußerungen in meinem letztern, die Dir mißfallen werden. Ich bin verwildert und kenne mich kaum ſelbſt mehr — es hat mir unendliche Anſtrengung gekoſtet meine Rachſucht zu bezähmen, und ich ſchäme mich recht, wie kindiſch argwöhniſch und jachzornig ich oft geweſen bin. —

Novalis an ſeinen Bruder Erasmus [44]

Weißenfels, 16. März 1793

Keiner fühlt es inniger als ich, wie ſehr ich an dem Fehler des Egoismus krank liege, der freilich allen Leuten meines

Sinnes ſehr natürlich iſt und faſt ſich aus ihrer innerſten Natur entwickelt. Ich bin daher den Leuten vielen und wahren Dank ſchuldig, wenn ſie über dieſen Splitter hinwegſehen ,und mir doch gut ſind. Ich werde auch mit jedem Tage aufmerkſamer auf dieſe Auswüchſe des an und für ſich edleren Selbſtgefühles, das allemal mehr als gewöhnliche Anlagen begleitet, und ich hoffe, daß dieſe ſtrenge Selbſtkritik das liebe Ich immer mehr beſchränken wird.

Verzeihe, daß ich ſo viel von mir ſelbſt rede in dem Augenblicke, wo ich gegen die Selbſtſucht mein wahres Gefühl äußere; aber ich war es Dir ſchuldig, der aus Freundſchaft ſo oft und gern ſein Selbſt vergißt....

Selbſtändigkeit und die Ruhe, die aus ihr entſpringt, iſt Folge und Urſache zugleich von einer einmal gewählten Lebensart, die zu unſern Kräften und Bedürfniſſen paßt. An dem letzteren zweifelſt Du; aber — verzeihe mir, aus wahrer jugendlicher Unkunde des Lebens. Glaube mir, wir können alles aus uns ſelbſt herausbilden, und nichts von innerlicher Zufriedenheit und Beſtändigkeit iſt an eine äußerliche Stelle gebunden. Man hat Langeweile und Verdruß, findet Unbedeutendheit und Leerheit, martert ſich mit kränkelnder Empfindung und Phantaſie, ebenſo gut in den vielſeitigſten Verhältniſſen, wie in dem beſchränkteſten Zirkel. Ich will nicht behaupten, daß man alle ehrgeizigen Neigungen dieſen Ideen unterordnen ſoll; aber der Charakter unſeres Lebens, der deutliche Fingerzeig unſeres Schickſals, Zwecke, die mit unſerm Weſen innig verwebt ſind, treue Unterſuchung deſſen, wozu uns unſere Organiſation und alle Umſtände und Verhältniſſe der Außenwelt zu beſtimmen ſcheint, können und müſſen allein unſerer Wahl Leitung und Richtung, unſeren Ausſichten Grenzen, unſerer Gedankenwelt Anordnung und Beſtimmung geben.

Auch mein und faſt der meiſten Lieblingsfehler iſt, alles in uns und eins in allem haben zu wollen; wir ſuchen alle mehr, als wir für unſere Bedürfniſſe notwendig brauchen. Wir ſehen dann

oft den Wald vor lauter Bäumen nicht, und ſtreben nach etwas, das wir nicht anſchaulich, ſondern nur begriffsweiſe begehren; und verfehlen dadurch des leiſen Winks, den uns die Natur gab. Unterſuche Dich ſelbſt und ſage Dir dann aufrichtig, ob viele Dinge, die Du wünſcheſt und die Dir ſelbſt Sorgen und Pein machen, wirklich ſo vorhanden ſind, und ob Du ſie auch wirklich nötig bedarfſt, oder ſie weſentlich entbehrſt. Lieber Erasmus, folge der Natur mehr. Ich habe gefunden, daß der unbehaglichen Sehnſucht nach einem andern Zuſtande und der Unzufriedenheit mit unſerm jetzigen, allemal Unwiſſenheit, Eingeſchränktheit und Schwäche zum Grunde liegt. Es iſt nur ſchwer zu unterſcheiden, was Natur iſt, und was ſie nicht iſt. Um dies zu erfahren, kann ich Dir nichts beſſeres empfehlen, als ſorgfältige Unterſuchung deſſen, was Du wirklich biſt. Ungeduldig mußt Du freilich hierbei nicht ſein; denn ſelbſt dieſer langſame Gang unſerer Bildung und Entwicklung iſt Natur. Ihr getreulich folgen, nie ungeduldig ſein, immer das Gute anerkennen, was wir haben, und nicht von der kranken Empfindung und Phantaſie Parallelen ziehen laſſen, die höchſt unnütz, ſchädlich und unwahr ſind, nicht zu raffinieren auf Empfindung oder Situation, nichts unterdrücken, was geſundes und wahres Gefühl iſt, unbefangen ſich und ſeine trüben Launen zu beurteilen, tätig der Natur entgegenzukommen und ſich vor jeder Überſpannung in acht nehmen: das iſt es, was uns zu tun bleibt, und wahrlich, es iſt genug. Das nil admirari des Horaz und zweckmäßige, anhaltende Beſchäftigung ſind große Hilfsmittel, ſeinen Charakter feſt und ſeine Ruhe, Unbefangenheit und gute Laune dauerhaft zu machen. Der Augenblick erſchöpft nicht das Univerſum, die Gegenwart befängt nicht unſer ganzes Daſein, wenn wir nicht wollen.

Reine Willenskraft, ohne alles Gewicht von raffinierten Gefühlen, iſt das, wodurch wir einzig leben und handeln können. Sie iſt das Element des Mannes, der ohne ſie kein Mann iſt. Sie iſt es, durch die wir geſund ſind und werden.

Denn gewiß nur die Harmonie unſerer Kräfte, die nur durch ſie möglich iſt, macht uns zu wahren Menſchen, zu echten Weſen in der Reihe der Dinge und dem wunderbaren Zuſammenhang der moraliſchen und phyſiſchen Welt. Wo kranke Phantaſie, da iſt auch kranke Empfindung und kranker Verſtand. Eins wird durch das andere geſund. So wirkt auch Geſundheit des Körpers und der Seele ineinander, obgleich nie, oder höchſt ſelten, Krankheit des Körpers weſentlich nachteiligen Einfluß auf das Gemüt haben kann, wenn reine, feſte, ewige Willenskraft da iſt.

Doch es iſt genug; Du ſelbſt wirſt Dir dies alles anſchaulicher machen können und mußt es, wenn es nicht für Dich unwahr ſein ſoll und umſonſt. Kein Menſch gibt mehr, als er weiß und als er darſtellen kann. Bei der Verſchiedenheit jedes Charakters kommt überdem bei dem andern vieles in Anſchlag, was ich überſehe und mir nicht eigentümlich iſt. Daher *muß* jeder Menſch *ſeine* Philoſophie aus ſich ſelbſt heraus bilden.

Noch bin ich auch ſelbſt zu unausgebildet, zu unbeſtimmt, zu verwirrt in der Wahl der Begriffe, als daß ich in der Darſtellung deutlicher und glücklicher ſein ſollte....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [45]

Leipzig, 24. März 1793

... Vielleicht iſt es für die Dauer Deiner Verbindung gut, daß ſie mit Gefahr und Einſchränkung verbunden iſt. Doch kann ich Dir nicht ſagen, wie ſehr mich ſolche einzelne ängſtliche Äußerungen ohne völlige Mitteilung beunruhigen, und laß es Dein erſtes ſein, wenn Du wieder Zeit haſt, mich von Deiner Lage ganz zu unterrichten. Wo möglich ſchicke mir auch etwas von ihr; ich geſtehe Dir, daß mir die kleinen Stellen aus ihren Briefen, die Du vorigen Sommer ſchickteſt, ich will nicht ſagen beſſer gefallen haben, doch ebenſo intereſſant geweſen ſind, als irgend was von der B. — Es iſt wahre Weiblichkeit darin. —

Du ſchreibſt von einer zu fürchtenden Trennung: ‚alle unſre Lebensfreude wäre dahin‘. — Ich muß Dich darüber bei Dir ſelbſt anklagen, als Dein Freund — und als Dein Genius. — Bin ich Dir denn gar nichts? — Und es iſt Deine Pflicht, die reinſte Freudenquelle in Deinem Innern nicht verſiegen zu laſſen. Laß doch ja nicht die Gottheit aus Deiner Bruſt aus Trägheit allmählich entweichen. Vielleicht habe ich unrecht, aber nur die Möglichkeit macht mich zittern; Schickſale und Geſchäftigkeit ſind keine Einwendungen, denn unſer wahrſtes Daſein iſt davon nicht unabhängig, und braucht gar keine Zeit....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [46]

Dresden, 3. April 1793

...Ich finde hier bis itzt wohl tätige Zerſtreuung, doch keine ganze Beſchäftigung. Doch werde ich ſie bald in Carlowitz finden, den ich in einigen Tagen wiederzuſehn hoffe. Seine Beſtimmung iſt vielleicht keine der größten, aber er wird ſie ganz erreichen, und ich hoffe viel dazu beizutragen. Er iſt jünger, und ich weiß, daß ich einen größern Verſtand habe, aber dennoch hege ich die tiefſte Ehrfurcht vor ihm. — Seine Seele iſt durchaus wahr, ſtark und ſchön. Jeder liebt ihn und niemand kennt ihn; denn er ſcheint kindiſch, unbedeutend, ſtolz, bizarr und über die Maßen kalt. — Nur einen kleinen Zug von der Feinheit ſeines moraliſchen Sinnes. Das Militär (ſeine Liebe dafür geht bis zu kleinen Lächerlichkeiten) iſt oft ein Gegenſtand unſres Geſprächs. Da es einmal ſehr lebhaft ward, rief ich aus: ‚Es iſt groß mit dem Tode zu ſcherzen, aber es iſt ſchändlich zu dienen‘. Ich hatte ſeinen tiefſten Gedanken ausgeſprochen, und ſah, daß er wohl ärmer an Worten iſt, aber nicht an großem Gefühl. —

Frühjahr 1793

Dein Brief trifft diesmal ungemein glücklich. Ich saß soeben auf meinem Kanapee in ziemlich heller Laune und überließ mich den süßen Eingebungen der Göttin Farniente. Ein paarmal war ich schon an Dir vorbeigestrichen — da kam er. Der alte Kopf vorn am Eingang erfüllte mich mit heiligem Schauer, und an den Zügen der Inschrift erkannte ich den frommen Mann, der diese Blättergrotte dem Sohne der Lieblingstochter Jovis und der Nemesis der Freundschaft weihte. Erwartungsvoller stieg kein Reisender in die Wunderhöhle von Antiparos, als ich von Zeile zu Zeile in die Geheimnisse Deiner Wanderung. — Das Orakel schweigt, Deine Augen funkeln mit überirdischem Glanz und Dein Stern taucht sich ins Göttliche — ich stehe neugieriger als je vor Dir.

Daß Du noch unter den Lebendigen bist, freut mich. Kann man Dich doch noch anfassen und fühlen Dein Fleisch und schlagen hören Dein Herz. Du trankst aus der Quelle der Durstigen — Du bist nun unersättlich. Das reißt Dich noch vielleicht aus den Banden der vier Elemente, in denen es uns doch wohler sein kann als einer Intelligenz in ihrer Haut. Mich dauert Dein armes, schönes Herz. Es muß brechen, früh oder spät. Es kann nicht seine Allmacht ertragen. Deine Augen müssen dunkel werden über der schwindelnden Tiefe, in die Du hinabsiehst, in die Du den bezauberten Hausrat Deines Lebens hinabstürzest. Der König von Thule, lieber Schlegel, war Dein Vorfahr, Du bist aus der Familie des Untergangs. Jetzt kann ich Dirs sagen und wundre mich, daß Dirs Dein Bruder nicht sagt. Du wirst leben, wie wenig leben, aber natürlich kannst Du auch keinen gemeinen Tod sterben — Du wirst an der Ewigkeit sterben. Du bist ihr Sohn, sie ruft Dich zurück. Eine seltne Bestimmung hast Du bei Gott. Vielleicht seh ich nie wieder einen Menschen wie Dich. Für mich bist Du der Oberpriester von Eleusis gewesen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennen gelernt, durch Dich von dem Baum des Erkenntnisses gekostet.

Aber nun ſag einmal, iſt es denn nicht möglich, daß Du unter uns bleibſt? — ſind die feierlichen Worte der Weihung ſchon unwiderruflich ausgeſprochen? — hat Dir ſchon Iris die Locke abgeſchnitten? — mußt Du als Opfer ſterben? Ich bitte Dich, antworte Dir ſelbſt ohne Überſpannung. Ich habe für die Schönheit Deiner Idee unendliche Ehrfurcht, aber ich weiß auch, daß das Leben ewig ſchön ſein kann. Erhalte Dich, wirf Dich der Natur in die Arme — ſie hat Platz und Liebe genug für Dich. Mein ganzer Grund iſt mein inniges Gefühl am Leben, mein Glaube und Zuverſicht zu allem, was in mir und um mich iſt — denn hier weiß ich jetzt ſonſt nichts von Recht und Unrecht. Freilich kann ich Dir keine ſolche Teilnehmung einflößen, wie ich an allem Menſchlichen habe, mich nicht auf die Verjüngungskraft Deiner Natur berufen, nicht auf den ſichtbaren Gang einer himmliſchen Ordnung und Nemeſis in Deinem Leben; aber wer weiß, wie nah Dir ein ſolcher Augenblick des Zurückſehns iſt.

So hätt ich doch vielleicht einmal wahr gedacht und geſprochen. Dein Geiſt kann unmöglich lange mehr dieſen Aufruhr Deines innern Lebens ertragen. Alles klingt tief bei Dir hinab, Deine Erſcheinung löſt ſich in ſich ſelbſt auf, Deine herrlichen Kräfte müſſen erlahmen. — Fürchteſt Du Dich nicht vor dem Pflanzenleben. Ich fürchte mich nicht, aber ich erkenne hier nicht meinen, noch Deinen Beruf. Kann Dich denn das Leben gar nicht feſſeln? Mußt Du Deine arme Hülle zerreißen? Du verſchwendeſt in Minuten, wovon Du jahrelang zehren könnteſt. Unbefriedigt wirſt Du von allem zurückkehren und tödlich krank.

Ich erwarte geduldig, ob Du für gut finden wirſt, mir etwas Näheres von Deiner Reiſe zu ſagen. Die gänzliche Ungewißheit hinderte mich an Dich zu ſchreiben. Übrigens wußt ich auch wenig. Mir gehts hier recht wohl. Ich habe alle Urſache zufrieden zu ſein und bin auch jetzt in einer glücklichen Ruhe. Ich freue mich jetzt über alles, aber mit meinem Schöndenken und -ſchreiben iſts jetzt vielleicht auf immer vorbei. Ich hoff es wenigſtens von ganzem Herzen. Seitdem ich wieder von Leipzig

zurück bin, hab ich keine zehn Blätter geleſen. Dafür bin ich jetzt tüchtig fleißig und nehme Anteil an manchen frohen, geſellſchaftlichen Stunden. Meine Geſchwiſter brauchen nach dem Tode meines Vaters auch einen Vater. Dieſe häusliche Familienbeſtimmung iſt ganz die meinige. Dieſe Lebensart bekommt mir wie Bergluft — tauſendmal ſtärker, inniger und friſcher als ſonſt. Wir trennen uns wie Abraham und Lot. Du gehſt nach Aufgang der Sonne, ich den gewöhnlichen Weg nach Weſten zu. Uns beide aber trägt der unendliche Vater am klopfenden Herzen, wenn wir unſre Kraft brauchen, ſo weit es gut iſt und ſchön, und er ſelber läßt uns himmliſche Freiheit. — Fliehe nicht aus dieſem Zeitpunkt des Nordlichts und ergreife nicht in der Blüte Deines Lebens den Hammer der Zerſtörung. Mir gefällts doch hier unter dieſer Sonne. Du kannſts nirgends beſſer finden, und wenn Du glauben willſt, ſo findeſt Du alles leicht, was Du ſuchſt. Rede mir hier nichts vor von ewigen Bedürfniſſen und Kraftanlagen — Deine urteilende Idee ſteht mit Deiner genießenden Idee im Mißverhältnis. Glaube und dann urteile. Treibe die Gäſte aus Deinem Hauſe, die Dich verführen. Laß Dir das Schickſal der Semele einfallen. Du kannſt doch nicht Zeus zwingen, Dich zum Ganymed zu machen. Lebe wohl.

Dein Freund

Albert von Hardenberg

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [48]

Ich hatte mir vorgenommen, Dir dieſen Sommer meine Gedanken über verſchiedne Gegenſtände weitläuftiger darzulegen, zuerſt über die Dichtkunſt in einer Reihe Briefen. Ich war entſchloſſen, meiner Lage ſo oft als möglich einige Stunden zu rauben, um das Wenige an Geiſt und Gefühl, was ich etwa zu retten vermöchte, zu entwickeln, zu ſammlen, und es an dem teuerſten Orte niederzulegen. Aber was ich bis itzt nur wider

und über meinen Beruf verſtohlen tun mußte, iſt nun mein großes Amt. Davon nächſtens mehr: itzt nur dies. Es ſteht mir nun nur ein einziger Weg offen, und zwar kein andrer als ‚die lichte Bahn des Ruhmes‘. Doch gewiß! nicht Ehrbegierde führt mich zu der heiligen Kunſt, ſondern Liebe. Schon lange liebe ich ſie, und — zwar darf ich noch nicht kühn ſein — aber doch nähre ich ſchon Hoffnungen, wegen einiger heimlichen Winke.

Ich bringe Dir weniges dar, mit dem Wunſche vieles dafür wiederzuerhalten. Werde mein Lehrer und Vorbild. — Ich kann nur das weſentlichſte berühren, und darf es, weil Du auch Winke verſtehn wirſt. Erinnre Dich zu Zeiten, daß die hergebrachten Worte leicht das Schöne geben, als wähnte man, das ſei Wahl, was doch nur Natur iſt.

In einem dichteriſchen Kunſtwerke muß die Ordnung richtig und ſchön ſein, der Stoff wahr, die Ausführung gut.

Es gibt nur zwei *Geſetze* für die Dichtkunſt. Eines derſelben iſt — das Mannigfaltige muß zu innerer *Einheit* notwendig verknüpft ſein. Zu Einem muß alles hinwirken, und aus dieſem Einen, jedes Andren Daſein, Stelle und Bedeutung notwendig folgen. Das, wo alle Teile ſich vereinigen, was das Ganze belebt und zuſammenhält, das Herz des Gedichtes liegt oft tief verborgen. So iſt es im Hamlet ſeine Stimmung — die ihm ganz eigentümliche Anſicht von der Beſtimmung des Menſchen. Im Götz vom Berlichingen iſt es der deutſche Rittergeiſt, ſein letztes Aufſtreben, ehe er erliſcht. Einige der Handelnden ſtellen gleichſam das neue Jahrhundert vor, wie es mit dem alten kämpft — mit Götz und ſeinen Genoſſen ſtirbt die Tugend und die Zeit der Helden. Im Romeo iſt Einheit, aber noch habe ich ſie nicht erforſchen können. Und im Karlos habe ich ſie vergeblich geſucht. — Ohne Natureinheit und Vernunfteinheit (von der unten geredet wird) iſt die höchſte Schönheit der Anordnung unmöglich. Dieſe leidet ſonſt keine Vorſchriften. Zu ihr gehört die Verteilung in kleinere Ganze, welche unter andern auch durch die willkürlichen Einſchnitte des Versbaues bewirkt wird. Die Teile

müſſen in das größere Ganze ſanft verſchweben, wie Wellen des Stromes. Daß eine Reihe von Gemälden gleicher Größe, in ähnliche Rahmen eingeſetzt, ein Ganzes natürlich bilden können, kann ich nicht glauben. Doch umſchreibe ich vielleicht mit Unrecht die Stanzen ſo. — Es kann hier gar nicht die Rede ſein von der armſeligen Kunſt, die Neugier zu ſpannen, die ſelbſt Schillers größtes Werk verunſtaltet.

Zur Wahrheit gehört erſtens die Tiefe im Gegenſatz zur Flachheit, dem untrüglichen Kennzeichen der Gemeinheit. Auf jene haben unſre drei Dichter gleiche Anſprüche. — Zum andern wird erfordert die Ähnlichkeit mit der Natur. — Ehe der Geiſt mit der Natur eins iſt, wirkt er zu ſehr nur aus ſich und aus ſeinen Begriffen, weiß nicht ſich dem Wirklichen anzuſchmiegen, wie Schiller, deſſen Erfindungen eckicht ſind, wie die Taten eines großen Jünglings. — Wenige nur vernehmen den leiſen Gang der Natur in der Zeit. Goethe kennt die Welt und einige Leidenſchaften, und Klopſtock lauſchte ſehr glücklich auf die zarte Stimme in ſeinem Innern. Schiller iſt abgeriſſen und unnatürlich. — Ein Höchſtes läßt ſich hier nicht beſtimmen. Shakeſpeare iſt unter allen Dichtern der Wahrſte. —

Die Ausführung oder Bezeichnung verlangt Reinheit und Lebendigkeit. Zur letzteren gehört das meiſte des Versbaues. Die Fehler wider die Reinheit ſind am leichteſten anzugeben, und Wieland kann als ein vollſtändiges Beiſpiel derſelben angeſehen werden. Ein Höchſtes läßt ſich nicht beſtimmen. Vielleicht kann ſelbſt Klopſtock noch übertroffen werden.

Der Charakter des Dichters iſt Trieb zur Darſtellung ſelbſt; und zwar eines dichteriſchen Stoffes. Seine Vollkommenheit, die allgemeine Fähigkeit alles gut darzuſtellen, und es ſcheint dieſes Goethens Abſicht geweſen zu ſein.

Ein bloß vollkommenes Gedicht wird ſchon alle Erkenntniskräfte üben und ſchärfen, durch Schönheit und Zweckmäßigkeit den Geiſt vergnügen, und die Triebe in Spiel ſetzen. Um aber das ernſte Lob derer zu verdienen, die über Wert und Unwert

allein gültige Richter ſind, muß es mehr als vollkommen ſein, einen großen Gehalt haben; ‚muß‘, wie Klopſtock ſagt, ‚uns mächtig daran erinnern, daß wir unſterblich ſind‘. Nur der menſchliche, ſelbſttätige Geiſt und ſeine Taten haben ſelbſteignen Wert. Je menſchlicher, je würdiger! — So viel geiſtiges Leben ein Werk enthält, ſo viel Wert hat es. — Die höchſte Tätigkeit, Vollkommenheit und Harmonie aller unſrer Kräfte, innigſter Genuß unſres eigenſten Selbſt, Erhebung, Seligkeit ſelbſt kann die Wirkung eines Kunſtwerkes ſein. Aber auch die beſten haben nur geringen Wert. Ich würde Schiller unter den Deutſchen nennen, wenn er ſo viel Harmonie beſäße, als kämpfende Kraft, und ungeheure Einbildung. — Man darf fordern, daß die Werke des Dichters nicht kleiner ſind, als er ſelbſt, wie man Goethen Schuld gibt. — Über den Gehalt iſt es am ſchwerſten zu urteilen, wie über die Wahrheit eines Gedichts. Es gibt nur ein unbedingtes Geſetz — Vernunfteinheit, nämlich daß der freie Geiſt ſtets ſiege über die Natur. Vielleicht machte im Hamlet der Inhalt ſelbſt — der Selbſtmord des freien Geiſtes an ſich ſelbſt — eine einzige Ausnahme möglich und erlaubt. Aber ich halte es noch für unentſchieden, ob dieſes bewunderungswürdige Werk überall verſtanden werden kann. Sonſt iſt die kleinſte Verletzung unſrer heiligſten Kraft vollſtändig und unverzeihlich. — Beim Schluß epiſcher und dramatiſcher Werke iſt es höchſt ſchwer, beide Vernunft und Natur zu befriedigen. —

Wenn man erwägt, wie eng der Umfang auch der weniger vortrefflichen iſt, ſo möchte man wohl ſagen: es gibt eine eigne Poeſie nicht nur für jeden Stand, Volk, Zeitalter; ſondern ſelbſt für jeden einzelnen. Zwar alles Gute, aller Geiſt iſt eigentlich allgemein; aber der Geiſt, der zu eigentümlich wirkt, iſt nur denen wenigen verſtändlich, deren Sphäre ſehr groß iſt. Unſre Künſtler dichten meiſt nur für ſich ſelbſt, und denken ſo wenig an die Welt, wie dieſe an ſie. Und doch iſt es eine ewige Wahrheit: wer für die Welt lebt, in deſſen Herzen muß Raum ſein für eine Welt. Shakeſpeare möchte man den Grenzenloſen

nennen. Deutſche Kraft iſt ſchon oft unſichtbar verſchwendet worden. Man denke nur an Klopſtocks Chriſtentum und Grammatik, und manche Laune von Goethen.

Den großen Gebrauch, den die Kunſt von der äußern Welt derer machen kann, für die ſie dichtet, haben die Deutſchen lange geahndet, nur irrten ſie oft, wie im Götz, den Bardieten, in Hans Sachſens Manier und mehrern andern mißglückten Hoffnungen.

Auf die große Frage: ‚ob das Ziel ſchon erreicht ſei?‘ — ruft uns alles laut die Antwort entgegen, welche der heilige Ahnherr deutſcher Kunſt ahnend ausſprach — ‚Noch viel Verdienſt iſt übrig‘. Mir deucht der Tag bricht an unter uns, und wenn es wird, wird es ein großer Tag werden.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [49]

2. Juni 93

Lieber Bruder, ich habe auf Dein Verlangen Deine Abſchriften von Carolinens Briefen ſogleich verbrannt, und ſchicke Dir hier ihre Blätter zurück. Du haſt mich ſehr damit erfreut; ich habe den innigſten Anteil an ihrer Lage genommen, die ſie ſo tief fühlt. Und doch dabei ganz ſo, wie ſie ſein mußte, wie ich es hoffte. — In welcher jämmerlichen Hülfloſigkeit würden an ihrer Stelle die klügſten, liebenswürdigſten Weiber ſein? — Sie hat viel gelitten, und doch geſtehe ich Dir, fürchtete ich alles viel ſchlimmer, ich fürchtete, ſie habe ſich wirklich in die Geſchichte gemiſcht, ſei vielleicht beſchimpft, und habe es doch überlebt, um des Kindes willen. Es iſt unendlich viel damit gewonnen, daß ſie als Geiſel angeſehen wird; nun iſt ihre Ehre völlig gerettet, und es iſt doch nun weiter nichts als eine ſehr große Unannehmlichkeit. Ja! noch mehr — es iſt ganz unſtattſtaft, ſie als Geiſel zu behalten, weil ſie kein Landeskind und nur Schwägerin des Böhmers iſt; und es ſcheint, daß die, ſo ihr Schickſal beſtimmen, ſehr verſtändige billige Män-

ner ſind; für die Kabale wird da kein Raum ſein. Ich glaube allerdings, daß die Hannöverſche Regierung ſie mit Erfolg wird requirieren können, als Landeskind. — Iſt denn Tatter gar nicht tätig bei der Sache?

Ich wünſchte, Du hätteſt mir ausführlicher geſchrieben über Deine mögliche Reiſe nach Deutſchland, und bitte ich um fernere Nachrichten, womöglich auch Stellen aus Briefen, ſo mir die Sache immer am hellſten aufklären. —

Ich danke Dir aufs wärmſte für Deinen Brief! — Schreib mir oft ſolche. — Es würde mich auch aus dem tiefſten Schlafe geweckt haben, wenn das mein Fall geweſen wäre. Du haſt vermutlich ſchon aus dem vorigen meine Abſichten erſehen. Ohne dieſe zu wiſſen, mußte Dir mein Drang zum Hofmeiſterleben freilich unerklärlich ſcheinen. Ich will Dir nur geſtehen; wie ich Dich bat, meine Vorſtellungen bei meinen Eltern zu begünſtigen, ſetzte ich voraus — (Du magſt alſo wohl nicht unrecht haben, was die Taciturnität des Stils betrifft) — Du würdeſt meine eigentlichen Gedanken dabei erraten, und zugleich einſehen, daß ich ſie meinen Eltern nicht ſo ganz mitteilen konnte.

Ich ſehe die offenbare Unmöglichkeit ein, mich itzt in ein bürgerliches Joch zu ſchmiegen, um einen dürftigen Lohn meinen Geiſt, das beſſere Teil meines Lebens unwiederbringlich hinzuopfern, ohne Erſatz, ja! ohne Linderung des harten Schickſals. Es ſcheint mir Pflicht, zu verſuchen, ob es nicht wahr ſei, was ich ſo lange gehofft hatte, was ſelbſt einige Freunde zu beſtätigen ſchienen. Sollte es nicht tunlich ſein, daß ich mir meinen Platz ſelbſt ausſuchte und bildete? Alle Neigungen, die ich vergebens ſo lange Zeit niederzudrücken ſuchte, ſuchen mußte, ſchlugen mit neuer Macht empor. — Ich will dem Rufe folgen; ich muß das Spiel wagen, weil ich muß. Ich brauche Dir nun ſchon nicht zu ſagen, welches mein Ziel iſt; zu leben, frei zu leben, und habe ich dies erreicht, Dich freizumachen, und mit Dir mich zu vereinigen. — Mein Lieber! Sollte ich einen jungen Mann finden, wie ich doch ſchon manchen kenne, ſo habe ich zu nichts ſoviel Beruf und Neigung,

wie zum Hofmeiſterſtande, und Du wirſt das dann auch nicht unerklärlich finden. — Sollte es nötig ſein, und ich fände eine nur ſchickliche Stelle, bei der ich einige Freiheit behielte, ſo ließe ſich das auch ſchon ertragen. An Ausſicht zu konvenablen Vorſchlägen fehlt mirs nicht; ſowie nicht an Konnexionen zu dem Behuf. — Mein Plan ſtimmt alſo im ganzen ziemlich mit dem überein, was Du mir vorſchlägſt, wiewohl ſich überall nichts Genaueres beſtimmen läßt, und manches darin mir nicht gefällt.

Meiner Plane zu Werken ſind ſo viele, und viel zu ſehr nur Plane, ſo daß ich mich nicht drauf einlaſſen kann, ſie Dir als ſolche mitzuteilen; aber ich glaube Du wirſt am Ende dieſes Sommers einige Pakete erhalten.

Du haſt eine ſehr lange Reihe Briefen von mir, die ſehr viele Aufſchlüſſe über mich geben müſſen; Du kennſt mich nun ſo lange — denke noch einmal über mich nach, und ſage mir, wozu ich beſtimmt bin, was aus mir werden wird, was ich tun ſoll? Ich kann Dir nicht genung ſagen, wie ſehr ich Deine Anfeurung, Dein Urteil und Rat bedarf. Hier habe ich nur jüngere Freunde, ſchwere Sorgen drücken mich zu Boden, und die Schwierigkeiten in mir machen mich oft unluſtig und verzagt. Ich brauche einen männlichen Freund; wenn Du es immer ſein wollteſt, wie Du es kannſt! Wenn Du mir recht ſehr oft ſo ſchriebeſt, wie der letzte Brief. So würde ich gewiß nicht klagen. Und das kannſt Du, und etwas dem ähnliches iſt es, zu dem ich Dich letzthin aufmunterte. Dazu braucht man wenig Zeit; ich weiß wohl, daß itzt nicht die Zeit der Kunſtwerke für Dich iſt, aber um vortrefflich zu ſein, braucht es das nicht. Dir ſelbſt und Deiner Freundſchaft gleich zu bleiben! das war es, was ich Dir zurief: und daß Du in den Augenblicken, die Dein ſind, Dich nicht zerſtreuen ſondern ſammlen, zuſammenhalten möchteſt.

Deinen letzten Brief habe ich recht zu Herzen genommen. Bei dem, was Du von der Taciturnität meines Stils ſagſt, habe ich recht ſehr lachen müſſen, da ich an meinen letzten Brief dachte, den Du nun längſt haben mußt. Ich bitte mir aber keine taci-

turne Antwort aus. Mein Stil iſt noch nichts — aber ich hoffe, daß ich lernen werde Deutſch zu reden; und vielleicht mich meiner Eigentümlichkeit, wenn ich will, zu entäußern, allgemein zu ſein, und wie es jeder Stoff will — und doch wiederum auch ſagen zu können, was ſich im tiefſten Grunde meines Herzens regt. Das letzte, glaube ich, iſt mir ſchon je zuweilen in einigen Briefen gelungen. — Was Du vom Leſen im allgemeinen ſagſt, iſt ſehr wahr. Ohne beſtimmte Richtung die ganze Welt zu durchleſen, in freudenloſer Abgezogenheit, und zu rezenſieren ‚das gibt ſauren Humor‘ nach dem Ausdruck eines ſehr klugen Mannes — man wird da leicht zum Schuhu, und ich glaube daß dies ein wenig der Fall iſt mit dem vortrefflichen Rehberg, der immer nur geurteilt, eigentlich noch nichts namhaftes getan hat. — Allein was mich betrifft, ſo bedenke nur die entſetzliche Zeit, die ich dem Umgange gewidmet habe, wo ich doch wirklich ſelbſttätig war, wie ich es nur je ſein kann: und dann habe ich auch oft, ſehr oft ſtudiert, nicht bloß geleſen; ich habe den Geiſt einiger großen Männer, vielleicht nicht ganz ohne Erfolg, zu ergründen geſucht als Kant, Klopſtock, Goethe, Hemſterhuys, Spinoſa, Schiller; andrer von weniger Bedeutung nicht zu erwähnen, Herder, Platner etc. Die Phyſiologie und die Politik habe ich auch, wenn ſchon nur angefangen, doch ernſtlich angefangen; im Studium des Shakeſpeare und Sophokles ward ich unterbrochen. Mit der Mathematik und mit der Geſchichte iſt es freilich noch nicht recht Ernſt geworden. Bei der flüchtigen Leſung einer ungeheuren Anzahl Bücher lag doch eigentlich eine Abſicht, und eine ernſte Unterſuchung zum Grunde, nämlich die des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Sprache; und ich glaube etwas davon ergriffen zu haben. Es geſchieht überhaupt ſehr oft, daß die, ſo mich am beſten kennen, glauben, ich handle ohne Grund und Zweck, wenn eigentlich der Fall der iſt, daß ich mich nur ſcheue, meine Sonderbarkeit zu geſtehn. Du weißt in der Tat nicht, wie ſehr krank ich war, als ich hieher kam, und ſo grübelte ich heraus, daß Mannigfaltigkeit der Studien meiner Geſundheit ſehr zuträg-

lich ſein würde. Und der Erfolg ſcheint mir zu beweiſen, daß ich nicht Unrecht hatte. —

Ich werde mich ordentlich methodiſch darauf üben müſſen, verſtändlich zu werden. Ich habe ſoviel Hang über das unbegreifliche zu denken und zu reden, und ſo fügt es ſich oft, daß ich eine ſchöne Stunde mit dem größten Eifer mich martere, und am Ende muß ich immer noch fragen, ob ich verſtanden bin. So ging mirs nur vor ein paar Tagen mit einer langen Rede über Hamlets Charakter bei Carlowitz. Dieſer dient mir darin wie ein Feuerſtein; es iſt nichts ihm zu hoch, doch begreift er äußerſt ſchwer. Hat er aber einmal etwas, ſo hält ers feſt. —

Doch ich merke, daß Taciturnus anfängt zu ſchwätzen, und damit es nicht heiße, der große, erhabne Gegenſtand, er ſelbſt, habe ihn ſo begeiſtert, ſo ſei hiemit ein deſpotiſcher Punkt gemacht.

Was die Weiber betrifft, ſo waren ſie mir ehedem unendlich intereſſant — weil ich ſie ganz und gar nicht verſtand. Jetzt aber ſind ſie mir im ganzen genommen gleichgültiger. Freilich einen Berührungspunkt ausgenommen, der ungemein viele Kraft hat. — Hier muß ich jetzt aus vielen Gründen ganz Verzicht darauf tun; ſollte ich aber einen Teil des Winters in Dresden zubringen, ſo würde ich ſie ſehr aufſuchen.

Du wirfſt mir meine Ökonomie vor, und ich habe Dir ja oft genung geſtanden, nicht ohne Grund. Allein zu dem meiſten war ich gezwungen; was hätte bleiben ſollen, iſt ſo ſehr viel nicht. Daß ich mich einſchränken kann, hoffe ich Dir bald beweiſen zu können. Jetzt iſt mir aber ſo etwas ſehr unangenehm zu hören. Du wirſt mir nichts Neues über eine Sache ſagen, die mich leider ſtündlich an ſich ſelbſt erinnert. Und grade jetzt befinde ich mich in der allerdringendſten Not, und weiß eigentlich gar nicht mehr was ich anfangen ſoll.

Schreib bald.

6. Juni 1793

Sie ſollen mir mit allen Ihrigen tauſendmal willkommen ſein. Liebe, gute Rahel, kommen Sie und weiden Sie ſich an meinem Vergnügen; ich bin beinahe bange, daß ich Ihnen kein andres werde hier verſchaffen können — aber ich bin ſehr, recht ſehr vergnügt. In meinem Zimmer und rund um mich iſt es rein und draußen weit und heiter, der Kopf kalt und ruhig, mein Herz warm und empfänglich für jedes Gefühl — erkennen Sie das Glück? Ich wollte Ihnen immer ſchon auf Ihr erſtes vortreffliches Billet antworten; aber laſſen Sie mich es Ihnen geſtehen, noch bin ich zu ſehr Gewohnheitsſklavin, um gleich im erſten Augenblick tun zu können, was ich gerne tun möchte. Noch frag ich immer bei einem ſolchen Fall: habe ich nichts nötigeres zu tun? Und mir Elenden verſtreicht darüber nur zu oft der Augenblick. Nennen Sie es Phantaſie, worin ich mich jetzt ſo wohl fühle? Sie mögen recht haben, es iſt viel zu ſchön und heiter, um etwas Reelles zu ſein. Damit mögen ſich — Kaufleute freuen. Vielleicht werden Sie es lächerlich finden, wie mich meine kleine Anſtalt hier ſo vergnügen kann. Aber entweder groß oder klein, ich kann mich nicht auf der lumpigen Mittelſtraße herumtreiben und die halbverwelkten Blumen mit Mühe und ſchweißbedeckter Stirne aufſuchen, die dem ſeligen Glück in ſeinem Taumel entfallen. Genug — morgen halte ich Sie, und Ihre Stimmung mag ſein, welche ſie will, Sie müſſen, Sie ſollen ſich mit mir freuen. Können Sie es nicht ſo einrichten, daß Sie einige Tage bei mir bleiben? Meine Schweſter wartet mit dem Abendbrot. Sie grüßt Sie herzlich und freut ſich nicht weniger als ich, Sie zu ſehen....

Caroline an Meyer [51]

Kronberg, 15. Juni 1793

... Lebe wohl. Was Du von mir hören magſt, jetzt da ich einem gehäſſigen Publikum ſchmählich überantwortet bin — und was für Entſchlüſſe ich ergreifen möge — denk, ich ſei dieſelbe Frau geblieben, die Du immer in mir kannteſt, geſchaffen um nicht über die Grenzen ſtiller Häuslichkeit hinwegzugehn, aber durch ein unbegreifliches Schickſal aus meiner Sphäre geriſſen, ohne die Tugenden derſelben eingebüßt zu haben, ohne Abenteurerin geworden zu ſein. Nochmals lebe wohl.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [52]

19. Juni 1793

... Meine Entſchlüſſe in betreff auf mein künftiges Leben wirſt Du aus meinem letzten Briefe deutlich geſehen haben. Ich wünſche Deine Gedanken darüber. Daß mein Beruf mehr iſt als Scheu vor der beharrlichen Selbſtverleugnung, Gehorſam gegen die Befehle des Schickſals, Ordnung und Fleiß, die es braucht um ſich in einen beſtimmten Platz zu fügen, das glaube ich ziemt ſich am beſten durch die Tat zu beweiſen; ich weiß aber wenigſtens, daß ich jede bürgerliche Beſtimmung ſchlecht erfüllen würde, und nicht glücklich darin ſein könnte. — Und wenn Du es gelten läßt, daß man die Reſultate aus einer Menge innerer Wahrnehmungen, die man nicht völlig entwickeln, von denen man keine vollſtändige Rechenſchaft geben kann, die aber doch ſehr ſicher ſein können, entſcheidend ausſpricht, ſo ſage ich ganz ohne Ausnahme, nur der eine Weg ſteht mir offen. — Man kann die menſchlichen Dinge nur recht faſſen, wenn man frei iſt, und gleichſam von außen. Es ſpringt in die Augen, daß unſre beſten Köpfe durch ihre bürgerliche Beſtimmung verſtümmelt ſind. Ich ſehe die Abgründe, über die ich hinſchreite; aber ich will hinüber. Ich weiß, daß ich gar nicht leben kann, wenn ich nicht groß bin,

d. h. mit mir zufrieden. Denn mein Verſtand iſt ſo, daß wäre alles ihm gleich, und Harmonie in mir, ſo wäre ichs ſchon. —

Du haſt mich zu einer Ausſchweifung verleitet. Ich habe geſtern abends den Hamlet geleſen. In meiner jetzigen Stimmung war das nichts; das liegt mir nun alles im Sinne, und ich weiß nicht wie ich das empörte Herz beſänftigen ſoll. Erwarte nur nichts Außerordentliches; was ich ſagen werde, wird Dir vielleicht ſehr alltäglich und nahliegend, vielleicht eine ſpitzfindige Grille, vielleicht abenteuerliche Schwärmerei ſcheinen. Der Gegenſtand und die Wirkung dieſes Stücks iſt die heroiſche Verzweiflung d. h. eine unendliche Zerrüttung in den allerhöchſten Kräften. Der Grund ſeines innren Todes liegt in der Größe ſeines Verſtandes. Wäre er weniger groß, ſo würde er ein Heroe ſein. — Für ihn iſt es nicht der Mühe wert, ein Held zu ſein; wenn er wollte, ſo wäre es ihm nur ein Spiel. Er überſieht eine zahlloſe Menge von Verhältniſſen — daher ſeine Unentſchloſſenheit. — Wenn man aber ſo nach Wahrheit frägt, ſo verſtummt die Natur; und ſolchen Trieben, ſo ſtrenger Prüfung iſt die Welt nichts, denn unſer zerbrechliches Daſein kann nichts ſchaffen, das unſren göttlichen Forderungen Genüge leiſtete. Das Innerſte ſeines Daſeins iſt ein gräßliches Nichts, Verachtung der Welt und ſeiner ſelbſt. — Dies iſt der Geiſt des Gedichts; alles andre nur Leib, Hülle. Und dieſer kann ſeiner Natur nach nur von ſehr wenigen gefaßt werden; ſo daß es wohl geſchehen mag, daß im Schauſpielhauſe kein einziger von den Spielenden, und auch kein einziger von den Zuſchauern etwas von der Sache ahndet. — Unglücklich wer ihn verſteht! Unter Umſtänden könnte dies Gedicht augenblicklichen Selbſtmord veranlaſſen, bei einer Seele von dem zarteſten moraliſchen Gefühl. Ich weiß noch was es auf mich wirkte, als ich vor anderthalb Jahren es in der erbärmlichſten Vorſtellung ſahe. Ich war mehrere Tage wie außer mir. — Seine Größe wird vielleicht paradox ſcheinen; meine Beweiſe ſind ſein anerkannter Mut und Verſtand; vornehmlich aber eine gewiſſe Beſonnenheit, überhaupt das

ſicherſte Kennzeichen des Helden. Denn wenn wir dieſen Ehrennamen wohl mit Zuverſicht für jemand in Anſpruch nehmen, ſo fügen wir nicht ſelten hinzu, z. B. daß er kühl und gelaſſen unter dem Donner von hundert Kanonen umherwandelte und ſo frei dachte wie je. — Ich mache Dich auf die Stelle aufmerkſam, wo die Leidenſchaft nur einen Helden nicht überwältigen konnte, wo er ruft

hold my heart,
And you, my sinews, grow not instant old.

und dann auf die Szene mit der Mutter, wo der Geiſt zum zweiten Male erſcheint. Mein beſter Beweis aber iſt ſeine erhabene Begeiſterung für das wenige Gottähnliche, was etwa noch im Menſchen wohnt. So z. B. die Stelle in der Szene mit Guildenſtern und Roſencrantz I have at late — man delights not me. Seine rieſenhafte Überlegenheit über alle, die um ihn ſind, ſpringt in die Augen. Nur für den, der ihn faßt, werden dieſe ſo im dämmernden Hintergrunde ſchweben; verſinkt man nicht ganz im Hamlet, treten dieſe mehr vor, ſo iſt das Ganze eine Plattheit. Man ſollte denken, hier könnten gute Schauſpieler viel tun, da es doch von dem Leſer viel verlangt, ſo vieles zu erraten. Man redet von Garrik, und ich erinnre mich noch daß Schröder ihn doch bedeutend und wie einen denkenden Mann ſpielte. Allein ich zweifle, daß den Hamlet darzuſtellen, ein Unternehmen für einen ſterblichen Mann iſt ...

Die Begierde ſeinen Vater zu rächen, der Unwille über ſeine Mutter iſt nur der Anlaß zu Hamlets innerer Zerrüttung, der Grund davon liegt in ihm ſelbſt, in dem Übermaß ſeines Verſtandes (oder vielmehr in der falſchen Richtung desſelben, und dem Mangel verhältnismäßiger Kraft der Vernunft) und der Inhalt ſelbſt, Verzweiflung macht ein wahres Ende unmöglich. — Vielleicht habe ich den erhabenen Geiſt des Werkes ergriffen, aber jetzt fühle ich mein Unvermögen da ich von der äußern Hülle reden ſoll. Nur einige Bemerkungen. Die Erſcheinung des Geiſtes gleich im Anfang ſpannt die ganze Seele, und ſchärft

ſie das feine Weſen zu faſſen. — Die Schwäche der Königin, die elende Seele des Königs, die Albernheit des Polonius, die Gemeinheit der übrigen, die Beſchränktheit des einzigen den er ſchätzt, des Horatio, alles wird höchſt bedeutend durch Hamlets Denkart, und durch ſeine Stellung. Der Wahnwitz des guten Mädchens, wo die Rührung bis zum Gräßlichen ſteigt, hat hier einen fürchterlichen Sinn. Alles iſt bedeutend bis auf das platte Geſchwätz des Totengräbers. — Der innre Zuſammenhang (was ich letzthin Natureinheit nannte) kann nicht vollkommner ſein. Aber nur wer das Große in Hamlet faſſen kann, wird ihn wahrnehmen. Um mich durch ein Beiſpiel verſtändlich zu machen, Hemſterhuys ſagt ſehr richtig: es galt dem römiſchen Pöbel für Mord, in der Seele des Brutus aber war es der ewigen Ordnung gemäß. — Im Hamlet ſcheint alles Äußre wie aus dem Geiſte hervorgekeimt. Sonſt war bei Shakeſpeare die äußre Hülle oft ehe da als der Geiſt, der in eine Geſchichte oder Legende, die ihm Anlaß gab, erſt hineingebildet wurde, und in vielen ſeiner Werke ſucht man dies, da Geiſt und Hülle nicht ſo ganz eins iſt, vielleicht auch Romeo, deſſen Weſen Du, glaube ich, richtig angegeben haſt. Der Ausdruck ‚Romantiſche Melodie' iſt höchſt treffend. Kein Gedicht iſt ſo romantiſch und ſo muſikaliſch. — Die ſchöne, ſchwärmeriſche Schwermut des Romeo iſt ein weſentlicher Zug.

Eine Note zum Hamlet bezieht ſich auf eine Legende des Saxo Grammaticus von König Fengo und König Amlethus. Die Tollheit, die Liebe, das Geſpräch mit der Mutter, und die Reiſe nach England ſind ſchon in dieſer enthalten. Nur von der letzten könnte man vielleicht vermuten, daß ſie nur ſtehen geblieben ſei. — Der Hamlet wird immer ſchlecht aufgeführt werden, weil keinen Schauſpielern die Weisheit zuzutrauen iſt, daß ſie alle ihre Bedeutung nur vom Hamlet entlehnten: und das ganze beſteht aus ſo zarten Verhältniſſen, daß der geringſte Mißlaut alles zerſtören würde....

Wittenberg, 28. Juni 1793

Wie innig kann ich Dir zu Deinem Hochzeitstage Glück wünschen. So ein Glück ist das Ziel meiner fernsten, aber liebsten Wünsche. Dieser Sinn für Familienglück, der in mir so kräftig und lebendig ist, wird auf das Schicksal meines Lebens gewiß einen wohltätigen Einfluß haben und am ersten die wilden Auswüchse meiner Phantasie beschneiden, die mich beständig innerlich unstet und flüchtig machen. Diesen Sinn recht rein auszubilden, ihm vorzuarbeiten, soviel ich kann, im dunkeln Gewebe meines Schicksals, soll mein Hauptzweck sein, und nur das widerwärtigste Los, die Loskettung von Allem, was mich ans Leben knüpft, könnte mir das Ziel verrücken. Ich hab ihn von Euch, diesen Sinn, der jetzt schon in mir oft leidenschaftlich wird und sich in die lächerlichsten Träume verliert. Die Familie ist mir noch näher, wie der Staat. Freilich muß ich ein tätiger Bürger sein, um eine Familie an mich knüpfen zu können. Aber mir ist das letztere näherer Zweck als das erstere. Man ist auch am allervollkommensten Bürger des Staates, wenn man zuerst für seine Familie ganz da ist. Aus dem Wohlsein der einzelnen Familien besteht der Wohlstand des Staates. Nur durch meine Familie bin ich unmittelbar an mein Vaterland geknüpft, das mir sonst so gleichgültig sein könnte, wie jeder andere Staat. O ich fühle sie ganz, die Süßigkeit des Berufs, Stütze einer Familie zu sein, und darum plagt mich auch oft mein wildes, leidenschaftliches Temperament bis zum höchsten Überdruß. Es ganz zu sein, erfordert unendliche Talente, Kraft des Geistes, Sinnenkraft, eine Fülle des Herzens und eine unbeschreibliche, unnachahmliche Bestimmtheit des Charakters. Wieweit ich von alledem trotz aller zufälligen Bildung meiner Seele bin, kann ich selbst am besten beurteilen. — Ich bringe nichts dazu mit, als ein leidenschaftliches Gefühl für stille, häusliche Glückseligkeit. Vielleicht erleichtert mir das noch den Weg zu dieser Bestimmung. Eine freundliche Ahnung sagt mir, ich bin dazu geboren, und selbst mein äußeres Schicksal flößt mir kein Mißtrauen ein. —

Ich bin voll Glauben und Zuverſicht, und erwarte alles, wenn ich meine ruheloſen Launen bezwinge . . .

Caroline an Meyer [54]

Leipzig 30. Juli 1793

. . . Wie ich von jedermann verlaſſen mir allein nicht einmal die Möglichkeit zu ſterben hätte verſchaffen können, vertraute ich mich einem Mann, den ich von mir geſtoßen, aufgeopfert, gekränkt, dem ich keinen Lohn mehr bieten konnte, wie es wohl in der Natur meines Vertrauens lag — und er betrog mich nicht — —

Caroline an Friedrich Schlegel [55]

Ende Auguſt 1793

— — Sie fühlen welch ein Freund mir Wilhelm war. Alles was ich ihm jemals geben konnte, hat er mir jetzt freiwillig, uneigennützig, anſpruchslos vergolten, durch mehr als hilfreichen Beiſtand. Er hat mich mit mir ausgeſöhnt, daß ich ihn mein nennen konnte, ohne daß eine blinde unwiderſtehliche Empfindung ihn an mich gefeſſelt hielt. — Sollte es zu viel ſein, einen Mann nach ſeinem Betragen gegen ein Weib beurteilen zu wollen, ſo ſcheint mir doch W. in dem, was er mir war, alles umfaßt zu haben was man männlich und zugleich kindlich, vorurteilslos, edel und liebenswert heißen kann. — —

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [56]

Leipzig 28. Auguſt 1793

. . . Manuſkripte erwarte nur noch lange nicht, und Fragmente will ich nicht ſchicken. Du wirſt höchſt begreiflich finden, daß mir

für jetzt Ausführung und Vollendung unaussprechlich schwer wird; meine Absichten müßten weniger umfassend und groß sein, wenn das nicht so wäre. Wenn etwas vollendet sein wird, so erhältst Du's sogleich, und dann mache ich große Ansprüche auf Dein ganzes Urteil. Sei nicht böse, halte mich nicht für lässig. Die erste Woche war ich fast unaufhörlich bei ihr, und nur damit beschäftigt. — Störungen sind seit der Zeit schon oft wieder gewesen, häufige Briefe, schlechte Gesundheit, kleine Geschäfte. Sehr viel reine Zeit ist also nicht übrig geblieben. Und diese Zeit ist noch nicht Muße. ‚Die ernste Liebe der heiligen Wahrheit füllt nur freudige Herzen', schrieb ich neulich einem Freunde. Wenn das nicht wäre, so war ich freilich noch nie so fähig, einem großen Gegenstande mich ganz hinzugeben, die Welt zu vergessen, und in eine selbsterschaffne Natur zu versinken. Die Mutter der Begeistrung ist die Einsamkeit. Ich lebe sehr einsam, und — auch im innersten Herzen fühle ich mich einsam. Die Bande oder Ketten der Natur habe ich zerrissen, und ich fühle immer mehr, daß die Bande meiner Erfindung schwach und kraftlos sind, ich stehe einzeln, gleichsam nur außerhalb der Welt, ich bin sehr überflüssig, und ich wüßte auch nichts, dessen ich bedürfte. — Einiges in meinem letzten Briefe mußtest Du als solche Ansichten eines Einsamen beurteilen, sonst könntest Du sehr ungerechte Vorwürfe daraus machen. Doch sollst Du nächstens den deshalb versprochnen Brief haben. —

Ich wollte Dir noch sehr viel von Caroline schreiben, aber ich kann nie Worte finden, wenn ich von ihr reden will. Was sie von mir denkt, glaube ich ohngefähr zu raten (was Du von ihrer Menschenkenntnis sagst, ist mir sehr einleuchtend); die Hoffnungen, die ich selbst und etwa ein Freund von mir haben, die hat sie nicht; und wie sollte sie das auch? — Ich habe Verstand, aber bin so unerfahren, beschränkt, und vor allem — es wäre ungerecht mir Seele abzusprechen, aber die Seele der Seele, lieber Wilhelm, die fehlt mir doch ganz offenbar, nämlich der Sinn für Liebe. — Vielleicht schätzt sie eine gewisse Kraft des Charakters an mir;

(die ſich doch ſehr ungleich iſt) aber dafür würde es mich auch gar nicht wundern, wenn ſie mich rauh fände. Ich bin es auch; und dann zwingt mich die Ehrfurcht, ſie als Mann zu behandeln. — Wie äußerſt fremd und fern ich ihr bin, kannſt Du allenfalls denken: wir ſind zuſammen, nicht weil wir zuſammengehören, ſondern weil wir uns in demſelben Hauſe treffen (wo das Haus liegt will ich Dich raten laſſen). Wenn das nicht ſo ein übelklingendes Wort wäre, ſo möchte ich ſagen, wir könnten als Geſchwiſter zuſammen leben. Somme tout ich bin höchſt gewöhnlich, aber für einen Menſchen immer gut genung. — Das Kind machte beim erſten Anblick einen ungünſtigen Eindruck auf mich, weil es ſchielt; und ein wenig häßlich iſt (das kann ſich noch ſehr ändern). Jetzt gewinne ich das kleine einfache Weſen lieb, um ſeiner Unverdorbenheit, guten Anlagen, und Treue für die Mutter. Von ihr iſt mir jetzt noch ganz unmöglich zu ſchreiben. Doch kann ich ſagen: Einfachheit und ein ordentlich göttlicher Sinn für Wahrheit, habe ich durchaus nicht erwartet, nach dem was ich wußte und geleſen hatte; und doch iſt es das, was meiner Eigentümlichkeit am meiſten ſchmeichelt, und ihr Schmerz bringt ſie mir am nächſten. — Ich glaube man kann ſie nicht kennen, wenn man ſie nicht liebt oder von ihr geliebt wird.

Ich verlange mehr zu wiſſen von Sophien oder von S. wie Du ſie immer nennſt, gewiß aus Furcht vor der Philoſophie, Deiner Todfeindin. Weiß ich doch von der ſchönen Frau kaum mehr, als daß ſie Dich liebt, und daß ſie Billette geſchrieben, wovon mich einige entzückt haben. Überall iſt es ſündlich — Deine Vertraulichkeiten kommen immer nur wie Überſchwemmungen, wenn das volle Herz überbrauſet, und dann verſchwindet gleich wieder alles hinter den Ufern der Trägheit und des Mißtrauens zurück. Gib auch einmal eine Vertraulichkeit als großmütiges Almoſen. —

Einen drollichten Zug von Auguſten muß ich Dir doch erzählen. Sie rühmt ſich ſehr, daß ſie der Mutter unentbehrlich ſei. ‚Wenn ich nicht wäre, ſo würdeſt Du Dich von der Schlegelſucht gar

nicht zu retten wiſſen.' Wie ſie nach L—a abreiſten, ich den Abend vorher Abſchied nahm, lag ſie ſchon im Schlaf. Wie ſie geweckt war, ſagte ſie: ‚Mutter wirſt Du von dieſem Schlegel auch die Schlegelſucht kriegen?'

Wundre Dich nicht, daß ich Dir ſo viel vorſchwatze, was Du vielleicht nicht einmal aufmerkſam leſen kannſt, nach dem Anfang dieſes Briefes. — Ich weiß, was ich Dir geſchrieben habe, und ich fühle es auch; ich ſuchte eben deshalb Zerſtreuung, vielleicht iſt es Dir auch ſo, wenn Du die Nachricht empfängſt. Ich durfte Dir nichts verhehlen; ich weiß wie viel Deine Briefe ihr ſind; aber ſie könnens nicht ſein, wenn man ſich nicht die Wahrheit zu ſagen traut. — Ich hätte deſſen wegen Sophiens nicht erinnert, wenn ich nicht die unzweideutigſten Zeichen davon hätte. Ich gebe ihr deshalb nichts Kleinliches Schuld; es iſt höchſt natürlich in ihrem Zuſtande. Denn ſonſt bin ich gewiß, daß man wahr gegen ſie ſein darf. Und größeres läßt ſich von keinem Menſchen ſagen.

Ich hätte einen ſo hoffnungsvollen Anfang, als unſre Mitteilungen über Dichtkunſt ſind, nicht unterbrechen ſollen: ich hoffe aber das reichlich erſetzen zu können. Ich finde es immer mehr die herrlichſte Art über dieſen Gegenſtand, wo Vollendung im Unterſuchen nicht ſo früh zu hoffen iſt, zu den reichhaltigſten Aufſchlüſſen zu kommen; einer regt den andern an, eine Anſicht gebiert viele andre, und ſo werden wir mit dem ganzen Umfang unſres Stoffs bekannt, und entgehen der drohenden Gefahr die unendliche Natur in einen engen Begriff eindrücken zu wollen. Wir ſind aber vielleicht noch nicht ganz auf dem rechten Wege geweſen, beſonders ich. Ich ſchwankte immer, ob ich Dir ein Werk ſchicken ſollte, oder ob ich ſchreiben ſollte, wie Gott will, und wie die Feder läuft. Ich habe nun das letzte gewählt: mein erſter Brief aber hat alles Unbehilfliche und Schwerfällige eines halbangefangenen Werkes an ſich, und alles Undurchdachte, Unausgeführte eines Briefes. Und Du haſt Dich durch meine mir natürliche Art, es zu ſagen, verleiten laſſen, es viel zu ſehr als

vollendete Überzeugungen, nicht als hingeworfene Einfälle, und unentwickelte Wünſche von Gedanken anzuſehen. — Das einzige was ich Dir vorwerfen kann. Wenn es nicht noch wäre, daß Du ſelbſt nichts gibſt, als nur auf Veranlaſſung, zu ſehr widerlegſt, was ich ſchon ſelbſt verworfen, oder was auch nicht verſtanden iſt. Der Vorwurf der Sprünge und Orakel trifft mich glaube ich nicht; es kann ſein, daß ich auch im Denken gewaltſam verknüpfe; aber Du zielteſt auf Urteile, die keinen Erweis zulaſſen, wie Begriffe und allgemeine Sätze, ſondern Sache des Gefühls ſind, die immer ihr Eigentümliches hat, wie ich und jeder Vernünftige ſich beſcheidet. — ‚Du glaubſt nicht, daß es ratſam ſei, bei Unterſuchungen über die Poeſie, von ihren höchſten Geſetzen auszugehen.‘ — Es iſt mir nicht eingefallen einen Dichter nach Begriffen a priori konſtruieren zu wollen. Für den Schöpfer gibt es keine Geſetze, aber Richter kann man nur ſein, mit Sinn, nach Geſetzen. — Ich nahm den Weg, der mir natürlich war, und daß er das war, wirſt Du ſehr begreiflich finden, wegen einiger Gewohnheit und Übung jeden gegebenen Stoff nach den weſentlichen Zwecken des Verſtandes und der Vernunft in ein vollſtändiges Ganze zu ordnen. Und dieſes hat auch ſeinen Wert. (Mein Wunſch war, daß jeder nach ſeiner Natur täte was er könnte, für die Unterſuchung ſelbſt und um ſie gemeinſchaftlich zu machen). Ich muß zwei Dinge gegen Dich in Schutz nehmen die Du verkennſt, das Syſtem und das Ideal. Ich weiß, der ſchändliche Mißbrauch ſinn- und ſeelenloſer Vernünftler hat dieſe Namen für Dich ſehr beſudelt; aber Du ſiehſt nur darauf und verkennſt, verachteſt ungerechterweiſe die köſtlichen lauten Urkunden unſres göttlichen Adels. — Was wir in Werken, Handlungen, und Kunſtwerken Seele heißen (im Gedichte nenne ichs gern Herz) im Menſchen Geiſt und ſittliche Würde, in der Schöpfung Gott, — lebendigſter Zuſammenhang — das iſt in Begriffen Syſtem. Es gibt nur Ein wirkliches Syſtem — die große Verborgene, die ewige Natur, oder die Wahrheit. — Aber denke Dir alle menſchliche Gedanken als ein Ganzes, ſo

leuchtet ein, daß die Wahrheit, die vollendete Einheit das notwendige obſchon nie erreichbare Ziel alles Denkens iſt. Wir Leute ſind alſo auch nicht unnütz, wenn wir auch nicht ſo gute Beobachter ſein ſollten, wie Ihr Propheten; Ihr dürft nicht einſeitig eine heilige Anlage der Menſchheit geringſchätzen. Und laß michs hinzuſetzen, daß der Geiſt des Syſtems, der etwas ganz anders iſt als ein Syſtem, allein zur Vielſeitigkeit führt — welches paradox ſcheinen kann, aber ſehr unleugbar iſt.

Die Quelle des Ideals iſt der heiße Durſt nach Ewigkeit, die Sehnſucht nach Gott, alſo das Edelſte unſrer Natur. — Einige die es verkennen, wähnen es ſtreite mit der Natur, die doch nur in Eintracht mit dem Geiſte das wahrhaft Große erzeugt. Die Begeiſtrung iſt die Mutter des Ideals und der Begriff ſein Vater. — Was iſt denn unſre Würde, als die Kraft und der Entſchluß Gott ähnlich zu werden, die Unendlichkeit immer vor Augen zu haben? — Das regſame Streben des Handelns, der höchſte Maßſtab des Urteils ſchließt ja gar nicht aus alle Tugenden der Empfänglichkeit, ſondern kann ja nur mit ihnen beſtehn.

Nächſtens mehr.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [57]

16. September 1793

... Sie machte einen ſehr lebhaften Eindruck auf mich; die erſten Tage überließ ich mich dieſem ganz, ſuchte mich ihr zu nähern, ſie kennen zu lernen, ich wünſchte nach ihrer Mitteilung und Freundſchaft aufs emſigſte ſtreben zu dürfen; aber grade da ſie einige Teilnahme zu äußern ſchien, ſah ich ſehr beſtimmt, daß ein bloßer Verſuch in die heftigſten Kämpfe führen, und wenn eine Freundſchaft zwiſchen uns möglich ſei, ſie nur die ſpäte Frucht vieler verkehrten Beſtrebungen ſein könnte. Du fühlſt, wie unſchicklich dies in ihrer Lage wäre — jeder eigennützige Anſpruch ward von da an aufgegeben; von mir war nun gar nicht

mehr die Rede. Ich hätte wohl Luſt Dir das als ein Opfer anzurechnen, weil mir dieſe Enthaltſamkeit ſo unendlich ſchwer geworden iſt. — Ich ſetzte mich alſo in das einfachſte, einfältigſte Verhältnis zu ihr, die Ehrfurcht eines Sohns, die Offenheit eines Bruders, die Unbefangenheit eines Kindes, die Anſpruchsloſigkeit eines Fremden. So bin ich gegen ſie, und das mußte ſo ſein, weil es darauf ankam, daß ich ihr nützlich wäre, und nicht, daß ſie meine Freundin würde. — Es könnte alſo ſehr leicht geſchehen, daß ſie ſo wunderbar über mich urteilte, daß Du ſelbſt mich darin nicht wieder erkennteſt; aber zufrieden hoffe ich wird ſie mit mir ſein; mit meinem Eifer und guten Willen in den Kleinigkeiten, die ich für ſie ausrichten kann, und es ſcheint auch, daß ich ihr Zutrauen habe, da ſie mir vieles ſagt....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [58]

29. September 1793

... Ihr, die ihr die Vernunft haſſet und das Denken verachtet, die allmächtige Natur, wenn ſie von aller Tugend ſorgſam gereinigt iſt, vergöttert ihr, an die Offenbarungen Eures Herzens glaubt ihr, und Eure Lehre iſt ſtets eine erhabene Selbſtſtändigkeit. Ich bin aber nur ein armer Laie, meine Selbſtſtändigkeit geht nicht über Recht und Schönheit hinweg, ſie ſchämt ſich nicht, der Weisheit zu gehorchen. —

Große Männer! laßt Euch zu der hellen Einſicht herunter, und verſtändigt ſie, was nennt ihr Natur? — Etwa alle einzelne Dinge ſo vorhanden ſind? — Oder die Seele des Alls? Das mächtige Leben, das in allem, was entſteht und untergeht, ſeine eigne unendliche Fülle, in wechſelnder Liebe und wechſelndem Kampf mit ſich ſelbſt, ewig umſchlingt? Ihr ahndet im heiligen Dunkel nicht ein unendliches Nichts, ſondern ewige Quellen vergänglichen Lebens? — Wir auch. — Oft ſcheint es, als meintet ihr alle Regungen des menſchlichen Herzens, in ihrer Üppigkeit

und Ausſchweifungen? — Wir brauchten aber unſerer edelſten Kraft nicht zu entſagen, wir dürfen auch ohne das innere Eintracht hoffen. Iſt denn Vernunft etwas anders, als höheres Leben?

Erkläre mir, warum Du den Petrarka unter allen Dichtern den am meiſten idealiſchen nennſt. Was ich ſonſt Vernunfteinheit nannte, poetiſche Sittlichkeit, wird am meiſten an Trauerſpielen gefunden und gefordert. Das Ganze iſt umfaſſender wie ein lyriſches Gedicht, und enger beſchloſſen — wie ein erzählendes, epiſches; ſie ſtellen in unendlichen Abwechslungen ein Schauſpiel dar, den Kampf des Schickſals und des Herzens. Das Ende (nicht grade das letzte der Zeit nach) ſondern was im Weſen ſelbſt den Schluß macht, gibt eigentlich den Ausſchlag, ob wir erhoben oder niedergedrückt würden. Die beſten Beiſpiele, die ich weiß, ſind der Prometheus des Aeſchylus, der Ajax des Sophokles, Richard der Dritte von Shakeſpeare. Denn in dem letzten Stücke iſt deutlich, daß der große Sünder von der verborgenen Hand des ewigen Richters geſchlagen wird, ſein Sturz iſt nicht Zufall ſondern gerechte Strafe. — Nimmſt Du das Stück von der Kaſſandra aus Aeſchylus' Agamemnon heraus, ſo iſt es ein herrliches Beiſpiel. Aber immer laß mich den Ajax des Sophokles noch einmal nennen. — Da ich von Richard geredet, ſo will ich noch hinzufügen, daß ich völlig mit Schiller einſtimme, daß man Gott im Trauerſpiele ſehr gut brauchen kann. Beſſer aber iſts immer, wenn das Herz der ſiegende Gott iſt, wie im Ajax. — Dieſe Werke erheben uns aufs höchſte; es liegt in der Natur ſehr vieler andern, daß ſie das nicht können, wenn ihr Ende alſo nur befriedigt, nicht beleidigt. Sophokles iſt hierin vielleicht nicht zu übertreffen. Unter Goethens Trauerſpielen iſt keines, ſo uns da ſehr erhebe; vielleicht hätte es der vollendete Fauſt. — Egmont, Taſſo, Iphigenie, Stella endigen ſich gut. Götz läßt vielleicht zu viel Bittres zurück; doch ich will das noch nicht als mein Urteil angeſehen haben. — Ich höre Dich ſchon fragen: ‚Recht gut, wenn es da iſt. Aber wie kann man das

fodern, gleichſam beſtellen, wie wenn der Dichter ein Handwerker wäre?' — Mein Lieber, ich rede wirklich nur von der Wertſchätzung eines Gedichts; ich gebe ja kein Geſetz, daß die Dichter ihre Werke ſittlich machen ſollen. Sie müſſen ſelbſt gut und edel ſein. — Oft hängt der Schluß von der Wahl des Dichters ab. Zu Zeiten ſchafft aber die Begeiſtrung gleichſam ein vollendetes Werk, deſſen Weſen zerſtört würde, durch eine ſo wichtige Änderung. So war es vielleicht beim Hamlet, der alle Sittlichkeit umwirft. — Das Letzte, wenn es einmal geſchieht, gibt ſich von ſelbſt; aber von dem erſten muß oft die Rede ſein. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [59]

13. Oktober 1793

. . . Kants Lehre war die erſte ſo ich etwas verſtand, und iſt die einzige, aus der ich noch viel zu lernen hoffe. Allein ich bin mit dem nicht eins, was ihr doch zum Grunde liegt, die intelligible Freiheit, der regulative Gebrauch der Ideen überhaupt, die reine Geſetzmäßigkeit als Triebfeder des Willens uſw. Bei der Kritik der Urteilskraft vergiß doch ja nicht, daß er ein alter Mann iſt, und dann daß er es ſchnell geſchrieben, nur wie zur Erholung. Daher Wiederholungen, Abſchweifungen, Verworrenheit, Nachläſſigkeiten mehr als in irgend einem andern Werke von ihm. Wer leugnet das? Aber vernimmſt Du nicht hie und da das Wort einer großen ſchönen Seele, ſo macht Dich Dein Vorurteil taub. Dieſe nachläſſige, ſteife Hülle gibt dem Göttlichen, ſo ſie einſchließt, ein Siegel der Echtheit, das ich ungern vermiſſen würde, ſo ungern wie Winckelmanns Steifheit. Indeſſen zweifle ich ſogar noch, ob es eine Kritik der Urteilskraft gibt; die Urteilskraft iſt meines Bedünkens kein ewiger Zweig des Vorſtellungsvermögens, ſondern eine ganz beſtimmte Tätigkeit des Verſtandes, und nach dem Sprachgebrauch nicht der reine Begriff dieſer Verſtandeshandlung, ſondern die Erſcheinung mit

allen Beſonderheiten, die die Erfahrung daran entdeckt, und dann auch Richtigkeit und Fertigkeit darin. — Sollte der Unterſchied unter ſubſumierender und reflektierender Urteilskraft ſo ſchwierig ſein? Ich will und mag nicht nachleſen, und nicht einmal zu viel nachdenken. Mich däucht der Gegenſtand des Urteils wird entweder einem Begriff untergeordnet, oder einem urſprünglichen Zuſtande des Gefühlsvermögens. Die vollendete Bearbeitung dieſer kann dem Denker vielleicht unentbehrlich ſein, aber was ſoll der Künſtler damit, und auch der, der ihn beurteilt? Sind ſie ſo unglücklich, ſchon einige Begriffe zu haben, ſo dürfen ſie freilich nicht ſtehen bleiben, und müſſen auf einem dornichten Wege fortgehen, der ſpät aber doch endlich wieder zur Natur zurückführt. — Ich rede von nichts geringern, als von dem, wonach immer zuerſt gefragt wird, ſobald von den Künſten die Rede iſt, nämlich die Lehre von dem Begriff des Schönen, Erhabnen, wozu dann noch das Rührende, Vollkommne, Wahre ſich geſellen mag. Ich führe ſo einige an; denn wer hat nur nach dem Quell geforſcht, aus dem ſich die vollſtändige Aufzählung aller dieſer urſprünglichen zuſammengeſetzten Zuſtände des Gefühlsvermögens ergeben könnte. — Vergiß aber ja nicht, daß ich eben bloß von Begriffen redete. Oft hat man auch ſolche Maſſen von Erfahrungen dieſer Art, die ſich ſehr deutlich von dem übrigen abſondern, und ſich zu einem Ganzen gleichſam zuſammenhäufen. Bilden ſage ich mit Fleiß nicht, weil an innren Zuſammenhang und alſo an äußre Ordnung hier nicht zu denken iſt. Ich dächte jemand der ſeinen Gegenſtand ganz überſieht, und der ſich hinſetzt, um eine Abhandlung über das Lächerliche, Naive, Erhabene, Schöne (hier in ganz anderm Sinne) zu ſchreiben, müßte gar nicht wiſſen, wo er anfangen und enden ſollte. Wie ſoll da ein Ganzes entſtehn? Einzelne reichhaltige Beobachtungen, aber iſt es nicht barbariſch dieſe ſo in dem ſchwankenden Umfange irgend eines Wortes, nebeneinander aufzuhäufen? —

Was aber die Begriffe betrifft, ſo iſt das vielleicht, wenn man alles Überflüſſige abſondert, nur die Frage von den Grundtrieben

der Seele. — Ich halte dafür, daß alles Gefühl sich in drei Elementen auflösen läßt, drei ewige Unterschiede, so den Umfang der Welt (d. h. aller unsrer Gedanken, alles unseres Seins) umfassen. Gib wohl Acht. Ich werde ein wenig weit ausholen.

Wir trachten nach drei Dingen, nämlich Vielheit, Einheit und Allheit: in Deiner Sprache, Leben, Kraft, Gott. Nur die Vermählung Aller erzeugt menschliches Dasein; die strenge Absonderung ist nur Werk des Verstandes; die rohe gehört dem Sinne, nach dem herrschenden Element. Leben offenbart sich in Lust, Kampf und Liebe. In den beiden letzten Gestalten vermählt sich das Ewige gern mit dem Sterblichen, sie scheinen den Irdischen geschenkt, als Reiz wie Gott zu genießen. Unter Kraft meine ich eigne Tat, Selbsttätigkeit, d. h. Einsicht und Ehre; denn so könnte man die Kraft des Willens an sich nennen. Ehre ohne Tugend ist wie Verstand ohne Vernunft. Die Richtung auf Gott und der Genuß Gottes ist Tugend, nicht unsre ganze Bestimmung, aber unsre höchste. — Ein Mensch hat so viel Wert als Dasein, d. h. als Leben, Kraft und Gott in ihm ist. Hat er aber auch viel Kraft und Leben, sind diese aber im Streite mit dem Gott in ihm, so wird er immer ein häßlicher Mensch, ein verächtlicher Dichter, und sein Urteil schief sein. — Dieser Maßstab gilt auch für einzelne menschliche Werke; also ein Gedicht z. B. hat so viel Wert als menschliche Lebenskraft darin ist. Dazu gehört aber auch die Richtung aller Teile auf das höchste Ziel; und was anders ist Sittlichkeit?

Ich habe kaum angefangen, bin aber schon müde. Nun noch eins und das andre Wichtigere, wie es mir beifällt.

Ich sagte, daß ich an dem Dasein einer Kritik der Urteilskraft zweifelte; das will sagen, die Kritik der reinen Vernunft ist ewig, weil ihre Irrtümer wesentlich notwendig sind. Den Streit über die Allgemeingültigkeit des Schönen halte ich aber für zufällig. —

Hier ist ein Anfang eines Briefes an Dich, der sehr lang werden, und alles umfassen sollte, was ich über die Kunst im allgemeinen zu sagen habe.

— ich hoffe große Aufſchlüſſe von Dir, und ich ſchmeichle mir, ſo lange Du unter Barbaren lebſt, Dich zuweilen an Deine ehemalige Liebe und an Deine künftigen Werke erinnern zu dürfen. Wer kann beſſer über Kunſt denken und lehren als Du in Deiner jetzigen Lage? Du haſt Muße genung; beſſere wäre zu gut. Und was die Hauptſache iſt, Du beſitzeſt die Kunſt, ohne daß ſie Dich beſäße. (Sollte es Dir mit ihr etwa gehen, wie mit Sophien?) Du biſt nahe und doch auch fern genung zum Kenner, zu dem ich Dich für vorherbeſtimmt halte. Von manchem, wünſchte ich, möchte ſich Dein Urteil noch reinigen und dann Dein uralter Haß gegen die Vernunft. — Die Seele meiner Lehre iſt, daß die Menſchheit das höchſte iſt, und die Kunſt nur um ihrentwillen vorhanden ſei. Nicht ſo wohl Schiller, als Bürger achtet die Kunſt höher, wie die Natur. Ja ſelbſt der große Goethe iſt im Alter zu dieſer Selbſtvergötterung herabgeſunken. Er ſcheint ſelbſtgefällig ſeinem Genius zu lauſchen, und ich erinnre mich dann wohl an Mozarts Muſik, die in jedem Laute Eitelkeit und weichliche Verderbtheit atmet. Das letzte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, man möchte mich ſonſt dem Arzte empfehlen uſw.

Wie Syſtem und Vielſeitigkeit verwandt ſind, würde man nicht fragen, wenn Syſtem nicht auch einer der Fremdlinge wäre, die mit Feuer und Dolch getilgt werden müſſen, wenn die Wiſſenſchaft gedeihen ſoll. Beſtimmtheit des Erklärens, Genauigkeit der wiſſenſchaftlichen Bezeichnung heißt man oft ſyſtematiſch. Ich redete aber bloß von Vollſtändigkeit der Einſicht, innrer Vollendung. Daß Vielſeitigkeit zur Allſeitigkeit der Weg ſei, iſt doch einleuchtend?

Welche Stelle hat denn Deinen Beifall ſo ſehr, die vom Schluß der Trauerſpiele, oder von der Natur? — Du ſiehſt daraus meine Unſchuld.

Vom Ideal.

Das Streben nach dem Unerreichbaren, die Liebe zu dem Namenloſen, von denen Du ſchreibſt, das iſt grade das Rechte.

Aber beinahe mußte ich lächeln, wie ich las, daß Du das Unmögliche forderſt. Wer die Wahrheit liebt, ſoll nie wähnen, ſie zu beſitzen; und der, ſo das Ewige genießt, ſoll ſeinen ſchädlichen Irrtum fahren laſſen, daß alles Andre nichts ſei. Du haſt das Unendliche nur von einer Seite ergriffen, und wie wenn man an Dich dieſelben Forderungen machen wollte? Du liebſt — wohl! aber Du darfſt nicht denken, daß es nichts Höheres gibt als der Genuß des Geliebten; nein Du mußt das gegen andre Vorteile vernünftig berechnen! — Aber mir deucht, wir wiſſen nicht wovon wir reden, was wir unter dem Ideal meinen; das fiel mir auf, weil Du von einem Werke, deſſen Seele das Ideal und deſſen einziger Inhalt die Vernunft iſt, behaupteſt, es führe alles im Menſchen auf Empfänglichkeit zurück. Nämlich Allwills Papiere. Und dann wieder die Vernunft leihe dem Ideal ja nichts? Sie leiht ihm weiter nichts, als daß ſie es erzeugt. Denn was iſt Vernunft als Vermögen der Ideale? Was ich vorhin in der Rhapſodie Allheit nannte? Und was iſt Ideal, als Vernunftbegriff? — Vernunft iſt ja nicht nur ein Teil des Vorſtellungsvermögens, ſondern auch ein Grundtrieb, der nach dem Ewigen. Der Zuſammenhang dieſes Triebes mit dem Vermögen zu begreifen und zu ſchließen iſt nicht ganz leicht einzuſehen, aber doch wahr. Du redeſt immer nur von dem natürlichen aber ſchädlichen Mißbrauch des letzteren.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [60]

Oktober 1793

Endlich bin ich einmal wieder bei ihr geweſen, nach einem ſo langen Zwiſchenraume. Ich traf ſie wohl, und am Stickrahmen, bei dem ſie den größten Teil des Tages zubringt. Sie ſchläft gut, und iſt des Morgens wohl, des Abends leidet ſie viel durch Hitze und andres Unbehagen. Sie muß ſehr zufrieden ſein, daß ſie ohngeachtet ihrer Seelenleiden und des Mangels an ſo guter

Pflege wie ſonſt, doch nicht mehr leidet wie ehemals in ähnlichen Fällen. — Meyer iſt einige Stunden bei ihr geweſen, ſie war vergnügt ihn wiedergeſehn zu haben, und ſchien weit zufriedner mit ihm, als ſie vorher zu erwarten ſchien. Ich habe ſeine Bekanntſchaft nicht gemacht. — Während Sie einige Stunden bei dem Herrn Stadtſchreiber und Frau Liebſten zubringen mußte (die letzte hat ihr unter andern ähnlichen Neuigkeiten auch erzählt; man ſagte ja, Siberien wäre untergegangen) gab ſie mir Ihre Briefe von Mainz geſchrieben an Louiſe in Hamburg und an ihre Mutter zu leſen. Wenn ich dazu nehme, was ſie mir jetzt oder ſchon vorhin mündlich geſtanden, ſo finde ich alles unbegreiflich, was ihr widerfahren iſt. Freilich auch wieder ſehr begreiflich bei der bekannten Unmenſchlichkeit der Fürſten und ihrer Diener. Wenn ich ihre Anſicht des Ganzen nur von wenigen Zügen, die einer ungerechten Eigentümlichkeit, oder der erſten Hitze ihr Daſein verdanken, reinige, ſo iſt ſie ganz die meinige. Einen Brief nach dem Verluſt von Frankfurt, glühend von dem ſchönſten Unwillen, hat ſie mir ſchenken müſſen. — Ich kann ihr jetzt faſt verzeihen, daß ſie des Unſinns fähig geweſen wäre, Dich in den Strudel und in Dein Unglück mit hineinzuziehen. Dieſe Begeiſtrung für eine große öffentliche Sache macht trunken und töricht für uns ſelbſt und unſre kleinen Angelegenheit, muß es machen, wenn ſie echt iſt. —

Geſchichte und Staatswiſſenſchaft ſind keine unbedeutende Ausſicht in dem Entwurf meines künftigen Lebens. Bald dieſe, bald jene Abſicht führte mich bald zu dieſen, bald zu jenen Geſchichtsſchreibern, und ohne abſichtliches Forſchen liegt viel Stoff in meinem Gedächtniſſe vorrätig, und mein Sinn für dieſe große Kunſt iſt nicht ganz ungeübt. Kurz nach Anfang dieſes ſtürzte mich der Entſchluß mich zu beſchäftigen, in das Leſen der bekannteſten neuen politiſchen Werke, und ich fand nur einen wert, ihn zu erſchöpfen, Rouſſeau. — Seit einigen Monaten nun iſt es meine liebſte Erholung geworden, dem mächtigen rätſelhaften Hange der Zeitbegebenheiten zu folgen; und davon fängt ſich eine

Denkart an in mir zu bilden, die es tollkühn wäre, nicht zu verſchließen. — Ich denke aus der Richtung auf das Weſen der Sache, und das Ganze folgt unausbleiblich — Beifall und Teilnahme. Die Sache hängt aber in meinem Kopfe mit tieferen Forſchungen zuſammen, als ein Brief zu entwickeln erlaubt. Willſt Du wiſſen, wie die Art meiner Gedanken, der Sinn meiner Teilnahme iſt, ſo lies Kant im September Berliniſche Monatsſchrift über Theorie und Praxis, Rettung der unterdrückten unſchuldigen Wahrheit gegen die Eitelkeit kleiner Vernünftler, wie Rehberg z. B. Dann alle Oden von Klopſtock. — Das Leben eines edeln Volkes in ſeinem Herzen tragen iſt immer ſchön, aber in dieſer verworfnen Zeit ſolche Oden wagen zu können, das verrät etwas Erhabnes.

Lieber Freund, ich ſehe voraus, daß es mir in einiger Zeit ganz am Gelde fehlen kann. Kannſt Du mir einige Dukaten ſchicken, ſo wäre es ſehr ſchön.

Menſch, ich ſoll Dir beweiſen, daß Schiller ein großer Mann iſt? Beweiſen ſagſt Du? — Krämer mögen von der Tugend Rechnungen machen; wir in Deutſchland pflegen unſre Liebe und Achtung nur zu rechtfertigen. — Sei doch ſo gütig, Du, und beweiſe mir, daß Du ein Dichter biſt, beweiſe mir, daß B. das iſt, wofür Deine Liebe ſie gab, beweiſe mir, daß Du Sinn und Gefühl haſt. — Melde mir doch auch wo Du mit dieſen Beweiſen anzufangen denkſt, und wann Du endigen wirſt. — B.'s Frage, was er denn Großes getan habe, als etwa ſchöne Bücher ſchreiben? war weiblich. Es iſt etwas Großes, den Menſchen nicht nach ſeinen baren Taten, ſondern nach ſeinem innern Leben wägen zu können; nur der Weiſe vermag es; oder iſt der Dichter des Prometheus weniger groß wie Alexander, weil dieſen das ganze Geſchlecht, jenen nur einige für das was er iſt, anzuerkennen vermögen? Das Ewig-Gute in dem Leben eines Menſchen rechtfertigt ſeine Ehre und Liebe; ich kann dieſes doch zuletzt nur wahrnehmen, den Verſtand und Erfahrung nur brauchen, um das Urteil des Herzens zu reinigen, und unabläſſig nach Löſung aller

Irrtümer zu ſtreben. Denn nur das nenne ich vorurteilsfrei, ſein Herz höher ehren als ſeine Begriffe.

Nun aber, das innre Leben eines Menſchen, verrät es ſich nicht in den kleinſten Äußerungen, und kann ich durch Vernünfteln jemanden eine Wahrnehmung geben, die er nicht hat, vielleicht nicht haben will?

Nun meine Rechtfertigung. — Sie liegt glaube ich deutlich genung in ſeinen Werken. Doch würde ich in einer Geſchichte der Kunſt ſchärfer beſtimmen, und ihm vielleicht dieſen Namen verſagen, wegen des Rohen und Abgeriſſnen in allem, und dann der unzüchtigen Einbildung; und am Ende iſt ſein ganzes Weſen zerriſſen und ohne Einklang. — Aber die große Kraft ſind ich von Anfang bis noch jetzt, da er zu ſterben anfängt: zuerſt in der unſinnigen Verzweiflung über früh verlorne Unſchuld der Sitten und des Verſtandes. Dann in dem kurzen Stolz über angeborne Kraft und errungne Bildung, und endlich in dem Bemühen ſich ſelbſt a priori zu konſtruieren, da die Liebe erloſchen iſt.

Nächſtens mehr.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [61]

1. November 1793

... Siehe doch Klopſtocks grammatiſche Geſpräche zu bekommen; ſie werden Dir wenigſtens zu denken geben, wenn Du ſie auch nicht ſo vollendet ſchön geſagt, und faſt durchaus unumſtößlich wahr findeſt wie ich. Die wenigen eingeſtreuten Überſetzungen machen es Dir allein wenigſtens leſenswert; mir ſcheinen ſie in ihrer Art das Höchſte zu ſein. Er glaubt ſelbſt beſcheiden über Sprache und Verskunſt nur eine Stimme gegeben zu haben, will nicht zu denen gehören, die vielſtimmig zu ſein vermeinen. Mir däucht aber, es war die einzige, wenigſtens haben meine Ohren keine andre Stimme vernommen. Denn Stimme kann

doch das nicht heißen, was etwa Wieland oder ſolche, Schiller radotiren und abſprechen. — Aber die Größe muß ich an Klopſtock verehren, mit der er kühn und doch beſcheiden gegen ſein Jahrhundert die unſchuldige, verkannte Wahrheit, verteidigt, für ein beſſeres Jahrhundert niederlegt, wie in allem dieſen, was er über Sprache und Verskunſt geſagt hat, in ſeinen neuſten Oden, in ſeiner Würdigung deutſchen Wertes und Geiſtes, in ſeinem Urteil über Friedrich uſw. Schon in manchem iſt die Welt ſtill zu ſeiner Meinung übergegangen, bei anderm hoffe ich daſſelbe, und bin gewiß, daß die Nachwelt ſeine Überlegenheit anerkennen wird. — Das, und der männliche, edle, hohe Geiſt, den Du doch in dem Unbedeutendſten was er geſchrieben, in dem Meſſias ſelbſt, nicht immer vermiſſen wirſt, wäre ſchon genung meine Vorliebe zu rechtfertigen, hätte er auch kein einziges vollendetes Werk gedichtet. Und ich denke, das iſt doch Hermanns Tod und viele ſeiner Oden. — Und wären ſie nicht grade vollendete Werke, denn vollendet ſind ſie, kann denn nur durch dieſe großer Ruhm verdient werden? Viele erwerben ihn, durch vollendete Darſtellung einer großen Eigentümlichkeit, in ebenſo abgeriſſnen Worten und Werken, wie ſelbſt Plato, der kein großes Ganzes hervorgebracht, und vollends ſein Lehrer Sokrates. — Schillers Werke ſind mir auch nur um ſeinetwillen wert; als Gedichte, Geſchichten und Philoſophien, welches ſie doch ſein wollen, ſchätze ich ſie vielleicht noch geringer wie Du. — ‚Was iſt denn nun die *große* Eigentümlichkeit in Klopſtock und Schiller?‘ frägſt Du. Es verſteht ſich, daß es nur das ſein kann, deſſen Wert ſich aus der Natur des Menſchen ergibt, und alſo eigentlich allgemeingültig iſt, Herz, Mut, Verſtand, Empfindung, verſteht ſich *ſo wie ich ſie zu faſſen vermag*; eine Einſchränkung, die jedes beſcheidne Urteil vorausſetzt. — Nächſtens mehr. Noch eins: unter vollendeten Werken meine ich nichts dem Ideal adäquates, ſondern ſo wie man einen Charakter gebildet reif zu nennen pflegt.

17. November 1793

... Ich hoffte durch die kleine Rhapſodie über Allheit, Einheit und Vielheit meine Gedanken in das hellſte Sonnenlicht geſtellt zu haben; und nun kannſt Du noch ſagen (Du ſchließeſt ohngefähr ſo; wenn es eine und dieſelbe Sinnlichkeit iſt, die ſich an der Diotima und an der Phryne äußert, ſo muß ſie ſich in der Tat proteusmäßig verwandeln können!) die Vernunft herrſche in Schillers letztem Werke, welches doch ſo ganz ausſchließend ein Erzeugnis des Verſtandes allein iſt. Aber Du nennſt nun einmal mit dem gemeinen Sprachgebrauche Vernunft nur ihren Gebrauch zum Behuf des Verſtandes (mittelbare Erkenntnis). — Das Herz iſt freilich mit dem Triebe, Vernunft, eins; denn ſie ſind daſſelbe. — Jacobis Vernunft iſt eins mit der feinſten Sinnlichkeit, aber vielleicht nicht ganz mit dem Verſtande. Mit Recht zwar iſt ihm Einſicht nie das Letzte, nur Mittel. Aber er braucht es nicht ſelten, überläßt ſich der Leitung der Empfänglichkeit ſo hingegeben, daß ſie ihn nicht bloß in die ſeltſamſten Eigenheiten führt. Nein er glaubt an platte Strafe und niederes Vorurteil, wie an das Höchſte. Ich verzeihe es alſo, wenn jemand, von dem ich nicht die größte Beſtimmtheit fodere, ihn Feind der Vernunft nennt. Dieſe Unbilligkeit Maſtiaux entſpringt aus dem ſehr weſentlichen edeln Triebe nach deutlichen Begriffen, nach klarer Einſicht, ein Trieb der bei Jacobi verhältnismäßig zu ſchwach iſt. Bei dieſer heiligen Dämmerung iſt inneres Glück noch möglich. Iſt jener Trieb unnatürlich ſtark, ſo entſtehen herz- und markloſe Vernünftler, bei gemeinen Anlagen; ein unzählbarer Haufen neurer Aufklärer uſw. in unſerm Vaterlande kann zum Beiſpiel dienen. Große Anlagen aber zerrüttet keine Ausſchweifung ſo ſehr, der Kranke drängt nur die Natur zu kennen, das Schöne und Gute zu wiſſen, bis alles Leben ſtumpf wird, und das Herz ohne Rettung verzweifelt. — Du wirſt erſtaunen, wenn ich Dir eingeſtehe, daß Schiller jetzt ohngefähr hier ſteht; ich behaupte aber, daß Du dieſen Gang ſeines

Geiſtes für ſein Weſen ſelbſt genommen haſt. Ich glaube den Übergang von ſeinen alten zu ſeinen neuen Werken gefunden zu haben, der mir ehedem unmöglich ſchien. Nämlich wer als Jüngling ganz in Einbildung lebt, der muß als Mann ganz im Verſtande leben. Aber es müßte doch tiefer hin noch im Verborgnen etwas zum Grunde liegen, das ihn ſo mächtig von Abgrund zu Abgrund ſtürzte. Und dieſes iſt es, was ich nie aufhören kann, an ihm wie überall für groß zu achten, die Leidenſchaft zum Ewigen.

Warum führſt Du an, Größe ſei ein Begriff? — Sittliche Größe, und von der allein war hier die Rede, iſt über allen Begriff erhaben; ja faſt über alle Lehre: denn über die Tugend kann man nur den belehren, der ſie ſchon kennt. Groß iſt eigentlich nur eine ſehr unbeſtimmte Bezeichnung des Vortrefflichen aller Art; wobei gar nicht immer Vergleich und gemeiner Maßſtab ſtattfindet, wie in der Größe, nach der in Preußen die Grenadiere gewürdigt werden. Unſchuld, Liebe, reines Gewiſſen, Gerechtigkeit ſind etwas Abſolutes und laſſen keine Grade zu, und können wir nach unſerm Sprachgebrauche von ihnen ſagen, daß ſie etwas großes ſind. Die Grade des Mutes, des Verſtandes, des Lebens aber laſſen ſich durchaus nicht meſſen, weil es keinen gemeinen Maßſtab gibt; und ſo iſt alle Anwendung der Mathematik auf die Moral vergeblicher Verſuch. — Den Wert eines menſchlichen Dinges, mag es ſein was es will, darf nur der Kundige und der Edle beſtimmen (denn nur dieſer ſteht auf dem Ort, von dem man die Welt richtig ſieht) und auch dieſer hat nur eine Stimme; zu reiner Wahrheit gehört nur — Allwiſſenheit. Nun ſcheint nichts ſo ſehr unſre Pflicht als ſtrenge Prüfung. Aber iſt es damit gethan, daß wir uns ſelbſt Gewalt antun, zu bezeichnen, zu erklären, zu beweiſen was ſich nur fühlen läßt? — Das hilft doch nichts, wenn unſer Sinn nicht offen iſt nach allen Seiten, jeden Schein ahndet. Ferner da des Menſchen Geiſt ſich nur mittelbar kund gibt, auf ſo unendlich verſchiedne Weiſen, deren jede gleichſam eine eigne Sprache iſt, und da es dieſer Sprachen

unendlich viele gibt, ſo ſcheint die Kenntnis des Menſchen unendlich zu ſein, und wir können Unfehlbarkeit durch keine Methode erreichen....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [63]

11. Dezember 1793

... Ich habe Schiller nie geliebt, Klopſtock lange gar nicht ſehr geachtet; vielleicht bin ich eben deshalb um ſo mehr gerecht gegen ſie, ſeit der Zeit, da ich auch andre Dichter verſtehe, als die meinem eigentümlichen Geſchmack beſonders analog ſind. — Und nun bitte ich Dich, laß uns dieſen Streit auf immer aufgeben; haſt Du noch etwas über Bürger zu ſagen, ſo werde ich es gern leſen, denn gewiß wirſt Du über ihn nicht bloß mit Witz ſchreiben, aber ich werde es nicht beantworten. Gabe und Kunſt der Darſtellung, Leben hat er in ſo hohem Grade, ſeine Erfindung iſt in ihrem beſchränkten Kreiſe ſo vollendet, daß ich allenfalls zugeben kann, er *hat Genie*, aber nie, daß er *Genie* iſt wie Klopſtock und noch mehr Schiller. Daß der letzte auch im Leben ein höchſt außerordentlicher Menſch iſt, davon habe ich viele Beweiſe. Ich kenne viele, denen er ſich mitteilte; und wenn es mir mannichmal ſchien, daß er ſeinen Anhängern einen gewiſſen Stempel aufdrücke, ſo war doch ſein Einfluß immer ſo mächtig, wie nur der eines ſehr überlegnen Geiſtes ſein kann: nicht ſelten ſehr vorteilhaft, und faſt immer traf er Menſchen, die auch mir von vorzüglichem Wert ſchienen. — Das ſind nun meine *Reſultate*; aber damit Du Dir keine falſchen Gedanken machſt — ich bewundre eigentlich keinen deutſchen Dichter als Goethe. Und doch iſt er vielleicht nicht grade durch Übermacht des Genies ſo unendlich weit über jene beiden erhaben als durch *etwas* andres. *Etwas*, das er doch nur beinahe hat, was allein den griechiſchen vorzüglich den athenienſiſchen Dichtern eigentümlich iſt....

Ich hörte in meinem letzten Briefe bei dem auf, was die Griechen so ganz von allen andern Völkern absondert, sie so unendlich hoch über sie erhebt, was weder Kunstsinn, noch hohe Bildung, noch Erhabenheit, noch Verstand ist; was aber alles dieses in sich faßt. Etwas, was ich an modernen Helden durchaus vermisse, selbst an Friedrich, dessen Größe doch der römischen Erhabenheit ähnlich ist. Ich vermisse es an Shakespeare; und Goethe scheint es nur zu besitzen. — Das einzige Werk von Raphael, welches ich kenne, scheint mir von diesem antiken Geiste beseelt. —

Die poetische Sittlichkeit in des Pfarrers Tochter von Taubenhain scheint mir nur äußerlich und zufällig; sie kann zur Lehre und Warnung dienen, zu Gott aber zu erheben, weiß sie nicht, sie wird, wer nur Nerven hat, mit jämmerlichem Ekel erfüllen. Deine Rührung über den braven Mann teile ich ganz; ich gestehe Dir aber in meiner Einfalt, daß ich nur ihm selbst dafür gedankt habe, dem Dichter nicht mehr, als daß er nichts verdorben hat. Die poetische Sittlichkeit muß Werk und Verdienst des Künstlers sein, wie sie denn auch Forderung der Kunst ist, nicht Gabe der Natur, die den Stoff gibt. — Im Tasso rechtfertigt wohl eigentlich den Dichter die feste Ruhe der Darstellung, die ich beim Schluß des Werthers vermisse, und die Goethe, wenn er den Werther später gedichtet, vielleicht nur mit Flachheit erkauft hätte, wie es sich hie und da in seinen spätern Werken zeigt. Diese Ruhe soll bloß in dem Künstler liegen; denn stürbe Werther wie ein Held, so wäre er ganz etwas anders, so wäre er zu groß für sein Jahrhundert, nicht zu klein für sein Herz, wie er es wirklich ist. — Sie ist das Verhältnis einer erhabnen Seele zum Schicksal und allen seinen Schrecken und Verwirrungen. Aber so wie die Standhaftigkeit nur in großen Leiden geprüft wird, so ist sie nur bei mächtiger Erschütterung ein Verdienst, nämlich in Verbindung mit Pathos. Das größte Muster ist hier ohne Zweifel Äschylus.

In der Abſicht, Dir deutlicher zu machen, wie ich von der poetiſchen Sittlichkeit denke, und wie wenig ich ſie in etwas Zufälliges ſetzen kann, füge ich hinzu, daß ich mir zutraue, den Ariſtophanes als Muſter der Sittlichkeit der komiſchen Poeſie darzuſtellen. Ich kann unmöglich den Fernando unſittlich finden, wenn er auch liebenswürdig, und nicht bloß geliebt wäre. Den Schluß der Stella aber finde ich in Rückſicht der Sittlichkeit vortrefflich.

Über die Onomapoietica bin ich gegen Schiller ganz Deiner Meinung. Du hätteſt auch noch die Auktorität der Griechen für Dich anführen können, beſonders den Ariſtophanes. Doch muß ich Dich erinnern, daß die Beiſpiele aus Goethe eigentlich Ausbrüche einer Laune ſind, nicht Nachahmungen eines phyſiſchen Klanges, die ich mir nicht ganz rechtfertigen kann. Denke Dir nur hingegen ſelbſt, was ein witziger Schauſpieler oder Sänger aus jenen machen kann. —

Deinen Unterſchied unter dramatiſchen und lyriſchen Dichtern erkenne ich an. Aber vergißt und verliert der bildende Künſtler nicht auch ſich ſelbſt, wie der dramatiſche Dichter? Verſinkt der Muſiker nicht in ſich ſelbſt, wie der letztere? Kann man nicht beides vom Denker ſagen? — Ich würde ſagen, das Weſen des Dichters ſei Harmonie innrer Fülle. Das weſentliche Attribut Trieb nach dieſem Bewußtſein innrer Fülle in Harmonie; die äußre Erſcheinung dieſes Attributs Trieb zur Darſtellung (nicht bloß zur dramatiſchen, ſondern auch zur lyriſchen). — Iſt aber nicht dieſe Bemühung überhaupt vergeblich, den Charakter einer Klaſſe von Menſchen, durch eine Definition beſtimmen zu wollen? — Dein Unterſchied hat mich noch daran erinnert, daß die modernen Dichter ſich in zwei Klaſſen zu teilen ſcheinen, die muſikaliſchen und die bildenden. Goethe neigt ſich mehr zu den letzten. Bürger, Klopſtock und ſelbſt Schiller ſind ganz lyriſch. Shakeſpeare möchte ich *μουσικοτατον των ποιητων* nennen: und wieder iſt er dramatiſcher wie irgend ein neuerer Dichter. Doch bekenne ich, Dir ſcheinen dieſe beiden Elemente ſeines Genies abgeriſſen zu wirken, nicht ſo ſchön vereinigt, wie bei allen griechiſchen Dichtern. —

...Mit Begierde erwarte ich Deine Abhandlung über Eurhythmie, und werde ſie umſtändlichſt beantworten. Grade jetzt trifft Du mit meinen Unterſuchungen zuſammen. — Den Grundſatz: alles was dem Sprachwerkzeug ſchwer und mühſam, iſt dem Gehör unangenehm, kann ich nicht ganz gelten laſſen. — Im Griechiſchen kommen oft ſehr viel Längen und ſehr viel Kürzen hintereinander vor; gewiß iſt das rohen Organen ſchwer, ja unmöglich. Und ich würde mich nicht wundern, wenn ein ſolches Organ ſchon deshalb die Muſik der Griechiſchen Sprache für Übellaut erklärte. Aber, würde ich fragen, iſt es leichter zu ſingen oder zu reden? zu reden oder zu lallen? oder zu ſchreien? und iſt nicht überall das Weichliche mehr vom Schönen entfernt, wie das Harte? — Wenn ich Dir auch zugeſtehe, daß die deutſche Sprache hart iſt, ſo mußt Du doch beweiſen, daß ſie der Schönheit nicht fähig ſei, wobei es wohl mehr auf ihren Rhythmus ankömmt. Denn Deine Behauptung, daß ſinnlicher Reiz das erſte Erfodernis einer Sprache ſei, daß ohne dieſen Schönheit und Rhythmus nicht wirken könne, haſt Du nicht erwieſen.

Es war zwar zuerſt die Neigung, welche mich antrieb, die Kunſt da zu erforſchen, wo ſie einheimiſch iſt. Daß ich aber in dem Entwurfe meines Lebens mit der Kunſt den Anfang mache, das iſt ſo tief in meiner Natur und in meinen Abſichten gegründet, daß vielleicht nur ich ſelbſt den Grund davon einſehen kann. Auch vermag ich Dir dies und mein ganzes Verhältnis zu derſelben nicht mitzuteilen. Sie ſelbſt iſt mir notwendig, und erſt dann ſtrebe ich ſie mitzuteilen, in ſoweit die Natur und meine Kräfte es vergönnen. — Vielleicht irre ich nicht, wenn ich zur Kunſt auch diejenige Philoſophie rechne, deren Zweck nicht Wiſſenſchaft ſondern die Mitteilung des Schönen durch den Verſtand iſt, nämlich die Philoſophie des Sokrates. Du erinnerſt Dich einiger mitgeteilten Plane in Göttingen. Sie ſind nicht vergeſſen und enthielten den Keim meiner jetzigen Abſicht. — Ich

habe dieſe Periode erſt angefangen, und ich kann mich alſo vielleicht irren, wenn ich den Übergang zu der nächſten ſchon deutlich vorauszuſehen glaube. Darüber alſo jetzt nicht weiter....

Caroline an Meyer [65]

Gotha, 20. Februar 1794

... Die Verſchuldungen meiner ehemaligen Freunde, die Fehltritte, zu denen ich hingeriſſen wurde, ja meine Tugenden ſelbſt haben ſich gegen mich verſchworen — der wunderbare Zufall ſo gut wie die natürliche Folge meiner Handlungen drückt mich nieder — und ich kann nicht verlangen, daß es anders ſein ſoll. Wer kennt mich, wie ich bin — wer kann mich kennen! Man hält mich für ein verworfnes Geſchöpf, und meint es ſei verdienſtlich, mich vollends zu Boden zu treten. Die Verwünſchungen, die über Thereſe ausgeſprochen werden, treffen mich mit. Um dieſe Situation zu überwinden, müßt ich wahrhaftig eine Zauberin ſein. — — Wiſſen Sie keine Hütte für mich? Ich bin ja ausgeſtoßen und muß wenigſtens ins Freie blicken können — in einen Spiegel, der mich nicht entſtellt zurückwirft. Ich fürchte, der Schritt war falſch, unter bekannte Menſchen zu gehn. Zwar will ich nicht zu früh urteilen — vielleicht kann ich auch dies noch durch Sanftheit beſiegen — die Gefahr lauf ich nicht, es durch Erniedrigung zu tun. Du wirſt mich nicht für mutlos halten, weil ich lebhaft gerührt bin — Du kannſt nicht von mir erwartet haben, daß ich mit gemachtem Heldenmut dieſer Art von Leiden trotzen ſollte — ſo wenig als daß es mich mit mir ſelbſt ſollte uneins machen. Der gewöhnten Achtung entbehren iſt das härteſte — ich habe Genügſamkeit, die mich jede Einſchränkung tragen lehrt — ich bedarf den Umgang und die Liebe der Menge nicht — aber kann ich gleichgültig bleiben, wenn meine Freunde in Verlegenheit durch meine Gegenwart geraten?...

Auguſte iſt ein glückliches liebes Mädchen — ſie gefällt ſehr

durch ihre entſchloſſnen und graden Antworten und das Leichte in ihrem Tun und Weſen. Ich habe ſie gefragt, ob Du ihr gefieleſt, was Du mir auftrugſt — ſie hat ſehr weiſe erwidert: ich kenne ihn noch nicht....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [66]

Dresden, 27. Februar 1794

... Der Gedanke macht mir Vergnügen, daß unſre Beſtrebungen, ſo verſchieden ſie auch ſind, dennoch vielleicht an demſelben Ziele zuſammentreffen. Das Problem unſrer Poeſie ſcheint mir die Vereinigung des Weſentlich-Modernen mit dem Weſentlich-Antiken; wenn ich hinzuſetze, daß Goethe, der erſte einer ganz neuen Kunſt-Periode, einen Anfang gemacht hat, ſich dieſem Ziele zu nähern', ſo wirſt Du mich wohl verſtehen. Wenn Du den Geiſt des Dante, vielleicht auch des Shakeſpeare erforſcheſt und lehreſt, ſo wird es leichter ſein, dasjenige was ich vorhin das Weſentlich-Moderne nannte, und was ich vorzüglich in dieſen beiden Dichtern finde, kennen zu lernen. Wie viel würde dazu auch die Geſchichte der romantiſchen Poeſie beitragen, zu der Du einmal den Plan faßteſt? — Die Geſchichte des neuern Dramas, und des Romans wäre dann vielleicht nicht ſo ſchwer. Da Du Dich ſoviel mit römiſcher Litteratur beſchäftigt haſt, ſollte es Dir nicht leicht und angenehm ſein, eine Geſchichte des Eigentlich-Römiſchen in der Poeſie zu ſchreiben, deſſen freilich wohl nicht gar viel iſt.

Iphigenie hat mir Caroline vorgeleſen. Wie ſie lieſt, weißt Du wohl, und ich geſtehe Dir, daß die Muſik dieſes Werks mir der geflügelten Fülle und der kräftigen Zartheit der Alten nahe zu kommen ſcheinen....

5. April 1794

... Seit einem Monat habe ich keine Nachricht von Caroline. Damals litt ſie viel. Wenn ſie nur geſund iſt! — Du haſt es ſonderbar genommen, mir iſt unbegreiflich wie das Eure Verbindung verſpäten könnte, daß ſie ihr notwendiges Leiden, mehr als recht iſt, fühlt? — Ich würde, was ich beſchloſſen hätte, auf das Schnellſte und Entſchiedenſte ausführen. Verſpäten das heißt langſam vernichten. Ich beſchwöre Dich Caroline nicht durch Unbeſtimmtheit zu verderben. — Ich wünſche Nachricht von Deiner Rückkehr, Deinem Vorhaben. —

Deine Teilnahme an meinem Werke, Deine Erinnerungen und Mitteilungen ſind mir ein teurer Beweis Deiner Freundſchaft. — Heute bin ich unfähig Deine Diatriben zu beantworten, Dir den Plan meines Werks mitzuteilen: es wird nicht ſo lange ſein, daß ich Dir das Werk ſelbſt darreichen kann. Zwar habe ich die Hoffnung aufgegeben, vor Ende Juni, ehe ich nach Pillnitz gehe, die letzte Hand dran zu legen: aber das Wenige Übrige werde ich künftigen Winter in vier bis ſechs Wochen vollenden können. — Das Meiſte, was Du verlangſt iſt ſchon geſchehen; das Werk iſt aber von noch größerm Umfange, als Du angiebſt. — Die Geſchichte der Griechiſchen Poeſie iſt eine vollſtändige Naturgeſchichte des Schönen und der Kunſt, daher iſt mein Werk — Äſthetik. Dieſe iſt bisher noch nicht erfunden, ſie iſt das philoſophiſche Reſultat der Geſchichte der Äſthetik und auch der einzige Schlüſſel derſelben. — Das philoſophiſche Geſpräch, hiſtoriſche Kunſt, Beredſamkeit verhalten ſich zur Poeſie etwan wie Baukunſt zur Bildhauerkunſt; ſie enthalten Poetiſches: die Lehre von dieſem und deſſen Geſchichte macht vielleicht ein weſentlich Stück meines Werks. Doch bin ich noch nicht entſchieden.

Weißenfels, 1. Auguſt 1794

Endlich wieder ein Brief von Dir! Der alte bekannte Kopf auf dem Siegel weckte mich aus tiefem Schlummer. Ich ſah lange die Züge Deiner Hand an und wollte nur nicht glauben, daß ich wirklich Dich vor mir hätte. Gott ſei Dank! ſtammelte ich gegen Kommerſtedt, der von mir gewohnt iſt, daß ich meine meiſten Briefe erſt binnen acht Tagen öffne — oft gar nicht, wenn ich weiß, von wem er iſt — und riß den Brief auf. Ein ganzes volles Jahr verſchwand aus meiner Erinnerung — es rückte alles ſo nah zuſammen und mir war, als hätt ich lange geträumt. Noch immer der gute, innige Schlegel, voll Zutrauen und Hoffnung. So manches iſt vorübergegangen in Freud nnd Leid, und Du biſt mir treu geblieben und haſt mein Andenken nicht auf Sand am Ufer geſchrieben. Ich war wirklich ſeit acht Tagen mit einem Briefe an Dich in Gedanken beſchäftigt — denn das kannſt Du wohl glauben, daß ich Dich nie vergeſſen haben kann — aber Du warſt mir zuvorgekommen. Was mich am meiſten freute, war, daß Du mit ſo viel Heiterkeit ſchriebſt. Ob ſie ganz echt iſt, getraue ich mir nicht zu entſcheiden. Zu den Unerſättlichen hab ich Dich immer ein wenig gerechnet. Wie gern ſäh ich Dich in Deinem Patmus, lauſchend auf die Eingebungen der Natur, und ob Du einen Nachhall vergangener Tage ertappen könneſt. Du könnteſt recht froh da leben, wenn Du einig wärſt mit Dir und der Welt und Dich mit Deinen Bedürfniſſen knapp einſchränkteſt. Wer weiß, ob es nicht ſo iſt — aber Mitteilung, Teilnahme, Arm, an dem Du wandelteſt — das wird Dir fehlen und wird Dir fehlen, wie es keinem fehlt.

Neulich erſchrack ich recht. Ich war in Leipzig und ſaß more modoque consueto bei Donna Eſter. Ein junger Menſch ſetzte ſich zu mir — Meſtmacher. Er fing an von Dir zu reden, redete nach ſeiner Art warm von Dir, aber klagte, daß Du ſo fremd und krank ausgeſehen hätteſt, und Dein Geſicht nicht von innerm Frieden ſpräche. Er erzählte weiter, daß Du bei einer

frohen Partie traurig und frostig geschienen und gar nicht mit jugendlichem Mut aufgelodert wärst. Dies bestimmte mich sogleich zum Schreiben an Dich, das ich wirklich teils unterlassen, weil ein Tag mir nach dem andern vor dem Examen trüb und seelenlos hinfloß, teils weil ich hoffte, Dich nach einer solchen Pause fröhlich zu überraschen und Dich mitten im geistigen Genuß wie einen Apicius zu finden, glänzend und heiter. Sonst hab ich auch keine Sterbenssilbe von Dir gehört, und alles spannte meine Erwartung. Den Ostermeßkatalog nahm ich begierig her — Dein Grundsatz, nie anonym zu schreiben — Dein Name war nicht zu entdecken. Nun weiß ich doch, was Du vorhast, was Du Dir für einen Umgang unter Deinen Gedanken gewählt hast, und genieße Dein Buch schon halb in der phantastischen Vorstellung, die ich mir davon mache. Ich wünschte freilich jetzt sehnlich die Politik eher zur Welt; die liegt mir jetzt näher am Herzen. Könnt ich mit Dir jetzt reden über meine Lieblingsgedanken bei Tag und Nacht, Du würdest mir und manchem nützlich sein, sintemalen jetzt die Zeit der Anwendung vor der Tür ist; und deutlich muß ich mir selber noch werden.

Neulich noch hab ich Deine Zauberkraft auf menschlichen Geist bewundert. Ich las einen recht viel versprechenden Brief von Lent — lang und voll Analyse und Kritik und mitten drin hie und da Züge Deiner Urbilder — Kopien, die mich überraschten, wie in Häberlins Reichsgeschichte eine Klopstockische Ode. Ich traue ihm wirklich Wärme für Dinge zu, die nicht von heut und morgen sind, wahres Interesse an den Angelegenheiten der Menschheit. Plato aber und die Republik sind Pfropfzweige. Zachariä hatte herzliche Freude; ich wollte sie ihm nicht stören mit einer Bemerkung, die nur die Eitelkeit kränken kann.

Mir behagts auch in der Einsamkeit herrlich. Es sind vielleicht die letzten ruhigen Monate. Eine weite, tumultvolle Zeit wird folgen, und wie gewichtig wird dann jeder wohlangelegte Augenblick meiner Ruhe. Die Natur scheints darauf abgesehen zu haben, die Schuld hernach auf mich wälzen zu können, wenn

ich ſtolpre; denn an Belehrungen und Erfahrungen hat mirs nie gefehlt, und jetzt brauch ich nur hinzuhören, hinzuſehn, wohin ich will, ſo finde ich, was mich leitet, ſtärkt und erhebt. Jedes Buch, das ich in einem Winkel liegen ſehe, was der alltäglichſte Zufall mir in die Hände ſpielt, iſt mir Orakel, ſchließt mir eine neue Ausſicht auf, unterrichtet und beſtimmt mich.

Doch ich muß Dir kurz zuvor noch erzählen, wie mirs im ganzen gegangen iſt. Ich habe in Wittenberg faſt total meine Lieblingsbeſchäftigungen verlaſſen. Studium churſächſiſcher Geſetze nahm alle meine Zeit weg. Mit den Beſten war ich bekannt, und da ſie etwas aus mir machten, ſo lebte ich gern und frei dort. Jeder Tag hatte ſeinen Plan, ſeine Hoffnung. Wünſche quälten mich nicht ſehr, ich wies alle auf die Zeit hin nach überſtandenem Examen. Zerſtreuung hatte ich genug, mit der erſten Zenſur war ich um einen guten Schritt weiter. Der Pedantismus der Schule war nun überſtanden, und ich war mit dem zweiundzwanzigſten Jahre frei, munter und mutig. Jetzt hat mein ganzer Charakter einen politiſch-philoſophiſchen Schwung erhalten und zwar ſehr unmerklich. Ich bin plötzlich von Wittenberg weggegangen, um mich allein zu haben, des jugendlichen Lärms hab ich genug. Hier erwart ich gelaſſen den Ruf meines Schickſals: denn mein Leben iſt ſchon fertig, ich habe nur einen Zweck, der iſt überall erreichbar, wo ich tätig ſein kann; doch hab ich mir nicht, wie ein Spießbürger, allzu enge Grenzen gemacht. Bleib ich geſund, ſo muß ich ein Maximum für mich erreichen; ich bin wenigſtens jeder Art von Aufklärung fähig, und dies einzige berechtigt mich vielleicht ſchon zu kühnen Anſprüchen. Ich will Dich ruhigen Bürger nicht langweilig von meinen Träumen unterhalten, doch wiſſe, daß ich gewiß Deiner würdig bleibe und werde. Wir können doch eine Bahn gehn — vergiß meine zweiundzwanzig Jahr auf einen Augenblick und laß mir den Traum — vielleicht wie Dion und Plato. Heutzutage muß man mit dem Titel Traum doch nicht zu verſchwenderiſch ſein. Es realiſieren ſich Dinge, die vor zehn Jahren noch ins philoſophiſche

Narrenhaus verwieſen wurden. Magnis tamen excidit ausis. In einem Monat muß viel für mich entſchieden ſein, in der Wahl des Weges bloß. Du erfährſt alles, ſowie ich doch auch von Dir etwas erfahre. Was macht denn Schweinitz und Carlowitz? Auch nicht ein Wort ſchreibſt Du. Mich intereſſiert jetzt zehnfach jeder übergewöhnliche Menſch: denn eh die Zeit der Gleichheit kommt, brauchen wir noch übernatürliche Kräfte.

Du glaubſt nicht, lieber Junge, wie ganz ich jetzt in meinen Ideen lebe. Es ſind die Tage des Brautſtandes, noch frei und ungebunden und doch ſchon beſtimmt aus freier Wahl. Ich ſehne mich ungeduldig nach Brautnacht, Ehe und Nachkommenſchaft. Wollte der Himmel meine Brautnacht wäre für Deſpotismus und Gefängniſſe eine Bartholomäusnacht, dann wollte ich glückliche Eheſtandstage feiern. Das Herz drückt mich, daß nicht jetzt ſchon die Ketten fallen wie die Mauern von Jericho. So leicht der Sprung, ſo ſtark die Schwungkraft und ſo ſtark der weibiſchte Kleinmut. Starbrillen ſind nötig — zum Starſtechen iſt die Zeit noch nicht. Aber immer ein Zirkel: zum Freidenken gehört Freiheit, zur Freiheit frei denken; zum Zerhauen iſt der Knoten, langſames Neſteln hilft nichts.

Schreibe mir bald wieder — meine Antwort ſoll nicht zaudern — und vergiß nie wieder, daß ich Dich nicht vergeſſen kann, und daß es Hypotheſe, pure, blanke Hypotheſe war von der divergierenden Bahn, ein Schuß in die blaue Luft. Unſer Gang muß Approximation ſein, bis wir beide von einer Flamme anzünden links und rechts um uns her, wie zu Weihnachten, wo denn das neue Jahr acht Tage darauf fällt.

Caroline an Meyer [69]

Gotha, 30. Auguſt 1794

. . . [Auguſte] iſt ein liebenswürdiges, holdes, ſchüchternes Geſchöpf. Wenn Gotter ihr ſagt, bring mir ein Glas Waſſer,

Fräulein Iſabelle, ſo errötet ſie von einem ſanften Widerſchein, als wenn ein roſenfarbner Schleier ſie umwallte. Es iſt ſchade, daß ſie dabei iſt, wenn wir zuſammen nach Dresden fahren, ſonſt könnt ich Dir viel von ihrer himmliſchen Einfalt, ihrer Lebensweisheit, von allem was ſie weiß und nicht weiß, erzählen. Sie iſt gewiß ein ſehr intereſſantes Weſen, und ich glaube, ſie erhält grade die Bildung, welche dieſer Stoff bedarf....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [70]

7. Dezember 1794

Nimm meinen heißen Dank für die Zärtlichkeit mit der Du meine Erſtgeburten aufgenommen haſt. Dein Beifall war mir der ſüßeſte Selbſtgenuß, in dem ich ſeit geſtern Abend ſchwelgte und mich berauſchte. Daran biſt Du ſchuld, daß ich heute nichts habe mache können, als mich meinen unruhigen Phantaſien überlaſſen. Du haſt es auch zu toll gemacht: Alles was ich zu leiſten mag, kannſt Du wohl Dein nennen, und wenn man das Seinige lobt, muß man immer etwas Beſcheidenheit bewahren. Indeſſen mag es ſo hingehen; ich werde ſuchen, was Du dieſen unreifen Arbeiten ſchenkſt, durch die folgenden zu verdienen; ich allein kann mich meiner noch nicht erfreuen. Noch lange nicht wird die Zeit kommen, wo ich es darf. Bis dahin ſei Dein Beifall meine Zufriedenheit und der Lohn meiner Anſtrengung. —

Meinen Jubel über Deine beſchloſſene Rückkehr und meine Freude über den Dante. Ich ſtimme Karolinen bei; mit der Ruhe haſt Du noch nie geſchrieben. Aber auch hat Dein Stil in einer andern Rückſicht ſehr gewonnen. Er iſt nervöſer. — Ich kann Dir Deine Kritiken nicht vergelten, ich habe nicht das Talent. Nur mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnüge Dich. Über den Dante ſind wir ohnehin ganz einverſtanden, und an Deinen Überſetzungen kann es mir nicht einfallen zu kritiſieren. Es hat mir geſchienen, als wäre die Stelle von den Teufeln,

dafür daß ſie auf den erſten Anblick etwas beleidigend iſt, zu lang. Allein ſie iſt freilich ſehr charakteriſtiſch und ſehr kraftvoll. Das Beleidigende trifft eigentlich nur die erſte Lektüre und um die Länge zu beurteilen müßte man das ganze Werk vor Augen haben. Alsdenn möchte ich im allgemeinen Dich erinnern mit eingewebten Bemerkungen und Geſchichte nicht zu ſparſam umzugehen, wenigſtens nichts von dem, was Du etwan im Manuſkript oder im Gedanken haſt, dem Leſer zu unterſchlagen, aus Furcht das Werk zu ſehr aufzuſchwellen. Auch die Stellen, welche Karoline nicht kraft ihres Richteramtes, ſondern kraft ihrer Weiblichkeit ausgelöſcht hat, laß Dir nicht unterſchlagen. — Ein einzig Mal ſchien es mir, als ob Du in Gefahr ſchwebteſt, in einen Fehler zu fallen, vor welchem Du etwas auf der Hut ſein mußt, nämlich dem Hange zu einem ſchwärmeriſchen Kolorit im Ausdrucke. Es ſcheint mir überhaupt, daß Du nur zwei Klippen im Stil zu meiden haſt. Beide entſpringen entfernterweiſe aus dem edelſten Teile Deines Weſens und greifen eben darum Deinen Werken ins Leben. So ſehr ich aber glaube, daß Du in dieſen beiden Punkten unerbittlich ſtreng gegen Dich ſein mußt, ſo wünſchte ich, daß Du Dich übrigens ganz frei Deinem Hange überließeſt. Die Scylla Deines Stils iſt der heilige Unmut, die Reizbarkeit, die μηνις die Du vermutlich vom Achilles geerbt haſt. In dieſem Stücke habe ich allen Reſpekt vor Karolinens Tribunal, der gewiß nicht der leiſeſte Mißton dieſer Art entgeht. Für jetzt biſt Du untadelig; aber wenn Du vielleicht in der Folge einmal angegriffen wirſt, oder doch gereizt wirſt, ſo wird es vielleicht einiger Wachſamkeit brauchen. — Die Charybdis — — was ich vorhin nannte ‚das heilige Ahndungsvermögen‘. Ich möchte nicht, daß Du dem Publikum Vorſchub täteſt, Dich wie Jacobi zu verkennen, welches der ſichre Erfolg iſt, und dann finde ich auch den äſthetiſchen Luxus, den Herder und Jacobi mit der Kunſtſprache der Schwärmer treiben, überflüſſig und ſelbſt geſchmackwidrig. Wie viel edler iſt die Einfalt des Hemſterhuys und die Beſtimmtheit des Winckelmann. — Dein Stil war immer friſch

und flüſſig, jetzt iſt er auch nervös. Du vereinigſt beinahe ſchon vollkommen die reine Bildung Winckelmanns mit Herders Lebendigkeit und mit Müllers Mannheit. Aber noch außerdem haſt Du die Anlage zu etwas, was ich nicht nennen kann, weil wir kein Wort dafür haben, auch iſt mir die Sache bei keinem Modernen vorgekommen, außer ein Verdacht davon bei Hemſterhuys. Die Alten nannten es Duft. So ſagt Dionys ſehr richtig: ‚über Platos Werken ſchwebet ein Duft des Altertums χνους ἀρχαιοτητος.‘ Es iſt wie die lebendige Luft in Claude Lorrains Landſchaften. Ich wünſche ſehr Deine Entwürfe zu wiſſen, was Du vornehmen willſt, wenn Du frey biſt. Ich bin ſo reich an Projekten, daß ich heute auch welche für Dich ausgeheckt habe. Ich unterwerfe ſie Deiner Nachſicht; weil Du mir Deine nicht mitteilſt, ſo muß ich mir helfen und ſelbſt was ausdenken; was die Poeſie betrifft, ſo kommt es aufs Schickſal an, wie ſehr Dich die Freiheit begeiſtern wird; darüber läßt ſich nichts im voraus beſtimmen. Und vermutlich wirſt Du die Überſetzung des Shakeſpeare wohl auch ſo treiben, nicht als Arbeit, ſondern als Geſchenk der Muſe. Biſt Du ſchon über die Arbeit beſtimmt, welche Du zunächſt vornehmen willſt? — Mir ſcheint Dein Talent zur Geſchichte, beſonders zur Biographie überwiegend: ich glaube, Du vereinigſt die Eigenſchaften, die dazu gehören, in einem ſehr ſeltnen Grade. Wie wäre es, wenn Du damit anfingſt, alle klaſſiſchen Werke (und nur dieſe) über neue Geſchichte zu ſtudieren: um Dir Deine Überſicht vom Ganzen vollſtändiger zu machen, und etwa beſondern Stoff auszuwählen. Eine Geſchichte der romantiſchen Poeſie oder der italieniſchen Republiken, an die Du ſonſt wohl dachteſt, ſcheint mir für jetzt gleich zu umfaſſend, zu mühſam. In der deutſchen Geſchichte ſind herrliche Gegenſtände zur Biographie ganz ungenutzt. Friedrich II. kennſt Du aus italieniſchen Geſchichtsſchreibern; und die Scharteke, die in der Literatur-Zeitung ſo geprieſen wurde, darf Dich nicht hindern. Allein ich möchte Dich vorzüglich auf Rudolf von Habsburg aufmerkſam machen. Ich bitte Dich ernſtlich im erſten Teile

des Müller nachzuleſen was er von ihm ſagt. Es wäre Deiner würdig auch dieſen erhabenen Mann der Nacht des Mittelalters zu entreißen, und ihm wie dem Dante ein bleibendes Denkmal zu ſetzen, zugleich ein Denkmal Deines eignen Geiſtes. — Was ich Dich aber aufs allerernſtlichſte zu überlegen bitte, iſt folgender Einfall, welcher mir wirklich glücklich ſcheint. Du ſollteſt ein Werk organiſieren (ohngefähr wie Schillers hiſtoriſche Memoiren, nämlich Auszüge und Überſetzungen aus klaſſiſchen Geſchichtſchreibern der Italiener und Spanier, welche in Deutſchland eigentlich wenig bekannt ſind; mit Anmerkungen, Zuſätzen, Einleitungen uſw. Wenn es auf die rechte Art angefangen wird, ſo zweifle ich nicht, daß Du einen Verleger und ein Publikum fändeſt. Dann würde das Werk Dir ein beträchtliches Einkommen gewähren, bei einer Arbeit die Dir angenehm und vermutlich größtenteils ſehr leicht wäre. Du hätteſt zugleich ein Vehikel, kleinere hiſtoriſche Aufſätze von Dir, ja alle Gedanken, die Du bei Gelegenheit des hiſtoriſchen Studiums hätteſt, zu nutzen und ins Publikum zu bringen. Allein freilich erforderte dieſer Plan, daß Du keine andre Arbeiten vornähmeſt, und Dich außer den Eingebungen der Muſe, auf das hiſtoriſche Studium einſchränkteſt, Rezenſionen, förmlichem Mitarbeiten an Journalen, Unterricht, Überſetzen uſw. entſagteſt. — Du könnteſt immer noch nebenhin hiſtoriſche neue Werke überſetzen; allein die Konkurrenz iſt hier gewöhnlich ſo groß, daß nicht viel Segen herauskömmt. — Ich ſtelle mir vor, dieſe Plane ſeien Dir ſehr angemeſſen — auch haſt Du wohl ſo viel Grund gelegt, daß die Mühe ehe Du zum Genuß gelangteſt, mäßig wäre. Du biſt mit allen neuen Sprachen völlig bekannt, und mit der italieniſchen Geſchichte auch, und was das größte iſt, Du kennſt den Geiſt des Mittelalters durch den Dante. Vor allen andern vergiß nie: Dein Talent zur Biographie iſt entſchieden. Mit dem ‚heiligen Ahndungsvermögen‘ von Herder und Humboldt verbindeſt Du eine weit männlichere Würdigung des ſittlichen Wertes, wovon Stellen in Deinem Dante, z. B. die von Farinata, untrügliche

Dokumente ſind. Ich beſchwöre Dich, Dein Talent nicht zu zerſtreuen; ich würde nicht ſo reden, und mich fürchten unbeſcheiden zu ſcheinen, wenn ich nicht ſo feſt überzeugt wäre, und wenn ich nicht glaubte, daß einige Gefahr da ſei, Du ſelbſt möchteſt Dein Talent mißkennen. — Ich will gar nicht ſagen, daß Du es auf den Profeſſor der Geſchichte anlegen ſollteſt; ich wünſche, daß Du nur grade ſo gelehrt wäreſt, als zu Deiner Kunſt notwendig wäre, und als Deine Neigung Dich triebe; und die Profeſſorei wäre vielleicht keine geſunde Lebensart für Dich....

Schelling an Hegel [71]

Tübingen, am heil. Dreikönigsabend 1795

Du erinnerſt Dich alſo doch noch Deiner alten Freunde? Beinahe glaubte ich mich und uns alle von Dir vergeſſen. Überhaupt ſcheinen unſre alte Bekannte uns nimmer zu kennen. Renz iſt in unſerer Nähe; wir ſehen und hören nichts von ihm, und — Hölderlin — ich vergab es ſeiner Laune, daß er unſrer noch nie gedacht hat. Hier meine Hand alter Freund! Wir wollen uns nimmer fremd werden! Ich glaube ſogar, wir könnten uns indeß neu geworden ſein: deſto beſſer zum neuen Anfang!

Willſt Du wiſſen wie es bei uns ſteht? — Lieber Gott, es iſt ein αὐχμός eingefallen, der dem alten Unkraut bald wieder aufhelfen wird. Wer wird es ausjäten? Wir erwarteten alles von der Philoſophie und glaubten, daß der Stoß, den ſie auch den Tübinger Geiſtern beigebracht hatte, nicht ſo bald wieder ermatten würde. Es iſt leider ſo! Der philoſophiſche Geiſt hat hier bereits ſeinen Meridian erreicht — vielleicht daß er noch eine Zeitlang in der Höhe kreiſt, um dann mit akzeleriertem Fall unterzugehn. Zwar gibt es jetzt hier der Kantianer die Menge — aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hat ſich die Philoſophie Lob bereitet — aber nach vieler Mühe haben nun endlich unſere Philoſophen den Punkt gefunden wie weit man (da es nun ein-

mal ohne die leidige Philoſophie nimmer fort will) mit dieſer Wiſſenſchaft gehen dürfe. Auf dieſem Punkt haben ſie ſich feſtgeſetzt, angeſiedelt und Hütten gebaut, in denen es gut wohnen iſt, und wofür ſie Gott den Herrn preiſen! — Und wer wird ſie noch in dieſem Jahrhundert daraus vertreiben? Wo ſie einmal feſt ſind, da bringe ſie der — — weg! — Eigentlich zu ſagen, haben ſie einige Ingredienzien des K.ſchen Syſtems herausgenommen (von der Oberfläche verſteht ſich), woraus nun tanquam ex machina ſo kräftige philoſophiſche Brühen über quemcunque locum theologicum verfertigt werden, daß die Theologie, welche ſchon hektiſch zu werden anfing, nun bald geſünder, als jemals einhertreten wird. Alle möglichen Dogmen ſind nun ſchon zu Poſtulaten der praktiſchen Vernunft geſtempelt und, wo theoretiſch-hiſtoriſche Beweiſe nimmer ausreichen, da zerhaut die praktiſche (tübingiſche) Vernunft den Knoten. Es iſt eine Wonne den Triumph dieſer philoſophiſchen Helden mit anzuſehen. Die Zeiten der philoſophiſchen Trübſal, von denen geſchrieben ſteht, ſind nun vorüber! — Wenn ein großer Mann erſcheint und einen neuen, meteoriſchen Gang, weit über die Köpfe der bisherigen Menſchen weg, vorſchlägt, wie angſt und bange wird es da dem großen Haufen der gemäßigten, wohlgeregelten Menſchen, die die Mittelſtraße wandeln, und welche Not iſt es, bis ſie endlich, im Schweiße ihres Angeſichts zwiſchen dem neuen, exzentriſchen und dem alten bequemen und abgetretenen Wege eine neue Mittelſtraße gefunden haben, auf der ein rechtlicher Mann in Fried und Ruhe einträchtig mit anderen Parteien wandeln kann. Dieſe Mittelſtraße iſt nun gefunden! Nun Friede und Ruhe und ſanfter Schlaf mit ihrem Geiſte an allen Enden und Orten! Sie haben nun wieder ausgearbeitet! Ihr Maß iſt voll!

Du ſchreibſt von meinem Aufſatze in Paulus' Memorabilien. Er iſt ſchon ziemlich alt — flüchtig gearbeitet, vielleicht aber doch nicht ganz umſonſt geſchrieben. Von meinen theologiſchen Arbeiten kann ich Dir nicht viel Nachricht geben. Seit einem Jahre beinahe ſind ſie mir Nebenſachen geworden. Das einige was mich

bisher intereſſierte waren hiſtoriſche Unterſuchungen über das A. und N. T. und den Geiſt der erſten chriſtlichen Jahrhunderte. — Hier iſt noch am meiſten zu tun — ſeit einiger Zeit aber iſt auch dies abgebrochen. Wer mag ſich im Staube des Altertums begraben, wenn ihn der Gang ſeiner Zeit alle Augenblicke wieder auf- und mit ſich fortreißt. Ich lebe und webe gegenwärtig in der Philoſophie. Die Philoſophie iſt noch nicht am Ende. Kant hat die Reſultate gegeben: die Prämiſſen fehlen noch. Und wer kann Reſultate verſtehen ohne Prämiſſen? — Ein Kant wohl, aber was ſoll der große Haufe damit? Fichte, als er das letzte Mal hier war, ſagte, man müſſe den Genius des Sokrates haben, um in Kant einzudringen. Ich finde es täglich wahrer. — Wir müſſen noch weiter mit der Philoſophie! — Kant hat alles weggeräumt — aber wie ſollten ſies merken? Vor ihren Augen muß man es in Stücke zertrümmern, daß ſies mit Händen greifen! O der großen Kantianer, die es jetzt überall gibt! Sie ſind am Buchſtaben ſtehen geblieben und ſegnen ſich, noch ſoviel vor ſich zu ſehen. Ich bin feſt überzeugt, daß der alte Aberglaube, nicht nur der poſitiven, ſondern auch der ſogenannten natürlichen Religion in den Köpfen der Meiſten ſchon wieder mit dem Kantiſchen Buchſtaben kombiniert iſt. — Es iſt eine Luſt anzuſehen, wie ſie den moraliſchen Beweis an der Schnur zu ziehen wiſſen — ehe man ſichs verſieht, ſpringt der deus ex machina hervor — das perſönlich individuelle Weſen, das da oben im Himmel ſitzt! —

Fichte wird die Philoſophie auf eine Höhe heben, vor der ſelbſt die meiſten der bisherigen Kantianer ſchwindeln werden ....

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [72]

20. Januar 1795

... Humboldt iſt ein philoſophiſcher Hofmann. Ich kann es nicht leiden, daß er einem jeden gerecht ſein will. Auch wird es

ihm teuer zu ſtehen kommen, eine geiſtige Echo ſein zu wollen, alle einzelne Perſönlichkeiten in ſich zu vereinigen. Er wird ſeine Beſtandheit zuletzt verlieren, wenn es nicht ſchon geſchehen iſt, und entmannt, keinen Ton mehr geben können als einen fremden. Er wird aus ſittlicher Unmäßigkeit Bankrott machen. —

Mit Karolinen bin ich jetzt ganz wohl zufrieden, lieber Gevatter. Du brauchſt ſie alſo nicht zu ſtrafen, welches doch zuletzt auf Dein Haupt zurückkehren möchte. Ich kann es wohl leiden, daß ſie ſich an mir zuweilen eine Güte tut, weil ſie es doch bei Dir nicht mehr kann; wo es auch zu ernſthaft. Sollte es zu toll werden, ſo werde ich mich ſchon meiner Haut wehren. Alles Üble in ihrer Seele treibt nach außen, ſo wie in den geſundeſten Konſtitutionen die Krankheitsſtoffe in die Extremitäten fahren. — Gute Nacht. —

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [73]

16. Juni 1795

... Dein Brief enthält einmal wieder eine demi-confidence, ich liebe ſie nicht ſo wenig wie alle demi-mesures. Ich bin aber weit entfernt Angſt und Kummer zu empfinden über etwas, was mir nur Unwillen verurſachen könnte, wenn es ernſthaft genung wäre. Wenn Du um einige Stunden Genuß Karoline einen Augenblick Kummer machen willſt, ſo werde ich Dich haſſen. — Überhaupt nimm Dich in Acht vor Übermaß in bonnes fortunes. Kömmt es von ſelbſt, ſo iſt es eine recht artige Sache. Eine ſolche Erfriſchung zu rechter Zeit iſt äußerſt wohltätig, ſie verbreitet eine gewiſſe ſinnliche Ruhe über das Leben und erquickt auch den Geiſt zu neuer Heiterkeit, ſie gibt der Manier eine Dreiſtigkeit und Eleganz, die nicht zu verachten ſind. Routine gibt in allen Dingen Superiorität, aber eben darum iſt ſie hier ſo gefährlich, Übermaß ſo leicht, und das kleinſte ſo gefährlich. Miſcht ſich Eitelkeit drein und nicht bloß Sinnlichkeit, ſo iſt der Charakter

in Gefahr verloren zu gehen. — Die Weiber machens mit Dir bald wie mit einem gewiſſen andern Wilhelm, den Du erſt in Deutſchland wirſt kennen lernen. Es iſt wahr, bonnes fortunes multiplizieren ſich ſelbſt wie Schulden. Und kaum iſt ein Jude ſo ſcharfſinnig, die Größe Deines Defizit an Deinem Geſichte zu meſſen, als eine unſchuldige Frau den Lauf-Zettel in den Augen zu leſen, zu dem die erſte unſchuldige Frau dem eiligen Reiſenden ihren erſten Beitrag mitgab. Nächſtens mehr. Lebe herzlich wohl. —

Caroline an Friedrich Schlegel [74]

Braunſchweig, Juni 1795?

... Fritz, es gibt zwei Bücher, die Sie leſen müſſen, und das eine derſelben knüpft ſich in meiner Erinnerung an die Materie vom Wiſſen an. Das iſt Condorcet. Er gehört in Ihr Fach — indem Sie die Stufe der Kultur eines Volkes und den Wert dieſer Kultur gegen den Begriff, den wir von frühſter menſchlicher Vollkommenheit haben können, gehalten, beſtimmen wollen. Von Ihrer einzelnen großen Umſchwingung weiß Condorcet nichts, aber von den Schwingungen ins Unendliche mehr wie wir beide je davon geträumt haben. Er legt ſehr großen Akzent aufs Wiſſen — durch Erkenntnis baut er uns Brücken in die himmliſchen Gefilde. So ſehr ich nun ſelbſt jetzt das Nötige und Erfreuliche desſelben einſehe, ſo kann ich mich denn doch in meiner Demut — wie die Demütigſten oft die Stolzeſten ſind — nicht enthalten, zu meinen, daß dem, der den kunſtreichern Inſtinkt des Brückenbauens entbehrt, der einfache Inſtinkt des Fliegens gegeben iſt, durch welchen die Lerche an einem ſchönen Morgen hoch in den Lüften ſchwebt. Das Gleichnis vom Adler, der zur Sonne dringt, war mir hier doch zu prächtig. Condorcet ſchreibt mit großen Anſichten, aber vielleicht war ſein Geiſt doch nicht ganz frei — nicht als feſſelte ihn der Druck der Lage — ich ſehe ein andres Stück Feſſeln, und er hält ſie für ein Ausmeſſungs-

werkzeug und paßt ſie an alles an — mit einem Wort — er wendet die Mathematik und die Berechnung nicht nur auf das Sinnliche, ſondern auch auf das Unſinnliche an, das ſie erzeugte. Sie werden ſehn, wie flüchtig er die Sittlichkeit des Menſchen berührt, und wie ſie ſich aus den Zahlen als Zahl ergeben ſoll, und nicht einmal für die Summe der Rechnung gehalten wird. Und wir haben ſie doch nicht zu ſuchen unter den Himmelskörpern, wohin die Leiter der Zahlen reicht — ſie iſt nicht dort — ſie iſt hier — ja das Gefühl, mit dem wir von jener Betrachtung anbetend zurückkehren, iſt es nicht worin ſie vorzüglich liegt. Die Verhältniſſe zum Menſchen ſind dem Menſchen wichtiger wie die zum Schöpfer, und mir hat es ſogar oft geſchienen, als hingen ſie nur ſchwach zuſammen. Freilich deutet das darauf hin, wieviel Stufen wir noch zu durchwandern haben, wozu uns dann die Ewigkeit ihre Zeit gönnen wird. Nur auf der Erde, fürcht ich, iſt unſer Los begrenzt — und der Mangel, den ich im Condorcet, in eines Menſchen Überſicht der Menſchheit fühle, mahnt mich ſehr an die Unvollkommenheit, welche er im Bilde mir entrücken möchte — wenn es auch nicht der Blick auf das Nächſte täte — auf alle die Vorurteile, die er in ſeinem Zirkel weniger ſah, da er unter den geiſtreichſten Menſchen einer geiſtreichen Nation in ihrem geſpannteſten Moment lebte — auf den böſen Willen, auf die Plattheit, über welche ſich immer nur ſo wenige Einzelne erheben.

Daß Sie mir nicht verſäumen dies und die Werke eines gewiſſen Fulda zu leſen, der ein Magiſter mit recht echtem originellem Menſchengefühl geweſen ſein muß. . . .

Caroline an Friedrich Schlegel [75]

Auguſt? 1795

. . . Wahrlich, lieber Fritz, ich werde zuletzt wohl auf die Idee geraten mich zu bilden und zu meiſtern, um alles was da ge-

ſchieht ruhig mit anſehn zu können. Sie werden es kaum glauben, daß ich in dieſem Betracht aus dem Aufſatz über den fr. Nationalcharakter Nutzanwendungen gezogen habe. Dieſem Aufſatz, den Wilhelm unreif nennt, in welchem er Urſache und Wirkung miteinander verwechſelt und die Tatſachen ſelbſt nicht treu dargeſtellt findet. Mir fiel die Richtigkeit der Anſicht auf, daß Leidenſchaft, aus welcher die höchſte Kraft und Genuß hervorgehn, gemäßigt und abgeleitet werden muß, um Tugend und Glück zu erzeugen. Iſt es nicht ſo, daß der weſentliche Unterſchied zwiſchen Ihren alten Griechen und meinen Neufranken in dem Grade der Leidenſchaft beſteht? Gäben Sie dieſen etwas weniger heißes Blut, ſo müßten alle Völker der Erde ſie beneiden und lieben. Woher kommt es ihnen aber und wie ſollen ſie es vertilgen? Das Klima und ſeine Produkte bleiben dieſelben. — Die Phantaſie hat eine Richtung genommen, welche die Revolution noch nicht dadurch anders gelenkt hat, daß ſie ihr andre Begriffe unterſchob. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [76]

17. Auguſt 1795

. . . Darf ich fragen ob Du außer dem Dante ſchon eine beſtimmte Arbeit unter den Händen haſt? — Vor einigen Jahren glaube ich ſchrieb ich Dir nach Amſterdam: ‚Konzentriere Dich‘. Damals hatte das keine Bedeutung. Jetzt iſt es ein Wort zu ſeiner Zeit. Zerſtreue Dich nicht in Lektüre, in literariſchen Kleinigkeiten. Tue Dir Gewalt an. Wer immer warten wollte, bis die Begeiſterung vom Himmel käme, würde endlich in Bürgerſche Trägheit verſinken. Schiller muß nach Körners Ausdruck die Gedanken mit der größten Anſtrengung heraufpumpen. Auch Goethens Leichtigkeit iſt oft die Frucht von unſäglichem Fleiß und großer Anſtrengung, ohne ſolche wütende Art wie Schiller, der ſich durch Weintrinken begeiſtert. . . .

Mit wahrer Beklemmung habe ich von Eurem widrigen Verhältnis zur Mutter in Carolinens Brief gelesen.

Ich habe Dir nichts schicken können was ich nicht habe, und nichts sagen was ich nicht weiß. Die Diotima steht im Julius der Berliner Monats-Schrift: das Ende wird im August erscheinen. Den Sophokles hat er mir zurückgeschickt. Der Aufsatz über das Studium ꝛc. kommt in die Berliner Monats-Schrift oder in die Horen, oder in die Beiträge. Der Aufsatz über die Schulen (aber genau wie Du ihn gelesen hast) und über die Komödie in November und Dezember Berliner Monats-Schrift 94. — Über weibliche Charaktere ꝛc. September und Oktober 94 des Damenjournals. — Geraume Zeit vor Ostern schrieb Böttiger in Weimar, Wieland würde den Aufsatz über die Grenzen des Schönen mit Vergnügen unter der gemachten Bedingung (6 Tl. Honorar) einrücken. Ist er noch nicht gedruckt, so wird er es schwerlich. Caroline wird ihn Dir vorlesen. Ich bin sehr begierig Dein Urteil über diesen und die Diotima zu erfahren. — In dem Aufsatz sind ganz *schreckliche* Druckfehler in nicht geringer Anzahl.

Ihr seid wunderliche Menschen, daß Ihr von einer philosophischen Abhandlung die *Art* von Klarheit verlangt, die man in einer historischen Darstellung wünscht. Ich strebe im Philosophischen nach der *höchsten Bestimmtheit*, ohne selbst Trockenheit zu fürchten. Ich bin mit dem Aufsatz über das Studium in dieser Hinsicht schon sehr zufrieden, und Biester weiß nicht was er will. Im Sophokles war der Ausdruck wirklich verfehlt, und das Kolorit trug das Gepräge der hypochondrischen Winterluft.

Ich will aber sehr gern versprechen recht viel historische Versuche auszuarbeiten, um meiner Sprache frisches Leben und klare Anschaulichkeit zu erhalten.

Deine heftige Anti-Kantik erinnert mich an unsre Verwandtschaft. Laß Dich umarmen! Du bist ein Schlegel — Schlegelικωτατος.

Eben wenn ich *durch* bin, so wird mein Stil klar werden.

Und ich bin auf dem Punkt, wo ich weiß, daß ich durch eine Anſtrengung, die nur angenehm ſein kann, mein Ziel erreichen kann. Auch muß ich früher oder ſpäter durch. Schiller und Humboldt pfuſchen viel in der Metaphyſik, aber ſie haben den Kant nicht verdaut, und leiden nun an Indigeſtion und Kolik. Der größte metaphyſiſche Denker, der jetzt lebt, iſt ein ſehr populärer Schriftſteller. Das kannſt Du aus den berühmten Beiträgen ſehn, in welchen Rehberg geſpießt wird. Vergleiche die hinreißende Beredſamkeit dieſes Mannes in den Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten mit Schillers ſtiliſierten Deklamationsübungen. Er iſt ein ſolcher, nach dem Hamlet vergebens ſeufzte: jeder Zug ſeines öffentlichen Lebens ſcheint zu ſagen: dies iſt ein Mann....

Du liebſt die wiſſenſchaftliche Form nicht und empfiehlſt mir Hemſterhuys' Geſpräche. Wenn Du mir erlauben willſt, ohne mich des Rotwelſch zu beſchuldigen, daß ich alle die, welche ſich der Ausbildung in ſich und der Mitteilung gegen andre desjenigen ausſchließlich widmen, was eigentlich für jeden Menſchen höchſter Zweck des Lebens iſt, Künſtler nenne: ſo gibt es drei Arten Künſtler. Ihr Ziel iſt das Wahre, das Schöne, das Gute. Bei den Griechen war die Mitteilung des Wahren und des Guten vereinigt: die Philoſophie der Weiſen lag nicht weniger in ihrem Leben als in ihren Lehren. Einige teilten die Tugend im Umgang mit wie Sokrates, andre in Schriften wie Plato. Die Vereinigung der beiden verſchiedenen Zwecke war nicht ſelten beiden ſehr ſchädlich wie auch Rouſſeaus Beiſpiel Dir beweiſen kann.

Den Wert der Wahrheit und der Wiſſenſchaft wirſt Du vermutlich nicht leugnen.

Über den Sokrates magſt Du die Diotima fragen. — Ich glaube, daß der große Zweck des Sokrates auch in unſrer Schriftſtellerei auf doppelte Art erreicht werden kann. In der einen iſt der überſchickte Aufſatz mein erſter Verſuch. Mehrere wie die andre Art müſſen für eine glücklichere Zeit aufgeſchoben bleiben. — Eine ſolche Rede muß ganz frei ſein von den Dornen der Methode, von den Feſſeln des Syſtems. Das iſt die Philoſophie,

deren Ähnlichkeit mit den Dithyramben so auffallend ist. — Hemsterhuys könnte vielleicht noch freier sein. An der Form hängt es nicht. Seine ist nur für Dilettanten des Plato, wie er wohl wußte, da er sie nicht für die Welt bestimmte.

Lebe wohl.

Novalis an Erasmus [77]

26. Oktober 1795

... Solange der alte Gott im Himmel lebt, solange müssen wir kindisch froh sein. Wie ruhig und still hoffend ich jetzt werde, kann ich Dir nicht sagen. Es kann mir jetzt vieles, sehr vieles schief gehen und ich bleibe doch gelassen. Zuweilen wird wohl dieser Zustand von Mißmut unterbrochen — aber es ist ein flüchtiges Übel. Ich hoffe Euch und mich noch recht glücklich zu sehen. Nur Geduld und frischer Mut. Schreib mir bald wieder. Deine Briefe sind mir Panacée. Du hast Dich gewaltig schnell ausgebildet.

Dein Bruder
nach Jahrtausenden noch
Friedrich

Novalis an Erasmus [78]

November 1795

... Für die Menschen zu leben und Gutes zu tun, wo ich kann — diese himmlische Rolle bleibt mir immer gewiß, und wünsche mir Glück, daß ich tagtäglich mehr Sinn dafür bekomme. — Hoffentlich werde ich ein Mann — sicher werdet Ihr es! — Sind wir bei diesen Aussichten unglücklich? — O, wenn wir uns einst mit diesem Bewußtsein erfüllter, innerer Bestimmung umarmen, werden wir dann unglücklich sein, wird dieses schöne

Resumé eines Augenblicks uns nicht allenfalls für mißglückte Besitznehmung einer Sophie entschädigen? und das wachsende Gefühl, sie verdient zu haben, das schwindende Gefühl eines imaginären Verlustes nicht aufwiegen? — Mein Schicksal ist das Eurige. Unsre Begebenheiten sind in ein schönes Ganze verflochten. Der Familiengeist verschmilzt dies Mannigfaltige in eine Einheit. Einer wie alle, und alle wie einer. Ich vermute, daß es sich wie die meisten natürlichen Romane in einer Kinderstube schließen und der Vorhang über einem Brautbette zufallen wird. Doch dies sub rosa. Man darf nicht vor der Zeit plaudern, um den Spaß nicht zu verderben. Was sind Jahre voll Beschäftigung gegen Gefühle einer Ewigkeit? ...

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [79]

... Die Art, wie Du den Shakespeare bearbeiten willst, hat meinen ganzen Beifall. Kannst Du eine solche poetische Übersetzung nicht, wie doch selbst Raphael und Mengs ihre großen Erfindungen ausführten, als Arbeit treiben? — Wenn Du das nicht kannst, so rate ich Dir unverzüglich eine andre zu wählen mit der dies der Fall. Denn ich halte eine solche Beschäftigung für unentbehrlich. Die ruhige Freude, gut und fleißig gearbeitet zu haben erhält uns, und befördert grade die glücklichste Stimmung die zum eigentlichen Erfinden und Bilden (ποιειν) so notwendig ist. Erlaube mir immer etwas über Schriftstellerdiät zu schwatzen. Ich rede als ein junger Bursche zu einem ältern Meister. Aber Du bist erst seit kurzer Zeit in dem Fall, ganz schriftstellerisch zu leben, ich schon dritthalb Jahre: denn ich darf das letzte halbe Jahr in Leipzig wohl mitrechnen. Man muß die glückliche Stimmung nur gleich nutzen, wenn sie kommt: wartet man drauf, so pflegt sie eigensinnig zu sein, wie eine schöne Frau. Ich denke noch mit Schrecken an den Mißmut und den Zeitverlust, den ich mir im Sommer 94 selbst zuzog, da

ich mich hinſetzte an einem Roman und einigen alten philoſophiſch-moraliſchen Projekten zu erfinden und zu arbeiten. Bei jeder Arbeit muß man einen äußern Anhalt haben, ein völlig Gegebnes, wo unſer Geiſt daran hinwandelt, hineinarbeitet, vertieft, beſtimmt, tappt und leiſe fühlt. Wenn wir eben auch nicht jeden Augenblick große Blicke ins Innre tun, ſo kommen wir doch ganz leiſe immer weiter. — Meine Arbeiten über die Griechen ſind faſt alle Arbeiten in dieſem Sinne, und ich befinde mich wohl dabei. Ich weiß, Du wirſt nicht eher in Ruhe kommen, nicht eher ſchöne Organiſation in Dein ganzes Leben bringen, bis Du ein ſolches gefunden haſt. Die Erfahrung würde Dich bald belehren, aber ich möchte gern, daß Dir die kleinen Vorteile, die ich teuer erkauft habe, gleich geſchenkt wären. Für mich iſt eine hiſtoriſche, kritiſche Arbeit eine ſolche Grundlage, und ich habe guten Grund zu glauben, daß bei allen Menſchen eigentlich philoſophiſche und poetiſche Arbeiten Sache der Begeiſterung ſind, und nicht permanent gebildet werden können. Von großem Vorteil iſt es mir geweſen, alle Plane ſogleich zu Papier zu bringen, wenn auch nur mit einigen Worten, was ein Buch werden ſoll. Ich wende dann rhapſodiſch dazu, was mir während der permanenten Arbeit von ſelbſt einfällt, und ich habe gewöhnlich zuſammen mehr Plane, als ich beſtreiten kann. Vor dieſem zu Papier bringen hat man gewöhnlich eine lebhafte Abneigung. Dieſe muß überwunden werden, und man kann ſich hier ohne allen Nachteil Zwang antun. Es iſt eine natürliche Empfindung, was wir in dunkler Form ahndeten mit warmer Glut, wo ſich das Unbeſtimmte regt wie der ſchwangre Keim einer werdenden Welt, das erſcheint in den kahlen Zügen, die ſich grade faſſen laſſen, dürftig und oft genung ſogar lächerlich. Dadurch kommt in unſer Bilden und Weben Beharrlichkeit, die dem Künſtler und Denker ſo notwendig iſt, wie dem Helden. Ich verſtehe nicht die eiſerne Hartnäckigkeit der Armut, ſondern ein ſanftes Zuſammenhalten ſeiner Selbſt ohne Gewalt.

Dresden, 23. Dezember 1795

Macte virtutis! d. h. ſchreibe nur immer ſo weiter an Amalia, oder ich habe endlich zwei Deiner Briefe geleſen, und bin ſehr erfreut und für das entſetzlich lange Warten belohnt. Es iſt darin die Reinheit, Weichheit und Klarheit vollkommen erreicht, nach der ich ſo oft umſonſt ſtrebe. Ebenſo untadelhaft iſt die Anordnung. Ganz was ſie ſein ſoll, geſetzlich frei — ſo daß Du ſelbſt wagen durfteſt, ſie dithyrambiſch zu nennen. Und die Anordnung iſt doch eigentlich das große Weſentliche — die Zeichnung des Schriftſtellers. Im einzelnen hat mir die ‚Werkſtätte des Dichters‘ im Eingang am ſchönſten geſchienen. Caroline hatte ſehr Recht zu ſagen, daß Diſſonanzen Dir unmöglich wären. Du gibſt dem Kritiker wenig Anlaß ſich in Tätigkeit zu ſetzen, und ich habe vergeblich (verſteht ſich, nicht in den erſten Tagen der Bekanntſchaft) nach einem Flecken in Rückſicht der Form geſucht. Der Stoff iſt ſo reichhaltig, daß darüber ſich unendlich viel reden ließe. Wenn wir nur einmal beiſammen ſein könnten! — Ich wünſchte, daß Du bei Deinen Unterſuchungen über Sprache ꝛc. eine Abhandlung darüber von Fichte in Niethammers philoſophiſchem Journal leſen möchteſt. Du darfſt hier nicht Schillerſche Scholaſtik fürchten: denn dieſer Denker, der wenn es ſein muß, Kant und Spinoſa zurückläßt, kann auch, ſobald er reden will, Rouſſeau übertreffen. Ich bin auch darüber mit Dir ſehr einig, daß der Anteil der Empfindung an der Sprache weit größer iſt, als gemeine Denker wiſſen und lehren. Wie natürlich iſt auch dies! Alle dieſe Gelehrte, Forſcher, Denker und Vernünftler haben mehr oder weniger doch einigen Sinn für das Intellektuelle und Charakteriſtiſche. Aber unter Hunderten dieſes Geſchlechts hat kaum einer auch nur ein Organ für die muſikaliſche Seite des Univerſums. — Ich nehme mir die Freiheit, Dir aus meinen muſikaliſchen Kollektaneen einige Gedanken über dasjenige herzuſetzen, was noch außer dem Rhythmiſchen und Maleriſchen in der Sprache muſikaliſch iſt. Ich gehe gleichfalls von dem Satze

aus, daß die Sprache aus musikalischen Bestandteilen (Äußerungen innerer Zustände) und charakteristischen (Nachahmung äußerer Gegenstände) zusammengesetzt ist. — Aller Schall ist von zwiefacher Art α) Der bewegte Gegenstand enthält nicht den Grund der schallenden Bewegung; er ist physisch. β) er enthält ihn. Die Wirkung entspricht dem Wirkenden. Der organische Laut ist beseelt und ein Abdruck des innern Zustandes der organischen Kraft. In dem organischen Laut unterscheiden wir 1) seine Qualität 2) seine Quantität α) die intensive, Höhe und Tiefe (τονος, Stimme); β) die extensive (Dauer, Takt, Tempo) — α) Melodie und β) Rhythmus 3) Relazion. — Harmonie. Ich rede hier nur von der 1). Bis jetzt fehlt es an einer ästhetischen Theorie der musikalischen Qualität — nicht zum Vorteil der Philosophie der Sprache! Denn hier glaube ich den gewiß sehr tief liegenden Grund des Reims entdeckt zu haben. — Sie ist gleichsam die musikalische Masse, welche der Form freilich untergeordnet werden muß. Mit andern Worten: nur durch die höchste Homogeneität wird die musikalische Qualität kommensurabel, und also musikalische Quantität d. h. Rhythmus und Melodie möglich. Ihre unendliche Wichtigkeit auch hier wirst Du leicht zugeben, wenn ich Dich erinnre, daß alle die Modifikationen und Nuancen des Vortrags als piano, forte, dolce, espressivo, lento usw. ihr angehören, d. h. alles dasjenige was bei gleichem Tempo einen richtigen und einen seelenvollen musikalischen Vortrag unterscheidet. Sie gibt der Musik das Individuelle welches allerdings jetzt sehr gemißbraucht wird, indem man sogar eine Kunst, deren Zweck durchaus nur das Schöne sein kann, zum Interessanten erniedrigt, und durch sie charakterisieren will (Vogler ist zum Gelächter geworden, weil er in der Narrheit konsequent war, aber vielleicht ist kein Musiker unseres Zeitalters von allen Voglerismen frei) ohne welches aber das Treffliche in der Kunst nicht wohl möglich ist. — Jedes organische Wesen hat seinen eignen organischen Laut, und wo auch die Äußerung nicht wirklich vor sich geht, ist doch die Ten-

denz da. Jeder organiſche Laut, ſo ſehr er zum Allgemeinen erhöht ſein mag, hat doch etwas Individuelles, welches wie alle Individualität unerſchöpflich und im eigentlichen Sinn unendlich iſt. — Von dem Menſchen kann man nicht ſagen, daß er ein eignes tieriſches Geſchrei habe; denn unbeſtimmte Beſtimmbarkeit iſt eben der Unterſchied ſeiner Tierheit von der der andren Tiere, welche eine beſtimmte Richtung haben. Allein man kann dem Menſchen, weil er die Macht hat zu ſchreien wie er will, doch nicht das Vermögen tieriſcher Laute abſprechen. Beſchreiben nicht alle Reiſenden die Mitteilung der Wilden mehr als ein tieriſches Geſchrei als eine Sprache, und ich glaube immer das Kollern der Hottentotten, Heulen der Peſcherähs uſw. würden ſich immer mehr aus dem Klima und den Nahrungsmitteln, die ſie zu ſich nehmen, als aus den Tieren, die ſie nachahmen könnten, erklären laſſen. Dieſe tieriſchen Laute ſcheinen mir die Grundlage der Sprache, Bezeichnung und menſchliche Stimme Frucht langer Übung und ſpäterer Bildung. Würde es eine Sprache geben, wenn es keine Neigung zum Sprechen — keine organiſche Tendenz tieriſcher Laute gäbe? Was erwacht eher, Empfindung oder Verſtand? Ehe man das Ziſchen Kappen uſw. durch ähnliche Laute bezeichnen konnte, mußte man ſchon dieſe Laute bis zur Fertigkeit geübt haben. Woher endlich die ſo auffallende und ſo große Verſchiedenheit der Grundgeſetze der Sprachbildung in verſchiednen Sprachen in Miſchung der Konſonanten uſw. wenn ſie nicht aus der Organiſation herrühren? Doch ich bin für jetzt zu erſchöpft, um dieſen Gegenſtand noch weiter zu verfolgen. Über den Reim wirſt Du etwas in meiner Schrift finden, welches Du aber nicht mißverſtehen mußt. In der ſchönen Kunſt kann ich ihn freilich nicht gelten laſſen, aber wenn der Zweck der charakteriſtiſchen Poeſie das Intereſſante iſt, erkenne ich ſeinen großen Wert und ſeine volle Gültigkeit vollkommen an. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [81]

... Es ſcheint faſt Deine Meinung zu ſein, als könnte poetiſche Schöpferkraft, rhythmiſche Kunſt und grammatiſcher Fleiß in derſelben Perſon ſich nicht vereinigen. Ob dies von modernen Dichtern ſich ganz allgemein behaupten läßt, wirſt Du ſelbſt am beſten beurteilen können. Von den Griechen gilt es nicht. Bei ihnen entwickelten ſich alle Beſtandteile der ſchönen Kunſt gleichmäßig, und der ordnende und ausführende Verſtand und Urteilskraft iſt mit der erfindenden und bildenden Kraft im Homer und Sophokles im völligen Gleichgewicht. Sophokles und Homer ſind auch in Sprache und Rhythmus die vollkommenſten unter den griechiſchen Dichtern. Die bei den Alten ſo gerühmte (und auch mir ſehr fühlbare) rhythmiſche Schönheit des Euripides ſteht eigentlich dem Rhythmus des Sophokles nach, und tritt nur darum bunter und auffallender hervor, weil Euripides ſchon nach rhythmiſcher Schönheit iſoliert ſtrebte, ſelbſt auf Unkoſten des Ganzen, welches nun zerſtört war, deſſen Harmonie auf immer zerrüttet war. Ich mache Dich auf dieſe Kleinigkeit nur darum aufmerkſam, weil es mir ſchon oft der Fall zu ſein geſchienen hat, daß was von den modernen Dichtern ganz allgemein gilt, darum keineswegs auch auf die griechiſchen Dichter ſich anwenden ließe. Ja oft fand ich das Gegenteil. Ein paar Einſeitigkeiten tun dem philoſophiſchen Wert einer ſonſt reichhaltigen Schrift keinen ſonderlichen Schaden. Aber wenn die Form ſonſt vollendet iſt, ſo iſt es doch ſchade ſie durch ſolche Flecken zu mißzieren. ...

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [82]

Dresden, 15. Januar 1796

... Willſt Du den griechiſchen Rhythmus kennen, ſo mußt Du eine vollſtändige Theorie der Muſik, die an wiſſenſchaftlicher Evidenz der Muſik nichts nachgibt, ſchon mitbringen. Ja noch mehr, Du mußt die ganze Maſſe der griechiſchen Bildung kennen

im vollſten Sinne des Worts. Niemals wird einer, der den Geiſt der Soloniſchen Geſetzgebung nicht kennt, die Winke der Alten über den Dithyrambus verſtehn, und wer kann den Pindariſchen Rhythmus begreifen, dem die Sitten und die Staatsverfaſſung der Dorier fremd ſind. — Die Metrik der Griechen iſt durchaus muſikaliſch. Du kannſt den Teil nicht vom Ganzen trennen. Die Geſchichte der griechiſchen Muſik iſt aber der dunkelſte Teil der Altertumskunde und einer der ſchwerſten meines Unternehmens. Ich habe ihn auf eine reifere Zeit zurückgelegt. . . .

Ich bin gewiß, daß Du einen Roman in ſeiner Art vollenden wirſt, ſobald Dich ein Stoff begeiſtert, oder ſobald Du mit Deinem Glücke vertraut genung und von Deinen Leidenſchaften entfernt genung biſt, um ſie darſtellen zu können. Dein Selbſt wird der Gegenſtand Deiner Kunſt ſein. Die Welt oder die Natur hat Dich bis jetzt noch nicht begeiſtert. Überall, wo Du Dich wahrhaft begeiſtert fühlteſt, fandeſt Du Dein höheres Selbſt wieder, oder glaubteſt es zu finden. Es ſcheint mir, daß Du zu der lyriſchen Art gehörſt.

Auguſt Wilhelm Schlegel an Auguſte Böhmer [83]

1795/96

. . . Was die Mutter von den Männern geſagt, hätte ſie ebenſogut von den Frauen ſagen können. Sie tun auch oft lieb mit einem, und meinen es doch nicht von Herzen. Wenn man unglücklich wird, dann lernt man ſeine Freunde erſt recht kennen. Die wahren Freunde bezeigen einem doppelt ſoviel Liebe als vorher; die falſchen tun als ob ſie einen gar nicht kennten. Deine Mutter hat es erfahren.

Ob Ihr mir trauen wollt, das müßt Ihr einmal zuſammen überlegen, Du und Deine Mutter. Du wirſt mir doch nicht entgegen ſein, liebe Guſtel!

Ich höre, daß Du ein gutes Herzenskind biſt und der Mutter viel Freude machſt. Dafür habe ich Dich ſehr lieb, und wünſche Dir recht vergnügte Tage.

Dein Freund Wilhelm

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [84]

Liebſter Freund, Du biſt ein äußerſt drollichter Menſch. Dieſen Morgen hatte ich Luſt Dir some terrible lashes über Deinen Mutwillen, und gelegentlich noch über Deine ſchöne Geſchichte von der alten Elegie zu geben. Dieſen Nachmittag habe ich Deinen Takt geleſen und bin in der Stimmung, Dir zu verzeihen. Ich finde nicht nur noch mehr Klarheit, Rundung und Feſtivität (wenn Du mir dieſen Ausdruck vergönnen willſt) in der Sprache, als im vorigen, ſondern ich bin auch durch Deine Erklärung völlig befriedigt, und ich bekenne mit Dank, daß ich mich belehrt, und meine Gedanken dadurch erweitert finde. Wundre Dich nicht, wenn Du in den Zeitaltern etwas von dem Deinigen wiederfindeſt. Ich finde eine Stelle, wo ich das ſehr gut einſchieben, oder vielmehr meine Geneſis des Hexameters nach Deinen Gedanken berichtigen und erweitern kann. Du haſt mich auch auf eine überſehene Stelle im Homer aufmerkſam gemacht, die ſehr wichtig iſt. — Ich bin völlig mit Dir einverſtanden, daß nicht das Wohlgefallen an Einheit und Geſetzmäßigkeit den älteſten Rhythmus hervorgebracht, und daß es eines ſinnlichen Eindrucks zum Maßſtabe der Gleichzeitigkeit bedurfte, aber darum möchte ich doch die dem Menſchen ſo ganz eigne Anlage zum Takt ſo wenig körperlich nennen, als die Anlage zur Sprache. Die gleichzeitigen Einſchnitte der Bewegung ſcheinen auch mir ein Ergebnis des Bedürfniſſes, nicht ein Kunſtwerk des Verſtandes. Aber warum ſollte der Takt in der Freude älter ſein als im Schmerz, im Tanz älter als in der Rede? Könnte man nicht gegen Dein

‚unvermerkt' einwenden, was Du gegen Moritzens ‚zufälligerweise' so artig geltend zu machen weißt.

Wenn Du mir die Sprache als schon vorhanden gibst, so kann ich den Ursprung des Takts für alle Empfindungen, und alle Äußerungen derselben leicht zeigen. Gibt es Sprache, so gibt es auch schon ein Bedürfnis der Mitteilung — ein dunkles Streben, den Punkt auszudehnen, den Augenblick festzuhalten, die Empfindung zu wiederholen, ihr Dauer zu geben, sie allgemeiner zu machen. Denn auch in der Einsamkeit wird der Naturſohn, in dem der Funken der Menschheit schon erwacht ist, sich eben dadurch von dem Tiere unterscheiden, daß er wie Regner, wie jene neuseeländischen Knaben mit seinem Schmerz sich selbst unterhält. Eben darin liegt das Menschliche, welches jeden Menschen rührt. Es ist nicht bloß Leiden, welches nicht rührt und interessiert, sondern Wehmut, deren das Tier nicht fähig ist, mit Tätigkeit und Genuß gemischter Schmerz. — Sobald nun aber ein leidenschaftlicher Zustand und dessen Äußerung dauernd gemacht werden soll, so ist zuvörderst nötig, daß die ganze Masse der Empfindung sinnlich begrenzt wird, und da sie zu groß ist, um zugleich gefaßt oder gegeben zu werden, durch gleiche (aber nicht durch den Verstand sondern durch die Sinne an einem gegebenen Eindruck ohngefähr gemessne) Einschnitte wieder in kleinere Massen sinnlich geteilt wird. Bei dem Mangel kräftiger Hilfsmittel würde das Gedächtnis ohne diese natürliche Erleichterung durchaus unfähig sein, sie aufzubewahren.

Alle Beispiele, die Du anführst, sind vorzüglich interessant. Die Stelle von der Leidenschaftlichkeit der Wilden ist trefflich, kraftvoll ohne die Bescheidenheit der Natur zu verletzen. Noch wollte ich gegen das höhere Alter des Takts in freudigen Äußerungen anführen, ob nicht jene ausschweifende Freude sich nach Lukrez und den meisten Alten erst nach dem Ursprung des Ackerbaus bei Erntefesten und Weinlesen eigentlich entwickelte. Der eigentliche Wilde scheint mir von ernstem Charakter, und weit mehr zum Schmerz geneigt, als zur Freude. —

Schiller iſt ſehr tief geſunken in dem erſten Stück, und indem er die Plattheit durch alle Kategorien verfolgt, gerät er ſelbſt in nicht geringe Gefahr. —

. . . Um eine Überſetzung zu beurteilen, iſt es ja durchaus notwendig, daß man das Original nicht kenne: denn ſonſt iſt der Eindruck nicht rein. Überdem gehört ein revolutionäres Genie dazu, um den politiſchen Geiſt der Alten zu verſtehen. Ein Neumodiſcher, Moderner — ein Kontrerevolutionär wie Du nennt unſre (ich meine mich und Caroline) Mitbürger — Triſte. Du magſt wohl ſelbſt ein Triſter ſein. Was biſt Du denn am Ende, Menſch? Ein Poet, nämlich ein moderner. — Wenn Herodot wie ein alt Weib geſchrieben hat, ſo wünſche ich Dir, daß Du am Ende Deiner Tage auch wie ein alt Weib ſchreiben mögeſt. Ich weiß von alten Zeiten, wie Du ihn nach Herderſcher Art traveſtierſt, und laſſe das Wahre in jener Anſicht gelten. Aber ich verſichre Dich, wer den Herodot nicht erhaben findet, der kennt ihn nicht ganz. Du wirſt zugeben, daß ihm an Klarheit und Süßigkeit wenige gleich kommen. Beides ſcheinen mir für einen Erzähler große Tugenden. — Wirſt Du nicht den ‚Meiſter' rezenſieren? — Solche Rezenſionen wie die über die Horen ſind treffliche Vorübungen zu unſern Geſprächen über die deutſche Poeſie. — *αγχινοια* iſt ſchon viel in Deinem Urteil, und auch Feſtivität: doch kann von beiden nie zu viel ſein. Nur wünſche ich, daß Du noch mehr *δεινως* rezenſieren möchteſt; mehr sententiae vibrantes, fulminis instar, die wie römiſche Schwerter zuſchlagen; ſchärfer und beizender. Eine Rezenſion muß um es Lukreziſch zu ſagen tota merum sal — ſein. . . .

Caroline an Luiſe Gotter [85]

Braunſchweig, 10. Februar 1796

. . . Nachgerade bin ich ſo weiſe, mich nur um die wenigen zu bekümmern, von denen ich ſo gewiß, wie eine Sonne am Himmel

ſteht, weiß, daß ſie mich lieben. Mithin bekümmre ich mich auch nicht um Meyer. — — Artige Sachen von ihm ſtehen in Schillers Almanach. — — Ich ruhe nicht, Gotter muß künftiges Jahr etwas in dieſen Almanach geben — das wird allerliebſt gegen die hochfahrenden Poeſien abſtechen, die gereimten Metaphyſiken und Moralen, und die verſifizierten Humboldeſchen Weiblichkeiten. Schillern hängt das Ideal gar zu ſehr nach — er meint, es iſt ſchon gut wenn ers nur ausſpricht. . . .

Novalis an Erasmus [86]

Weißenfels, März 1796

Ich bin Dir jetzt immer in Atem, das geht von einem Ort zum andern. Ich für meinen Teil wäre fürs Stillſitzen, daher das ſeltene Schreiben. Wie gern wäre ich jetzt bei Dir, Dein erſter Brief betrübte mich ſehr. Dem zweiten ſah man ſchon wieder den alten Erasmus an. Die Langeweile iſt das Allerſchlimmſte — . . . Warum ſie Dir Leſen und Schreiben verboten haben, begreife ich nicht recht. Raffe allen Deinen Mut jetzt zuſammen. Ich bin jetzt überzeugt, daß der Menſch nichts beſſeres in der Welt tun kann. Mein Syſtem der Philoſophie hoffe ich zu dem Deinigen zu machen. Dann ſollte mir mein Nachdenken recht lieb werden. Es enthält eine unerſchöpfliche Quelle von Troſt und Beruhigung. Freilich bedarf es noch ſehr der Feile. Du wirſt auch eine gewiſſe Deutung über Dein rätſelhaftes Schickſal finden. Du biſt ein phyſiſch leidender, aber moraliſch tätiger Mann. Das Blatt dreht ſich einſt. Die Letzten werden die Erſten ſein. In dieſem Worte liegt eine Fülle troſtreichen Sinnes. Bleibe feſt im Glauben an die Univerſalität Deines Ichs. Du wirſt auf Deine Leidensſtunden wie auf ein verwelktes Blatt einſt herunterblicken. Himmliſche Flucht der Zeit! Halte Dich am Großen und Guten in der Zeit der Mühe und des Duldens. Du haſt noch eine Ewigkeit vor Dir. Wenn Dir weh wird, ſo denke an die Menſchheit,

die Du biſt. Ein himmliſches Mädchen ſteht ſie auf Hügeln und ſtreckt die Hand aus, um Dich hinauf zu heben aus dem Tale der Geduld. Denke Dich als verwundeten Helden auf dem Siegesplatze. Um Dich herum Deine Kameraden, die Edlen aller Zeiten, und am Himmel ſchon die Hand, die Deinen Namen mit Sternen ſetzt! Wäre da nicht jeder Seufzer ein Triumphgeſang? O wie leicht wäre da der Schmerz zu ertragen. Laß Dich nicht eitle Sehnſucht zuſammenpreſſen, überall iſt Hubertsburg, wo Dein Geiſt nicht frei aufſteht und den Staub von ſeinen Flügeln ſchüttelt. Du biſt ja ſo nahe Deinen Lieben, — nicht in ſibiriſchen Wüſten — krank, verlaſſen — der ſchneidende Nord Dein Tröſter. Mache Dir Deine Lage intereſſant; denke alles, was Dich umgibt, im Verhältnis zur ewigen Dauer. Weiſe Einteilung Deiner Zeit, Konzentrierung Deiner Kräfte, das ſind die Mittel, Dir die Zeit nicht unluſtig zu kürzen. — Ruhe vor allem. — Ach hätte ich die, ſo wäre ich glücklich. — Krankheit iſt Erzieherin zur Ruhe. . . .

Schelling an ſeine Eltern [87]

Leipzig, 29. April 1796

. . . Dagegen habe ich Schillern geſehen und viel mit ihm geſprochen. Aber lange könnte ichs bei ihm nicht aushalten. Es iſt erſtaunend, wie dieſer berühmte Schriftſteller im Sprechen ſo furchtſam ſein kann. Er iſt blöde und ſchlägt die Augen unter, was ſoll da ein andrer neben ihm? Seine Furchtſamkeit macht den, mit dem er ſpricht, noch furchtſamer. Derſelbe Mann, der, wenn er ſchreibt, mit der Sprache deſpotiſch ſchaltet und waltet, iſt, indem er ſpricht, oft um das geringſte Wort verlegen und muß zu einem franzöſiſchen ſeine Zuflucht nehmen wenn das deutſche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, ſo iſt etwas Durchdringendes, Vernichtendes in ſeinem Blick, das ich noch bei niemanden ſonſt bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der erſten Zuſam-

menkunft der Fall iſt. Wäre dies nicht, ſo iſt mir ein Blatt von Schiller dem Schriftſteller lieber, als eine ſtundenlange Unterredung mit Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Unintereſſantes ſagen, aber was er ſagt, ſcheint ihn Anſtrengung zu koſten. Man ſcheut ſich, ihn in dieſen Zuſtand zu verſetzen. Man wird nicht froh in ſeinem Umgang. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [88]

Pillnitz, 27. Mai 1796

. . . Ich bin der Kritik herzlich ſatt, und werde mit unglaublichem Enthuſiasmus an den Revolutionen arbeiten. Ich werde zu gleicher Zeit etwas Populäres über den Republikanismus ſchreiben. Ich werde glücklich ſein, wenn ich erſt in der Politik ſchwelgen kann.

Dann werde ich auch mit Euch leben, und nicht mehr ſchreiben, was ſich nicht ſagt, ſondern wieder reden lernen. Es wird eine glückliche, ſelige, herrliche Zeit ſein.

Ich will Dirs nicht leugnen, daß mir der Republikanismus noch ein wenig näher am Herzen liegt, als die göttliche Kritik, und die allergöttlichſte Poeſie. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [89]

Pillnitz, 15. Juni 1796

. . . Geſtern war ein Götterfeſt für mich. Ich las die Idylle. Nur einmal, aber wenn es auch das einzige Mal bliebe, ſo würde ſie nie aus meinem Gedächtnis verlöſchen. Es hat mich mit Entzücken durchdrungen. Das Ewig ging mir durch Mark und Bein. Eine wollüſtige Träne fiel auf das Blatt. Wie zart iſt nicht die Rede des Mädchens. Es iſt mir lieber als alles was Goethe je über Liebe metriſch gedichtet hat. — Eine kleine Unſchicklichkeit

fühlte ich gleich darin, daß Alexis noch so nahe am Ufer redend eingeführt wird, und doch mit so ruhiger Sorgfalt ausmalt, wie das Gleichnis vom Rätsel und das bequeme Bette. Die Mischung des Weisen und Sinnlich-Süßen mit der Leidenschaft, deren Brand halte ich dem Gedichte für wesentlich, seine eigentümliche Schönheit. Nur gegen die Wahrheit scheint mir jenes ein kleiner Verstoß. Ich erkläre es mir daraus was Körner mir sagte: es hat erst sollen eine Heroide werden, dann ist es in diese Form umgegossen. Er hat übrigens sehr recht es eine Idylle zu nennen. Es ist wirklich eine, nur nicht im modern Schillerschen Sinn, sondern im Griechischen. Doch versteht sichs, daß sie mehr wert ist, als alle Theokritischen und dergl.

Novalis an Friedrich Schlegel [90]

Dürrenberg, 8. Juli 1796

Du glaubst nicht, alter guter Schlegel, wie herrlich Du mich mit Deinem Briefe überrascht hast. Gut, daß Du mir auf gewisse Weise nicht zuvorgekommen bist. Wahrscheinlich ist mein Bruder Erasmus schon bei Dir gewesen oder hat Dich nicht zu Hause getroffen. Er war mein persönlicher früherer Brief. Ich hab ihn aufs dringendste gebeten, Dich aufzusuchen und Dir Nachricht von mir zu geben. Vergessen hab ich Dich auf keine Weise und konnte es so leicht nicht, ohne mich selbst zu vergessen. Du weißt, welchen Anteil Du einst an meiner Erziehung hattest. Auch gewöhnliche Dankbarkeit vergißt den Lehrer nicht. Jeder Gedanke an meine historische Bildung war mit Deiner Erinnerung verbunden. Vollends die Ankündigung Deiner Griechen hat mich ganz außerordentlich bewegt. Das ist das Buch, dacht ich, woran seine Seele so lange brütete, das ihn so lange aus sich und aus der wirklichen Welt gedrängt hat; endlich da, wird es wohl Spuren seiner Schöpfungsperiode tragen, aber desto schönere Ruhe, je wilder der Sturm war, aus dem es hervorging. Ich erinnerte

mich der Bruchſtücke, es entſtand in mir eine Intuition des Unbekannten, die meinen Geiſt in unbekannten Weiten umhertrieb. Es reichen nicht ſechsfache Erkundigungen nach ſeiner Erſcheinung. Ein einziges köſtliches Stückchen hab ich geleſen in ‚Deutſchland'. Im 2. Stück der ‚Horen' iſt Goethe armſelig dagegen behandelt, ſo brav übrigens der Aufſatz iſt. — Du ſprichſt durchaus neue Dinge, Du bereicherſt Sprache und Geiſt, Du ſchafft eine Kritik, Du haſt ein tauſendfach feineres Netz, durch das kein Fiſchchen, und wärs ein Eſſigälchen, entſchlüpfen kann. Dies nur im Vorbeigehn. Du biſt mir alſo wiedergegeben. Ich dachte, ſeine Liebe wird dahin ſein, die Griechen haben ihn alles vergeſſen machen, er lebt im Anſchaun ſeiner Welt, die alte Zeit drückt ihn zu gewaltig und hat mich auch mit totgedrückt — man wirft ja alles weg, um einem verhaßten Zuſtande zu entfliehen. Glücklich dacht ich Dich mir; die Zeit und Selbſttätigkeit tun Wunder, man wird alles gewohnt, und Deine politiſche Lage dacht ich mir beträchtlich verbeſſert. Gut, daß Du wenigſtens heiter biſt; Du fängſt Dich an wieder der Sonnenwelt zu nähern wie ein Komet. Ich freue mich herzlich Dich zu ſehn. Du wohnſt, ſolange Du willſt, in Weißenfels oder — wo ich bin — bei mir, ohne Zwang und nimmſt mit uns vorlieb. Ich böt es Dir nicht an, wenn ichs nicht könnte und dürfte. Nach Jena kommſt Du immer noch früh genug. Ich bin nicht mehr ſo fürs Eilen, ich habe langſam gehn gelernt. Einmal für allemal, ſieh künftig meine Stube für die Deinige an; dies Wenige vermag ich.

Von mir erzähl ich Dir das Beſte mündlich. Präliminariter nur, daß ich im ganzen froh gelebt habe und zufrieden mit der Anwendung meiner Zeit bin. Mein Amtmann iſt mein Freund geworden. Er hat mich zum Geſchäftsmann weitergebildet. Seit dem Februar bin ich in Weißenfels, angeſtellt bei den Salinen, gut mit allen Menſchen dran, in einer erträglichen Freiheit, mit hinlänglicher Muße meine inneren Geſchäfte fortzutreiben, und zufrieden mit allem, außer noch hie und da nicht mit mir. Freunde hab ich ſonſt in der Zeit eigentlich nicht acquiriert, außer den

Kreisamtmann. Aber sonderbarer Weise hab ich, außer Dir, vier höchst verschiedene Leute gefunden, die nach langer Zeit sich meiner bestens erinnert haben und mich wieder aufsuchten. Der eine war Manteufel sen., dem es, Gott weiß wie, einfiel nach einem jahrelangen Stillschweigen und ohne daß uns auch in Wittenberg ein engeres Band umschlang, an mich höchst freundschaftlich zu schreiben. Der zweite war Forberg in Jena, der eben nach sehr langer Unterbrechung unsrer Freundschaft mir ein Herz voll Zärtlichkeit für mich zeigte. Der dritte war Bolschwing, der vor einigen Monaten mir einen Brief im alten Stil schrieb, der mir aber die unangenehme Erfahrung abnötigte, daß durch sein Stehnbleiben eine sehr große Kluft zwischen uns entstanden war. Medem!!! war der vierte. Sein Brief war voll freundschaftlicher Erinnerungen und mir von allen der unerwartetste. Du weißt, wie wir uns trennten, so kalt, so geschieden als möglich — und nun nach drei Jahren das! Kurz ich kanns nicht begreifen und bitte Dich mir das Rätsel zu lösen.

Aus meinen alten Verbindungen bin ich ganz heraus. Julchen hat geheiratet. In dieser Rücksicht ist mit mir eine mächtige Verwandlung vorgegangen; betrachte dies Kapitel wie abgetan in meinem Leben. Mein Schicksal hat einen großen Epichronismus gemacht. So bald hättest Du Dir dem natürlichen Lauf der Dinge nach die Lösung dieses Charakterzugs nicht erwartet. Kurz hierüber bist Du nun mit mir im Klaren. Mich hat es am meisten überrascht. Seit $^7/_4$ Jahren bin ich einer und derselbe im wesentlichen, denn ich bin solange fixiert und kurz und gut seit $^5/_4$ Jahren — versprochen. Jetzt in dieser Stunde beteure ich, daß ich wie in der ersten Stunde denke und womöglich ernster, zärter, fester und wärmer bin. Mehr mündlich. Mein Lieblingsstudium heißt im Grunde wie meine Braut: Sophie heißt sie — Philosophie ist die Seele meines Lebens und der Schlüssel zu meinem eigensten Selbst. Seit jener Bekanntschaft bin ich auch mit diesem Studio ganz amalgamiert. Du wirst mich prüfen. Etwas zu schreiben und zu heiraten ist ein Ziel fast meiner Wünsche. Fichten

bin ich Aufmunterung ſchuldig. Er iſts, der mich weckte und indirekte zuſchürt. Glaub aber nicht, daß ich wie ſonſt, leidenſchaftlich bloß eins verfolge und nicht vor meine Füße ſehe. Mein Vater iſt zufrieden mit meinem Fleiß und ich kann nicht über Langeweile bei andern Beſchäftigungen klagen. Ich fühle in allem immer mehr die erhabenen Glieder eines wunderbaren Ganzen, in das ich hineinwachſen, das zur Fülle meines Ichs werden ſoll; und muß ich nicht alles gern leiden, da ich liebe und mehr liebe als die ſpannenlange Geſtalt im Raume und länger liebe als die Schwingung der Lebensſaite währt? Spinoza und Zinzendorf haben ſie erforſcht — die unendliche Idee der Liebe und geahndet die Methode, ſich für ſie und ſie für ſich zu realiſieren auf dieſem Staubfaden. Schade, daß ich in Fichte noch nichts von dieſer Ausſicht ſehe, nichts von dieſem Schöpfungsatem fühle; aber er iſt nahe dran — er muß in ihren Zauberkreis treten, wenn ihm nicht ſein früheres Leben den Staub von den Flügeln gewiſcht hat. . . .

Caroline an Luiſe Gotter [91]

Jena, 4. September 1796

. . . Es geht mir noch immer über alle Maßen wohl hier, und ich habe mich recht angeſiedelt, mit dem Gefühl, als wenn meines Bleibens hier ſein könnte. Meinem Vorſatz, wenig Bekanntſchaften zu machen, bin ich treu geblieben. Von der ſtudierenden Jugend werd ich nichts gewahr, und ich bin wenigſtens geſichert, daß ſie mir die Fenſter nicht einwerfen kann, da wir künftig über einen Hof hinüber wohnen. Spaziergänge nehmen wir jeden Abend vor, und die heilige Dreizahl unſres häuslichen Zirkels hat ſich in eine partie quarrée ſeit der Ankunft meines Schwagers verwandelt, der uns mit ſeinem in- und auswendig krauſen Kopf viel Vergnügen macht. Für den Spätherbſt bekommen wir das Weimariſche Schauſpiel. Goethe iſt jetzt wieder hier und läßt das

Theater arrangieren, ſonſt gibt er ſich diesmal viel mit Raupen ab, die er tot macht und wieder auferweckt. — Wenn Du den Almanach ſiehſt, ſo wirſt Du auch ſehn, wie er ſich ſeither mit dem Totſchlagen abgegeben hat. Er iſt mit einer Fliegenklappe umhergegangen, und wo es zuklappte, da wurde ein Epigramm. Schiller hat ihm treulich geholfen, ſein Gewehr gibt keine ſo drollige Beute von ſich, aber iſt giftiger. Goethe hat eine Parodie auf den Kalender der Muſen und Grazien gemacht, die einem das Herz im Leibe bewegt. Es heißt die Muſen und Grazien in der Mark —

Ach wie freu ich mich mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt!
Unſre Mädchen, unſre Bübchen
Spielen künftig auf dem Miſt.

ſo ſagt er unter anderm darin. . . .

Caroline an Luiſe Gotter [92]

Jena, 25. Dezember 1796

. . . Goethe gab ein allerliebſtes Diner, ſehr nett, ohne Überladung, legte alles ſelbſt vor, und ſo gewandt, daß er immer dazwiſchen noch Zeit fand, uns irgend ein ſchönes Bild mit Worten hinzuſtellen (er beſchrieb z. B. ein Bild von Fueßli aus dem Sommernachtstraum, wo die Elfenkönigin Zetteln mit dem Eſelskopf liebkoſet) oder ſonſt hübſche Sachen zu ſagen. Beim ſüßen Wein zum Deſſert ſagte ihm Schlegel grade ein Epigramm vor, das Klopſtock kürzlich auf ihn gemacht, weil Goethe die deutſche Sprache verachtet hat, und darauf ſtießen wir alle an, jedoch nicht Klopſtock zum Hohn; im Gegenteil, Goethe ſprach ſo brav, wie ſichs geziemt, von ihm. Gern wär ich noch länger dageblieben, um bei Goethe nicht allein zu hören, ſondern auch zu ſehn, und daneben freilich auch zu hören, aber das muß auf den Sommer verſpart bleiben. Was ich ſah, paßte alles zum Be-

ſitzer — ſeine Umgebungen hat er ſich mit dem künſtleriſchen Sinn geordnet, den er in alles bringt, nur nicht in ſeine dermalige Liebſchaft, wenn die Verbindung mit der Vulpius (die ich flüchtig in der Komödie ſah) ſo zu nennen iſt. Ich ſprach noch heute mit der Schillern davon, warum er ſich nur nicht eine ſchöne Italienerin mitgebracht hat? Jetzt tut es ihm freilich auch wohl nur weh die V. zu verſtoßen, und nicht wohl ſie zu behalten. — Du ſiehſt, daß wir unſre Zeit in W. recht gut zugebracht haben. Sollten wir einmal wieder hingehn, ſo will ich doch S. bitten, daß er ſich der Herzogin Amalie bekannt machen läßt, und Einſiedel ſoll uns alsdann gewiß nicht entgehn. Knebel iſt ſeitdem hier bei uns geweſen — ein ehrlich Gemüt von einem Edelmann! — Wenn wir — oder auch ich allein — im Gaſthof waren, ſo leiſtete uns Falk Geſellſchaft, der Satirenſchreiber, das gutmütigſte Kind von der Welt, der ſich jetzt in Weimar aufhält und von den Weimeranern lieb haben läßt, die immer jemand des Schlages haben müſſen. Im Frühjahr war es Jean Paul Richter, in deſſen Büchern Gotter gewiß nicht eine Seite läſe....

Novalis an Frau von Thümmel [93]

Weißenfels, 8. Februar 1797

Sollte meine peinliche Lage mein Nichtſchreiben nicht längſt bei Ihnen entſchuldigt haben? Es war mir eine gute Portion Leichtſinn nötig, um ſeither nur noch ſo fertig zu werden, um ruhig ſchlafen, arbeiten, denken, ſprechen und gleich andern ſein zu können. Rechnen Sie hiezu noch eine Menge anderer Verdrießlichkeiten, ſo wird es Sie nicht befremden, wenn ich, zufrieden, das Nötigſte getan zu haben, mich ſo tief als möglich in die Fluten des menſchlichen Wiſſens verſenke, um, ſolange ich in dieſen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schickſals zu vergeſſen. Dort blühen mir allein die Hoffnungen auf, die ich hier verliere; die hieſigen Rückſchritte ſind dort Fortſchritte — das

verwundende Schwert wird dort zum beseelenden Zauberstab — die Asche der irdischen Rosen ist das Mutterland der himmlischen. Meine Phantasie wächst, wie meine Hoffnung sinkt — wenn diese ganz versunken ist und nichts zurückließ als einen Grenzstein, so wird meine Phantasie hoch genug sein, um mich hinauf zu heben, wo ich das finde, was hier verloren ging. Frühzeitig habe ich meine prekäre Existenz fühlen gelernt, und vielleicht ist dies Gefühl das erste Lebensgefühl der zukünftigen Welt.

Wie sehr wünschte ich wieder einmal mit Ihnen in Grüningen zu sein. Daß wir dann endlich aufhören mögen, für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, dessen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blütenblatt in diese oder in jene Welt fällt.

Novalis an Friedrich Schlegel [94]

Weißenfels, 14. März 1797

Dein Brief hat mich in einer trostlosen Lage getroffen. Ich bin aus Grüningen mit der fast apodiktischen Gewißheit zurückgekommen, daß Sophie nur noch wenige Tage zu leben hat. Wenn ich nur immer weinen könnte; aber so bin ich in einer schlaffen, ängstlichen Gleichgültigkeit, die mir jede Faser lähmt. Es ist eine Verzweiflung in mir, deren Ende ich nicht absehe. Der Ekel, den mir alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, einflößt, ist unbeschreiblich. Nur selten kann ich mich auf einige Stunden mit Arbeiten zerstreuen. Der Kopf ist in dem wüstesten Zustande, ich kann nichts mehr finden. Die Gewißheit ihres Besitzes ist mir zu unentbehrlich geworden. Jetzt erst fühl ich, wie sie, mir selbst unmerklich, der Grundstein meiner Ruhe, meiner Tätigkeit, meines ganzen Lebens gewesen ist. Der Lebensüberdruß ist entsetzlich — und ich sehe kein Ende. Ich hoffte, die Wissenschaften sollten mir einen Ersatz bieten, aber alles ist auch hier tot, wüste, taub, unbeweglich. Der Schlaf ist meine einzige Wohl-

tat; wenn ich kann, ſo ſchlafe ich. Gott weiß, wie ſich das alles löſen ſoll. Dich ſäh ich doch gern, Du würdeſt mich doch vielleicht mit Deinen kräftigen Anſichten der Dinge und Wiſſenſchaften beleben. Ach! nur ein Funken Lebensgeiſt; matte Unruh iſt ein fürchterlicher Zuſtand.

Leb wohl, guter lieber Schlegel! Mit mir hats bald aufgehört. Sei glücklicher als ich. Nur ein Wunder kann mich mir ſelbſt wiedergeben.

Grüße herzlich die Deinigen. Die Bücher erhälſt Du anbei zurück; tauſend Dank, ordentlich leſen kann ich ſie jetzt nicht. Was Deinen Brief an Severin betrifft, ſo glaub ich Dir recht zu handeln, wenn ich ihn Dir unbeſtellt zurückſchicke. Severin hat kein Geld — er iſt ſeit mehrerer Zeit in der größeſten Verlegenheit — es wäre ihm zu wünſchen, daß er ſich helfe, denn er iſt ſonſt ein ſehr honetter Mann. Über die andern Gegenſtände Deines Briefes erlaube mir jetzt zu ſchweigen — ſchon dieſer Brief iſt mir ſauer genug geworden.

Novalis an Juſt [95]

Weißenfels, 28. März 1797

Gewiß habe ich zu ſehr an dieſem Leben gehangen, und da iſt freilich wohl ein gewaltſames Korrektiv nötig.

Für Sophie kann ich nicht klagen. Gott hat gewiß recht väterlich an ihr gehandelt; und hat er da nicht nach meinem oftmaligen Gebet gehandelt? Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunſch, ſie zu beſitzen, der zweite in meinem Gebet für ſie war; denn ihre Vervollkommnung, ſie ſelbſt lag mir am meiſten am Herzen.

Novalis an Juſt [96]

Weißenfels, 29. März 1797

Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdiſchen Glücks gelebt habe, ſo muß ich nunmehr ganz in der echten Zukunft und im Glauben an Gott und Unſterblichkeit leben.

Sie würden Mitleid mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widerſprüchen der ſeitherigen Stunden erzählen wollte. Ich leugne nicht, daß ich mich vor einer entſetzlichen Verknöcherung des Herzens, vor dieſer Seelenauszehrung fürchte. Die Anlage dazu iſt unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren, hat mein Verſtand ſich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus ſeinen Beſitzungen verdrängt. Sophie gab dem Herzen den verlorenen Thron wieder. Wie leicht könnte ihr Tod dem Uſurpator die Herrſchaft wiedergeben, der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Aber vielleicht rettet mich noch die unſichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir ſchlummerte. Die Idee von Gott wird mir mit jedem Tage lieber. . . .

Novalis an Frau von Thümmel [97]

Tennſtedt, 13. April 1797

. . . Das Blütenblatt iſt nun in die andere Welt hinüber geweht, — der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenrots, das ihn zum friſchen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängſtlicher die Träume, deſto näher die erquickende Frühe. Ich ſehe ſie, den Engel meines Lebens, meine verewigte Sophie, bald, ſehr bald wieder. . . .

Tennſtedt, 13./15. April 1797

Mein Wunſch mit Dir in Jena dieſen Sommer zu leben, iſt mir nicht gelungen. Daher jetzt erſt die Antwort auf Deinen herzlichen Brief. Erasmus iſt wahrſcheinlich jetzt, indem ich dies ſchreibe, nicht mehr unter den Lebendigen. Dies beſchleunigte meine Abreiſe — es blieb mir, da Jena nicht mein Aufenthalt ſein ſollte, kein Ort übrig als Tennſtedt. Hoffentlich leb ich hier einige Monate in einer wünſchenswerten Ruhe. Es ſoll mir recht lieb ſein, wenn Du mir oft von Dingen ſchreibſt, denen vormals mein ganzes Leben gewidmet war, und die mich ſo glücklich an Sophiens Seite gemacht haben würden. Auch jetzt noch ſind die Wiſſenſchaften das Hauptintereſſe, was ich an der Welt nehme. Mein Plan, nach Jena zu gehn, entſtand hieraus, und ich rechnete freilich dabei ſehr mit auf Euren erweckenden Umgang. —

Der Tod von Erasmus hat eher eine wohltätige als nachteilige Wirkung auf mich getan. Er hat meine Kräfte eher vermehrt als vermindert. Er hat unbeſchreiblich viel gelitten. Meine Eltern und Geſchwiſter tun mir ſehr leid. Schon Sophiens Tod hatte ſie erſchüttert — und nun ſo kurz drauf — zum erſtenmal den Verluſt eines Kindes und Bruders. Du kannſt denken, wie es mir in dieſer Gegend, der alten Zeugin meiner und ihrer Herrlichkeit, vorkommt. Dennoch hab ich eine geheime Freude, ſo nah ihrem Grabe zu ſein. Es zieht mich immer näher, und dieſer Zug macht jetzt zuweilen mein unausſprechliches Glück. Mein Herbſt iſt da und ich fühle mich ſo frei, gewöhnlich ſo kräftig — es kann noch etwas aus mir werden. Soviel verſichre ich Dir heilig, daß es mir ganz klar ſchon iſt, welcher himmliſche Zufall ihr Tod geweſen iſt — ein Schlüſſel zu allem — ein wunderbar ſchicklicher Schritt. Nur ſo konnte ſo manches rein gelöſt, nur ſo manches Unreife gezeitigt werden. Eine einfache, mächtige Kraft iſt in mir zur Beſinnung gekommen. Meine Liebe iſt zur Flamme geworden, die alles Irdiſche nachgerade verzehrt. Deine Hoffnung hat recht gehabt: es iſt weit mehr Heilkraft, Ausdauer und Wider-

ſtand in meiner Seele, als ich ſelbſt wußte — eine Heilkraft, die dem Übel die Quelle abgräbt — eine Ausdauer, die Stunden nicht meſſen — Widerſtand gegen alles, was mein Heiligtum entweihen will.

Vier Jahre war ich auf Akademien und ein Jahr hab ich ſtudiert — 25 Jahr bin ich alt geworden und nur ein halb Jahr hab ich gelebt. — Du wirſt gewiß mit mir zufrieden ſein. Vielleicht erfährſt Du noch, wie lieb ich Dich habe. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſte [99]

Jena, 28. April 1797

. . . Sag Du nur Deiner Mutter gelegentlich: ich hätte Dich eben ſo lieb, wie ſie; und dann ſag ihr auch: ſie möchte ſich nur in acht nehmen. Ich hätte mir vorgenommen, ihr von dem Augenblick an, wo ich ihr kein Geld mehr ſchuldig wäre, wenn ſie mich — welches ſie doch nicht laſſen kann — über gewiſſe Dinge, wo ſie kein reines Gewiſſen hat, fragte, ihr allemal die reine Wahrheit zu antworten.

Sag nur dem Vater: Er müßte notwendig auch eine Hiſtorie ſchreiben. Ich hätte neulich gelegentlich ausgefunden, daß ſeine ganze Natur eigentlich hiſtoriſch wäre. Wenn die Mutter etwa auch wiſſen will, was ſie für eine Natur hat, ſo ſag ihr nur: politiſch-erotiſch: doch möchte das Erotiſche wohl überwiegend ſein. Ich ſehe Dir ſchon an, daß Du nun auch Deine Natur wiſſen willſt. Du haſt aber noch keine, liebes Kind. Die wächſt einem erſt ſpäter. Doch wird ſie wahrſcheinlich orchaſtiſch werden. . . .

Novalis an Friedrich Schlegel [100]

Tennſtedt, 3. Mai 1797

Deinen letzten Brief hab ich mit dem Buche richtig erhalten. Diesmal ſchicke ich Dir dasſelbe noch nicht zurück, vielmehr wiederhole ich meine Bitte um ‚Agnes‘ und um einige Nova, beſonders von Dir. Ich wills nicht lange aufhalten und mit 2—3 Poſt-

tagen ſchicke ich Dir alles zurück. Ich habe hier gar nichts, und es finden ſich doch Stunden, wo ich einer ermunternden, wieder reizenden Erholung bedarf. Untätig bin ich gar nicht — ich nähere mich jetzt auf einer andern Seite meinem alten Ziele, und bevor ich dies nicht habe, denk ich auch nicht ans Stillſitzen und Ausruhn. Manches kann man nicht direkte faſſen und da tut man gut, wenn man ſich ſtellt, als ginge man nach einer andern Seite; ſo kommt man ihm unvermutet nah. In vier Wochen komm ich gewiß auf einige Tage bei der Rückreiſe nach Jena; hoffentlich zeig ich Dir da manches, was ich getan habe. Ich will mich nicht übereilen und langſam Eins vollenden, um mich ſelbſt vollenden zu lernen. Ich lebe hier ſehr glücklich, denn alles iſt ruhig um mich her, und ich habe mein Heiligtum nicht fern. Schellings ‚Philoſophie der Natur‘ findet in mir einen ſehr neugierigen Leſer. Deine Rezenſion von Niethammers Journal hat den gewöhnlichen Fehler Deiner Schriften: ſie reizt, ohne zu befriedigen — ſie bricht da ab, wo wir nun grade aufs Beſte gefaßt ſind — Andeutungen, Verſprechungen ohne Zahl — kurz man kehrt von der Leſung zurück, wie vom Anhören einer ſchönen Muſik, die viel in uns erregt zu haben ſcheint und am Ende, ohne etwas Bleibendes zu hinterlaſſen, verſchwindet. Augen haben Deine Schriften genug — helle, ſeelenvolle, keimende Stellen — aber gib uns auch endlich, wenn Du anders nicht ganz Künſtler werden willſt — wo nicht etwas Brauchbares, doch etwas Ganzes, wo man auch kein Glied mehr ſupplieren muß. Du verzeihſt meine treuherzige Ermahnung, die Goethes Geſprächen gegenüber eine noch armſeligere Geſtalt machen muß. Indes will ich keinen andern Effekt als den, daß es Dich überzeugt, daß ich warmen Anteil an den Geſchäften Deines Lebens nehme und bis zum letzten Momente nehmen werde. Ich bin Dir immer herzlich gut geweſen und wenn ich auch zuweilen mit Dir unzufrieden war, ſo habe ich doch nie von Dir laſſen können und ſicher nehme ich Dein Andenken mit Innigkeit hinüber in jene Welt mit. Lebe wohl.

Dein Freund Hardenberg

Novalis an Friedrich Schlegel [101]

Lennſtedt, 25. Mai 1797

Hier Deinen Shakeſpeare zurück, wie ich denke unverſehrt, auch das Stück von den ‚Horen‘, Woltmann und die beiden Stücke von Niethammers Journal. Dein Bruder hat den Shakeſpeare jetzt ſo überſetzen müſſen; jetzt gedeiht das Beſte. Er hat einen ſchönen Kranz errungen. Merkwürdig iſt es, daß Du mir jetzt ‚Romeo‘ ſchickteſt. Ich habe ihn oft geleſen. Es iſt ein tiefer Sinn in dem was Du ſagſt, daß hier mehr als Poeſie ſei. Jetzt fang ich an zu ahnden, was Shakeſpeare ſo einzig macht. Er dürfte leicht divinatoriſche Anlagen entwickeln. Die Kontraſte haben mich, gegen meine alte Sitte, nicht geſtört; ich habe das Stück ganz, wie es iſt, genoſſen. Ich kann vieles, was ich empfunden habe, noch nicht deutlich machen. Die Anlage iſt herrlich. Mit welchen Sühnopfern endet der alte Zwiſt. In verzehrende Liebe löſt ſich der wilde Haß auf.

‚Der Sommernachtstraum‘ iſt eine echte Groteske. Seine Dichtung beſchreibt Shakeſpeare ſelbſt: ‚Des Dichters Aug in ſchönem Wahnſinn rollend, uſw.‘

Endlich iſt mir Hülſen lieb geworden. Nun ſeh ich wohl, was an ihm iſt. Ich behalt ihn noch einige Zeit. Ich danke Dir für Deine Gefälligkeit ſehr. Mache, daß ich bald von den Philoſophicis etwas zu ſehn kriege. Ich bin jetzt für alles empfänglich. Lebe wohl, Beſter.

Dein Hardenberg

Novalis an Friedrich Schlegel [102]

Wiederſtädt, 14. Juni 1797

Deine beiden Briefe hab ich erhalten. Du erhältſt hier Hülſen, das 3. Heft und das ‚Attiſche Muſeum‘ zurück. Seit dem 1. Junius bin ich von Grüningen weg und hieher, wo ich in Geſellſchaft meiner ganzen Familie gelebt habe und in acht Tagen über

Deſſau, Wörlitz und Halle mit meiner Mutter und Schweſtern nach Weißenfels zurückkehren werde. Freilich hab ich durch dieſe Veränderung meines bisherigen Aufenthalts manches eingebüßt und befinde mich ſeitdem ungleich übler — ich bin auch untätiger. Indes verlaß ich mich auf die Wahrſcheinlichkeit, dieſen Sommer doch größtenteils in der Einſamkeit ungeſtört auf den Salinen zuzubringen. Von Köſen aus komm ich ſobald als möglich auf einige Tage nach Jena. Wie viel beſſer wärs geweſen, bei Euch den Sommer zuzubringen. Nichts als eine Grille meines guten Vaters hindert dieſes in mehr als einer Rückſicht für mich wohltätige Projekt.

Du wünſcheſt mehr von mir in betreff meiner Sehnſucht zu hören. Beſter, wenn es mir nur nicht immer ſchwerer würde, davon zu reden. Ich weiß auch wenig davon zu ſagen. Es bleibt beim Alten — es wird immer älter — immer tiefer — immer befaſſender. Glaube nicht, daß ich Woltmann viel davon geſchrieben habe. Immer nur weniges und das halb mit Gewalt mir entriſſen. Die Veranlaſſung unſers Briefwechſels brachte das ſo mit ſich. Dieſe Geſchichte brachte uns in Verhältnis und meinen erſten Brief glaubte ich ihr, ihm und mir ſchuldig zu ſein. Doch davon nichts weiter. Es ſcheint mir hierin etwas zu liegen, was eigentlich bloß zwiſchen mir und Woltmann hätte bleiben ſollen und was Du verſtehſt, ohne daß ichs Dir zu erklären brauche. Du, beſter Freund, kannſt nichts bei mir verlieren, haſt nichts bei mir verloren. Im Gegenteil biſt Du mir ſo lieb geworden, daß ich Dich vielleicht noch einmal auf die Probe ſetze und Dir den höchſten Beweis meines Zutrauens gebe. Deine Streitigkeit mit ihm iſt mir gänzlich unbekannt, wiewohl ich ſie vorausſah. In die Handhabung Deines kritiſchen Rechts menge ich mich nicht und fühle in mir keinen Beruf, Dich zu beurteilen.

Übrigens aber nehme ich den wärmſten Anteil an Deinen philoſophiſchen Plänen, denen ich erſt jetzt meinen vollen Beifall zu ſchenken angefangen habe. Ich glaube überzeugt zu ſein, daß Du berufen biſt, in der Philoſophie die ehrenvollſte Rolle des endlichen

Vermittlers zu ſpielen. Deine Hefte ſpuken gewaltig in meinem Innern, und ſo wenig ich mit dem einzelnen Gedanken fertig werden kann, ſo innig vereinige ich mich mit der Anſicht des Ganzen und errate einen Überfluß des Guten und Wahren. Willſt Du mich nennen, ſo iſt es mir lieb in dieſer großen Angelegenheit mit genannt zu werden. Vielleicht liefere ich Dir ein Beiwort zu meinem Namen, indes und wenn Gott will, auch eine ſpezielle Veranlaſſung dazu. Mit Fichten haſt Du ungezweifelt recht. Ich rücke immer mehr in Deinen Geſichtspunkt ſeiner Wiſſenſchaftslehre hinein. Von Weißenfels aus ſchreib ich Dir ſogleich und zwar alsdann jede Woche, ſo gewiß ich lebe. Mündlich hoff ich Dir aber zu zeigen, wie ſehr ich Dir vertraue, und dann wirſt Du mit mir in dieſer Welt zufrieden ſein. Mit Schelling ſuch ich je eher, je lieber bekannt zu werden. In einem Stücke entſpricht er mir mehr als Fichte. Ich will bald wiſſen, was ich an ihm haben kann. Hülſen, Schelling und Fichte nezeſſitieren Dich. Hülſen iſt Deinem Geſichtspunkte am nächſten — aber ſo ſchwerfällig. Fichte kann nicht aus der Wiſſenſchaftslehre heraus, wenigſtens nicht ohne eine Selbſtverſetzung, die mir unmöglich ſcheint. Schelling könnte in der Kraft Dein Rival ſein; er übertrifft Dich vielleicht an Beſtimmtheit — aber wie eng iſt ſeine Sphäre gegen die Deinige. Fichte iſt der gefährlichſte unter allen Denkern, die ich kenne. Er zaubert einen in ſeinem Kreiſe feſt. Keiner wird wie er mißverſtanden und gehaßt werden. Aber die Mißverſtändniſſe werden hier erſchöpft werden. Du biſt erwählt gegen Fichtes Magie die aufſtrebenden Selbſtdenker zu ſchützen. Ich hab es in der Erfahrung, wie ſauer dieſes Verſtändnis wird. Manchen Wink, manchen Fingerzeig, um ſich in dieſem furchtbaren Gewinde von Abſtraktion zurecht zu finden, verdank ich Dir und der mir vorſchwebenden Idee Deines freien, kritiſchen Geiſtes.

. Lebe wohl, Beſter, grüße die Deinigen und Fichte.

Friedrich Schlegel an Auguſte [103]

Berlin, 25. Juli 1797

. . . Aber ich bin nicht froh, Auguſte, denn ich kann meine Freunde nicht ſo bald vergeſſen, die Mutter und Wilhelm und Dich, wie Ihr es wohl könnt, Du nicht minder wie die Mutter. Sag nur der Mutter, ich wäre recht böſe auf ſie, daß ſie mir nicht geſchrieben hätte, und ich wäre recht unglücklich. Ich möchte oft mein ganzes Leben mit einem Seufzer von mir ſtoßen. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [104]

Berlin, 2. Auguſt 1797

. . . Ich mußte mich erſt kunſtmäßig äſchyliſieren, um Deine Behandlung mit der wahrſcheinlichen der Alten zu vergleichen. Im Geiſt möchte wohl darin die weſentlichſte Verſchiedenheit ſein, daß mehr *ΗΘΟΣ* in ſeiner Darſtellung geweſen ſein muß. Was die Philoſophie betrifft, ſo mag er, um bei der Modeſprache zu bleiben, leicht ebenſoviel praktiſche enthalten haben, aber gewiß nicht ſo viel theoretiſche: und in der Vereinigung beider ſcheint mir hier doch eigentlich das Weſentliche zu liegen. Überhaupt werde ich in der Folge (denn ich bleibe gewiß Deiner Anfrage die Antwort nicht ſchuldig) nicht vergleichen, nicht tadeln, auch nicht die Eigenheit dieſes einzelnen Gedichts entwickeln, ſondern vor allem den Charakter der Dichtart zu der Pygmalion und Prometheus gehört, zu beſtimmen ſuchen. Da dieſe Form Dir ſo ganz eigentümlich iſt, da Du immer darin ſo fortſchreiteſt, da ſie dabei in ihren Eigenſchaften und Merkmalen ſo äußerſt beſtimmt iſt: ſo iſt es gewiß für den Kunſtfreund ſehr intereſſant, darüber Rechenſchaft zu geben, und auch für den Künſtler ſelbſt halte ich dieſe Unterſuchung für die einzig praktiſch recht fruchtbare. . . .

Berlin, 26. Auguſt 1797

Äffchen Auguſtchen,

Deine ebenſo geiſtvollen als lehrreichen, ebenſo luſtigen als chronologiſchen Briefe ſind mir nicht nur angenehm, ſondern auch nützlich. — Im Ernſt, liebes Mädchen, ich danke Dirs recht, daß Du mich in meinem Elende nicht verläßt und mir ſo ordentlich ſchreibſt. Ich habe allemal eine rechte Freude, wenn ich das Couvert öffne, und mir auch ein Blatt von Deinem liebenswürdigen Gekritzel in die Hand fällt.

. . . Auch vermiſſe ich die Liſte von den Büchern, die Du in der letzten Woche geleſen haſt. Wenn Du einmal ſo viel leſen willſt, ſo wähle nur lauter vornehme, klaſſiſche Bücher; nicht ſo gemeines, alltägliches Zeug, niedern Pöbel der Bücher. —

Nach dem was Du mir immer von Deinen Fortſchritten im Griechiſchen ſchreibſt, wird Dir die Sprache bald zu enge werden, und ſich vor Dir verkriechen. Wenn nur Wilhelm auch ſo zufrieden mit Dir iſt, wie Du mit Dir ſelbſt! — Wenn Du erſt ein Buch von Herodot recht fleißig und ſorgfältig durchgeleſen haſt, ſo wird er Dir gar keine Mühe mehr machen, und nachher wirſt Du den Homer nicht zu ſchwer finden. . . .

Die Liebeskind ſehe ich ziemlich oft, finde aber ſie und ihr Kind nichts weniger als lieblich. Die Herz, eine alte Freundin von mir (das iſt ſo zu verſtehen: die Freundſchaft iſt jung, aber die Freundin iſt alt. Mit Dir wäre es grade umgekehrt. Da iſt die Freundſchaft alt und die Freundin jung. Das iſt auch weit mehr nach meinem Geſchmack) — hat mir auf die Sakramente geſchworen — und ſie iſt eine Jüdin — daß ſie an der Jeniſcherei ganz und gar keinen Anteil hätte. Sag das der Mutter. Es iſt wirklich die Wahrheit.

Was Du im Poſtſkript von den Berliner Frauen und meinem Verhältnis zu ihnen andeuteſt, hat mich betrübt und erfreut. Gottloſer Schelm! — möchte ich zu Dir ſagen, wie Apollo zu dem kleinen Hermes. Ich habe Dich lieber, als Du verdienſt.

Nun biſt Du ſchon übermütig und trotzeſt. Das betrübt mich! Du haſt alſo auch die Ähnlichkeit mit der Mutter; eine mehr als türkiſche Eiferſucht. Das erfreut mich! — Es geſchieht alles um Deinetwillen, Auguſte, damit ich nämlich in der Anmut wachſe, wie mir die Mutter immer gepredigt hat, und wie ich nun dichte und trachte von ganzer Seele und von ganzem Gemüte; damit ich Dir nicht mehr ſo rauh begegne, wie wohl ſonſt, wenn wir wieder beiſammen ſind. . . .

Wenn die Mutter nicht ſelbſt an mich ſchreibt, ſo ſollteſt Du mir immer recht viel von ihr ſchreiben, was ſie geſagt hat, ob ſie luſtig iſt, ob ſie von Weſpen geſtochen iſt, oder von andern Ungeheuern, ob ſie einen Roman ſchreibt oder dergl. Vor allen Dingen bitte ſie aber immer und ſuche ſie zu bereden, daß ſie mir ſchreibt.

Ich verſpreche Dir auch, daß ich Dir alles berichten will, wenn mich eine Frau liebt (— wenn ichs nämlich erfahre) — oder dergl.: denn daß ich eine liebe, wird wohl ſo leicht nicht vorkommen. Übrigens hätte ich wohl ſo gut Urſache zur Eiferſucht wie Du: der vielen Campenhauſens nicht zu erwähnen, ſo iſt da Grieß, der Kleine, und Eſchen, der Junge. —

Willſt Du nicht etwa am Attiſchen Muſeum Anteil nehmen? Du bekömmſt für den Bogen 10 Tlr. Doch wäre es nicht überflüſſig, wenn Du vorher lernen wollteſt, die deutſche Orthographie ein wenig weniger liebevoll behandeln. . . .

Dein Dir bis in den Tod getreuer Fritz

Auguſt Wilhelm Schlegel an Goethe [106]

Jena, 24. September 1797

Schon oft nahm ich mir vor Ihnen zu ſchreiben, doch war mir, als ob das was ich zu ſagen hätte nicht bedeutend genug wäre um Ihnen ſo weit nachzureiſen: eine Bedenklichkeit über die mich Ihre freie Mitteilungsweiſe im Geſpräch ſeit dem erſten Augen-

blick der Bekanntſchaft weggeſetzt hatte. Daß ich Ihren Umgang unendlich vermiſſe, daß nichts mir ihn erſetzen könnte, wenn ich auch jetzt weniger iſoliert, und nicht beinahe für alles was meinem Geiſt und Herzen wert iſt auf meine geliebte Freundin eingeſchränkt wäre, glauben Sie mir gewiß gern.

Sie ſind uns indeſſen während dieſer Zeit im Geiſte einige Male ſehr nahe geweſen, wir haben die ganze Gewalt Ihrer Gegenwart gefühlt. Ich habe die Bogen vom Almanach einzeln gehabt, und wollte, ich könnte Ihnen mein Entzücken und meine Bewunderung ausdrücken. Alexis hat einen gefährlichen Nebenbuhler am Pauſias gefunden: der neueſte Eindruck iſt immer der reizendſte, und man muß ſich alſo jetzt hüten jenem unrecht zu tun. Alexis hat die unwiderſtehliche Macht der Leidenſchaft für ſich, die meiſten Menſchen werden durch die Gegenwart ſtärker ergriffen werden als durch die Erinnerung, wenn dieſe gleich vielleicht geſchickter iſt, in zaubriſchem Lichte aus dem Spiegel der Dichtung zurückgeſtrahlt zu werden.

Im Pauſias liebe ich eben dieſe ſchöne beſonnene Ruhe unter den ſüßeſten Empfindungen. Die zarteſte Sinnlichkeit iſt mit dem reinſten und edelſten in der Liebe ſo innig verſchmelzt, wie in der Zeichnung der Geſtalten das Liebliche mit großen herrlichen Umriſſen. Die Wechſelreden fügen ſich aneinander wie die Blumen im Kranze der Geliebten. Das Idylliſche in das wirkliche Leben hinein zu verpflanzen und ihm dadurch eine Wahrheit zu geben, die es bei der Verſetzung in eine iſolierte ländliche Welt ſchwerlich für uns haben kann, weil uns bei unſrer rauhen Natur die feine Bildung der Gefühle unerklärlich bleibt — dies war ſchon im Alexis gelungen; aber hier ſteht das Idyllenleben des Malers und der Blumenkünſtlerin, wie mich deucht, noch unabhängiger und ſchöner entfaltet, dicht neben den Szenen der großen Welt. Ob alles ſo täuſchend im griechiſchen Koſtüm iſt, wie das Gaſtmahl, darüber haben wir geſtritten. Vielleicht konnte ein griechiſcher Dichter die Vorzüge des Dichters, des Malers, der Liebenden nicht ſo vergleichen: aber doch lägen ihm dieſe Zeilen wohl

nicht ſo fern, daß er ſie, ins Griechiſche übertragen, nicht ganz gefühlt hätte.

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Sie von Dingen unterhalten die Ihnen freilich nicht neu ſein können. Die Braut von Korinth iſt mir unter Ihren diesjährigen Gaben doch die liebſte. Ich las ſie meiner Frau vor, ohne noch von dem Inhalte zu wiſſen, und da ich nun anfing etwas Unheimliches zu ahnden, und allmählich ein immer ſtärkerer Schauer durch die glühende Szene hinlief, ſo geriet ich in Verwirrung, ich ſtockte, und meine Frau behauptete, ich hätte eben deswegen darſtellender geleſen, als nachher, da ich die Wendung ſchon vorausſah. Das Geſpenſtermäßige auf dieſe Art mit dem idealiſch Schönen zu vereinigen, war Ihnen vorbehalten; der innerliche Schauer iſt deſto gewaltiger, weil er gar nicht durch ſinnlich empörende Vorſtellungen erregt wird. Und wie kühn und groß iſt der noch unentſchiedene Antagonism zwiſchen den heidniſchen Göttern und den chriſtlichen! Es iſt als ob der Geiſt des Mädchens aus einer doppelten Ferne herkäme, weil ſie durch die Kluft des Lebens und der Religion von dem Geliebten geſchieden iſt. — Das Silbenmaß ſcheint auch eine wahre Eingebung für dieſen Gegenſtand: es tritt ſo leis und heimlich auf und beſchleicht das Gemüt mit ſtiller Gewalt; der ganze Rhythmus der Erzählung iſt wie ein Geiſterſchweben.

Mit der Bajadere haben Sie Ihr Geheimnis ein wenig verraten: wir laſſen es uns nicht ausreden, daß Sie der Gott Mahadöh ſelbſt ſind, der jetzt, ich weiß nicht in der wievielſten Verwandlung auf der Erde umhergeht.

Welch neue Ausſichten für die Poeſie eröffnen ſowohl Ihre Idyllen als die hier aufgeſtellte Reihe von Balladen! und wie werden durch ſolche Beweiſe diejenigen widerlegt, welche behaupten, das Gebiet der Dichtung werde durch den Gang unſrer Bildung immer mehr verengt, und ſei nahe daran erſchöpft zu ſein! Sie haben der Ballade durch die Wahl des Stoffes, durch die Behandlung und ſelbſt durch die erfundenen Silbenmaße ganz neue

Rechte gegeben, und für alles bisher vorhandene in dieſer Gattung iſt ein anderer Maßſtab gefunden, ein neuer Geſichtspunkt gegeben. Bei Gelegenheit habe ich einmal Bürgers Balladen wieder geleſen, und unter andern ſtarke Zweifel gegen ihre durchgängige Volksmäßigkeit bekommen. Ich glaube nämlich, es läßt ſich eine poſitive Popularität, und eine negative unterſcheiden. Von der erſten, die eigentlich ganz entbehrlich iſt, hat Bürger nur allzu viel; (ich rechne dahin: ‚Herr Marſchall, was haun wir das Leder uns wund‘ u. dergl.) gegen die letzte aber, die in bloßer Enthaltung beſteht, ſcheint er mir oft durch das Beſtreben nach Stärke und Lebendigkeit der ſinnlichen Darſtellung, auf die er meiſtens ſein ganzes Vertrauen ſetzt, zu verſtoßen. Die alte ſpaniſche, engliſche und däniſche Romanze oder Ballade tut ja in dieſem Stücke immer lieber zu wenig als zu viel und überraſcht durch die große Wirkung bei ſcheinbar geringen Mitteln.

Ich habe dieſen Sommer auch noch fleißig gedichtet: Sie werden mich mehrmals im Almanach finden. Ich gehöre zu den Leuten, die Luſt zum Spazierengehen bekommen, wenn das Tor eben geſchloſſen werden ſoll; erinnern Sie ſich noch, wie Sie mich einmal vorigen Herbſt auf dem Garten zum Dichten ermunterten und ſagten: man rechne bei dem Almanach auf nichts, was nicht vor dem Schluſſe des Jahres fertig wäre? — Seit vielen Jahren fühlte ich mich nicht ſo dichteriſch geſtimmt als grade jetzt. In früheren Zeiten, als Knabe noch, hatte ich eine unſägliche Leichtigkeit, die freilich mit dem immer regen Nachbildungstriebe zuſammenhing. Seit ich in das männliche Alter trat, waren die Forderungen, die ich an mich machte, mit der Schwierigkeit ſie zu realiſieren, immer in einem ſolchen Verhältniſſe, daß es mir einen Entſchluß koſtete etwas zu unternehmen. Das Mechaniſche der Ausführung habe ich freilich durch ſo mancherlei Übungen zu ſehr in meine Gewalt bekommen, als daß es mich aufhalten könnte. Nur über die Anlage wurde es mir ſchwer mit mir eins zu werden: aber ich ſehe, wieviel man auch hier durch einige gelungene Anſtrengungen an Sicherheit und Selbſtändigkeit gewinnt;

und ich hatte jetzt mehrmals das Gefühl wie gegen dieſe freitätigſte aller Beſchäftigungen des Geiſtes jede andre ihren Reiz verlieren muß. Leider verhindern mich ganz heterogene Arbeiten dieſer günſtigen Stimmung nachzuhängen.

Ein Gedicht von mir über und wider die Wegführung der Kunſtwerke aus Rom wird Ihnen vielleicht wegen des Gegenſtandes keinen ſonderlich erfreulichen Eindruck machen — und ich wünſchte wirklich, die Begebenheiten hätten keinen Stoff zu einem ſolchen Gedichte gegeben. — Haben Sie vielleicht einen Aufſatz von Röderer geleſen, worin er die Gründe gegen die Wegführung auf das Bündigſte zuſammengedrängt hat, der vor ziemlicher Zeit im Journal de Paris und ſeitdem, wo ich nicht irre, in der Minerva überſetzt geſtanden? Es nannte jemand neulich dieſen unbeſtechlichen Schriftſteller einen überfranzöſiſchen Kopf, und ich würde ſchon nach dieſem einzigen Aufſatze ſo urteilen.

Ich habe mich auch an eine Romanze gewagt, und zwar, ohne von den Kranichen des Ibykus zu wiſſen (welches mir die ſchönſte von Schillers Balladen ſcheint) einen Gegenſtand gewählt, der Pendant dazu macht, obgleich in einem ganz entgegengeſetzten Farbentone, die Geſchichte vom Arion. Ich bin äußerſt begierig Ihr Urteil darüber zu erfahren. Was wohl eine Geſchichte für Beſchaffenheiten haben muß, um zu einer Ballade zu taugen? Denn auf die glückliche Wahl des Stoffes kommt doch hier wohl vorzüglich viel an. Ich bin mit meinen Gedanken darüber noch nicht viel weiter gekommen, als daß dieſe Dichtart immer etwas wunderbares zu verlangen ſcheint; grade nicht immer ein eigentliches Wunder — obgleich die alte engliſche, ſchottiſche und däniſche Ballade gar zu gern in die Geiſterwelt hinüberſchreitet, — aber doch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden, oder ein Wunderbares der Geſinnung. — Sobald ich einmal wieder Zeit habe, werde ich Jagd auf paſſende Geſchichten machen, auch auf morgenländiſche. Da Sie mit der indiſchen Ballade vorgegangen ſind, ſo denke ich, wird die Dichtart die Reiſe um die Welt machen, und vielleicht einmal in Madagaskar die verwieſenen Deputierten beſuchen. —

Bei Gelegenheit der Gedichte für den Almanach habe ich mit Schiller mehrere Briefe gewechſelt; er hat mir auch auf ein paar andre Gedichte lebhaft ſeinen Beifall bezeugt, auf meine letzte Sendung aber mit dem Arion, den er indeſſen ebenfalls eingerückt, habe ich gar keine Antwort von ihm bekommen, ich weiß nicht aus welchem Grunde. Soviel ich weiß, hat noch niemand hier dieſe Entfernung bis jetzt bemerkt: doch hat es mich einige Male in Verlegenheit geſetzt, daß ſich Leute an mich gewandt haben, in der Vorausſetzung ich ſähe Schillern häufig. Ich konnte jetzt keinen Schritt zur Annäherung weiter tun, wenn Sch. nicht meinen Eifer zu ſeinem Alm. beizutragen dafür genommen hat. Es ſollte mir leid tun, wenn ich die Hoffnung aufgeben müßte, dieſes unverſchuldete Mißverſtändnis wieder ausgeglichen zu ſehen, weil ich es alsdann mir ſelbſt ſchuldig wäre, meine Sachen nicht mehr in Inſtitute zu geben, die Sch. herausgibt; ſo ungern ich mich von der guten Geſellſchaft ausſchließen würde.

Wir haben hier verſchiedentlich intereſſanten Beſuch von Fremden gehabt: daß der Rittmeiſter von Funk hier war, werden Sie vielleicht wiſſen; Hr. von Hardenberg aus Weißenfels hat einige Male einen Tag bei uns zugebracht. Sie werden ihn hier oft geſehen haben, aber ich weiß nicht, ob Sie je näher ins Geſpräch mit ihm gekommen ſind. Er iſt für uns ein äußerſt intereſſanter Mann, und die ſchwärmeriſche Wendung, die ihm der Tod ſeiner jungen Geliebten, des Fräuleins von Kühn, gegeben hat, macht ihn noch liebenswürdiger, da ein ſo ausgebildeter Geiſt ſie unterſtützt, oder ihr das Gegengewicht hält. Seine Schwermut hat ihn mit doppelter Tätigkeit in die abſtrakteſten Wiſſenſchaften geſtürzt: ſeine innre Unruhe verrät ſich dabei durch die Menge und Neuheit ſeiner eigentümlichen Anſichten. — Er verläßt jetzt dieſe Gegend, um nach Dresden und von da nach Freiberg zu gehen. Von meinem Bruder aus Berlin haben wir recht angenehme Nachrichten. Wie es ſcheint, wird er ſehr in Geſellſchaften gezogen, doch beteuert er, daß er immer ſehr fleißig iſt, und die Griechen nicht vergißt. Doch wird auf Michaelis noch nichts davon, ich

denke dagegen, auf Oſtern alles erſcheinen. — Am zweiten Bande meines Shakeſpeare wird ſtark gedruckt, er muß nächſtens fertig ſein. Bei dem zweiten Stücke hat mir die Proſa, worin es des großen Teils geſchrieben iſt, viel Not gemacht, beinah ſoviel als die verſifizierten Stellen; wenigſtens hat die alte Überſetzung dabei eine ebenſo ſtarke Umformung erleiden müſſen. Dieſe Zeit her habe ich viel für Fiorillos Werk gearbeitet, beſonders die Artikel von Leonardo da Vinci und

Michel, più che mortal, Angel divino. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſte [107]

Berlin, November 1797

An Auguſte Sie.

Das Gemüt, liebſte Sie, iſt das Innerſte an einem Menſchen, was übrig bleibt, wenn man die Schalen und Hülſen abſtreift; es iſt der feinſte Geiſt der Seele, und die zarteſte Seele des Geiſtes. Wenn Du die Erklärung davon verſtehn könnteſt, ſo würdeſt Du gar nicht mehr danach fragen; alſo kann ſie Dir doch nichts helfen.

Ich habe Anteil an Deiner Betrübnis wegen Gotters Nichtkommen genommen, die nun wahrſcheinlich längſt vorbei iſt. —

Schreib mir nur bald wieder, daß es vortrefflich mit Deinem Griechiſch, und ſchicke Herodot. . . .

Ich hoffe immer noch, daß Du mit nach Berlin kommſt. Beſteh nur darauf. Koſten macht es nicht im mindeſten mehr. Es iſt hier viel Merkwürdiges für Dich zu ſehn und zu hören; und gefallen ſoll Dirs auch wohl. Davor will ich ſchon ſorgen. Wirſt Du Dich nicht auch etwas freuen, mich wieder zu ſehn? —

Die Liebeskind iſt ja recht lange in Jena geweſen. . . . Sie hat ſich ſehr in Unkoſten geſteckt, und der Herz einen langen Brief voll Lob über die Mutter geſchrieben. Ehedem hätte ſie

nur ihren Kopf gekannt, nun ehre und liebe ſie auch ihr Herz; und was des abgeſchmackten Zeugs mehr iſt.

Lebe wohl, liebſte Sie, und vergiß nicht

Deinen treuen
Ich

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [108]

... Das Stück [Romeo und Julia] iſt voller Leben, voller Bedeutung, aber doch auch ſo einfach — es ſind keine Rätſel darin zu löſen. Der Charakter des Mönchs hat Tiefe, ohne Geheimnis. Kein Heiliger, ein würdiger, ſanft nachdenkender Alter, ein edel betrachtender Geiſt, faſt erhaben in ſeiner vertrauten Beſchäftigung mit der lebloſen Natur, und äußerſt anziehend, pikant (wenn Du erlauben willſt) durch ſeine ebenſo genaue Bekanntſchaft mit dem menſchlichen Herzen. Seine Kenntnis desſelben iſt mit einer fröhlichen, ja witzigen Laune gefärbt. Er hat einen ſchnellen Kopf, ſich in den Augenblick zu finden und ihn zu nutzen, mutig in Anſchlägen und Entſchluß, fühlt er ihre Wichtigkeit mit menſchenfreundlichem Ernſt. Von ſeinem Orden ſcheint er nichts zu haben, als ein wenig Verſtellungskunſt und phyſiſche Furchtſamkeit — er iſt frei von Herrſchſucht, und ſetzt ſich ohne Bedenken aus, um etwas Gutes zu ſtiften, iſt freimütig und Herr ſeiner ſelbſt in einer Gefahr, der er nicht mehr entrinnen kann. Es iſt ſonderbar zu ſagen, aber es gibt nichts liebenswürdigeres als dieſen Mönch, und die erſte Szene in der er auftritt dient dazu, uns eine achtungswürdige Gewalt in ſeinem Weſen fühlen zu laſſen, die jenen Eindruck durch Verehrung ſtärkt. Er tut was die jungen Leute haben wollen, aber er ſcheint uns nicht ihrem Ungeſtüm, ſondern der beinah heiligen Empfindung, der Erfahrung von dem was Leidenſchaft iſt, nachzugeben. Er tut an Julien eine Forderung wie an eine Heldin, er mahnt ſie zur Standhaftigkeit in der Liebe, wie an eine hohe Tugend, und ſcheint vor-

her zu wiſſen, daß er ſich nicht in ihr betrügen wird — in der ſich zur Leidenſchaft ſchon die reine gewiſſenhafte — die fromme Treue der Gattin geſellt. — Julie iſt nichts wie Liebe, und doch wär es unmöglich ſie nur für ein glühendes Mädchen zu nehmen, das zum erſtenmal erwacht, und gleichviel auf welchen Gegenſtand verfällt. Dieſe beiden ſcheint wirklich ihr guter Geiſt ſich einander zugeführt zu haben — ſie treffen ſich in einem Blick, und jedes nächſte Wort iſt wie dieſer Blick. Man glaubt mit ihnen, daß hier keine Täuſchung ſtattfinden kann. Selbſt Romeos Flatterhaftigkeit gibt uns keinen Zweifel — es iſt als wäre ſeine erſte Anhänglichkeit nur ein Geſicht der Zukunft geweſen, ein Traum ſeiner Phantaſie, ihn vorzubereiten. Und ob wir gleich an beiden nichts ſehn wie ihre Leidenſchaft, ſo zeigt ſie ſich doch ſo, daß ſie auf eine edle Beſtimmtheit der Seele ſchließen läßt. Zürnt nicht mit Julien, daß ſie ſo leicht gewonnen wird — ſie weiß von keiner andern Unſchuld als ohne Falſch dem mächtigen Zuge zu folgen. In Romeo kann nichts ihre Zartheit, und die feinen Forderungen eines wahrhaftig von Liebe durchdrungnen Herzens zurückſcheuchen und beleidigen. Sie redet frei mit ſich und ihm, ſie redet nicht mit vorlauten Sinnen — ſondern nur laut, was das ſittſamſte Weſen denken darf. Der heißen Italienerin verzeiht man die Lebhaftigkeit der Vorſtellung. Von dem Augenblick an, da ſie ſeine Gattin wird, iſt ihr Leben an das ſeinige gefeſſelt; ſie hat den tiefſten Abſcheu gegen alles was ſie abwendig machen will, und ſcheuet gleich die Gefahr entweihet oder ihm entriſſen zu werden. Da ſie gezwungen wird ſich zu verſtellen, tut ſie es mit Standhaftigkeit, und deswegen ohne Gewiſſenszweifel, weil ſie ihre Eltern nach ſolcher Begegnung nicht ſehr achten konnte. Ihren Monolog halt ich für einen von Shakeſpeares Meiſterzügen, die ohne Flecken ſind. Erſt der Schauer ſich allein zu fühlen, faſt ſchon wie im Grabe — das Ermannen — die Überlegung, der ſo natürliche Argwohn, und wie ſie ihn heldenmütig, mit einer Seele über alles Arge erhaben von ſich weiſt — größer wie der Held, der wohl nicht ohne Oſtentation die Arznei austrank. . . .

. . . Die Hufland hat vorgeſtern faſt die ganze Rolle der Julie aus Gotters Oper geſungen; die Muſik iſt ſehr edel nach meinem Gefühl. In die Oper ſelbſt iſt nichts vom Geiſt des Originals übertragen. Die Liebenden kommen mir immer wie Julie und St. Preux darin vor — die ſich — Mad. de Staël mag es anders ſagen — ein wenig nach Grundſätzen liebten. Shakeſpeares Julie iſt ſo jung, ſo aufrichtig glühend. Dort haben wir eine moraliſche, hier eine romantiſche Leidenſchaft. Darin gleicht Romeo dem St. Pr., daß er ſeinen Schmerz nicht verhehlen und nicht bemeiſtern kann. Wer aber würde dieſes auch von dem Jüngling fordern? Was dem Manne ziemt, weiß der Mönch wohl, aber auch, daß er in die Luft redet und nur die Amme erbauen wird, doch vergingen darüber einige Minuten, in denen ſich der Verzweifelnde ſammeln und dann auf den reellen Troſt des Tröſtenden horchen konnte, der ihm eine Julia zuſagt, wies die Philoſophie nicht konnte. Romeos milde Feſtigkeit wird bei andern Gelegenheiten ſichtbar. Seine Tapferkeit ſucht keinen Streit, auch ohne Liebe ſcheint er über den Haß hinaus zu ſein — dieſe läßt ihn eine Beleidigung verſchmerzen. Der Tod des edlen Freundes nur waffnet ſeinen Arm.

Im erſten Ausbruch von beider Verzweiflung ſind unſtreitig — wir mögens uns ſo ſanft vorſagen wie wir wollen, lieber Freund — einige Shakeſpeareſche Härten und Unſchönheiten — aber dagegen iſt es auch wieder himmliſch, wie in dem Abſchiedsauftritt die Freuden der Liebe den wilden Kummer gebrochen haben — wie wehmütig, hoffnungsvoll und unglückahndend zugleich ſie aus ihnen ſpricht. Du wirſt nicht unterlaſſen zu bemerken, daß in dieſem Auftritt ganz vorzüglich die poetiſche Schönheit mit dem einfachſten Ausdruck eines zerriſſnen Gemütes verſchmolzen iſt. Die erſte Unterredung im Garten hat einen romantiſchern Schwung, aber ſie hat auch ebenſolche Ausdrücke der innigſten Zärtlichkeit, wie ſie unmittelbar dem Herzen und der von Liebe erfüllten Phantaſie entſchlüpfen.

Romeo iſt nicht mehr niedergeſchlagen — die Hoffnung, die blühende jugendliche Hoffnung hat ſich ſeiner bemächtigt — faſt fröhlich wartet er auf Nachricht. Er nennt das ſelbſt nachher den letzten Lebensblitz. Dergleichen Züge gehören ganz Shakeſpeare. Ich weiß niemand, der ihm darin ähnlich wäre — das ſind ſolche, womit er die Seelen der Menſchen umwendet. — Was Romeo nun hört, das verwandelt auch wie ein Blitz ſein Inneres — zwei Worte — und er iſt zum Tode entſchloſſen, entſchloſſen in die Erde hinabzuſteigen, die ihn kaum noch ſo ſchwebend trug.

Den nächſten Auftritt ſind ich ſehr gut, auch nicht etwa das Ganze unterbrechend. Hier iſt eine Spur vom Ton des Hamlet — der könnte ſo geendet haben, wenn er Gift zu kaufen nötig gehabt hätte.

Laß Romeos letzte Szene für ſich ſelbſt reden — merke nur an, wie verſchieden die Totenfeier des treuen Bräutigams von der des Geliebten iſt, wie gelaſſen er ſeine Blumen ſtreut. Und dann, daß Romeos Edelmut auch hier hervorbricht, wie ein Strahl aus düſtern Wolken, da er über dem in Unglück verbrüderten die letzten Segensworte ſpricht. Ich kann deswegen auch nicht fragen, war es nötig, daß dieſe gute Seele hingeopfert wurde, und Romeo noch einen Menſchen umbringt? Paris iſt eine durchaus notwendige Perſon im Stück — und eine ſolche, denen im Leben und Sterben wohl iſt. — Von einer gewiſſen Ökonomie (vortrefflicher) neuerer Stücke — Leſſings Stücke ſind ſo eingerichtet — wo alles überflüſſig ſcheinende erſpart wird, und auch oft Perſonen nur erwähnt, nicht dargeſtellt werden, wo jedes ſo genau berechnet iſt, daß kein Wort wegfallen darf, ohne Nachteil des Ganzen, wußte Sh. freilich nichts. Er war ſo freigebig wie die Natur, der man zuweilen auch müßige Rollen und unnötige Begebenheiten vorwerfen möchte. — Es iſt viel, daß er Roſalinden nicht erſcheinen läßt, da es ihm auf einen mehr oder weniger gar nicht ankommt. — Vielleicht könnte Roſalinde ganz wegfallen, ohne Schaden des Stücks. Und doch pflegt man, je tiefer man in den Gang eines Shakeſpeareſchen Stücks eindringt, deſto mehr Harmonie und Notwendig-

keit, ſo daß man ſich zuletzt nichts nehmen laſſen mag, zu entdecken (Cimbelyne wird dieſe Freude ſchwerlich gewähren; es iſt wenig Zuſammenhang darin, nur die Ausführung einzelner Sachen ſchmelzend ſchön).

Die Geſchichte, die Fabel iſt nicht ſein eigen, heißt es oft. Der Geiſt iſts immer. Der rohe Plan, und der Geiſt, wie ich hier immer den feinern Plan nennen will, ſind ſehr verſchieden. So wie Hamlet jetzt iſt, iſt er Sh. eigenſte Schöpfung (wie wir längſt wiſſen). Ich bilde mir ein, es iſt eher vorteilhaft für das Genie, nicht ſtets zugleich zu erfinden und auszuführen. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen Stoffes zu Schönheiten Anlaß geben, indem das weniger Zuſammenhängende in dem was der Dichter vorfindet durch die Behandlung erſt wahre Einheit gewinnt? und dieſe, wo ſie ſich mit ſcheinbaren Widerſprüchen zuſammen findet, bringt den wundervollen Geiſt hervor, dem wir immer neue Geheimniſſe ablocken, und nicht müde werden, ihn zu ergründen. (Wenn Ihr Euch nur verſteht, ich begreif es recht gut). Ich entſinne mich nicht der Legende von Hamlet, aber vermutlich war das Ende wie im Trauerſpiel, daß der Zufall die Rache übernimmt mehr wie Hamlet. Und wem ſind wir dann den Hamlet ſchuldig? — Im Romeo fand Sh. weit mehr Stoff vor, und iſt ihm ſehr treu gefolgt, aber wie iſt er ſein eigen geworden. Die Charaktere helfen der Geſchichte nach und bringen die lebendigſte Wahrſcheinlichkeit hinein. — Die Heftigkeit des Vaters, das Gemeine im Betragen beider Eltern iſt ſehr anſtößig, allein es rettet Julien von dem Kampf zwiſchen Leidenſchaft und kindlicher Liebe, und von allem Tadel. Jener wäre hier gar nicht an ſeiner Stelle geweſen (wie er es allerdings in dem moraliſchen Liebeshandel der nouvelle Heloise war). Dieſer bleibt nun lediglich Johnſons Strenge überlaſſen (denk an die Note). Das muß ich ſagen, alle Schimpfwörter des Vaters ſind mir nicht ſo anſtößig als der Mutter Wort: I would the fool were married to her grave. So was überſetzt' ich nun ſo gern weg. Iſt es nur ein pöbelhaft gedankenloſer Ausdruck, warum ſollte mans nicht tun dürfen?

Selten wird ſich ſolch eine Gelegenheit zur Untreue finden. In Margarethens Munde (King Richard III.) will ich keinen Fluch unterdrücken, und auch Lady Macbeth mag ſagen: ich weiß wie ſüß es iſt, ein Kind an eigner Bruſt zu tränken ꝛc., ſtatt — ich habe keine Kinder ꝛc. Aber Mißlaute wie jener, wo ſonſt alles ſo harmoniſch iſt, tun weh.

Den Merkutio und die Amme, die man auch ihrer eignen ſchwatzhaften Zunge überlaſſen kann, magſt Du allein behalten.

Und ob Romeo und Julie ein Trauerſpiel iſt, mögt Ihr beiden ausmachen.

Friedrich Schlegel an Caroline [110]

Berlin, November 1797

Wenn ich doch nur mehr ſchreiben könnte, liebe Caroline! Es geſchähe ſo gerne. — Sie müſſen nicht übel nehmen, daß ich nun in dem Gedränge von allem, was ich eigentlich ſchreiben wollte und ſollte, jetzt immer dem den Vorzug gebe, was das Journal betrifft. — Schreiben Sie mir doch ja, alles was Sie für ſich dazu zu tun denken, auch noch ehe Sie fixiert ſind. Ich rate Ihnen dann ſo gut ichs weiß. Raten auch Sie mir, und überlegen Sie alles was ich von meinen Arbeiten und Projekten dafür ſchreibe, recht kritiſch und gründlich. — Beſonders aber auch das, was Wilhelm tun kann und will, befördern Sie durch Ihre Teilnahme. Wenn er meinen Vorſchlag wegen der neueſten lyriſchen Gedichte des Meiſters eingeht: ſo können Sie ihm gewiß ſehr viel dazu helfen. — Laſſen Sie ſich weder Wilhelms Treiben noch ihre Arbeitsſcheu den Gedanken verleiden, ſelbſt Beiträge zu geben. Wenn Sie dies aber auch nicht gleich können oder wollen, ſo bleibt Ihnen doch ſchon viel übrig — durch Teilnahme und Rat unſern Eifer zu verdoppeln und zu berichtigen. —

Ich habe immer geglaubt, Ihre Naturform — denn ich glaube jeder Menſch von Kraft und Geiſt hat ſeine eigentümliche —

wäre die Rhapsodie. Es wird Ihnen vielleicht klar, was ich damit meine, wenn ich hinzusetze, daß ich die gediegene, feste, klare Masse für Wilhelms eigentliche Naturform, und Fragmente für die meinige halte. — Ich habe wohl auch Rhapsodien versucht und W. kann gewiß sehr gute Fragmente machen, aber ich rede nur von dem was jedem am natürlichsten ist. Man erschwert sichs gewiß sehr, wenn man, besonders bei wenig Übung, eine Form wählt, die einem nicht natürlich und also nur durch große Kunst und Anstrengung erreichbar ist. — Sollten Sie jemals einen Roman schreiben: so müßte vielleicht ein andrer den Plan machen, und wenn nicht das Ganze aus Briefen bestehn sollte, auch alles darin schreiben, was nicht in Briefen wäre. — Sie können wohl Fragmente sprechen und auch in Briefen schreiben: aber sie sind immer grade nur in dem, was ganz individuell und also für unsern Zweck nicht brauchbar ist. — Ihre Philosophie und Ihre Fragmentheit gehen jede ihren eignen Gang. — Sein Sie also ja vorsichtig bei der Wahl der Form, und bedenken Sie, daß Briefe und Rezensionen Formen sind, die Sie ganz in der Gewalt haben. An den Briefen über Shakespeares komischen Geist schreiben Sie doch auch mit, wenn der Vorschlag akzeptiert wird? —

Was sich aus Ihren Briefen drucken ließe, ist viel zu rein, schön und weich, als daß ich es in Fragmente gleichsam zerbrochen und durch die bloße Aushebung kokett gemacht sehn möchte. Dagegen denke ich, es würde mir nicht unmöglich sein, aus Ihren Briefen eine große philosophische Rhapsodie zu — diaskeuasieren. Was meinen Sie dazu? — Das wäre etwas für den Sommer, wenn ich wieder bei Ihnen bin: denn ich bin sehr geneigt mit Euch zu ziehn und im Sommer vollends bei Euch zu bleiben: dagegen aber auf den Winter wieder hierher zurückzukehren. — Was mir auf die Länge jetzt noch in Jena sehr fehlen würde, sind Bücher, die ich hier haben kann, wie ich wünsche, und die ich dort ganz entbehren muß. Wenn ich mich schon in Muße hinsetzen dürfte und einen meiner Romane ausführen, so wäre es etwas anders. Doch würde ich auch dabei homogene Lektüre

brauchen. — Es freut mich ſehr, daß W. mich wieder zu ſich wünſcht, und wie haben Sie glauben können, daß ich einer Einladung widerſtehen könnte, die nur meinem Wunſche entgegenkam?

Was Sie mir von Auguſten ſchreiben, freut mich ſehr. Nur das nicht, daß Sie ſie nicht mitbringen wollen. — Singen kann ſie hier ſo gut lernen, wie irgendwo. Vielleicht könnte ich ihr Zutritt in der Faſchiſchen Singakademie verſchaffen, wo ſie Vokalmuſik hören würde, wie man ſie ſelbſt in Dresden gar nicht hat. So oft Ihr in Geſellſchaften gingt, wo ſie nicht Luſt hätte, oder Sie nicht gut fänden, daß ſie mitginge, könnte ſie mit mir ins Theater gehn. Ich verſpare das abſichtlich auf die Zeit und bin ſeit einem Vierteljahr nicht dreimal drin geweſen. — Oder ſie kann auch Griechiſch mit mir leſen. — Ich bitte Sie recht ſehr es zu überlegen. Mit der Unſchuld, da iſt nichts. Erſtlich kann Auguſte Berlin ſehen und unſchuldig bleiben. Wenn die Unſchuld aber darin beſteht, daß man immer an demſelben Fleck klebte: ſo iſt Auguſte, die ſchon ſo vieler Menſchen, Städte und Sitten geſehn hat, ein weiblicher Odyſſeus, nicht mehr unſchuldig, und hat alſo nichts mehr zu verlieren. — Im Ernſt, ich dächte es könnte ein kleiner Beitrag zu der Art von Bildung, die ihr nächſt dem Beiſpiel doch auch etwas der Zufall gegeben hat, und die ſie ſo ſehr von andern Mädchen ihres Alters unterſcheidet, ſein, Berlin zu ſehn. — Und dann, denken Sie nicht an die Trennung? . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [111]

Berlin, 28. November 1797

. . . Von Schleiermacher kannſt Du Dir leicht eine unrichtige Vorſtellung aus den hingeworfenen Worten von mir gebildet haben. Was aber das Paradoxe betrifft, bin ich nicht Deiner Meinung, und ich glaube die Erfahrung ſetzt es außer Zweifel, daß nur die mittlern Grade der Paradoxie unpopulär ſind, die höchſten aber wieder abſolut populär. Siehſt Du nicht,

daß ſchon Fichte wieder populär wird? Daß ſeine Paradoxie und ſeine Popularität in gleichem Verhältniſſe zunehmen? — Daß Schleiermacher Popularität haben kann, iſt ein Faktum. So haben mir viele Philiſter ihn als einen ſehr guten Prediger gerühmt. Denke Dir ja nicht, daß ſeine Paradoxie ſo mit der Türe ins Haus fällt, wie meiſtens meine. Es iſt ihm überall ein gewiſſer leiſer Gang eigen, worin er mit Hülſen große Ähnlichkeit hat, den er aber an dialektiſcher Kraft weit übertrifft, die recht Fichtiſch bei ihm iſt. — Er liebt auch die kühnen Kombinationen, worin er aber weit mehr Hardenberg als mir gleicht. Vor der Hand kann er wohl nichts ſchreiben als Rhapſodien; aber in dieſen hat er auch, was mir in dieſer Gattung eigentlich das Höchſte zu ſein ſcheint, den großen Wurf und den unaufhaltſamen Strom. — Aber ſchreiben! Ach lieber Freund, Du darfſt leider nicht beſorgen, daß er zu viel tätigen Anteil an unſrer Sache nehmen würde! Denn das iſt ſein Hauptfehler, daß er kein rechtes Intereſſe hat, etwas zu machen, obgleich ers kann; aber hier gilts: denken iſt leichter als machen. Ich treibe und martre ihn alle Tage, wo ich ihn ſehe. —

Was er uns geben kann, iſt freilich ſehr beſchränkt; aber ich weiß, daß es auch in ſeiner Art vortrefflich ſein wird. Was ich von ihm außer den Beiträgen zu meinen Annalen der Philoſophie vor der Hand erwarte, iſt bloß eine Rezenſion von Kants Metaphyſik der Sitten. Sie wird gewiß an Gründlichkeit und Strenge ihresgleichen ſuchen und gewiß eine ungemeine Popularität haben, d. h. großen und allgemeinen Effekt. Daher wünſchte ich ſehr, daß ich ſie noch zeitig genung erhielte zu den beiden erſten Stücken, da ſie allerdings zu dem eclat, mit dem wir auftreten müſſen, auch das ihrige beitragen könnte. Da ich ſehr viel mit ihm darüber geſprochen und auch ein bedeutendes Stück, was dazu gehört, geſchrieben geleſen habe, ſo wirſt Du meinem Urteil wohl etwas trauen dürfen.

Schleiermacher iſt ein Menſch, in dem der Menſch gebildet iſt, und darum gehört er freilich für mich in eine höhere Kaſte. (Tieck

z. B. iſt doch nur ein ganz gewöhnlicher und roher Menſch, der ein ſeltnes und ſehr ausgebildetes Talent hat.) Er iſt nur drei Jahr älter wie ich, aber an moraliſchem Verſtand übertrifft er mich unendlich weit. Ich hoffe noch viel von ihm zu lernen. — Sein ganzes Weſen iſt moraliſch, und eigentlich überwiegt unter allen ausgezeichneten Menſchen, die ich kenne, bei ihm am meiſten die Moralität allem andren. . . .

Novalis an Auguſt Wilhelm Schlegel [112]

Weißenfels, 30. November 1797

Erſt jetzt hab ich mich von Hemſterhuys trennen können. Bis jetzt hat ſich auch meine Reiſe verzögert. Morgen geh ich von hier ab und gerade nach Freiberg. In Dresden denk ich Weihnachten zu ſein. Nach Berlin hab ich geſchrieben. Nun da ich zur Ruhe komme, hoffe ich nach Berlin und Jena fleißiger zu ſchreiben. Der Rezenſent Ihres Shakeſpeare iſt ein gutmeinender Menſch. Seine Rezenſion iſt aber wahrhaftig keine Poeſie. Was hätte ſich nicht über Ihren Shakeſpeare, beſonders in Beziehung auf das Ganze, ſagen laſſen. Er iſt unter den Überſetzungen, was ‚Wilhelm Meiſter‘ unter den Romanen iſt. Gibts denn ſchon eine ähnliche? Solange wir Deutſchen überſetzen, ſo national dieſer Hang des Überſetzens iſt, indem es faſt keinen deutſchen Schriftſteller von Bedeutung gibt, der nicht überſetzt hätte und wahrlich darauf ſoviel ſich einbildet als auf Originalwerke — ſo ſcheint man doch über nichts unbelehrter zu ſein als über das Überſetzen. Bei uns kann es zur Wiſſenſchaft und zur Kunſt werden. Ihr Shakeſpeare iſt ein trefflicher Kanon für den wiſſenſchaftlichen Beobachter. Außer den Römern ſind wir die einzige Nation, die den Trieb des Überſetzens ſo unwiderſtehlich gefühlt und ihm ſo unendlich viel Bildung ſchuldig ſind. Daher manche Ähnlichkeit unſrer und der ſpätrömiſchen literariſchen Kultur. Dieſer Trieb iſt eine Indikation des ſehr hohen, urſprüng-

lichen Charakters des deutschen Volks. Deutschheit ist Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt. Nur für uns sind Übersetzungen Erweiterungen gewesen. Es gehört poetische Moralität, Aufopferung der Neigung dazu, um sich einer wahren Übersetzung zu unterziehen. Man übersetzt aus echter Liebe zum Schönen und zur vaterländischen Literatur. Übersetzen ist so gut dichten, als eigne Werke zustande bringen — und schwerer, seltner.

Am Ende ist alle Poesie Übersetzung. Ich bin überzeugt, daß der deutsche Shakespeare jetzt besser als der englische ist. Auf den ‚Hamlet' freue ich mich wie ein Kind. Ich möchte wissen, ob ich recht oder unrecht hätte. Sind nicht ‚Hamlet' und ‚Elektra' Pendants? Meinem Gefühl nach scheidet sich griechische und moderne Poesie hier äußerst anschaulich. Sie müssen wissen, ich habe zeither Sophokles und Shakespeare, beide in den schlechten Übersetzungen, wechselweise gelesen. Leben Sie wohl und behalten Sie beide mich ein bißchen lieb. Auch Augusten meinen Gruß. Bald mehr.

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [113]

. . . Man hat bisher immer Briefe zu einer Person: ich läse gar zu gerne einmal eine Korrespondenz von zwei Personen gedruckt. Das wäre eine ganz neue Gattung! — Meine Meinung ist, daß meine Briefe nur Anstoß und Nicht-Ich sein sollten, aber eben nicht stößig noch anstößig. Vielmehr will ich mich Deiner Vorschrift, was Stil, Ton und Kolorit betrifft, so gemäß betragen als ich kann. Denn wenn diese Dinge auch in unsern Briefen sehr verschieden sein müssen, so ists doch nötig, daß die Verschiedenheiten sich einigermaßen gruppieren, und wie mehrere Stimmen oder Instrumente in der Musik harmonieren. — Überlege den Einfall ja recht ordentlich. Da Du meinen Ideenreichtum immer so rühmst, so werde ich Dir ja wohl als Zunder brauchbar sein können. Ich wünsche es auch vorzüglich darum,

weil ich glaube, daß Du Deine Ideen in Briefen an mich pikanter und frecher ausdrücken wirſt, als in einer Diſſertation. Und für dieſen Stoff könnte das doch wohl ſehr vorteilhaft ſein! — Da wir nun bei dieſem Aufſatze beide Mitarbeiter wären, ſo könnten wir für dieſe und ähnliche Fälle unſer Direktorium an Caroline übertragen. — Was mich beſonders dabei intereſſieren würde, wäre die Symphiloſophie, *το συνχαριτιζειν*. Erſtlich an ſich iſt es jetzt eine Lieblingsidee von mir; dann mit Dir; endlich in den Parzen, von denen ich wünſche, daß wir bei der Organiſation und Konſtitution nicht bloß nach der höchſtmöglichen Freiheit, ſondern auch nach der größten Gemeinſchaft ſtrebten. Durch Einheit des Stoffs kann ein Journal wohl eine gewiſſe Einheit erreichen, aber es wird dadurch auch ſicher monoton — und — wenn es nicht ein Brotfach betrifft — unintereſſant, wie es doch ſelbſt bei dem Philoſophiſchen Journal von Fichte verhältnismäßig der Fall iſt. Einheit des Geiſtes würde ein Journal zu einem Phönix ſeiner Art machen. Sie iſt aber gewiß ſehr möglich, wo die Herausgeber auch die Verfaſſer ſind, und wo die Herausgeber leiblich und geiſtlich Brüder ſind. — (Daher wünſche ich auch, und werde es als einen Artikel vorſchlagen, daß keine Art von Stoff oder Form bloß deswegen ausgeſchloſſen ſei; außer die Form, die mit dem Begriff eines Journals ſtreitet — die ſyſtematiſche, Werke oder Stücke von ganzen Werken, die für ſich kein Ganzes ſind.) — Es iſt meine ſchönſte Hoffnung bei dieſem Unternehmen, unſern Geiſt dadurch in recht innige Verbindung zu ſetzen. . . .

Novalis an Auguſt Wilhelm Schlegel [114]

Siebeneichen bei Meißen, 25. Dezember 1797

Auf Ihren lieben Brief hat zum Teil ſchon ein älterer Brief mit der Beilage des Hemſterhuys geantwortet. Die Exekutorialien waren mir ſehr angenehm, weil ich daraus die Gewißheit eines

Unternehmens erſehe, von dem ich mir ſehr viel verſpreche. Meiner Teilnahme, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen und können, ſeien Sie verſichert. Nur muß ich noch einige Friſten mir ausbitten. Ich bin in der Tat jetzt in köſtlichen Unterſuchungen begriffen — aber nur noch einige Zeit — Oſtern ſoll Ihr Bruder manches bekommen. ‚Meiſtern‘ hab ich jetzt ganz beiſeite geſetzt. Dieſe Aufgabe iſt ſo gemiſcht, daß ich ohne eine Menge Vorarbeiten nicht eine Zeile von mir gelten laſſen kann. Dieſer Gegenſtand wird überdem von Fr. Schlegel ganz erſchöpft. Die erſten Stücke Ihres Blatts werden ſo üppig genug ſein — an Stoff, denk ich, wirds nicht fehlen, eher an Platz. Wird es auch ſo mannigfach, daß die eigentlichen Gegenſtände meiner Beſchäftigungen dahin paſſen?

Auf das Gedicht über ‚Hermann und Dorothea‘ in der ‚Lit. Zeitung‘ bin ich ſehr begierig. Heil Ihnen, daß Sie Mahadöh ſo nah ſind. In Freiberg iſt hierin alles leer und kahl — kein fortſtrebender Kopf. Indes ſoll mich Briefwechſel ſchadlos halten. Mit Schelling bin ich ſehr Freund geworden. Wir haben einige köſtliche Stunden ſymphiloſophiert. Mehr davon an Ihren Bruder. Er iſt in der Tat ein äußerſt hoffnungsvoller Menſch — allempfänglich. Etwas ſehr Intereſſantes ſagt er mir über Goethe. Er hält die Odyſſee für Goethes Matrix — den Kommentar für ihn. Seine Poetik wird gewiß merkwürdig — der zweite Teil ſeiner Ideen ſehr *neu* und weit über den erſten, deſſen Schwächen er lebhaft fühlt.

Ihre Schweſter hab ich zweimal verfehlt. Nach den Feiertagen hoff ich Sie zu ſehn. Bei Körners bin ich geweſen — habe alles wahr gefunden, was unter uns darüber gäng und gäbe war. Paradoxerweiſe hat ſie mir noch am beſten gefallen. Sie war ſehr aufgelegt und liebenswürdig. Sein Ausſehn hat mich von ihm au fait geſetzt. Von Ihnen ſoviel wie nichts, lauter Allgemeines und von Schiller und Goethe. Letzterer ſoll einen Prometheus auf dem Ambos haben. Einen herrlichen Geſang der Okeaniden haben ſie gehört. Nach den Feiertagen ſeh ich ſie

wieder — vielleicht Geßlern mit — merkwürdig — als Maximum eines gebildeten Weltmanns. Empfehlen Sie mich Ihrer guten Frau — bald mehr — freilich bin ich wieder ab von der Poesie und ganz in der Natur versunken. Mystische Fragmente sind das vielleicht, was ich anzubieten habe — ein Bogen davon wird des nächsten an Ihren Bruder gelangen. Friede sei mit Ihnen.

Hardenberg

Von Humboldts sen. ‚Charakteristik des Zeitalters' haben Sie wohl nichts gehört? Ich habe bescheidene Zweifel gegen seine Gewachsenheit erregt. Er ist jetzt in Paris.

Novalis an Friedrich Schlegel [115]

Siebeneichen bei Meißen, 26. Dezember 1797

. . . Dein Bruder hat mir einen sehr angenehmen Nachmittag gegönnt. Wir haben bis zur Erschöpfung gesprochen. Die Guten haben mir lebhaft merken lassen, daß ich ihnen etwas wert bin. Von Dir ist sehr viel gesprochen, von Dir, dem hypermystischen, hypermodernen Hyperlyriker. Wir haben uns gemeinschaftlich Deiner Tätigkeit, Deiner Hoffnungen gefreut. Deine Fragmente hatte ich nebst Lessing schon gelesen. Lessing hat mir unter allen Deinen epigrammatischen Dithyramben am besten gefallen. Du bist da an den fruchtbarsten Gegenstand für Dich gekommen — er ist für Dich, was Laudanum für Brown ist — eine Art von Universalmedizin. Du bist dephlogistisierter Lessing. Deine Fragmente sind durchaus neu — echte, revolutionäre Affichen. Manche haben mir bis ins Mark gefallen. Wo wird die Fortsetzung Lessings nach Deinem Bruch mit Reichardt, dessen Urkunde ich noch nicht gelesen habe, erscheinen? ‚Die Geschichte der griechischen Poesie' schicke mir doch, sobald Du kannst, auch bogenweise.

Euer Journal ist lang von mir erwartet. Mit ihm kann eine neue Periode der Literatur beginnen. Meine Teilnahme versprech ich Euch mit Freuden — aber noch Geduld bis Ostern. Du sollst

dann das von mir in Händen haben, was ich zu machen imſtande bin. Es ſind Bruchſtücke des fortlaufenden Selbſtgeſprächs in mir — Senker. Du kannſt ſie dann behandeln, wie Du willſt. Revolutionären Inhalts ſcheinen ſie mir hinlänglich. Freilich bin ich noch zu ſehr jetzt in Vorübungen begriffen. Beweiſe bleib ich ſchuldig. Mancherlei iſt mir ſeit drei Monaten durch den Kopf gegangen. Erſt Poeſie, dann Politik, dann Phyſik en masse. In der Poeſie glaub ich feſten Fuß gefaßt zu haben; denn es ſcheint mir, als ſei ich überall auf Deine Entdeckungen geſtoßen. In der Politik glaub ich nicht ohne Grund au fait zu ſein. Allen, denen ich noch davon geſagt, hat die Wahrheit meiner Sätze einzuleuchten geſchienen. In der Phyſik bin ich noch in der Gärung. Hauptideen glaub ich gefaßt zu haben. Aber hier will ich gleich praktiſch auftreten. Zu einem Traktat vom Lichte iſt vieles fertig. Das Licht wird nur der Mittelpunkt, von dem aus ich mich in mancherlei Richtungen zerſtreue. Die Philoſophie verſtehe ich immer beſſer, je tiefer ich in die übrigen Wiſſenſchaften eindringe. Ich lebe jetzt wirklich recht ſchön, heiter, unaufhörlich beſchäftigt und ganz meiner Dispoſition unterworfen. Daß wir uns ſehn könnten, meine und Deine Papiere gegeneinander auszuwechſeln! Du würdeſt viel Theoſophie und Alchymie finden.

Schelling hab ich kennen gelernt. Freimütig hab ich ihm unſer Mißfallen an ſeinen Ideen erklärt. Er war ſehr damit einverſtanden und glaubt im zweiten Teil einen höhern Flug begonnen zu haben. Wir ſind ſchnell Freunde geworden. Er hat mich zum Briefwechſel eingeladen. Dieſe Tage über werde ich auch an ihn ſchreiben. Er hat mir ſehr gefallen — echte Univerſaltendenz in ihm — wahre Strahlenkraft — von einem Punkt in die Unendlichkeit hinaus. Er ſcheint viel poetiſchen Sinn zu haben. Jetzt iſt er über den Alten. Er findet in der Odyſſee Goethes Mutterboden. Auf das ‚Lyceum‘ hab ich ſeine Aufmerkſamkeit gelenkt.

Körner hab ich jetzt kennen gelernt. Es iſt mir unbegreiflich, daß Du noch ſolange mit ihnen haſt leben können. Für mich

ſchon iſt es ſchwer, nicht bei ihm anzuſtoßen. Sie hat mir, unter den Dreien, noch am beſten gefallen — vielleicht nur den Abend. Wie ich ſie erwartete, fand ich ſie — freilich für Dresden mehr als zu gut. In Dresden würd ich doch oft da ſein, beſonders da ich mir Mühe gebe, mich zu gerieren — nach jedermanns Weiſe. Von Goethe und Schiller hab ich mit ihnen geredet und dann Allgemeines. Für ordinären Witz und einzelne Bemerkungen ſind ſie empfänglich — das Höchſte ſehn ſie nicht. Man befindet ſich bei ihnen, wie man ſich in jeder Geſellſchaft befinden ſollte. Ihre Bildung iſt die notdürftige, die jeder Menſch haben muß. Nach den Feiertagen treff ich vielleicht Geßler einmal dort. Humboldt sen. iſt in Paris — zum Behuf einer Charakteriſtik des Zeitalters. Was ſagſt Du dazu? Der ſchwerfällige Humboldt Mineur dieſes unendlichen Proteus? Goethe hat einen ‚Prometheus‘ vor — und den ‚Fauſt‘.

Dein Bruder hat mir geſchrieben, daß die Kritik von ‚Hermann und Dorothea‘ fertig iſt. Ich bin unbeſchreiblich geſpannt. ‚Hermann und Dorothea‘ iſt für mich erſtaunlich viel. Ich habe mir noch nicht verſtattet, ein Urteil darüber zu fällen, und noch kann ich auch kein Gedicht darüber machen. Deine Schweſter hab ich zweimal nicht getroffen. Nach den Feiertagen denk ich ſie doch zu finden. Ich ſehe baldigen Nachrichten von Dir mit Verlangen entgegen. In Freiberg bin ich ganz iſoliert. Ich bedarf geiſtiger Würze. Dein Bruder, Schelling und Du ſind mir vollkommen genug. Bald mehr — auch zur Probe ein Bogen myſtiſcher Fragmente. Du lebſt prächtig in Berlin, ſoviel ich aus Deinen Briefen in Jena geſchloſſen habe. Schreibe mir doch mehr von Schleiermacher. Am aufmerkſamſten bin ich auf Deine Philoſophie und Deinen Roman. Letzterer iſt mir freilich Rätſel. Du und ein Roman — non credo. Nur ein wenig beſtimmter! Du ſollſt auch von mir beſtimmtere Dinge über meine bisherigen Taten in der Philoſophie erfahren. Hier kann ichs nicht ſo gut — meine Papiere hab ich nicht bei mir, und die Zeit und die Sammlung fehlt. Sobald ich wieder in Freiberg bin, ſollſt Du

einen langen Brief nebſt dem Probebogen erhalten. ‚Meiſters Lehrjahre‘ hab ich jetzt lange nicht angeſehn. Tauſenderlei Neues könnt ich darüber aufſchreiben, wenn ich Zeit hätte. Dein Buch wird mir, denk ich, alle Müh erſparen und mir jede bisherige Mühe reichlich belohnen. Medio Januars komme ich wieder mit Thielemann und Funk in Dresden zuſammen. So gut ich mit ihnen dran bin, ſo gehören ſie doch beide nicht zu meinen echt republikaniſchen Freunden, d. i. mit denen ich gemeine Sache habe. Der letztere hat den meiſten Sinn — der erſtere mehr unterhaltendes Talent. Beide, wie mir dünkt, wirklich brav und freundſchaftsfähig. Lebe wohl, beſter Schlegel, behalte mich lieb. Friede ſei mit Dir.

Novalis an Auguſt Wilhelm Schlegel [116]

Freiberg, 12. Januar 1798

Recht lange hab ich nichts von Ihnen vernommen. Indes bin ich einigemal mit ganzer Seele bei Ihnen geweſen. Ihre vortreffliche Schweſter hab ich bei meinem Aufenthalt in Dresden noch geſehn. — — Sie hat mir bei weitem in Dresden am beſten gefallen. Wir haben von Ihnen geſprochen und wie erfreute mich die Nachricht, die ſie mir mitteilte, von Ihrem beſchloſſenen Aufenthalt in Dresden. Es ſoll mir unbeſchreiblich lieb ſein, Sie ſo nah zu wiſſen und Sie alle in ſo ſeelenvoller Vertraulichkeit zu genießen. Meine Entfernung von einem ſo bildenden Umgang wie dem Ihrigen fühl ich ſehr lebhaft. Was hätt ich nicht drum gegeben, wenn ich neulich bei der Lektüre Ihrer Philoſophie ‚Hermann und Dorothea‘ bei Ihnen hätte ſein können. Sie hat meinen Genuß dieſes ſchönen Gedichts dephlogiſtiſiert. In dieſem hohen Geiſt, womit Sie es umgeben, leuchtet es mit zehnfachem Lichte und ſcheidet ſich in den ſchärfſten Umriſſen von allem, was es umgibt. Einige Stellen haben mich vorzüglich belebt: ‚Beſonnenheit iſt die frühſte Muſe des nach Bildung ſtrebenden Men-

ſchen ꝛc. ꝛc.' Ein treffender Lichtſtrahl auf die frühſte Poeſie! ‚Das Geheimnis der ſchönen Entfaltung' iſt ein weſentlicher Beſtandteil des poetiſchen Geiſtes überhaupt und dürfte im lyriſchen und dramatiſchen Gedicht wohl auch eine Hauptrolle ſpielen, freilich modifiziert durch den verſchiedenen Inhalt, aber ebenfalls ſichtbar als beſonnenes Anſchauen und Schildern zugleich — zweifache Tätigkeit des Schaffens und Begreifens, vereinigt in einen Moment — eine Wechſelvollendung des Bilds und des Begriffs — ein vereinigtes Hinein- und Herauswirken, wodurch in einem Nu der Gegenſtand und ſein Begriff fertig wird.

Ich habe nicht geglaubt, Sie falſch zu verſtehn, wenn ich Ihre Bemerkung über die Liebe ſo nahm, daß Sie die Liebe nicht für einen direkten Zweck, aber wohl für einen indirekten Zweck anſehn. Man verfehlt die Natur der Liebe ganz, wenn man geradezu ſich Liebe zur einzigen Beſchäftigung wählt. Aber wie, wenn alle direkten Zwecke gleichſam Mittel für dieſen indirekten Zweck werden, der ſie alle in einen Punkt vereinigt, der die höhere Einheit aller dieſer niedern Einheiten iſt? Wenn man die Summe aller direkten Zwecke Bildung nennt, ſo könnte man ſagen, der Geiſt dieſer Geſamtheit, der Schlüſſel der Bildung, der Sinn dieſes großen Gegenſtands iſt Liebe.

Ohne Gegenſtand kein Geiſt, ohne Bildung keine Liebe. Bildung iſt gleichſam der feſte Punkt, durch welchen dieſe geiſtige Anziehungskraft ſich offenbart, das notwendige Organ derſelben. Es iſt wie mit der Glückſeligkeit; es iſt eigentlicher Unſinn mit dem ſogenannten Eudämonismus; aber wahrlich bedauernswert, daß man je ſich auf ernſthafte Widerlegungen davon eingelaſſen. In der Tat iſt es keinem nachdenkenden Menſchen in den Sinn gekommen ein ſo flüchtiges Weſen wie Glückſeligkeit zum höchſten Zweck, gleichſam alſo zum erſten Träger des geiſtigen Univerſums zu machen. Ebenſo könnte man ſagen, daß die Weltkörper auf Äther und Licht ruheten. Wo ein feſter Punkt iſt, da ſammelt ſich Äther und Licht von ſelbſt und beginnt ſeine himmliſchen Reigen; wo Pflicht und Tugend — Analoga jener feſten Punkte

— ſind, da wird jenes flüchtige Weſen von ſelbſt ein- und ausſtrömen und jene kalten Regionen mit belebender Atmoſphäre umgeben. Wer alſo nicht jene zu fixieren ſucht, der wird dieſer umſonſt durch alle Räume nachfolgen, ohne ſie zu erreichen, ohne ſie je ſammeln und feſthalten zu können.

Eine höchſt fruchtbare Äußerung dünkt mir die zu Ende über den Rhythmus der Erzählung. Sie ſcheinen zu glauben, daß er ſich zum epiſchen, wie der oratoriſche zum Silbenmaß verhalte. Wenn man ſich nun die Sache ſo dächte: Wenn ſich die Proſa erweitern will und der Poeſie auf ihre Weiſe nachahmen, ſo muß ſie, ſobald ſie ihre gewöhnlichen Gegenſtände verläßt und ſich über das Bedürfnis erhebt, auch die Sitten dieſer höhern Welt annehmen und ſich zu einer ihr ungewohnten Eleganz bequemen. Dennoch bleibt ſie Proſa und alſo auf einen beſtimmten Zweck gerichtet, beſchränkte Rede — Mittel. Sie nimmt nur Zieraten an und läßt ſich einen gewiſſen Zwang des Wohllauts in der Stellung der Wörter und in der Abwechſelung und Bildung der Sätze gefallen. Sie tritt reich geſchmückt und mit Überfluß auf und das höhere Feuer, was ſie durchdringt, verrät ſich durch die fließende Kohäſion ihrer Glieder — ſie iſt ein Strom.

Anders iſt die Poeſie. Sie iſt von Natur flüſſig, allbildſam und unbeſchränkt — jeder Reiz bewegt ſich nach allen Seiten — ſie iſt Element des Geiſtes — ein ewig ſtilles Meer, das ſich nur auf der Oberfläche in tauſend willkürliche Wellen bricht. Wenn die Poeſie ſich erweitern will, ſo kann ſie es nur, indem ſie ſich beſchränkt, indem ſie ſich zuſammenzieht, ihren Feuerſtoff gleichſam fahren läßt und gerinnt. Sie erhält einen proſaiſchen Schein, ihre Beſtandteile ſtehn in keiner ſo innigen Gemeinſchaft — mithin nicht unter ſo ſtrengen rhythmiſchen Geſetzen — ſie wird fähiger zur Darſtellung des Beſchränkten. Aber ſie bleibt Poeſie — mithin den weſentlichen Geſetzen ihrer Natur getreu; ſie wird gleichſam ein organiſches Weſen, deſſen ganzer Bau ſeine Entſtehung aus dem flüſſigen, ſeine urſprünglich elaſtiſche Natur, ſeine Unbeſchränktheit, ſeine Allfähigkeit verrät. Nur die Miſchung ihrer

Glieder iſt regellos, die Ordnung derſelben, ihr Verhältnis zum Ganzen iſt noch dasſelbe. Ein jeder Reiz verbreitet ſich darin nach allen Seiten. Auch hier bewegen ſich nur die Glieder um das ewig ruhende, eine Ganze. Wir nehmen *das Leben* oder *den Zuſtand des Geiſtes* — dieſe unbewegliche Einheit und das Maß aller Bewegungen — nur mittels der Bewegungen der Glieder wahr. So erblickt man die Vernunft nur durch das Medium der Sinne. Je einfacher, gleichförmiger, ruhiger auch hier die Bewegungen der Sätze, je übereinſtimmender ihre Miſchungen im ganzen ſind, je lockerer der Zuſammenhang, je durchſichtiger und farbloſer der Ausdruck — deſto *vollkommner* dieſe im Gegenſatz zu der *geſchmückten* Proſa — nachläſſige, von den Gegenſtänden *abhängig ſcheinende* Poeſie.

Die Poeſie ſcheint von der Strenge ihrer Forderungen hier nachzulaſſen, williger und gefügiger zu werden. Aber dem, der den Verſuch mit der Poeſie in dieſer Form wagt, wird es bald offenbar werden, wie ſchwer ſie in dieſer Geſtalt vollkommen zu realiſieren iſt. Dieſe erweiterte Poeſie iſt gerade das höchſte Problem des poetiſchen Dichters — ein Problem, was nur durch Annäherung gelöſt werden kann und was zu der *höhern Poeſie* eigentlich gehört, deren Grundſätze zu der niedern ſich verhalten, wie die Grundſätze der höhern Meßkunde zu denen der niedern. Hier iſt noch ein unermeßliches Feld, ein im eigentlichſten Sinn unendliches Gebiet. Man könnte jene höhere Poeſie die *Poeſie des Unendlichen* nennen.

Es ſcheint mir auch, als ließe ſich ein epiſtolariſcher und dialogiſcher Rhythmus in dem Verhältnis zu dem lyriſchen und dramatiſchen, wie der romantiſche Rhythmus zu dem epiſchen — recht gut denken.

Ich erwarte darüber von Ihnen mehr. Sie ſehn meine Bereitwilligkeit, mich Ihnen beſtmöglichſt mitzuteilen. Halten Sie mir das Vernünfteln zugute — das iſt noch das beſte, was ich habe. Ich bin voll Erwartung des Journals, das da kommen ſoll. Von Friedrich hab ich noch keine Nachricht. Nun hat er

ſchon zwei Briefe. Er iſt gewiß jetzt ganz in Arbeiten zum Journal verſunken. Sie werden mir mehr davon ſagen. Ich bin ziemlich fleißig und habe freilich jetzt mit ſoviel empiriſchem Wuſt zu tun, daß mir oft angſt und bange wird, wo ich Verdauungskraft hernehmen ſoll. Wie wohl wird mir nicht, wenn ich zuweilen meine liebe Spekulation hervorſuchen kann und mich hier allein ſtark und lebendig fühle. Machen mirs die Empiriker zu toll, da mache ich mir eine empiriſche Welt, wo alles hübſch nach ſpekulativem Schlendrian geht.

Leben Sie wohl. Ihrer guten Frau herzlichen Gruß, auch Auguſten.

Auguſt Wilhelm Schlegel an Schleiermacher [117]

Jena, 22. Januar 1798

Ihr Brief würde mir eine ganz reine Freude gemacht haben, wenn er mir nicht ſehr lebhaft die Beſorgnis erregt hätte, daß Sie meinen Bruder ungebührlich verwöhnen. Wie könnte es ihm ſonſt einfallen, eine weit geiſtreichere Feder wie die ſeinige ſich auf dieſe Art dienſtbar zu machen? . . .

Daß er Sie Fragmente ſuchen läßt, iſt ebenfalls die verkehrte Welt. Sie könnten gewiß mit weit geringerer Mühe und Zeitverluſt unſre Anfangsſymphonie von Fragmenten durch weit ſchönere bereichern. Aber dieſe Anmutung iſt ganz im Charakter eines Menſchen, der unaufhörlich ſeine inneren Reichtümer in allerlei Ungeſtalten von ſich gibt und doch einen auf der Treppe verlornen Gedanken mit unſäglichem Kummer wie eine Stecknadel ſuchte. Mit den Reichtümern iſt es auch ſo ſo; erſt hatte er ihrer ganz unendlich viele; ſechs, ſieben, acht Bogen voll konnte er geben. Nun da ich doch wenigſtens einen Bogen voll geliefert, hofft er mit Mühe und Not vier bis fünf Bogen zuſtande zu bringen, und ich fürchte, da wird noch viel heruntergedungen werden. Daß der junge Mann doch gemerkt, daß das Myſtifizieren gegen ihn gerichtet iſt, das nenne ich wirklich ungemein

geſcheit von ihm. Er iſt überhaupt, was der alte Nicolai von mir rühmt, ‚ein Jüngling von herrlichen Anlagen‘, und wenn Sie ſich mit ſeiner Erziehung bemühen wollen, kann noch etwas aus ihm werden. Die Art, wie Sie mir ſeine Arbeit am Wilhelm Meiſter ſchildern, überzeugt mich, daß er noch ganz der alte geblieben iſt. Walten Sie ja ein wenig über der Chronologie ſeiner Arbeiten — erſchöpfen und ergründen läßt ſich ja doch in der Welt einmal nichts, und wenn man ihn ſich ſelbſt überläßt, ſo wühlt er ſich wie ein Maulwurf immer tiefer ein — man kann nicht wiſſen, wann er etwas zutage fördern wird, ja er kommt vielleicht einmal unvermutet bei den Antipoden wieder zum Vorſchein. . . .

Ich kann Ihnen meinen Verdacht nicht bergen, daß Sie an der Abgeneigtheit meines Bruders Berlin zu verlaſſen große Schuld haben. Ich freue mich von ganzem Herzen darauf, Rache an Ihnen zu nehmen, wenn ich hinkomme. Auch habe ich darüber ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken, daß Sie meinen Bruder ſchlechthin Schlegel nennen und mich dadurch für null und nichtig erklären, ſoviel an Ihnen iſt. Wenn einer von uns Schlegel iſt, ſo bin ich es doch wohl und er iſt Friedrich Schlegel — ich will mir aber auch allenfalls das A. W. gefallen laſſen. Der ältere bin ich zwar urſprünglich nicht, aber der rauhe Eſau hat mir, dem ſanfteren Jakob, die Erſtgeburt für ein Linſengericht verkauft.

Novalis an Auguſt Wilhelm Schlegel [118]

Freiberg, 24. Februar 1798

Ihr Befehl kommt meinem Wunſche entgegen. — Seltner Fall mit Befehlen. Sie ſollen mich gewiß künftigen Sommer nicht zu wenig ſehn. Es hat mich ein wenig geärgert, daß Friedrich nicht von der Partie iſt und in Berlin bleibt. Es iſt mir unbegreiflich, wie er ein ſo ſchönes halbes Jahr von ſich ſtoßen kann. Indes wundern Sie ſich nicht, wenn Sie mich noch in

der Zwischenzeit plötzlich in Ihre Stube treten sehn. Dann will ich Sie von der Besorgnis befreien, daß ich hier zu lauter a + b werde. Ich bin vielmehr wahrhaft entschlossen, die Mathematik künftig sehr verächtlich zu behandeln, weil sie mich wie einen A B C-Schützen behandelt. Mit der Chymie ist die Gefahr größer. Jedoch hat mich meine alte Neigung zum Absoluten auch diesmal glücklich aus dem Strudel der Empirie gerettet, und ich schwebe jetzt und vielleicht auf immer in lichtern, eigentümlichern Sphären. Beikommende Fragmente werden Sie davon überzeugen. Die meisten sind ältern Ursprungs und nur abgekehrt. Ihr beiderseitiges Urteil mag Sie zum Feuer oder zum nassen Wege bestimmen — ich sage mich gänzlich davon los. Hätten Sie Lust öffentlichen Gebrauch davon zu machen, so würde ich um die Unterschrift ‚Novalis' bitten, welcher Name ein alter Geschlechtsname von mir ist und nicht ganz unpassend. Friedrichs Maxime ist die meinige nicht. Der Name tut nichts zur Sache und schadet ihr gemeiniglich. Hier ist kein pflichtmäßiges Votum abzulegen, wo jeder ehrliche Mann sich nennt. Steht Ihnen diese Masse an, so kann ich noch mit mehr aufwarten. Ich habe noch einige Bogen logologische Fragmente, Poetizismen und einen Anfang unter dem Titel ‚der Lehrling zu Sais' — ebenfalls Fragmente — nur alle in Beziehung auf Natur.

Es fehlt mir nur so sehr an Büchern — noch mehr an Menschen, mit denen ich philosophieren, an denen ich mich elektrisieren könnte. Ich produziere am meisten im Gespräch und dies fehlt mir hier ganz. Ihr Projekt mit Jena wäre freilich recht schön, aber es ist für mich unausführbar. Künftigen Winter bleib ich noch hier und darüber hinaus seh ich gar nicht.

Ihre Einladung auf bildende Kunst nehm ich mit Freuden an. Schlegels Fragmente, die neuen, kenn ich noch nicht. Ihre Ahndung und meine Unwissenheit sind ein trefflicher Boden zu Kunstparadoxen. Ich beziehe mich in puncto der Unwissenheit auf eins von meinen seinsollenden Fragmenten — ich weiß ja noch nicht, ob Friedrich sie als Fragmente anerkennt. Wenn bildende Kunst

auch Poeſie iſt, ſo muß ich etwas davon verſtehn. Das Techniſche iſt mir durchaus fremd, aber die ſchöne Geſtalt — da hab ich doch, wie mich dünkt, Sinn für. Ich rede bloß von der ſchönen Geſtalt, von Kompoſition ꝛc. weiß ich gar nichts. — Daher ich auch nur die einzelne Geſtalt ſehe — und die Perſpektive, die Farben und alles übrige ſchlechthin ignoriere. Wenn Sie nun erſt dieſe Fragmente geleſen haben werden und die Folge, die noch ſtärker auftritt, ſo bitt ich mir von neuem ihr Urteil über meinen Myſtizismus aus, der noch ein ſehr unreifes Weſen iſt. Mündlich davon mehr. Künftig treib ich nichts als Poeſie. Die Wiſſenſchaften müſſen alle poetiſiert werden. Von dieſer realen, wiſſenſchaftlichen Poeſie hoffe ich recht viel mit Ihnen zu reden. Ein Hauptgedanke dazu iſt — die Idee der Religion in meinen Fragmenten. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [119]

Berlin, 27. Februar 1798

Deine neueſten Fragmente haben mir eine große Freude gemacht, beſonders die über die Kunſt. Wie ſchön ſind die einzelnen, und wie erſt in Maſſe. Freilich müſſen ſie beiſammen bleiben. Ich jubiliere ordentlich, wenn ich dran denke, welch eine επιδειξις von Univerſalität das geben muß. Wollte Gott, ich könnte nun noch ein Pack phyſiſche oder chemiſche von Hardenberg habhaft werden. Was wirſt Du aber ſagen, wenn ich ſo frech bin, den Mummius mit einem andern etwas abgekürzten Fragment von Dir zu ſyntheſieren, und eine ähnliche Operation mit dem großen über den plaſtiſchen Geiſt der Dichter vorzunehmen? Deine Erlaubnis dazu einzuholen, iſt keine Zeit mehr, wenn die Maſſe dahin ſoll, wo ſie hin muß. Und grade dieſe möchte ich nicht daraus zurücklaſſen. Von den übrigen nicht künſtleriſchen gefallen mir viele und dieſe ſehr: aber einige nicht ſo. Obgleich keines darunter iſt, gegen das ich als Mitherausgeber das Veto auszuſprechen für nötig fände: ſo werde ich doch einige jetzt noch zu-

rücklaſſen, und vielleicht fällt mir noch bei einem oder dem anderen ein Vorſchlag zu Änderung ein. — Laß ja nicht ab, Carolinen zu treiben, daß ſie alle meine Briefe durchſieht. Ich bin gewiß, ſie findet ein paar Dutzend brauchbare moraliſche drin, und das ſind gerade die, deren ich noch am meiſten brauche.

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [120]

Berlin, 25. März 1798

. . . Du ſiehſt, daß ich auf Deine Kritik über die Fragmente oft Rückſicht genommen habe. Was das Ganze betrifft, ſo meinſt Du, ich ſei übers Ziel hinausgegangen: aber Du haſt Dich über den ſehr durchdachten Zweck,

Τον ουτε χειμεριος ομβρος επαχτος ελθων
Εριβρομου νεφελᾶς κρατος αμειλιχος
Ουτ' ανεμος ες μυχους ἁλος
Αξοι ꝛc.

vielleicht ſelbſt etwas getäuſcht: denn Du appellierſt ja noch immer ans Lyceum. Da ich doch, ſogar noch vor Eröffnung des Athenäums immer davon geredet habe, wie ganz anders meine neuen Fragmente werden ſollten. Mein Zweck war 1) die größte Maſſe von Gedanken in dem kleinſten Raum, 2) *επιδειξις* von Univerſalität. Dieſer letzte Zweck wäre ohne Dein Hinzutreten ſehr unvollkommen erreicht und dadurch wurde nun noch etwas in den Zweck gebracht: 3) Ouvertüre des Athenäums, fraternaler Potenzismus, und gigantiſche Synfonierung. Ich denke noch viel Fragmente in meinem Leben zu ſchreiben von verſchiedner Art, und hoffentlich auch ſolche, die Dir noch mehr gefallen als die im Lyceum oder wenigſtens nicht ſo mißfallen, wie die jetzigen. —

Was die im Lyceum betrifft, ſo haben ſie ein gewiſſes Kolorit vor den jetzigen voraus, in denen aber wohl etwas mehr Form und Stil iſt! — Das bißchen Farbe oder wie ichs nennen ſoll,

was Dir an jenen, die doch ebenſo bunt in der Sprache waren wie die jetzigen, beſſer gefallen hat, war doch hier mit den andern Zwecken nicht vereinbar. Ich weiß nicht recht, ob die Fragmente im Lyceum eigentlich witzig ſind. Sind ſies aber, ſo ſinds die jetzigen von mir (von den meiſten der Deinigen verſteht ſichs ohnehin) noch mehr.

Über die ein- und unteilbare Schreibart bin ich durchaus nicht Deiner Meinung, wenn ſie die andre verdrängen ſoll und alles auf gleichem Fuß behandeln will. Das iſt aber Stoff für ein peripatetiſches Geſpräch im Tiergarten oder in Pillnitz.

Daß alle unſre Fähigkeiten fraterniſieren müſſen, verſteht ſich von ſelbſt — aus der Natur des Athenäums. — Ich kann nichts als Dir beim Apollo beteuern, daß mir nicht in den Sinn gekommen iſt, mit Philoſophie gegen Dich groß zu tun.

Du unterſcheideſt ſehr ſcharf zwiſchen uns, lieber Freund. Von Deiner Wiſſenſchaftsfähigkeit und Erfindungskraft hab ich wahrſcheinlich eine weit größere Meinung wie Du ſelbſt. Das iſt auch gar nicht ſo eine leichtſinnige Meinung, ſondern eine prophetiſche Ausſicht und Einſicht meiner philoſophierenden Naſe. Ich kann Rechenſchaft davon geben und habe viel darüber auf dem Herzen. Dagegen wollte ich untertänigſt gebeten haben, mich nicht für ſo kannibaliſch ungeſchickt und ſo unendlichſt unbedingt roh zu halten.

Auch bitte ich die alte Caroliniſche Hypotheſe von der reichlichen Empfindlichkeit aus Eitelkeit aufzugeben, weil ſie grundfalſch iſt. Beim Ariſtophanes! auch Deine letzten Parodien ſind nur künſtliche Balſamtropfen geweſen in den bittern Kelch von ſapphiſchem Wermut. Ich erteile Dir ius plenissimum parodandi atque ironandi cum omnibus affixis atque annexis.

Was aber eine andre Reizbarkeit betrifft, die mit dem Athenäum und mit meiner Autorſchaft nichts zu tun hat, ſo werde ich ſie nur mit dem Leben verlieren. Es iſt eben die auf dem ſapphiſchem Gebiet. Ich war es mir und dem Athenäum ſchuldig, dergleichen à tout prix von dem Athenäum zu entfernen. —

Sollte ſich dieſe Reizbarkeit nicht mit dem Zynismus vertragen, ſo will ich inſofern lieber den Zynismus aufgeben. Ich glaube das aber nicht. Der Zynismus verträgt ſich mit allem was gut und groß iſt, gewiß auch mit der Gottvaterſchaft. . . .

Novalis an Friedrich Schlegel [121]

Freiberg, 11. Mai 1798

... Ich habe bald wieder einen großen Vorrat zur Aufbereitung zuſammen. Zum nächſten oder folgenden Stück ſtehn Euch Dialogen und vielleicht Anekdoten zu Dienſte. Späterhin vielleicht ein Roman in Sedez. Ich bin ziemlich fleißig und ziemlich reich an Einfällen. Eine Idee ſuch ich jetzt zu bearbeiten, auf deren Fund ich beinah ſtolz bin. Sobald etwas davon verſtändlich iſt, ſo ſollſt Du gleich Nachricht davon erhalten. Mir ſcheint es eine ſehr große, ſehr fruchtbare Idee, die einen Lichtſtrahl der höchſten Intenſität auf das Fichteſche Syſtem wirft — eine praktiſche Idee. Du verzeihſt, daß ich Deine Neugierde ſpanne, ohne ſie zu befriedigen. Wahrhaft befriedigen kann ich ſie noch nicht und doch muß ich Dir meine Freude mitteilen, da es nichts minder betrifft, als die mögliche, evidente Realiſierung der kühnſten Wünſche und Ahndungen jeder Zeit — auf die analogſte, begreiflichſte Art von der Welt. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [122]

Dresden, 3. Juli 1798

Vor der Hand geht mirs wohl genug. Das Unangenehme der Reiſe habe ich vergeſſen, und ich bin eben beſchäftigt mich zur Selbſtändigkeit zurecht zu ſetzen. Dabei werde ich viel an Dich denken können und denken müſſen, teils weil Du doch auch ein Eſſayiſt, ein Rhapſode, ein ſophiſtiſcher Myſtiker biſt, teils aber

weil es da in den Mittelpunkt der Menſchheit geht. Denn das Symmenſchen (nicht manſchen) werde ich wohl verſchieben müſſen, bis ich wieder bei Euch bin. Um aber doch etwas zu tun, haben wir Hardenberg zum Sympropheten zitiert.

Da ich geſtern die eigentlich Dir beſtimmte Zeit durch einen Zufall verloren und jetzt nur noch eine halbe Stunde Zeit habe, ſo will ich mich bloß an Fakta halten und die Myſterien auf das nächſte Mal verſparen. Ich werde Dir permanent ſchreiben wie der Veit, und ich rechne auch darauf, daß Ihr Euch gegenſeitig das Gemeinſame mitteilt.

Mit Carolinen habe ich geſtern ſchon in eignen und öffentlichen Angelegenheiten viel geſprochen, und wir ſind in beiden dem Reinen beträchtlich näher gekommen. Im erſten durch häufige Anerkennung ewiger Verſchiedenheit, Scheidung und Nichtverſtehung. In dem zweiten durch bloße Auseinanderſetzung und Wechſelwirkung.

Über meinen Übermeiſter habe ich hier noch nichts Bedeutendes vernommen. Wilhelm hat zu tun und iſt sub rosa Profeſſor geworden, und für Caroline iſt das erſte Stück zu klein geweſen, um ihr einen recht entſchiedenen Eindruck zu geben. Sie gibt indeſſen doch zu, daß Goethe kein ganzer Menſch ſei; daß er aber, wie ich behaupte, teils ein Gott, teils ein Marmor iſt, will ſie nicht zugeben. So ſtehts mit ihr und ihre Abſicht iſt auch noch dieſelbe.

Ich bin begierig, wie Dir der Übermeiſter vorgekommen iſt und hoffe in Deinen Briefen nicht bloß den Aushängebogen für dieſes Fach zu finden, obgleich wir auch dieſen mit der größten Sehnſucht erwarten.

Der alte Herr hat ſo gut und ſchön als billig (er lobt uns über die Maßen und empfiehlt nur Gerechtigkeit und Mäßigung; dieſe ſind nun ſo einmal ſeine Liebhaberei) über das Athenäum geſchrieben, worüber Wilhelms höchlich erfreut ſind. Caroline ſagt, er würde die Ironie in meinem Aufſatze nicht merken. Das heißt viel ſagen. —

Fr. Richter iſt ein vollendeter Narr, und hat geſagt, der Meiſter ſei gegen die Regeln des Romans. Auf die Anfrage, ob es denn eine Theorie desſelben gäbe, und wo man ſie habhaft werden möchte, antwortet die Beſtie: Ich kenne eine, denn ich habe eine geſchrieben.

Schreib mir recht genau über Deine Reiſe nach Landsberg, was die Herz macht und was irgend intereſſant iſt.

Der Wilhem hat ſo eine unruhige, haſtige Art, die ich ihm noch abgewöhnen muß. Sein Arbeiten iſt zugleich das Arbeiten des Arbeitens. Aber einige ſind doch hier, mit denen ich ſymfaullenzen d. h. ſynexiſtieren kann: meine Schweſter und ihr drolliges Kind. —

Haſt Du Dir den dritten Teil vom Shakeſpeare bei Ungers geben laſſen?

Dies ſind nun alſo die Fakta, die Myſterien kommen nach. Lebe wohl.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [123]

Hardenberg iſt einige Tage bei uns geweſen, und dies iſt die Urſache, warum ich Dir erſt da es Zeit iſt ſchreibe. Er hat ſich merklich geändert, ſein Geſicht ſelbſt iſt länger geworden und windet ſich gleichſam von dem Lager des Irdiſchen empor wie die Braut zu Korinth. Dabei hat er ganz die Augen eines Geiſterſehers, die farblos geradeaus leuchten. Er ſucht auch auf dem chemiſchen Wege ein Medikament gegen die Körperlichkeit (mittels der Ekſtaſe), die er denn doch für eine Sommerſproſſe in dem ſchönen Geheimnis der geiſtigen Berührung hält. Ich werde mich aus maieutiſcher Machtvollkommenheit mit ihm in eine abſolute Korreſpondenz ſetzen über den Galvanismus des Geiſtes, eine ſeiner Lieblingsideen. Ich werde ganz beſcheiden auftreten, nur als Prophet; er ſelbſt wird den Zauberer vorzuſtellen die Ehre haben. Wie nun ſeine Theorie der Zauberei, jener Galva-

nismus des Geiſtes und das Geheimnis der Berührung ſich in ſeinem Geiſte berühren, galvaniſieren und bezaubern, das iſt mir ſelbſt noch ziemlich geheim. Unterdeſſen iſt der Galvanismus des innern Menſchen für mich, wie Kant ſagen würde, ein artiger Gedanke, und das übrige hoffe ich — um doch auch wie Lafontaine zu jeanpaulrichteriſieren — durch die ſokratiſche Tortur zu erfahren.

Überhaupt habe ich eine ſtarke Tendenz in die Chemie zu pfuſchen, beiläufig auch in die Theorie der Malerei, befürchte indeſſen nicht, daß meine Selbſtändigkeit ſich zwiſchen dieſen zwei Stühlen niederſetzen möchte. Da ich in der Philoſophie des Eſſay ſoweit gekommen bin, daß ich das Univerſum ſelbſt für einen Eſſay nicht ſowohl im Stil des Hemſterhuys als Garvens halte, ſo werde ich mich unſtreitig ſogleich oxydieren und mich aus dem Azote der Konſtruktion in den lieblichen Strom der Praxis ſtürzen. Mit der Malerei, das hat auch gute Zwecke. Wilhelm und Caroline wollen Kunſtbeſchreibungen und Kunſtdialoge ins Athenäum geben, die dasſelbe ſehr zieren werden, und da die Luft, wie Novalis meint, und ich voll von den Keimen aller Dinge ſtecken, ſo kann ich mich doch der Dienſtpflicht der nährenden Befruchtung nicht entziehen, und muß auch die Honneurs der Synkonſtruktion machen. —

Schellings Weltſeele und Überſichten habe ich geleſen. Er wird Leibnitz im Vortrage immer ähnlicher. In der Weltſeele iſt ſchon eine göttliche Nachläſſigkeit und die gelegenheitlichen Urſachen herrſchen immer mehr in ſeiner praktiſchen Literatur. Übrigens ſcheint mir ſeine Philoſophie ganz ſtiroxidiert, und ich fürchte die Schwindſucht nicht bloß, ich ſehe ſie ſchon kommen. Seine ſogenannte Energie iſt ganz wie die blühende Farbe ſolcher Patienten. Schon iſt nichts Lebendiges für ihn als Plus und Minus.

Er iſt auch Profeſſor in Jena. Wilhelm desgleichen. Nun wird alſo mit einemmal die Äſthetik und die Phyſik in Geſang verwandelt. Mit mir hat es noch Zeit. Vielleicht kommt in zehn Jahren oder ſo die Reihe an die Mathematik. Dann

mögen ſie mich nehmen. Ich habe große Luſt, den Euklides ſingbar zu machen. Goethe iſt wirklicher Miniſter, und da er bisher nur die Exzellenz war, ſo hat er ſie nun auch. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [124]

. . . Göttlich iſts, daß Du am Kant biſt. Nur nimm ja den Fichte mit; vielleicht wäre es am beſten ihm zu zeigen, daß ſein Syſtem von Moral und Naturrecht mit dem Kantiſchen *identiſch* ſei, wie ich es dafür halte, im ganzen nämlich. Seiner Myſtik der Rechtlichkeit, ſeinem bis zur Liebenswürdigkeit Rechtlichſein kann man dabei leicht Gerechtigkeit und Schonung widerfahren laſſen, da das grade nur individuell und doch nicht eben das Höchſte iſt. Ich glaube, Deine Kritik der Moral, die wenn ſie im Ton zu polemiſch wird, als eigener Aufſatz, wenn ſie aber hiſtoriſch bleibt, als zweite Rhapſodie der hiſtoriſchen Anſichten der Philoſophie das Athenäum zieren ſoll, bedarf gewiß einer Konſtruktion und Konſtitution der ganzen vollen Menſchheit und Moralität im Gegenſatz der iſolierten Philoſophie. Sollte dieſe am Anfang oder am Schluß am beſten tun, oder *verteilt* werden müſſen? Ich kann Dir nicht ſagen, wie ich mich darauf und damit freue. Es iſt mein höchſter literariſcher Wunſch, eine Moral zu *ſtiften*, und im Athenäum durch die Eſſays und auch ſonſt für dieſen großen Zweck zu präludieren. Aber ich glaube nicht, daß ich kann ohne Dich; es iſt weniger Deine Arbeit, deren ich bedarf, als Deiner Befruchtung und auch Deiner Berichtigung. Denn ich kann dieſer ſehr bedürfen, da ich der Poeſie in allen Sackgäßchen des Univerſums nachlaufen muß und Fichte nicht ſo verachten darf, wie Du auf Deinem Standpunkt mußt. Du mußt es, und zwar kann dieſe ſehr begeiſterte Verachtung nur *abſolut* ſein; auch muß ſie grader ſprechen, da die Verachtung des ganzen Menſchen nur im Hintergrunde lächeln darf; doch wünſche ich ſie ſo *leiſe*, ſo ruhig und ſo ironiſch, als eine abſolute Verachtung

ſein kann. Dies betrifft nur die Form. Du mußt mich dagegen in der Mitte der Menſchheit ſelbſt feſthalten, dadurch daß Du Dich aus Deiner Harmonie erhebſt und Dich herabläßt aufzuſtehn. Der Winter, wo ich von dem was wir Welt nennen, ſchon freier zu ſein hoffe, muß viel Früchte tragen. Ich geſtehe Dir, daß alles, was Du mir biſt, durch dieſe Teilnahme für mich verdoppelt werden wird. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [125]

Gott ſei Dank, Du findeſt Ironie im Übermeiſter. Das andre gibt ſich. Du machſt mir Luſt, bald wieder ein Stück zu fertigen (denn zwei Portionen dürften es noch werden), weil Du dieſes ſo gar ſehr als Vorrede anſichtigſt. Aber die Moral bleibt doch mein Meiſter; und wenn Du auch nicht ſynkonſtruieren magſt oder willſt, was doch auch gut iſt, ſo wünſche ich doch ſehr mit Dir *συνενθουσιάζειν* zu können. Die Gottheit möchte mir ſonſt auf die innern Teile fallen. A propos von Gottheit, Dein Geiſt über den Waſſern, das iſt doch eben nur ein Weichling, der in kaltem Waſſer baden ſoll und nicht hinein will.

Die Selbſtändigkeit kann bald ſtehn und gehn. Noch ſitzt ſie. Wie es mit dem Druck werden ſoll, weiß ich vor der Hand noch nicht, da Vieweg wünſcht, der Druck des dritten Stücks würde nicht eher angefangen, bis das Manuſkript vollſtändig da ſei. Nächſtens mehr darüber!

Daß Hardenberg ſich ſelbſt tötet, glaube ich nur darum nicht, weil er es beſtimmt will und es für den Anfang aller Philoſophie hält. Bei dem Galvanism des Geiſtes kommt es natürlich nur darauf an zu finden, was Nerv und Muskel im Gemüt iſt. Du würdeſt Hardenberg ſehr wohl tun, und ich fühle Deine Wehmut ſehr gut. Was mich betrifft, ſo habe ichs ſchon ſehr lange nur mit ſeinem Geiſt zu tun, in den ſich vielleicht keiner ſo finden kann wie ich, und das ſcheint er auch zu wiſſen. Übrigens ſehe ich

ganz hartherzig zu. Das ist meine Treue gegen das Universum, in das ich knollig verliebt, ja vernarrt bin. Du hältst doch auch noch etwas auf dasselbe, und darin laß uns immer fraternisieren.

Da ichs weder gegen Dich noch gegen die Herz hatte, für die ich im Gegenteil sehr freundschaftlich gesinnt war, sondern gegen die Treue, nämlich die gegen das Individuum, den Mikrokosm, und Du mich aus brutaler Unschuld gar nicht verstanden hast, so will ich Dir hiermit Deinen Esel mit Agio wieder zugestellt, auch den Sinn für niedliche Bosheit abgesprochen haben.

Nun muß ich Dir noch das Rätsel lösen, daß Du mich befruchten sollst. Was für mich so unerschöpflich fruchtbar an Dir ist, das ist, daß Du existierst. Als Objekt würdest Du mir für die Menschheit sein, was mir Goethe und Fichte für die Poesie und die Philosophie waren. Da ich aber in diesen nur auf Reisen bin, und auch die Ehre habe im Mittelpunkt zu Hause zu sein, so bist Du mir niemals nur Objekt, sondern Landsmann und Hausgenosse.

Dieser Brief ist in wenigen Augenblicken aufs Papier geworfen. Daß Du mit der Veit so fraternisierst, ist gut und schön; noch besser ist es, daß Du Dich von ihr ganz willst durchschauen lassen, soweit ihr Auge reicht. Denn nur dadurch, daß Du es nicht wolltest, oder nicht zu wollen schienst, könnten kleine Abweichungen von der ewigen Vernunftwahrheit, daß Du uns (nicht zu mir und der V.) gehörst, möglich werden. Herr in Deine Hände befehle ich meinen Geist.

Die Herz grüße vielmals von mir. Tieck auch. Ich schreibe nächstens eine epistola Shakespearia an ihn.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [126]

Schön ists, daß Du neulich einmal einen ganzen Tag bei der Veit warst. Das war für sie — der Trübsal süße Milch, Philosophie ꝛc. Tu es nur so oft als Deine Zeit erlaubt. Wenn die

Quadratur unſres Zirkels (in deren törichter Hoffnung ich neulich allerlei geſcherzt, was Du nicht haſt verſtehen wollen) unmöglich bleibt, ſo laß uns wenigſtens die Trigonometrie zu einer unendlichen Höhe treiben. In der Tat habe ich unter andern Geheimniſſen auch das von Dir gelernt, daß die Freundſchaft und die Liebe ſchweſterliche Künſte ſind, wie Muſik und Poeſie. Nun, wir wollen viel zuſammen muſizieren und poetiſieren dieſen Winter; wir wollen fleißig ſein, aber vor allen Dingen nach dem Reich Gottes trachten, und nicht ſorgen, ob das Athenäum vier oder ſechs Stücke jährlich hat, ſo nur jedes ſo pfündig iſt, wie dieſe beiden, und ſo wir nur Lebensmittel genug haben, wie ſich bei einiger Ökonomie wohl finden wird. . . .

Mit Carolinen harmoniere ich wieder aufs beſte. Ihr Sinn für die Liebe hat das gegenſeitige Verſtändnis, ſoweit es gut und ſchön iſt, wieder hergeſtellt. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Deine Kritik der philoſophiſchen Moral für ſich beſtehen muß, und daß die Apologie der Humanität gegen die Philoſophie nicht eigentlich in meine Anſichten gehört.

Novalis an Caroline [127]

Freiberg, Juli(?) 1798

. . . Meine Symphyſik mit Friedrich betrifft meine neuſte Maſſe allgemeiner philoſophiſch phyſiologiſcher Experimente vorzüglich. An die Form kann ich unter dieſen Umſtänden noch nicht denken. Schreiben Sie ihm das. Seine Papiere ſoll er eheſtens erhalten; wann die meinigen — verbeſſert, vermehrt und geordnet — das weiß ich noch nicht beſtimmt zu ſagen. An meinem Fleiße ſoll das Spät nicht liegen — eher an der Unkultur des Gegenſtandes und ſeiner unermeßlichen Mannigfaltigkeit, die zwar um deswillen auch höchſt einfach iſt, aber ſo ſchwer als ſolche gefaßt, gehalten und nachgebildet wird. Je tiefer ich in die Unreife von Schellings Weltſeele eindringe, deſto intereſſanter wird

mir ſein Kopf, der das Höchſte ahndet und dem nur die reine Wiedergebungsgabe fehlt, die Goethe zum merkwürdigſten Phyſiker unſrer Zeit macht. Schelling faßt gut — er hält ſchon um vieles ſchlechter und nachzubilden verſteht er am wenigſten.

. . . Friedrichs petillanter Geiſt hat wunderbare Miſchungen und Entmiſchungen im phyſikaliſchen Chaos zuwege gebracht. Seine Papiere ſind durchaus genialiſch — voll genialiſcher Treffer und Fehler. Schreiben Sie ihm, mein Brief würde durchaus neu — nur wenig aus den alten Papieren. Ich hoffe, unſer Briefwechſel ſoll wahrhafte fermenta cognitionis in Fülle begreifen und mehr als eine Lavoiſierſche Revolution entzünden. Mir iſt jetzt, als ſäß ich im Comité du Salut public universel.

Novalis an Friedrich Schlegel [128]

Töplitz, 20. Juli 1798

Ich habe die ganze Zeit über auf Nachricht von Euch gewartet. Ich dachte, Du würdeſt mir die ‚Jahrbücher' ſchicken und etwas über meine Papiere ſchreiben. Mit dem verſprochenen Briefe dürfte wohl hier nichts werden. Es fehlt an Muße, Büchern und Erlaubnis den Kopf anzuſtrengen. Indes bin ich doch nicht ganz müßig und ich hoffe Euch manches mitbringen zu können, was Euch vielleicht freut. Es ſind freilich nur Früchte einzelner Augenblicke — unter andern Titel Eurer Fragmente. Es könnten auch noch zu einigen Vorreden hinzukommen — denn man muß ſie als Bücher behandeln und das Fehlende ergänzen. An einer Kritik derſelben ſammle ich. Sonſt ſind die Frauen, die chriſtliche Religion und das gewöhnliche Leben die Zentralmonaden meiner Meditationen. Für das Letzte verſprech ich mir insbeſondre Deinen Beifall, weil ich hier einen ganz neuen Standpunkt gewonnen zu haben glaube. An ‚Meiſter' fehlt mir viel. In meiner Philoſophie des täglichen Lebens bin ich auf die Idee einer

moraliſchen (im Hemſterhuyſiſchen Sinn) Aſtronomie gekommen und habe die intereſſante Entdeckung der Religion des ſichtbaren Weltalls gemacht. Du glaubſt nicht, wie weit das greift. Ich denke hier Schelling weit zu überfliegen. Was denkſt Du, ob das nicht der rechte Weg iſt, die Phyſik im allgemeinſten Sinn ſchlechterdings ſymboliſch zu behandeln? Auf dieſem Wege denk ich tiefer als je einzudringen und aller Campanen und Ofen entübrigt zu ſein. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [129]

Berlin, 20. Juli 1798

Meine Rückreiſe iſt ſehr wüſte und leer geweſen; dumm genug war ich auch und wenn ich nicht hie und da einen Moment gehabt hätte, der hell genug war, um an die Hinreiſe zu denken, ſo hätte ich leicht in den ſieben Stunden aus Mangel an friſcher Luft des geiſtigen Todes ſterben können. Es iſt ein merkwürdiger Unterſchied, daß im Geiſtigen die Luft, die ſchon einmal eingeatmet geweſen iſt, noch vollkommen ſo gute Dienſte leiſtet wie friſche — mir wenigſtens, und ich hoffe, das zeugt von keiner verderbten Lunge. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [130]

Landsberg, 6. September 1798

Mein Gott, wie bin ich überſtrömt von lauter Herrlichkeit und Freude von Berlin her. Sie im Tiergarten, Schlegel zurück und zum Überfluß ſogar in Oranienburg — und unabhängig von allen Nachrichten, Eure lieben ſchönen Briefe, es iſt wahrlich faſt zuviel. Sie ſind eigentlich ſehr kurz in Lanke geweſen und haben doch ſo viel Entzücken eingeſogen, und das ſchlechte Wetter iſt nicht einmal ein Leiter geweſen, der Ihnen dieſe elektriſche Fülle wieder abgezogen hätte? führen Sie mich doch ein in die My-

ſterien Ihrer unbefriedigten Wünſche. Wir müſſen wirklich etwas erfinden, damit ſich dieſe Elektrizität nicht häuft und uns irgendwo einſchlägt. Ach Liebe, meine Saat ſteht ſo ſchön, meine Wohnungen ſind alle ſo friedlich und heimiſch, daß mir wohl vor dem kleinſten Wölkchen bange ſein darf, das irgendwo aufſteigt, und gar in Ihnen? Ich will einmal eine kalte und fühlloſe Seite herauskehren und Ihnen ſagen, daß ich gar nicht begreife, daß und wie's Ihnen das Land tut, ſind wir etwa nicht mit in der großen Tätigkeit? Eigentlich gibt es doch keinen größeren Gegenſtand des Wirkens, als das Gemüt, ja überhaupt keinen andren; wirken Sie etwa da nicht? O Sie Fruchtbare, Sie Vielwirkende, eine wahre Ceres ſind Sie für die innere Natur und legen einen ſo großen Akzent in die Tätigkeit der Außenwelt, die ſo durchaus nur Mittel iſt, wo der Menſch in dem allgemeinen Mechanismus ſich verliert, von der ſo wenig bis zum eigentlichen Zweck und Ziel alles Tuns hingedeiht und immer tauſendmal ſoviel unterweges verloren geht! Und jenes Tun und Treiben, wobei ſich der Menſch müht und ſchwitzt — was er doch eigentlich nie tun ſollte —, iſt es nicht lärmend und tobend gegen unſere ſtille Tätigkeit? Wer vernimmt etwas von uns? was weiß die Welt von unſerer inneren Natur und ihren Bewegungen? iſt ihr nicht alles Geheimnis? Sehen Sie nur, was Sie getan haben und noch tun und tun werden, und geſtehen Sie, daß dieſes Tun und Bilden unendlich mehr iſt, als alles, was der Menſch über das große Chaos, welches er ſich zurecht machen ſoll, gewinnen kann.

Bin ich nicht dithyrambiſch geworden, und das aus lauter Polemik! Aber recht habe ich doch! und künftiges Jahr will ich wirklich die phyſikaliſche Reiſe machen und die große Elektriſiermaſchine in Lanke beſehen.

Landsberg, 9. September 1798

Arme Freundin, was iſt Ihnen begegnet! dacht ich doch Wunder was für ein Unglück es wäre. Ja, das müſſen Sie allein fühlen, da kann ich Ihnen nun nicht helfen. Übrigens iſt es mir eben recht, daß Schlegel ein wenig den Korſaren gegen Sie ſpielt und alles, was er von Ihnen auf offener See oder an alliierten Küſten findet (Sie ſehen, ich habe eben die Zeitungen geleſen), als eine gute Priſe aufbringt. Es gibt einmal kein anderes Mittel gegen Sie. Was ſchadets auch, daß er alle guten Worte weiß, die zwiſchen uns gewechſelt werden, er kennt ja doch die innerſte Quelle derſelben, und ſo könnte er ſie in Ermangelung unſerer Mitteilung aus eigenen Kräften ſupplieren, und ſein Recht daran läßt ſich aus dem ewigen Geſetz deduzieren, daß jeder alles verdient, was er ſich anzueignen verſteht. Ich habe nichts dagegen, daß Sie Ihr Vertrauen nicht erzwingen, das aktive nämlich, aber auf das paſſive hat Schlegel doch durch ſeine doppelte Verbindung ein volles Recht, und ich fordere es für ihn aus meinem Recht. Laſſen Sie uns wenigſtens eine Welt ſein, Sie werden ſehen, es gibt einen ſchönen Sphärenklang, und wir werden alle glücklich ſein. Laſſen Sie ſich auch nicht ſchwindeln! zwei ſolche Menſchen überſpringen ſich nicht. Wenn ich nicht ſo viel Mut hätte und ſo viel aufs Unvergängliche hielte, hätten Sie mir wahrlich bange machen können. Fühlen Sie denn nicht ſelbſt die Ewigkeit von allem, was iſt, und iſt es nicht eine untrügliche, ſittliche Anſchauung, daß dasjenige iſt, was ſich ſo offenbart? Sie üben durch dieſe Furcht ein kleines Vergeltungsrecht aus; waren doch jene auch bange, daß wir uns überſprängen. Ich weiß auch nicht, wie Ihnen aus unſerm Standpunkte dieſe Höhe ſo überhoch ſcheinen kann — wir ſtehen freilich auf einem andern Gipfel; aber es gibt noch nicht Maßtheorie genug für dieſe Größe, um zu beſtimmen, welcher höher iſt. Wer nur auf dem Boden gehen kann, für den iſt freilich eine Kluft dazwiſchen; die geht uns aber nichts an. Doch will ich mich über dieſen

Gegenſtand nicht vertiefen, ich würde ſonſt zwar nicht mich, aber doch meinen Brief überſpringen.

Tröſten Sie ſich nur über meine funfzig Jahre. Wozu wäre denn die ewige Jugend ewig, wenn es dabei auf Länge und Kürze ankäme. Laſſen Sie uns in der Zeit die Qualität ſuchen; dies iſt immer zugleich die ſchönſte Antizipation der Quantität. Wenn wir uns das goldene Alter machen, iſt das nicht ebenſogut, als ob wir ſo wohl hundert Jahre gelebt hätten, bis es etwa von ſelbſt zu uns gekommen wäre? und ſo haben wir es ſelbſt noch dazu gemacht. Es bleibt doch ein verzweifelter Unterſchied zwiſchen einem Körper, der chemiſch bereitet wird, und einem, den die Natur liefert, die doch immer ein bißchen wie Lafontaine arbeitet.

Caroline an Friedrich Schlegel [132]

Jena, 14. Oktober 1798

Ich kann Ihnen heut allerlei ſagen was Sie gern wiſſen wollen. Wilhelm blieb in Weimar zurück um Goethen zu ſprechen, und der iſt ſehr wohl zu ſprechen geweſen, in der beſten Laune über das Athenäum, und ganz in der gehörigen über Ihren W. M., denn er hat nicht bloß den Ernſt, er hat auch die belobte Ironie darin gefaßt und iſt doch ſehr damit zufrieden und ſieht der Fortſetzung freundlichſt entgegen. Erſt hat er geſagt, es wäre recht gut, recht charmant, und nach dieſer bei ihm gebräuchlichen Art vom Wetter zu reden, hat er auch warm die Weiſe gebilligt, wie Sie es behandelt, daß Sie immer auf den Bau des Ganzen gegangen und ſich nicht bei pathologiſcher Zergliederung der einzelnen Charaktere aufgehalten, dann hat er gezeigt, daß er es tüchtig geleſen, indem er viele Ausdrücke wiederholt und beſonders eben die ironiſchen. Sie haben alle Urſache, Ihr Werk zu vollenden von dieſer Seite, und ſo tun Sie es denn doch recht bald. Er hat W. mit Grüßen für Sie beladen, und läßt vielmals um Entſchuldigung bitten, wegen des Nichtſchreibens, eine Sache, die

wirklich aus der Geſchäftigkeit des letzten Vierteljahrs, wovon nachher ein Mehreres, zu erklären iſt. An W. hat er den ganzen Brief ſchon fertig diktiert und doch nicht abgeſchickt. Auch von der griechiſchen Poeſie hat er geſprochen; bei manchen Stellen hätte er eine mündliche Unterredung und Erläuterung dazu gewünſcht, um etwa ein längeres und breiteres Licht zu erhalten. Geleſen hat er auch redlich; das kann man ihm nicht anders nachrühmen. Die Fragmente haben ihn ungemein intereſſiert; ihr hättet euch in Kriegsſtand geſetzt, aber er hat keine einzige Einwendung dagegen gemacht; nur gemeint, es wäre eine allzu ſtarke Ausgabe (die Verſchwendung wäre doch zu groß, war der pivot ſeines allgemeinen Urteils), und es hätte ſollen geteilt werden. W. hat ihm geantwortet, in Einem Strich ließe ſichs freilich nicht leſen; da hat er ſo etwas gemurmelt, als das hätte er denn doch nicht laſſen können, es wäre denn doch ſo anziehend. . . .

Schelling wird ſich von nun an einmauren, wie er ſagt, aber gewiß nicht aushält. Er iſt eher ein Menſch um Mauern zu durchbrechen. Glauben Sie, Freund, er iſt als Menſch intereſſanter als Sie zugeben, eine echte Urnatur, als Mineralie betrachtet, echter Granit.

Tieck muß ſich nun ebenſowenig über Goethens Schweigen ſkandaliſieren als Sie, denn er bittet auch ihn um Nachſicht. Und ich will Ihnen auch ſein Urteil über den erſten Teil von Sternbald wiedergeben; Sie überantworten es Tieck. Man könnte es ſo eigentlich eher muſikaliſche Wanderungen nennen, wegen der vielen muſikaliſchen Empfindungen und Anregungen (die Worte ſind übrigens von mir), es wäre alles darin, außer der Maler. Sollte es ein Künſtlerroman ſein, ſo müßte doch noch ganz viel anders von der Kunſt darin ſtehn, er vermißte da den rechten Gehalt, und das Künſtleriſche käme als eine falſche Tendenz heraus. Geleſen hat er es aber, und zweimal, und lobt es dann auch wieder ſehr. Es wären viel hübſche Sonnenaufgänge darin, hat er geſagt (an denen man ſähe, daß ſich das Auge des Dich-

ters wirklich recht eigentlich an den Farben gelabt, nur kämen ſie zu oft wieder).

Wollen Sie nun mein Urteil über den zweiten? Vom erſten nur ſoviel, ich bin immer noch zweifelhaft, ob die Kunſtliebe nicht abſichtlich als eine falſche Tendenz im Sternbald hat ſollen dargeſtellt werden und ſchlecht ablaufen wie bei W. M., aber dann möchte offenbar ein andrer Mangel eintreten — es möchte dann vom Menſchlichen zu wenig darin ſein. Der zweite Teil hat mir noch kein Licht gegeben. Wie iſt es möglich, daß Sie ihn dem erſten vorziehn und überhaupt ſo vorzüglich behandeln. Es iſt die nämliche Unbeſtimmtheit, es fehlt an durchgreifender Kraft — man hofft immer auf etwas entſcheidendes, irgendwo den Franz beträchtlich vorrücken zu ſehn. Tut er das? Viele liebliche Sonnenaufgänge und Frühlinge ſind wieder da; Tag und Nacht wechſeln fleißig, Sonne, Mond und Sterne ziehn auf, die Vöglein ſingen; es iſt das alles ſehr artig, aber doch leer, und ein kleinlicher Wechſel von Stimmungen und Gefühlen im Sternbald, kleinlich dargeſtellt. Der Verſe ſind nun faſt zu viel, und fahren ſo loſe in- und auseinander, wie die angeknüpften Geſchichten und Begebenheiten, in denen gar viel leiſe Spuren von mancherlei Nachbildungen ſind. Sollt ich zu ſtreng ſein, oder vielmehr, Unrecht haben? Wilhelm will es mir jetzt vorleſen, ich will ſehn wie wir gemeinſchaftlich urteilen. . . .

Friedrich Schlegel an Caroline [133]

Berlin, 20. Oktober 1798

... Hören Sie, Sie wiſſen, ich wollte auch etwas Allgemeines über die Griechen fürs Athenäum ſchreiben. Es ſollte ein Geſpräch werden. Aber ich habe mir nun überlegt, daß es beſſer iſt, dieſe Form Wilhelmen zu überlaſſen. Es wird mir leichter und anzüglicher ſein, wenn ichs in einem Frauenbrief an Sie tun darf. Ich kann leicht von Ihren Myſticismchens Anfang,

Anlaß und Anſtoß nehmen. Noch ſchöner iſts aber, wenn Sie nebſt der Einwilligung auch noch ſich ſakrifizieren und die kritiſchen Griechen und die abgebrochne Poeſie noch einmal leſen wollen und ſchreiben, wie es der Kritik auf Ihrem ganz menſchlichen Richterſtuhle bedünken will. Denn das iſt ja eben der Punkt, worauf es ankommt. Wichtiger iſt es aber doch, daß Sie mir melden, ob Sie Caroline, oder wie Sie ſonſt heißen wollen.

... Hören Sie, ich habe ſeit ich hier bin auch einige Romane geleſen, und Richter hat dadurch bei mir ſehr gewonnen. Er iſt weit origineller als Hippel, obgleich dieſer ſein Original iſt. Er hat ihn eigentlich vernichtet und überflüſſig gemacht. Hippels Geiſt liegt übrigens in den Worten: ‚Ich liebe Minen in Linen‘. Auch Jacobi hat den Hippel viel geleſen. Der Eindruck iſt mir nun ewig. Jacobi ſei in der Weichlichkeit gebildet bis zum Künſtlichen, und auf ſeine eigne Eitelkeit eitel, und wieder auf dies Eitelſein eitel bis ins tauſendſte Glied. — Das bißchen Anmut in Sterne ſollten wir doch nicht zu ausſchließend ſchätzen. Er ſcheint mir noch ärmer als Richter. An Smollet gefällt mir am beſten, daß es ihm ſo Ernſt iſt mit ſeinem üblen Humor. Swift finde ich am größten: ſein Gulliver ſcheint mir ſo tief und ſyſtematiſch, daß er wohl ſelbſt nicht recht wiſſen mag, wie göttlich groß der Gedanke ſei. Sonſt würde er ihn nicht oft ſo jämmerlich gemein mißbrauchen und behandeln.

Vom Richter kann ich alſo, wie geſagt, nicht ganz ablaſſen. — Dagegen glaube ich jetzt, daß Voß und Wieland der Garve und Nicolai der Poeſie ſind. Es gibt jetzt offenbar ein wirkliches böſes Prinzip, einen Ahriman in der deutſchen Literatur. Das ſind ſie, die negativen Klaſſiker. Ihr Dichten und Trachten ſcheint mir nicht etwa nur unbedeutend und weniger gut, ſondern ihre Poeſie iſt abſolut negativ, ſo gut wie die franzöſiſche von Corneille bis Voltaire. Sie hat gar keinen Wert, ſondern wirk-

lichen Unwert und muß alſo in Belagerungsſtand erklärt werden. Und ich wünſche zu Gott, daß Wilhelms Annihilation des alten Wieland nicht bloß ein Ei bleiben mag.

Noch habe ich nichts durch den Tod verloren. Da haben Sie recht. Ich könnte viel. Manches würde aber anders auf mich wirken, als auf Euer einen. Das macht, weil ich doch nur gleichſam in und auf dem lebe, was wir Welt oder Erde nennen. Mir kommt es vor, als ginge die moderne Geſchichte jetzt noch einmal an, und als teilten ſich alle Menſchen von neuem in Geiſtliche und in Weltliche. Ihr ſeid Weltkinder, Wilhelm, Henriette, und auch Auguſte. Wir ſind Geiſtliche, Hardenberg, Dorothea und ich. Sie mögen ſich Ihre Seelen ſelbſt beſtimmen, wenn es Ihnen nicht mißfällt, die Menſchheit ſo mitten durchzuſchneiden, und wenn Sie nicht wie Böttiger auf beiden Achſeln tragen wollen, werden Sie ſich wohl entſchließen müſſen, wie die Tyndariden bald hier bald dort zu ſein.

Im Ernſt, meine Religion fängt an aus dem Ei ihrer Theorie auszukriechen, und ich wünſche, daß Ihr Romänchen ihr bald folgen mag. — Es hat mir und ihr, der Religion nämlich, Mut gemacht, daß einige von meinen Gedanken über die Unſterblichkeit der Veit ſo unmittelbar und klar einleuchteten, wie Ihnen einige über Natur und Organiſation.

Leben Sie wohl und ſchreiben Sie Briefchen und Romänchen. Friedrich Fichte iſt auch gegen mich ſo biderb und wacker, wie er überall iſt. Wenn es von dieſer Sorte noch einige mehr gäbe, ſo wäre es eine Luſt zu leben und ein Deutſcher zu ſein. . . .

Friedrich Schlegel an Caroline [134]

Berlin, 29. Oktober 1798

. . . Was Schiller betrifft, ſo bewundre ich nächſt der heldenmütigen Selbſtentäußerung in dem Goetheſchen Prolog, der mir

wie eine ausgehöhlte Fruchthülſe vorkommt, nichts ſo ſehr wie die Geduld. Denn um ſolche lange Drachen in Papier, in Worte und Reime auszuſchnitzen, dazu gehört doch eine impertinente Geduld. Übrigens erinnert mich ſein Glück an ſein Unglück, daß ihm die äſthetiſchen Briefe nicht rein herauskamen und geſtört wurden. Die ſtecken ihm nun im Geblüte, und die ganze Würdanmut iſt auf die innern Teile gefallen. Auch vergeht ſelten eine lange Zeit, daß er ſich nicht in einigen Gedichten, die äſthetiſcher als dichteriſch ſind, Luft macht. Wenn das erſte Elftel ſeines Wallenſtein ſo Goetheſch iſt wie der Prolog, ſo bin ich auf alle elf Elftel nicht ſehr begierig. Ich kann mir denken, daß eine ſo angeſtrengte Nachahmung bei dem Spiel und Anblick und erſtem Eindruck täuſcht: aber beim Leſen muß dann die Täuſchung wegfallen. — Ich habe gehofft, er würde etwa im dreißigjährigen Kriege eine Mittelgattung zwiſchen ſeiner alten und ſeiner neuen Tollheit entdecken.

Unter Goethes Sachen bete ich die Metamorphoſe abſonderlich an; die ſchöne Müllerin, das verſteht ſich ohnehin. In der langen Idylle auf die Schauſpielerin iſt viel pittoreske Väterlichkeit. Alles was Sie mir von Goethe geſchrieben haben, iſt ſchön und herrlich, daß er zufrieden iſt, daß er die Ironie verſtanden hat. Aber auch daß Sie mir ſo ordentlich geſchrieben haben und gleichſam Briefe mit mir wechſeln zu wollen ſcheinen dürfen. . . .

Wenn ich doch bald einen Brief von Hardenberg erhielte! Ein Projekt habe ich indeſſen nicht für ihn, ſo wenig wie für mich ſelbſt. Eins der reizendſten und notwendigſten unter meinen Projekten wäre eine Pandora für Schleiermacher. Ich wünſchte, daß er, wenn wir einmal ſcheiden müſſen, wieder eine gute Frau bekäme, die ſeiner würdig iſt.

Hülſen heiratet effektivement in einigen Wochen und errichtet eine Erziehungsanſtalt. Das iſt nun alſo in Richtigkeit. Aber wo wird Schelling, der Granit, eine Granitin finden? Wenigſtens muß ſie doch von Baſalt ſein? Und dieſe Frage iſt nicht aus der Luft gegriffen. Denn ich glaube, er hat un tant soit peu

Liebesfähigkeit. Würde er die Levi, ſo würde ich ſie ſchicken. Er hat Eindruck auf ſie gemacht. Von mir hat ſie geſagt, ich hätte wie der Meſſias unter Euch geſeſſen und Ihr hättet mich auch ganz apoſtoliſch behandelt.

Novalis an Friedrich Schlegel [135]

Freiberg, 7. November 1798

. . . Dein Brief hat mich in der Überzeugung von der Notwendigkeit unſers Zuſammendaſeins beſtärkt. Wenn Du Dich immer mehr in mich findeſt, ſo erkenne ich Dich auch meinerſeits immer mehr. Eins von den auffallenden Beiſpielen unſerer innern Symorganiſation und Symevolution iſt in Deinem Briefe. Du ſchreibſt von Deinem Bibelprojekt und ich bin auf meinem Studium der Wiſſenſchaft überhaupt und ihres Körpers, des Buchs — ebenfalls auf die Idee der Bibel geraten — der Bibel als des Ideals jedweden Buchs. Die Theorie der Bibel, entwickelt, gibt die Theorie der Schriftſtellerei oder der Wortbildnerei überhaupt, die zugleich die ſymboliſche, indirekte Konſtruktionslehre des ſchaffenden Geiſtes abgibt. Du wirſt aus dem Brief an die Schwägerin ſehn, daß mich eine vielumfaſſende Arbeit beſchäftigt, die für dieſen Winter meine ganze Tätigkeit abſorbiert. Dies ſoll nichts anders als eine Kritik des Bibelprojekts — ein Verſuch einer Univerſalmethode des Bibliſierens — die Einleitung zu einer echten Enzyklopädiſtik werden. Ich denke hier Wahrheiten und Ideen im Großen — genialiſche Gedanken zu erzeugen — ein lebendiges, wiſſenſchaftliches Organon hervorzubringen und durch dieſe ſynkritiſche Politik der Intelligenz mir den Weg zur echten Praxis — dem wahrhaften Reunionsprozeß zu bahnen.

Ich habe Dir mit Fleiß die Aufgabe mit mehreren Ausdrücken hingeſetzt, um eine vollſtändige Antwort in betreff Deiner Bibelidee zu erhalten.

Je länger wir miteinander umgehn, deſto mehr werden wir

uns aufeinander beſinnen und des Geheimniſſes unſrer Entzweiung immer teilhaftiger werden. Deine ‚Fragmente‘ und das Bruchſtück von ‚Meiſter‘ verſteh und genieß ich immer mehr. Einen wünſcht ich noch in unſre Gemeinſchaft — einen, den ich Dir allein vergleiche — Baadern.

Seine Zauber binden wieder,
Was des Blödſinns Schwert geteilt.

Ich habe jetzt ſeine ältere Abhandlung ‚vom Wärmeſtoff‘ geleſen. Ich denke an ihn zu ſchreiben. Könnte er nicht zum ‚Athenäum‘ eingeladen werden? Vereinige Dich mit Baadern, Freund — Ihr könnt ungeheure Dinge leiſten.

Schelling iſt jetzt auch mit der Mathematik handgemein geworden. Schreibt er auch hier zu ſchnell, ſo muß er Lehrgeld wie mit den Ideen bezahlen. Es iſt ein ſonderbares modernes Phänomen, das nicht zu Schellings Nachteil iſt, daß ſeine Ideen ſchon ſo welk, ſo unbrauchbar ſind. Erſt in neueſten Zeiten ſind ſolche kurzlebige Bücher erſchienen. Auch Deine ‚Griechen und Römer‘ ſind zum Teil eine ſolche intereſſante Indikation der zunehmenden Geſchwindigkeit und Progreſſion des menſchlichen Geiſtes. Mit der Kürze der Lebensdauer wächſt der Gehalt, die Bildung und Geiſtigkeit. Die Bücher nähern ſich jetzt den Einfällen — einmal vorübergehend — aber ſchöpferiſche Funken. — Wenn es mir gelänge einen ſolchen Funken als Lebenstätigkeit zu fixieren!

Von den ‚Propyläen‘ im Briefe an die Schwägerin. Den Almanach hab ich noch nicht. Deine ‚Lucinde‘ reizt mich im voraus, wie die Venus Kallipygos, von der ſie gewiß eine Schweſter ſein wird. Kants ‚Streit der Fakultäten‘ iſt ein ſchönes Advokatenſpezimen — ein Gewebe ſeiner Chikanen. Kant wird jetzt, wie Ihr Leibnitz beſchuldigt, juriſtiſch — und iſt es von Anfang an etwas geweſen. Die philoſophiſche Fakultät iſt wie der ärgſte Sünder am beſten zu verteidigen. Die philoſophiſche Darſtellung dieſes Streits wäre die ſchönſte Defenſion der philoſophiſchen Fakultät geweſen. Kant iſt in Beziehung auf die Bibel nicht à la hauteur. Leibnizen ſcheint mir Schleiermacher ſehr unrecht

zu behandeln — die einzige Stelle von der Combinatio analogica iſt alle Lobeserhebungen wert, die man ihm gegeben hat. Lebe wohl, lieber Schlegel, und behalte lieb

Deinen Freund Hardenberg

Friedrich Schlegel an Caroline [136]

Berlin, Anfang Dezember 1798

. . . Ich habe noch einen andern wichtigern und tiefern Kummer. Schleiermacher verdirbt durch den Umgang mit der Herz an ſich und auch für mich und die Freundſchaft. Die Weiblichkeit dieſer Frau iſt doch wirklich ſo gemein, daß ſie ſelbſt dieſen fünften Mann am Wagen allein beſitzen muß, wenn es ihr Freude machen ſoll. — Sie machen ſich einander eitel: es iſt kein großer Stolz, ſondern ein alberner Dampf wie von barbariſchem Punſch. Jede kleine noch ſo lauſige Tugendübung rechnen ſie ſich hoch an: Schl.'s Geiſt kriecht ein, er verliert den Sinn für das Große. Kurz, ich möchte raſend' werden über die verdammten und winzigen Gemütereien! — Doch iſt ihr Betragen gegen uns bei dieſer Sache tadellos geweſen.

Das ſchlimmſte iſt, daß ich keine Rettung für Schl. ſehe, ſich aus den Schlingen der Antike zu ziehen. Ich weiß nicht, ob Sie nicht das alles für Schwärmerei oder Tand halten. Aber es iſt nun einmal ſo, mit der feinſten Blüte iſt in der männlichen Freundſchaft alles weg: ich werde ſchwerlich wieder einen Freund finden, der ſo fein und tief in alle Fugen meines Geiſtes einklänge und eingriffe; und ich bin nun einmal eine unendlich geſellige und in der Freundſchaft unerſättliche Beſtie. . . .

Auguſten grüße ich herzlich, und werde ſie ſehr bewundern, wenn ſie nach ihrer ſchönen Ungeduld nun auch Geduld übt.

Berlin, 2. Dezember 1798

Allerdings ist das absichtslose Zusammentreffen unsrer biblischen Projekte eines der auffallendsten Zeichen und Wunder unsres Einverständnisses und unsrer Mißverständnisse.

Ich bin eins darin mit Dir, daß Bibel die literarische Zentralform und also das Ideal jedes Buchs sei — aber mit mannigfachen ganz bestimmten Bedingungen und Unterschieden. Auch das Journal, der Roman, das Kompendium, der Brief, das Drama ꝛc. sollen in einem gewissen Sinne Bibel sein und doch das bleiben, was ihr Name und sein Geist bezeichnet und umfaßt. Nun habe ich aber eine Bibel im Sinne, die nicht in gewissem Sinne, nicht gleichsam, sondern ganz buchstäblich und in jedem Geist und Sinne Bibel wäre, das erste Kunstwerk dieser Art, da die bisherigen nur Produkte der Natur sind. Die, welche es verdienen unter ihnen, müssen, um jenes Produkt zu realisieren, als klassische Urbilder gesetzt werden, wie die griechischen Gedichte von Goethe praktisch und von mir theoretisch als solche für die Kunst der Poesie gesetzt sind.

Soviel ich ahnde, hat Dein Werk mehr Analogie mit einem idealen Buch von mir über die Prinzipien der Schriftstellerei, wodurch ich den fehlenden Mittelpunkt der Lektüre und der Universitäten zu konstituieren denke. Die Fragmente von mir und die Charakteristiken betrachte als Seitenflügel oder Pole jenes Werkes, durch das sie erst ihr volles Licht erhalten werden. Es sind klassische Materialien und klassische Studien oder Experimente eines Schriftstellers, der die Schriftstellerei als Kunst und als Wissenschaft treibt oder zu treiben strebt: denn erreicht und getan hat dies bis jetzt so wenig ein Autor, daß ich vielleicht der erste bin, der es so ernstlich will. — Meine Enzyklopädie wird nichts sein als eine Anwendung jener Prinzipien auf die Universität, das Gegenstück zu dem echten Journal.

Mein biblisches Projekt aber ist kein literarisches, sondern — ein biblisches, ein durchaus religiöses. Ich denke eine neue Reli-

gion zu ſtiften oder vielmehr ſie verkündigen zu helfen: denn kommen und ſiegen wird ſie auch ohne mich. Meine Religion iſt nicht von der Art, daß ſie die Philoſophie und Poeſie verſchlucken wollte. Vielmehr laſſe ich die Selbſtändigkeit und Freundſchaft, den Egoism und die Harmonie dieſer beiden Urkünſte und Wiſſenſchaften beſtehn, obwohl ich glaube, es iſt an der Zeit, daß ſie manche ihrer Eigenſchaften wechſeln. Aber ganz ohne Eingebung betrachtet, finde ich, daß Gegenſtände übrig bleiben, die weder Philoſophie noch Poeſie behandeln kann. Ein ſolcher Gegenſtand ſcheint mir Gott, von dem ich eine durchaus neue Anſicht habe. Die beſte Philoſophie wird am geiſtloſeſten und trockenſten von ihm reden oder ihn sacht aus ihren Grenzen ſchieben. Das ſcheint mir ein Hauptverdienſt von Kant und Fichte, daß ſie die Philoſophie gleichſam bis an die Schwelle der Religion führen und dann abbrechen. So luſtwandelt von der andern Seite auch Goethes Bildung in den Propyläen des Tempels. Du wirſt die Mittelglieder leicht hinzudenken und Dir einen Überblick der Sachen, der Gedanken und Gedichte verſchaffen, die nur in Evangelien, Epiſteln, Apokalypſen u. dgl. dem Zeitalter enthüllt werden können.

Noch von einer andern Seite. Man ſpricht und erzählt ſeit etwa hundert Jahren von der Allmacht des Wortes der Schrift und was weiß ich ſonſt noch. Im Vergleich mit dem, was da iſt und was geſchieht, ſcheint mir das nur ein mißlungener Scherz zu ſein. Ich bin aber geſonnen, Ernſt daraus zu machen und die Leute mit ihrer Allmacht beim Wort zu nehmen. Daß dies durch ein Buch geſchehn ſoll, darf um ſo weniger befremden, da die großen Autoren der Religion — Moſes, Chriſtus, Mohammed, Luther — ſtufenweiſe immer weniger Politiker und mehr Lehrer und Schriftſteller werden. Übrigens weißt Du, wie ich auch kleinere Ideen adle und umfaſſe, und für dieſe, die das Herz und die Seele meines zeitigen und irdiſchen Lebens iſt, fühle ich Mut und Kraft genug, nicht bloß wie Luther zu predigen und zu eifern, ſondern auch wie Mohammed mit dem feurigen Schwert des Wortes das Reich der Geiſter welterobernd zu überziehn oder

wie Chriſtus mich und mein Leben hinzugeben. — Doch vielleicht haſt Du mehr Talent zu einem neuen Chriſtus, der in mir ſeinen wackern Paulus findet. Wenigſtens iſt die eine Ähnlichkeit da, daß eine gewiſſe Energie und Furie der Wahrheit nur da entſtehen kann, wo redlicher Unglaube nicht aus Unfähigkeit, ſondern aus Schwerfälligkeit voranging.

Lebte Leſſing noch, ſo brauchte ich das Werk nicht zu beginnen. Der Anfang wäre dann wohl ſchon vollendet. Keiner hat von der wahren neuen Religion mehr geahndet als er. Nicht bloß Kant iſt hier weit zurück, ſondern auch Fichte und Jacobi und Lavater. Einige Millionen der letzten Sorte in den Schmelztiegel geſchüttet, geben noch nicht ſoviel ſolide Materie und reinen Äther der Religion, wie Leſſing hatte.

Doch laß das kein Kriterium ſein, ob Du mit mir einſtimmen kannſt. Die eigentliche Sache iſt die, ob Du Dich entſchließen kannſt, wenigſtens in einem gewiſſen Sinne das Chriſtentum abſolut negativ zu ſetzen. — Ich konnte Dir wohl beiſtimmen, da Du es poſitiv ſetzteſt, weil ich Deine Lehre von der Willkür und die Anwendung derſelben aufs Chriſtentum nicht bloß verſtand, ſondern antizipiert habe. Aber freilich war, was für Dich Praxis, für mich nur reine Hiſtorie. Daher der Dualismus unſrer Symphiloſophie auch über dieſen Punkt. Ein halbes Verſtehen und ein halbes Einverſtehen war hier möglich, da Praxis und Hiſtorie in Deiner Religion bisher in unaufgelöſter Gärung ſind. Gelingt es mir, beide gegenſeitig zu ſaturieren und zur völligſten Harmonie zu vermiſchen, ſo kannſt Du dann freilich nur ganz einſtimmen oder ganz nicht. Vielleicht haſt Du noch die Wahl, mein Freund, entweder der letzte Chriſt, der Brutus der alten Religion, oder der Chriſtus des neuen Evangeliums zu ſein. Mich däucht, dieſes neue Evangelium fängt ſchon an ſich zu regen. Außer jenen Indikationen der Philoſophie und Praxis überhaupt regt ſich auch die Religion bei den Individuen, die ganz eigens unſre Zeitgenoſſen ſind und zu den wenigen Mitbürgern der anbrechenden Periode gehören. Nur einige Beiſpiele. Schleiermacher, der

zwar wohl kein Apoſtel, aber ein geborner Rezenſent aller bibliſchen Kunſtreden iſt, und wenn ihm nur ein Wort Gottes gegeben würde, gewaltig dafür predigen würde, arbeitet auch an einem Werk über die Religion. Tieck ſtudiert den Jakob Böhme mit großer Liebe. Er iſt da gewiß auf dem rechten Wege. Nun noch eine Bemerkung: gibt die Syntheſis von Goethe und Fichte wohl etwas anders als Religion? Wie bald aber muß dieſe Syntheſis nicht bloß an der Tagesordnung, ſondern auch allgemein ſein, da das Mißverhältnis beider zum Zeitalter, welches allein aus ihrer perſönlich betrachtet unabänderlichen Trennung entſpringt, ſchon ſo ungeheuer auffällt, und da die Keime zu den Mitteln und Werkzeugen dieſer Syntheſis ſchon im Leſſing liegen, und nun im Wolf wieder andere rege werden, Schelling und Hülſen nicht zu erwähnen, die ich als Fühlhörner betrachte, ſo die Schnecke der iſolierten Philoſophie gegen das Licht und die Wärme des neuen Tages ausſtreckt.

Iſt es nicht möglich, daß Du unſer letztes Geſpräch auf irgend eine Art fortſetzeſt?

Das ‚Athenäum' bricht wieder los mit neuem Titel und Verleger. Schick alſo ja, was Du haſt und geben willſt, ſobald Du kannſt. — Wie ſtehts mit den chriſtlichen Fragmenten? Darauf wäre ich ſehr begierig.

Wenn Du unſre romantiſch-philoſophiſchen Briefe über Natur und Phyſik für nicht ausführbar hältſt, ſo vergönne wenigſtens, daß ich meine Ideen darüber, ſo es mir zweckmäßig ſcheint, in einem epiſtoliſchen Monolog an Dich richte; und verſäume nur nicht die Form der Briefe, die Dir gewiß ſehr angemeſſen iſt. Du kannſt ja Fragmente, Gedichte, kleine Romane darin miſchen, wie ſichs fügt. . . .

Noch einiges. — Die vollſten Keime der neuen Religion liegen im Chriſtentum; aber ſie liegen auch da ziemlich vernachläſſigt. — Der Buchſtab iſt der echte Zauberſtab. —

Alle Wünſche der Liebenden und alle Bilder der Dichter ſind buchſtäblich wahr: nämlich der klaſſiſchen Dichter, der echten Liebenden.

Eine Frage über Baader, den ich noch ſo gut wie gar nicht kenne. Schließt er ſich an Fichte an wie Schelling und Hülſen und iſt etwa ein chaotiſcher Mittelpunkt für dieſe beiden? Oder iſt er ein Sohn der neuen Zeit und hat etwa in der Mitte der Phyſik ſo originell begonnen, wie ich aus den Tiefen der Kritik? — Dann könnte ich die Polarität unſrer Geiſter für den Deinigen begreifen und dann wäre ſie nicht bloß ſubjektiv. Aber dann habe ich nicht nötig mich noch mit ihm zu verbinden. Ich bin es ſchon, nämlich in Dir, und was durch dieſe Vereinigung geſchehen könnte, muß alſo allein durch Dich zuſtande kommen. —

Die neue Religion ſoll ganz Magie ſein. Das Chriſtentum iſt zu politiſch und ſeine Politik iſt viel zu materiell. Eine ſymboliſch myſtiſche Politik iſt ja anderſeits erlaubt und weſentlich.

Novalis an Friedrich Schlegel [138]

Freiberg, 18. Dezember 1798

Soeben erhalte ich Deinen langen, reichen Brief, der mich von neuem lebhaft in Deine jetzige, ſorgenvolle Lage verſetzt. Vielleicht könnte ich Dir tätigen Beiſtand leiſten, wenn ich erſt von hier weg wäre. Du weißt ſelbſt, wie es um mich ſteht. Ich lebe ein unſichres Leben: ſeit zwei Jahren hab ich nicht mehr für die Zukunft geſorgt, vieles vernachläſſigt, was ich nicht mehr zu brauchen glaubte, mich ſo frei als möglich zu machen geſucht. Zufälle haben mich bisher erhalten — mit der größten Faſſung und in der heiterſten Ruhe hab ich ſcheiden wollen. Jetzt ſcheint ſich manches gegen meinen Plan zu verbinden. Anſtatt mich entbehrlich zu ſehn und werden zu ſehn, fühl ich mich durch ein Ge-

fühl von Pflicht an alte und neue Bekannte gebunden — ich fühle, wie nützlich ich noch vielen ſein kann, wie Kameradſchaft mich zwingt, meine Lieben in dieſem verwirrten Zuſtande nicht zu verlaſſen und jede Not dieſes Lebens mit ihnen zu teilen. Wenn ihr alle glücklich wärt, ſo könnt ich getroſt von dannen gehn; ſo aber darf ich mir ein ſo glückliches Schickſal nicht allein anmaßen. Dringt dies durch, ſo muß ich bald ein neues Leben anfangen — wo nicht — ein höheres. Der frühe Tod iſt jetzt mein großes Los — das Fortleben der zweite Gewinn. Die Zeit meines Abgangs von hier iſt entſcheidend. Scheid ich, ſo hab ich es in der Gewalt, Dir einen kleinen Dienſt zu tun; bleib ich, ſo ſetzt mich meine dann mit Macht erwachende Induſtrie gewiß bald in Stand Dir hilfreich zu ſein.

Deine Bitte hat mich von neuem in dem Vorſatz beſtärkt, womöglich, wenn ich fortlebe, ein reicher Mann zu werden, hoffentlich nach einem großen Plane. Ich habe mich geärgert, ſo wenig nützliche Bekanntſchaften zu haben.

Wärſt Du in Jena, ſo hätt ich noch eher Hoffnung Dir gleich helfen zu können, wenigſtens per tertium. Wenn Dir meine ganze Lage bekannt wäre — Du würdeſt Dich bald ſelbſt von der temporellen Unmöglichkeit überzeugen, Dir jetzt meinerſeits zu helfen. Die Ungewißheit der Zukunft nötigt mich jetzt zu einem Fleiße im Detail, der meine ſchriftſtelleriſchen Projekte verzögert — beſonders da jetzt Krankheit und andre Unannehmlichkeiten mich ſo ſehr geſtört haben und noch ſtören. . . .

Novalis an Friedrich Schlegel [139]

Seit drei Wochen hab ich keinen ordentlichen Gedanken gehabt. Bis dahin bin ich ſehr glücklich geweſen; die Zeit kommt bald wieder. Schreibe mir nur je eher, je lieber, wie Du oder ein glücklicher Zufall Dir geholfen hat, wer Deinen Prozeß beſorgt — kurz Deine Domeſtika. Etwas Gutes haſt Du mir geſchrieben:

daß das ‚Athenäum' fortgeht. Ich habe der Schwägerin deshalb geſchrieben. Sein Aufhören hat mich entſetzlich verdroſſen. — Mein neuer Plan geht ſehr ins Weite; auf Oſtern teil ich ihn Wilhelm in extenso mit. Bleib ich bei Euch, ſo ſoll dieſer Plan ein Hauptgeſchäft meines Lebens werden. Er betrifft die Errichtung eines literäriſchen, republikaniſchen Ordens, der durchaus merkantiliſch politiſch iſt — einer echten Kosmopoliten-Loge.

Eine Buchdruckerei — ein Buchhandel muß das erſte Stamen ſein; Jena — Hamburg oder die Schweiz, wenn Frieden wird, müſſen der Sitz der Bureaux werden. Jeder ſchaffte einige tüchtige Kandidaten. Gemeinſchaftlicher Fleiß, gemeinſchaftlicher Kopf, gemeinſchaftlicher Kredit kann den kleinen Zündfunken bald vergrößern. Ihr ſollt nicht mehr von Buchhändlern literäriſch und politiſch gewiſſermaßen dependieren. Wer weiß, ob Dein Projekt nicht in das meinige eingreift und ebenſo den Himmel in Bewegung ſetzt, wie meines den irdiſchen Sphäroid. Man hat lange genug von ſolchen Projekten geſprochen. Warum ſollen wir nicht etwas ähnliches auszuführen ſuchen. Man muß in der Welt ſein, was man auf dem Papier iſt — Ideenſchöpfer.

Auf Deine Gedanken von Religion und Bibel geh ich jetzt nicht ein — kann auch nicht eingehn, weil mir das meiſte davon cimmeriſch dunkel iſt — einige treffliche Einfälle, beſonders die Fühlhörner ausgenommen.

Mündlich einmal mehr davon — oder ſchriftlich, wenn lesbare Bruchſtücke fertig und gedruckt ſind. Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon von meinem lieben Plotin ſchrieb. Aus Tiedemann lernt ich dieſen für mich gebornen Philoſophen kennen und erſchrak beinah über ſeine Ähnlichkeit mit Fichte und Kant und ſeine idealiſchen Ähnlichkeiten mit ihnen. Er iſt mehr nach meinem Herzen als beide. Jemand hat mir geſagt, daß meine Entdeckung nicht neu und ſchon in Maimons Leben dieſe wunderbare Übereinkunft bemerkt worden ſei. Warum iſt aber alles ſtill davon? In Plotin liegt noch vieles ungenutzt, und er wäre wohl vor allen

einer neuen Verkündigung wert. Zu dem ‚Athenäum' im neuen Stil werd ich vielleicht literäriſche Korreſpondenznachrichten im flüchtigſten, leichteſten Stil einſchicken, wenn es wirklich noch ſo weit kommt; vielleicht kommt da gleich etwas von Plotin ꝛc. mit hinein. Schade, daß ich jetzt noch ſo viel zu tun habe. Stoff zu intereſſanten Briefen hätt ich im Übermaß. Mit den romantiſchen Projekten muß ich auch noch eine Zeitlang zurückhalten. Der Kaufmann iſt jetzt an der Tagesordnung. Chemie und Mechanik oder Technologie im allgemeinen Sinne müſſen jetzt vorzüglich dran. Das Andre muß warten.

Novalis an Juſt [140]

Freiberg, 26. Dezember 1798

Wenn meine abgeriſſenen Gedanken Ihnen einige beſchäftigte Stunden gemacht haben, wenn ſie Ihnen geweſen ſind, was ſie mir waren und noch ſind, — Anfänge intereſſanter Gedankenfolgen, Texte zum Denken, ſo ſind meine Wünſche erfüllt. Viele ſind nur Spielmarken, und haben nur einen tranſitoriſchen Wert. Manchen hingegen habe ich das Gepräge meiner innigſten Überzeugung aufzudrücken geſucht. Gern geſtehe ich, daß ich ſelbſt glaube, ſehr entfernt von Ihrer Weiſe die Religion zu betrachten und zu beurteilen, einen Weg eingeſchlagen zu haben, der Ihnen wunderſeltſam ſcheinen muß. Indes wir ſind Freunde und werden Freunde ſein, und hierin ſtoßen unſere Religionen, beſſer unſere Theologien, zuſammen. Wenn Freundſchaft, Liebe, Sittlichkeit, Tätigkeit das Reſultat von beiden iſt, ſo müſſen wohl beide Schweſtern Glieder jener heiligen Familie von Religionen ſein, die, von jeher unter den Menſchen einheimiſch, die treueſte Pflege alles Guten und Schönen bewieſen, in ihrem Schoße Tugend und Liebe in den wildeſten Zeiten bewahrt, und Troſt und Hoffnung, Mut und Zufriedenheit überall erhalten und verbreitet hat. Ihre Freundin hat durch ihren Verſtand ſich Ihnen offenbart,

da ein herzlicher Verſtand der Hauptzug in Ihrem Charakter iſt. Mir iſt ſie durch herzliche Phantaſie nahe gekommen — denn dies iſt vielleicht der hervorſtehendſte Zug meines eigentümlichen Weſens. — Sollte ſich gerade in dem bedeutendſten Verhältniſſe unſere mannigfache Verſchiedenheit, der Grund unſerer ganzen menſchlichen Verfaſſung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffern einer geheimnisvollen Urkunde, die ſeit Jahrtauſenden unzählige Menſchen mit göttlichem Leben erfüllt, und Ihre ehrwürdigen Vorfahren ein langes Leben hindurch wie ein Palladium begleitet — einer Urkunde, die außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vorſchriften und Beiſpiele, Geſchichten und Lehren enthält, die mit allem übereinſtimmen, was die beſten und weiſeſten Menſchen, was unſer eigenes Gewiſſen mehr oder weniger klar als das Vortreffliche und Wahre empfohlen, kennen gelernt und bewährt gefunden haben. Es ſcheint ſich in ihr noch über alles dieſes eine unendliche Welt wie ein Himmel zu wölben, und eine entzückende Ausſicht in eine himmliſche Zukunft wundertätig zu eröffnen. Mit welchem Herzen nehmen Sie an der Bibel ein Unterpfand Gottes und der Unſterblichkeit in die Hand — wie glücklich müſſen Sie ſich vorkommen, wenn Sie ſich überzeugt ſehen, an ihr eine überirdiſche Schrift, eine bleibende Offenbarung zu beſitzen, in dieſen Blättern gleichſam eine leitende Hand aus einer höhern Sphäre feſtzuhalten! Ihre Theologie iſt die Theologie des hiſtoriſch-kritiſchen Verſtandes; dieſer ſucht eine feſte Grundlage, einen unumſtößlichen Beweisgrund, und findet ihn in einer Sammlung von Urkunden, deren Erhaltung allein ſchon ein beſtätigendes Wunder zu ſein ſcheint, und für deren Glaubwürdigkeit alle hiſtoriſchen Beweismittel und Herz und Vernunft zugleich ſprechen. — Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchſtaben, weniger auf die Wahrheit und Umſtändlichkeit der Geſchichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir ſelbſt höheren Einflüſſen nachzuſpüren und mir einen eigenen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geſchichte und den Lehren der chriſtlichen Reli-

gion die ſymboliſche Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Geſtalt fähigen Weltreligion — das reinſte Muſter der Religion, als hiſtoriſcher Erſcheinung überhaupt — und wahrhaftig alſo auch die vollkommenſte Offenbarung zu ſehen glaube; wenn mir aber eben aus dieſem Standpunkt alle Theologien auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zuſammen jedoch in dem ſonderbarſten Parallelism mit der Bildungsgeſchichte der Menſchheit zu ſtehen und in einer aufſteigenden Reihe ſich friedlich zu ordnen dünken, ſo werden Sie das vorzüglichſte Element meiner Exiſtenz, die Phantaſie, in der Bildung dieſer Religionsanſicht nicht verkennen.

Novalis an Caroline [141]

Freiberg, 20. Januar 1799

Ich bin, ſeit ich Ihnen nicht ſchrieb, glücklich genug geweſen. Julie iſt wie durch ein Wunder, ſeit dem heiligen Abend, wo das fürchterliche Übel plötzlich abriß, wieder geſund und heiter. Meine Geſundheit iſt recht leidlich. Ich habe die gute Ernſten geſehn — freilich nur auf ſehr kurze Zeit; indes denk ich ſie bald wieder zu ſehn und länger. Mich dauert es unendlich, daß meine künftige Wohnſtätte ſo entfernt von Dresden iſt. Die Nähe der Ernſten würde mir ſehr viel wert ſein. Ich ſage unendlich viel von meinem Herzen, wenn ich ſage, ſie iſt eine Frau nach meinem Herzen. Auch über Friedrichs glückliche Verbindung hab ich mich innig gefreut. . Auch ich hab eine neue vortreffliche Schwägerin erhalten. Freilich ſäh ich auch die bürgerliche Verbindung ſehr gern, wenn es möglich wäre. Wilhelms lieber Brief war mir neulich recht willkommen. Er wird wohl verzeihn, wenn ich Ihnen darauf antworte — Ihnen, die mir wirklich werter und lieber durch Ihre neuliche herzliche Teilnahme und Eilfertigkeit geworden iſt.

Seit zwei Monaten iſt alles bei mir ins Stocken geraten, was

zum liberalen Weſen gehört. Nicht drei gute Ideen hab ich in dieſer geraumen Zeit gehabt. Jetzt leb ich ganz in der Technik, weil meine Lehrjahre zu Ende gehn, und mir das bürgerliche Leben mit manchen Anforderungen immer näher tritt. Für künftige Pläne ſammle ich nur jetzt und gedenke vielleicht dieſen Sommer manches Angefangne oder Entworfne zu vollenden. Die Poeſie mit lebendigen Kräften, mit Menſchen, und ſonſt gefällt mir immer mehr. Man muß eine poetiſche Welt um ſich her bilden und in der Poeſie leben. Hierher gehört mein merkantiliſcher Plan. Dieſem ordne ich die Schriftſtellerei unter.

Ich lobe Wilhelm wegen ſeines lebhaften Treibens der Profeſſorei. Auch dies gehört zur ſchönen liberalen Ökonomie, dem eigentlichen Element der gebildeten Menſchen. Auf ſeine Elegie bin ich ſehr begierig. Die wird unſtreitig ein ſchön gebildeter Niederſchlag von Lebensſtoff aus dem Duft der Vergangenheit ſein. Wenn er doch auch ein wenig Zukunft zuvor darin auflöſte, ſo würde der Anſchuß noch ſchöner. Das Wiederaufleben des ‚Athenäums‘ iſt mir unſchätzbar. Auf Friedrichs Roman wag ich keine Vermutung. Es iſt gewiß etwas durchaus Neues. Tiecks ‚Phantaſien‘ hab ich geleſen. Soviel Schönes darin iſt, ſo könnte doch weniger darin ſein. Der Sinn iſt oft auf Unkoſten der Worte menagiert. Ich fange an das Nüchterne, aber echt Fortſchreitende, Weiterbringende zu lieben. Indes ſind die ‚Phantaſien‘ immer phantaſtiſch genug und vielleicht wollen ſie auch dies nur ſein. Tiecks Don Quixote iſt ja auch ſchon unterwegs. Schreiben Sie mir nur bald von Ritter und Schelling. Ritter iſt Ritter und wir ſind nur Knappen. Selbſt Baader iſt nur ſein Dichter.

Das Beſte in der Natur ſehn indes dieſe Herrn doch wohl nicht klar. Fichte wird hier noch ſeine Freunde beſchämen, und Hemſterhuys ahndete dieſen heiligen Weg zur Phyſik deutlich genug. Auch in Spinoza lebt ſchon dieſer göttliche Funken des Naturverſtandes. Plotin betrat, vielleicht durch Plato erregt, zuerſt mit echtem Geiſte das Heiligtum und noch iſt nach ihm keiner

wieder ſo weit in demſelben vorgedrungen. In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnisvoller Pulsſchlag und bezeichnet eine Berührungsſtelle mit der unſichtbaren Welt — ein Lebendigwerden. Goethe ſoll der Liturg dieſer Phyſik werden — er verſteht vollkommen den Dienſt im Tempel. Leibnitzens Theodicee iſt immer ein herrlicher Verſuch in dieſem Felde geweſen. Etwas Ähnliches wird die künftige Phyſik — aber freilich in einem höhern Stile. Wenn man bisher in der ſogenannten Phyſikotheologie nur ſtatt Bewunderung ein ander Wort hätte!

Aber genug — behalten Sie mich nur ein bißchen lieb und bleiben Sie in der magiſchen Atmoſphäre, die ſie umgibt, und mitten in einer ſtürmiſchen Witterung, mitten unter kümmerlichen Moosmenſchen wie eine Geiſterfamilie iſoliert, ſo daß keine niedern Bedürfniſſe und Sorgen ſie anziehn und zu Boden drücken können. Schicken Sie doch den Brief an Friedrich, dem ich nur ſehr kurz geſchrieben habe, weil ich jetzt viel unter der Erde bin und über der Erde mit ſo vielen mühſamen Studien geplagt bin. Oſtern geh ich hier weg und denke im April bei Ihnen zu ſein. Mein künftiges Leben kann ſehr reizend und fruchtbar werden.

Schreiben Sie mir bald — womöglich in Begleitung des ‚Athenäums'. Mir liegt jetzt zuviel untereinander auf dem Halſe. Nach Oſtern werd ich tief neue Luft ſchöpfen und das Frühjahr mich wieder auftauen und erwärmen. Ohne Liebe hielt ichs gar nicht aus. Mündlich recht viel Neues und Schönes. Wilhelm und Auguſten tauſend herzliche Grüße.

Novalis an Friedrich Schlegel [142]

Freiberg, 20. Januar 1799

... Deine Verbrüderung mit Hülſen iſt ein erfreuliches Zeichen. Solche Konjunktionen bedeuten glückliche fruchtbare Zeiten. Auf Deinen Roman bin ich ſehr geſpannt. Mir fehlts an allen Analogien zur Voreinbildung desſelben. Über Deine Anſicht der Re-

ligion möcht ich am liebſten mündlich mit Dir ſprechen. Deine Meinung von der Negativität der chriſtlichen Religion iſt vortrefflich. Das Chriſtentum wird dadurch zum Rang der Grundlage der projektierenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menſchentums erhoben — einer echten Veſte — eines lebendigen moraliſchen Raums. Damit ſchließt ſich dies vortrefflich an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit an, deren Perſönlichkeit und Urkraft mir unbeſchreiblich einleuchtend geworden iſt. Die Tätigkeit des Raums und der Zeit iſt die Schöpfungskraft und ihre Verhältniſſe ſind die Angel der Welt.

Abſolute Abſtraktion, Annihilation des Jetzigen, Apotheoſe der Zukunft — dieſer eigentlichen beſſern Welt: dies iſt der Kern der Geheiße des Chriſtentums, und hiermit ſchließt es ſich an die Religion der Antiquare, die Göttlichkeit der Antike, die Herſtellung des Altertums, als der zweite Hauptflügel an; beide halten das Univerſum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit.

Mündlich dies Frühjahr von Deinen Domeſticis. Vielleicht kann ich dann mit Dir wahrhaft nützliche Verabredungen treffen, beſonders wenn ich ausführlich von Deinem künftigen Lebensplan weiß.

Empfiehl mich Deiner Gattin herzlich und bleibe wie bisher der treue

Freund Deines

Freundes Hardenberg

Caroline an Novalis [143]

Jena, 4. Februar 1799

Ob Sie mich gleich mit Ihren Dithyramben über das merkantiliſche Genie, das uns fehlt und Sie auch nicht haben, einmal recht böſe gemacht, ſo ſind Sie doch beſſer wie ich geweſen. Sie geben wenigſtens Nachricht von ſich. Ich aber habe mich in Ab-

ſicht der nötigen Mitteilungen ganz auf Ihre Weihnachtsunterhaltung mit der Ernſt verlaſſen und mehr an Sie gedacht als geſchrieben. Endlich kommt beides zuſammen.

Was Sie von Ihrer Kränklichkeit erwähnen, darüber will ich mich nicht ängſtigen, weil immer viel guter Mut dadurch hervorleuchtet, und Sie bei Ihrer Reizbarkeit immer Zeiten haben müſſen, wo Sie nichts taugen. Das Wort des Troſtes, was Sie nennen, geht mir weit mehr zu Herzen: Liebe. Welche? Wo? Im Himmel oder auf Erden? Und was haben Sie mir mündlich Schönes und Neues zu ſagen? Tun Sie es immer nur gleich, wenn es nichts ſehr Weitläufiges und etwas Beſtimmtes iſt. Es gibt keine Liebe, von der Sie da nicht ſprechen könnten, wo, wie Sie wiſſen, lauter Liebe für Sie wohnt. In der Tat — darf ich alle Bedeutung in den Schluß Ihres Briefes legen, den er zu haben ſcheint? Ich will ruhig ſchweigen, bis Sie mirs ſagen.

Ihre übrige innerliche Geſchäftigkeit aber macht mir den Kopf über alle Maßen warm. Sie glauben nicht, wie wenig ich von Eurem Weſen begreife, wie wenig ich eigentlich verſtehe, was Sie treiben. Ich weiß im Grunde doch von nichts etwas als von der ſittlichen Menſchheit und der poetiſchen Kunſt. Leſen tu ich alles gern, was Sie von Zeit zu Zeit melden, und ich verzweifle nicht daran, daß der Augenblick kommt, wo ſich das Einzelne auch für mich wird zuſammenreihen, und mich Ihre Äußerungen nicht bloß darum, weil es die Ihrigen ſind, erfreuen. Was Ihr alle zuſammen da ſchaffet, iſt mir auch ein rechter Zauberkeſſel. Vertrauen Sie mir vors erſte nur ſoviel an, ob es denn eigentlich auf ein gedrucktes Werk bei Ihnen herauskommen wird, oder ob die Natur, die Sie ſo herrlich und künſtlich und einfach auch konſtruieren, mit Ihrer eignen herrlichen und kunſtvollen Natur für dieſe Erde ſoll zugrunde gehn. Sehn Sie, man weiß ſich das nicht ausdrücklich zu erklären aus Ihren Reden, wenn Sie ein Werk unternehmen, ob es ſoll ein Buch werden, und wenn Sie lieben, ob es die Harmonie der Welten oder eine Harmonika iſt.

Was kann ich Ihnen von Ritter melden? Er wohnt in Belvedere und ſchickt viel Fröſche herüber, von welchen dort Überfluß und hier Mangel iſt. Zuweilen begleitet er ſie ſelbſt, allein ich ſah ihn noch nie, und die andern verſichern mir, er würde auch nicht drei Worte mit mir reden können und mögen. Er hat nur einen Sinn, ſoviel ich merke. Der ſoll eminent ſein, aber der höchſte, den man für ſeine Wiſſenſchaft haben kann, iſt es doch wohl nicht — der höchſte beſteht aus vielen. Schelling ſagt, Sie ſollen Rittern nur ſchreiben, wenn Sie ihm etwas zu ſagen haben. Es täte nichts, daß Ritter ſelbſt gar nicht ſchreiben könnte. Aufs Frühjahr werden Sie ihn ja ſehn.

Was Schelling betrifft, ſo hat es nie eine ſprödere Hülle gegeben. Aber ungeachtet ich nicht ſechs Minuten mit ihm zuſammen bin ohne Zank, iſt er doch weit und breit das Intereſſanteſte was ich kenne, und ich wollte, wir ſähen ihn öfter und vertraulicher. Dann würde ſich auch der Zank geben. Er iſt beſtändig auf der Wache gegen mich und die Ironie in der Schlegelſchen Familie; weil es ihm an aller Fröhlichkeit mangelt, gewinnt er ihr auch ſo leicht die fröhliche Seite nicht ab. Sein angeſtrengtes Arbeiten verhindert ihn oft auszugehn; dazu wohnt er bei Niethammers und iſt von Schwaben beſetzt, mit denen er ſich wenigſtens behaglich fühlt. Kann er nicht nur ſo unbedeutend ſchwatzen oder ſich wiſſenſchaftlich mitteilen, ſo iſt er in einer Art von Spannung, die ich noch nicht das Geheimnis gefunden habe zu löſen. Neulich haben wir ſeinen vierundzwanzigſten Geburtstag gefeiert. Er hat noch Zeit milder zu werden. Dann wird er auch die ungemeſſne Wut gegen ſolche, die er für ſeine Feinde hält, ablegen. Gegen alles, was Hufeland heißt, iſt er ſehr aufgebracht. Einmal erklärte er mir, daß er in Hufelands Geſellſchaft nicht bei uns ſein könnte. Da ihn Hufeland ſelbſt bat, ging er aber doch hin. Ich habe ihm mit Willen dieſe Inkonſequenz nicht vorgerückt. Er hat ſo unbändig viel Charakter, daß man ihn nicht an ſeinen Charakter zu mahnen braucht. Der Norwege Steffens, den ich Ihnen ſchon angekündigt habe, hat

hier in der Gesellschaft weit mehr Glück gemacht. Das scheint ihn auch so zu fesseln, daß es die Frage ist, ob er noch nach Freiberg kommt. Er würde Ihnen angenehm gewesen sein. Er ist es uns auch, aber ganz kann ich ihn nicht beurteilen, denn ich weiß nicht, wie weit er da hinausreicht, wo ich nicht hinreiche, und die Philosophie ist es doch, die ihn erst ergänzen muß.

In Fichten ist mir alles klar, auch alles was von ihm kommt. Ich habe Charlotten aufgetragen, Ihnen seine ‚Appellation' zu schicken; er läßt Sie daneben grüßen. Schreiben Sie mir etwas darüber, das ich ihm wieder bestellen kann. Was sagen Sie zu diesem Handel? was zu Reinharden? und wie ihn Fichte zwischen Spalding und Jacobi stellt. — Ein wenig zuviel Akzent hat Fichte auf das Märtyrertum gelegt. Das Übrige ist alles hell und hinreißend. Ich bin andächtig gewesen, da ich es las, und überirdisch. In Dresden wird die Schrift noch nicht zu haben sein. Ich beredete Fichte, sie Ihrem Vater zu schicken, und glaube, daß ers getan hat.

Nach dem Atheismus ist hier das neuste Evenement die Aufführung des ersten Teils von Wallenstein, ‚die Piccolomini', in Weimar. Wir haben sie gesehn, und es ist alles so vortrefflich und so mangelhaft, wie ich mir vorstellte. Die Wirkung des Ganzen leidet sehr durch die Ausdehnung des Stoffes in zwei Schauspiele. Aber das Dramatische interessiert Sie nicht — ich will mir die paar Augenblicke, die uns bleiben, hiermit nicht rauben. Goethe bringt den Februar hier zu. Die Elegie ist noch nicht vollendet, das ‚Athenäum' erst zur Hälfte gedruckt. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [144]

Potsdam, 15. Februar 1799

Ich habe einen Dialog in Platon gelesen, ich habe ein kleines Stück Religion gemacht, ich habe Briefe geschrieben, kurz, ich habe alles versucht, außer die gute Lebensart — und was soll

ich mit dieſer ohne Geſellſchaft? Aber es geht alles nur ſehr mittelmäßig. Vielleicht gehts morgen beſſer, wenn ich ein Federmeſſer habe und mir die Feder nach meiner Hand ſchneiden kann. Ach, liebe Jette, tun Sie Gutes an mir und ſchreiben Sie mir fleißig, das muß mein Leben erhalten, welches ſchlechterdings in der Einſamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich, ich bin das allerabhängigſte und unſelbſtändigſte Weſen auf der Erde, ich zweifle ſogar, ob ich ein Individuum bin. Ich ſtrecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß ſie unmittelbar berühren, und wenn ich ſie nicht in vollen Zügen in mich ſchlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das iſt meine innerſte Natur, es gibt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins. In Landsberg war ich zwar weiter von Ihnen, aber was hilft mir der Raum, ich war doch nicht ſo verkommen und lebte in einem beſſeren Klima. Mein letzter Gedanke, als Sie mir Lebewohl ſagten und mir mit wenig Worten ein ſo inniges Gefühl Ihrer Freundſchaft gaben, war, daß das Wegreiſen doch auch etwas Schönes ſei. Es war ſehr frevelhaft, doch auch ſehr religiös. . . .

Caroline an Novalis [145]

Jena, 20. Februar 1799

. So iſt es denn wahr, mein liebſter Freund? Sie haben uns recht glücklich und froh gemacht. Ihren Freunden blieb bisher kein ander Mittel übrig, als nur an Sie allein, nicht an Ihre Zukunft zu denken, und Sie hatten uns auch oft alle Sorge verboten. Ich nahm das ſelbſt ſo an — gegen die, die uns lieb ſind, iſt man ſo leicht gelehrig und gehorſam. Nie habe ich Sie gefragt, wie wird ſich der Knoten löſen? kann das ſo bleiben? Kaum habe ich mich ſelbſt gefragt. Ich war ruhig im Glauben — denn ich habe doch am Ende mehr Glauben als ihr alle — nicht daß es grade ſo kommen würde, aber daß ſich an irgend einer Bruſt die Spannung brechen müßte, und das Himmliſche

mit dem Irdiſchen vermählen. Was Sie Scheidung zwiſchen beiden nennen, iſt doch Verſchmelzung. Warum ſoll es nicht? Iſt das Irdiſche nicht auch wahrhaft himmliſch? Nennen Sie es aber, wie Sie wollen, genug Sie ſind glücklich. Ihr Brief iſt eigentlich voll Wonne und wie auf Flügeln zu mir gekommen.

Ich freue mich jetzt — wie Sie ſich freuen werden — daran zu denken, wie dies ſo ſich machen mußte. Nur in dieſer faſt öden Einſamkeit, durch das Band der ſüßen Gewohnheit konnten Sie allmählich gewonnen werden. Wie weiſe und artig ſetzten Sie uns einmal auseinander, daß dies alles keine Gefahr habe. Gefahr nicht, aber Folgen doch. Soll das Liebenswürdige umſonſt ſein? Wie doppelt leid tut es mir, Julien nicht geſehn zu haben. Es war meine Schuld nicht, die Ihrige auch wohl nicht. — Sehn Sie, liebſter Hardenberg, das könnte mich doch traurig machen, wenn Sie nicht unſer blieben, wenn Ihre Frau nicht unſre Freundin durch ſich ſelber würde, aus eigner Neigung. Kommen Sie nur, wir ſchwatzen mehr darüber. Es iſt faſt wahrſcheinlich, daß Sie um Oſtern uns hier finden und wir erſt um Pfingſten reiſen.

Charlotten haben Sie gewiß aufs Leben verboten uns nichts zu ſagen, denn ich errate nun, ſie hat es um Weihnachten erfahren, aber geſchwiegen über alle Maßen. Sie ſchreibt mir eben, daß ſie Charpentier und Sie zuſammen hofft bei ſich zu ſehn. Ein Glück, daß ſie nicht gern ſchreibt; geſagt hätte ſie mirs doch. Friedrich verrät auch eine Ahndung — ich habe ihm Gewißheit gegeben. Sehr möglich, daß ein Dach uns alle noch in dieſem Jahr verſammelt. Friedrich bleibt den Sommer in Berlin, was mir lieb iſt. Im Winter wünſcht er herzukommen. Sie leben in Weißenfels. Sie könnten auch wohl einmal eine Zeitlang hier leben. — Mit Ihrem Vater iſt wohl alles überlegt und es ſtehn Ihnen keine Schwierigkeiten im Wege? Er wird nur froh ſein, Sie froh zu wiſſen. Muß ſich Thielemann nicht unendlich freuen! Ihren andern Schwager abandonnieren wir Fichten.

Es ist kein Zweifel, wenn Fichte sich ganz von Reinhards Mitwirkung überzeugen könnte, so würd er ihn zum zweiten Göze machen. Er wills noch nicht glauben, oder vielmehr er wünscht Tatsachen, um den Glauben in der Hand zu haben. Mit der letzten Post hat er R. selbst geschrieben, ihm seine Schrift geschickt und ihn zum Wehe über das Pfaffentum aufgefordert. Er will abwarten, was er darauf erwidert. Schreiben Sie mir nur, ob Sie es gewiß wissen. Ich zweifle nicht einen Augenblick daran, aber schwerlich hat er doch offen genug gehandelt, daß man Tatsachen von ihm anführen könnte. Fichten ist sehr daran gelegen übrigens. Ich habe ihm den größten Teil Ihres Briefs mitgeteilt — ja, weil er Sie so liebt — auch das was Sie angeht, und worüber er sich innig gefreut hat. Daß man in Preußen honett verfahren ist, werden Sie nun wissen.

Bald, bald kommt das dritte Stück ‚Athenäum'. Hier ist indessen etwas andres. Was werden Sie zu dieser ‚Lucinde' sagen? Uns ist das Fragment im ‚Lyceum' eingefallen, das sich so anfängt: ‚Sapphische Gedichte müssen wachsen oder gefunden werden' ꝛc. Lesen Sie es nach. — Ich halte noch zurzeit diesen Roman nicht mehr für einen Roman als Jean Pauls Sachen — mit denen ich es übrigens nicht vergleiche. Es ist weit phantastischer, als wir uns eingebildet haben. Sagen Sie mir nun, wie es Ihnen zusagt. Rein ist der Eindruck freilich nicht, wenn man einem Verfasser so nahe steht. Ich halte immer seine verschlossene Persönlichkeit mit dieser Unbändigkeit zusammen und sehe, wie die harte Schale aufbricht — mir kann ganz bange dabei werden, und wenn ich seine Geliebte wäre, so hätte es nicht gedruckt werden dürfen. Dies alles ist indes keine Verdammnis. Es gibt Dinge, die nicht zu verdammen, nicht zu tadeln, nicht wegzuwünschen, nicht zu ändern sind, und was Friedrich tut, gehört gemeiniglich dahin.

Wilhelm hat die Elegie geendigt. Eine Abschrift hat Goethe, der hier ist, die andre Friedrich. Sie müssen also warten. Der eigentliche Körper des Gedichts ist didaktisch zu nennen und sollte

es auch ſein nach Wilhelms Meinung. Die Ausmalung des Einzelnen iſt vortrefflich — das Ganze vielleicht zu umfaſſend, um als Eins in der Seele aufgenommen zu werden, wenigſtens erfordert dies eine geſammelte Stimmung. Sie ſollen es hier leſen. Es kommt in das vierte Stück. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [146]

Potsdam, 22. Februar 1799

. . . Über mein Verhältnis zu Schlegel haben Sie das Urteil recht klar ausgeſprochen, aber Sie können doch nicht ſagen, daß ich mir das nicht geſtände, ich habe immer etwas Ähnliches zugegeben, wenn wir darüber geſprochen haben. Ich habe nie geſagt, daß ich mit Schlegel einerlei Gemüt hätte, nur habe ich geſtritten, er hätte keins. Mit den verwandten Subſtanzen aber, das haben Sie recht auf den Kopf getroffen, die trennen uns immer. Ja, Sie ſind doch eigentlich meine nächſte verwandte Subſtanz, ich weiß ſo weiter keine, und keine kann mich von Ihnen trennen. Das war nur ſo nebenbei; denn eigentlich ſprach ich doch von Schlegel, aber ich habe eine recht ordentliche Pauſe hier gemacht. Sehen Sie, der wundert ſich über die Trennung, welche die nahen verwandten Subſtanzen verurſachen, und das Wundern bekommt unſerer Freundſchaft ſchlecht. Übrigens iſt die Bindung doch nicht ſo locker, wie Sie meinen. Wenn man Kenntniſſe, Witz und Philoſophie, alles dreies erſt aufheben muß, das ſind denn doch artige Dinge, und die beiden letzten können doch bei einem ordentlichen Menſchen ſchlechterdings nicht vom Gemüt abgeſondert ſein. Dieſe Dinge ſind kein bloßer Kitt, und was dadurch gebunden iſt, iſt nicht mit Gewalt gebunden. . . .

Potsdam, 25. Februar 1799

Ich bitte Sie, Liebe, laſſen Sie uns nicht ſo auf das ſehen, was begegnen wird oder kann, ſondern ſorgen, daß wir uns alle ſo hoch heben und halten, als es geht, damit wir das alles recht klein ſehen.

Wir ſind alle Opfer unſerer Zeit, und das iſt jeder Menſch in irgend einem Sinne; wenn wir nur leben und ſind und lieben — — das eine iſt die Hauptſache. Sie wiſſen, daß ich etwas leiſten kann in der Wehmut, und ich wollte nur, Sie hätten ſich in Ihrem leidenden Gefühl bis zu ihr erhoben, ſo wäre Ihnen das andere wieder verſchwunden. Nur um Gottes willen geben Sie für ſich nicht dieſen Gedanken an Trennung und Einſamkeit Raum, und denken Sie, daß der Wille auch etwas iſt in der Welt. Vergleichen Sie einmal, ob ich irgend weniger unglücklich wäre, wenn ich, wer weiß wo, ſein müßte. Was ſollte aus mir werden? aus mir, der ich mich nicht einmal von der kleinlichen Liebe gleichgültiger Menſchen nähren könnte? der ich ſchon an einer Probe von wenigen Tagen ſehe, wie ich zuſammenfalle, wenn es mir an der wahren und einzigen Nahrung meines Geiſtes fehlt, dem es ganz an der beharrlichen Tätigkeit fehlt, womit Sie immer den Kummer und Jammer noch glücklich genug beſtreiten würden. Aber ich fürchte das nicht, weil ichs nicht brauche kommen zu laſſen, und ſterben Sie mir, nun dann werde ich mich nicht leiblich aber geiſtig töten, ich werde ſo fortleben ohne Ich zu ſein, und meine Grabſchrift wird auf meiner Stirne ſtehen.

Die S. macht auch einen eigenen Punkt in Ihrem Briefe. Glauben Sie nur nicht, daß ſie Sie lieber hat, als Sie ſie, — denn was nennen Sie lieb haben? ſie hat eigentlich nichts lieb und niemand. Ich glaube gern, daß Menſchen wirklich lieben können, die dieſes Syſtem haben, praktiſch nämlich; aber in wem es ſo zur Reflexion gekommen iſt, wie in ihr — denn ſie iſt doch ganz aus Reflexion zuſammengeſetzt — der kann nicht mehr lieben; denn er fängt immer beim Ich an und endigt auch beim Ich.

Jenen Abend verriet ſie ihr Syſtem ſchon ſehr deutlich durch das gänzliche Gleichſetzen jeder Art des Genuſſes. Übrigens aber, liebe Freundin, laſſen Sie ſich das in gleichgültigen Menſchen zerſtreute Analogon von Liebe gegen Sie immer wohl gefallen; denn in unſere, die ganz anderer Art iſt, läßt es ſich doch nicht verſchmelzen. Ich mag das in der Welt nicht miſſen, es iſt ein Aufbrauſen, welches beweiſt, daß die Auſterſchalen, trotz ihrer Härte und Glätte, doch auch Kalkerde ſind, Kitt, womit das Größte und Schönſte zuſammengefügt werden kann, und durch dieſes Aufbrauſen werden jene wirklich zubereitet, es zu werden. Auch gibt es ein eigenes Gefühl von Gegenliebe für dieſe Menſchen, was ich denn doch auch nicht entbehren möchte. Sie ſehen, ich ſehe alles mit Religion an, aber ich ſchreibe noch keine, wie wird das werden! Die dritte Rede liegt mir noch gar nicht fertig im Kopf, es fehlt mir noch eine Inſpiration, und ehe die nicht kommt, kann ich nichts anfangen. So etwas läßt aber lange auf ſich warten. Wüßte ich doch, wie Wilhelm Schlegel es immer macht, de se battre les flancs, wenn es not tut, ich täte es ihm gern nach. Von Friedrich habe ich noch immer keine Zeile, was mich ſehr beunruhigt. Möchte ich Sie bald in einer ruhigen Stimmung wiſſen, ohne einen Mißlaut. Wie gepeinigt werde ich Freitag in dem Zehlendorf ſein, und doch kann ich nicht die andere Hälfte auch machen, weil ich Sonnabend hier nicht fehlen darf. Es iſt freilich nur ein optiſcher Betrug, daß ich Ihnen dann näher wäre, aber es quält mich doch. Was macht das Griechiſche? ich lege es Ihnen recht ans Herz.

Novalis an Caroline [148]

Freiberg, 27. Februar 1799

Vor zwei Stunden, beim Frühkaffee, an einem ſtürmiſchen, ſchneeſtöbernden Morgen erhielt ich Ihren Brief und ſah mich plötzlich im Beſitz der ſonderbaren ‚Lucinde‘, auf deren Bekannt-

ſchaft ich mich ſo lange gefreut hatte. Erſt las ich Ihren Juliſchen Brief — das eine Dach war allein einen ganzen Roman wert. Denken Sie ſich nur unſern prächtigen Kreis. Vor dem Jahre ſtanden zwei noch ſo verwaiſt da. Einer ſchien auf glühendem Boden zu ſtehn. Er ſah ſich immer um, und wer weiß, was ein hellgeſchliffenes Auge oft über ihm bemerkt haben würde. Jetzt hebt ihn eine freundliche Geſtalt, wie eine Gabe von oben, weihend und dankbar in die Höhe, und ein irdiſcher, erquickender Schlaf hat ſeine Augen für eine andre Sonne wieder geſchloſſen. Alſo zurück im Lande der Träume und nun mit voller Seele bei Euch — treffliche Mitſchläfer. Jetzt kann erſt rechte Freundſchaft unter uns werden, wie denn jede Geſellſchaft nicht aus einzelnen Perſonen, ſondern aus Familien beſteht. Nur Familien können Geſellſchaften bilden, der einzelne Menſch intereſſiert die Geſellſchaft nur als Fragment und in Beziehung auf ſeine Anlage zum Familiengliede. Gewiß wird meine Julie ganz für Sie und alle paſſen. Aber ich bitte Sie um Verſchwiegenheit. Noch weiß meine Familie nichts, auch ihre Eltern wiſſen von mir nichts. Der Erfolg hängt von Klugheit ab. Er iſt mir ziemlich gewiß; nur muß ich der Erſte ſein, durch den mein Vater etwas davon erfährt. Ich bitte Sie alſo und Fichte inſtändigſt, dort alles für ſich zu behalten. Die frühe Verbreitung machte mir übleres Spiel.

. . . Wir leben ſehr vergnügt. Schade nur, daß mir jetzt keine Zeit zum ideenreichen Müßiggang bleibt und ich ſo ſelten mich ſammeln und auf meinen inneren Sprachorganen phantaſieren kann. Ich fühle jedoch, daß dieſe Unterbrechung eine ruhige, weinichte Gärung befördert und ich nach geendigtem Lernen mit neuer, gebildeter Kraft zur alten Poeſie und Philoſophie zurückkehren werde, beide ſind zur glücklichen Ehe unentbehrlich und ohne ſie muß jeder Umgang in Überdruß und Langeweile ausſchlagen.

Rouſſeau hat die Weiblichkeit ausſchließlich verſtanden und alle ſeine Philoſophien ſind aus einer nachdenkenden weiblichen Seele

entſtanden. Seine Apologie des Naturſtandes gehört in die Frauenphiloſophie: — die Frau iſt der eigentliche Naturmenſch — die wahre Frau das Ideal der Naturmenſchen, ſowie der wahre Mann das Ideal des Kunſtmenſchen.

Naturmenſch und Kunſtmenſch ſind die eigentlichen urſprünglichen Stände. Stände ſind die Beſtandteile der Geſellſchaft. Die Ehe iſt die einfache Geſellſchaft, wie der Hebel die einfache Maſchine. In der Ehe trifft man die beiden Stände. Das Kind iſt in der Ehe, was der Künſtler in der Geſellſchaft iſt — ein Nichtſtand, der die innige Vereinigung — den wahren Genuß beider Stände befördert. Die große Ehe, der Staat, beſteht aus einem weiblichen und männlichen Stand, die man halb richtig, halb unrichtig den ungebildeten und gebildeten Stand nennt. Die Frau des gebildeten Standes iſt der Ungebildete. Leider iſt eben bei uns der Ungebildete weit hinter dem Gebildeten zurückgeblieben — er iſt zur Sklavin geworden. O! daß er wieder Frau würde!

Doch wieder zur ‚Lucinde‘. Die erſte Bekanntſchaft iſt gemacht. Ich teile Ihnen Spuren des erſten Eindrucks mit. Friedrich lebt und webt drin. Vielleicht gibt es nur wenig individuellere Bücher. Man ſieht das Treiben ſeines Innern, wie das Spiel der chymiſchen Kräfte in einer Auflöſung im Zuckerglaſe, deutlich und wunderbar vor ſich. Tauſend mannigfaltige, helldunkle Vorſtellungen ſtrömen herzu und man verliert ſich in einem Schwindel, der aus dem denkenden Menſchen einen bloßen Trieb, eine Naturkraft macht, uns in die wollüſtige Exiſtenz des Inſtinkts verwickelt. An romantiſchen Anklängen fehlts nicht — indes iſt das Ganze und das Einzelne noch nicht leicht und einfach und rein vom Schulſtaub genug. Ich prophezeie mir wenig Gutes von der Aufnahme. Sollte dieſer Roman nicht voreilig, wie vielleicht ſein Milchbruder ſein — ein wenig zu früh, nach bürgerlichen Geſetzen, das Licht der Welt erblicken? In zehn Jahren würde man ‚die Bekenntniſſe des Ungeſchickten‘ um des Autors willen vielleicht mit Wärme und Nachſicht aufnehmen. Jetzt iſt alles

noch unreif. Die Herzensergießungen des Jünglings darf der Mann, aber nicht der Jüngling zeigen. An den Ideen iſt übrigens nichts auszuſetzen; indes manches am Ausdruck, der mir nicht ſelten dem Krates abgeborgt zu ſein ſcheint. Nun aber iſt das Poſtulat: Sei zyniſch! noch nicht gäng und gäbe — und ſelbſt ſehr innige Frauen dürften die ſchöne Athenienſerin tadeln, daß ſie den Markt zur Brautkammer nähme.

Vergleichungen mit Heinſe können nicht ausbleiben. Sollte dies nicht eine Lektüre nur für den Meiſtergrad in der Loge der Sittlichkeit ſein?

Die Skizzen müſſen in der Fortſetzung noch häufiger werden — die kleine Wilhelmine iſt allerliebſt — auch der Prometheus. Mehr dergleichen und dann der Titel: Zyniſche Phantaſieen oder Satanisken. Viele werden ſagen: Schlegel treibts arg — nun ſollen wir ihm auch noch das Licht zu ſeinen Orgien halten. Andre: Die Stimme vom lieben Sohn haben wir nicht gehört; dies iſt ein falſcher Meſſias des Witzes — kreuziget ihn! Noch andre: Da ſeht die Goethiſche Erziehungsanſtalt — der Schüler über ſeinen Meiſter, aus Venedig iſt Berlin geworden. Richter wird einen rechten Greuel haben. Der züchtige Richter wird Feuer vom Himmel rufen. Indes bin ich gewiß, daß er im Grunde über dieſen Blick in ſeine eigne Phantaſie erſchrickt — denn er iſt ausgemacht — ein geborner voluptuoso.

In mir regt ſich viel dafür und viel dagegen. Ich weiß, daß die Phantaſie das Unſittlichſte, das geiſtig Tieriſchſte am liebſten mag; indes weiß ich auch, wie ſehr alle Phantaſie wie ein Traum iſt, der die Nacht, die Sinnloſigkeit und die Einſamkeit liebt. Der Traum und die Phantaſie ſind das eigenſte Eigentum, ſie ſind höchſtens für zwei, aber nicht für mehrere Menſchen. Man darf ſich nicht dabei aufhalten, am wenigſten ihn verewigen. Nur ſeine Flüchtigkeit macht die Frechheit ſeines Daſeins gut. Vielleicht gehört der Sinnenrauſch zur Liebe, wie der Schlaf zum Leben — der edelſte Teil iſt es nicht, und der rüſtige Menſch wird immer lieber wachen, als ſchlafen. Auch ich kann den Schlaf

nicht vermeiden, aber ich freue mich doch des Wachens und wünschte heimlich immer zu wachen.

Die Idealisierung der Vegetation hat mich vorzüglich interessiert. Merkwürdig verschieden hat auf uns beide die höchste Liebe gewirkt. Bei mir war alles im Kirchenstil oder im dorischen Tempelstil komponiert. Bei ihm ist alles korinthisch. Jetzt ist bei mir bürgerliche Baukunst. Ich bin dem Mittage so nahe, daß die Schatten die Größe der Gegenstände haben, und also die Bildungen meiner Phantasie so ziemlich der wirklichen Welt entsprechen. Soviel seh ich, unsre ersten Romane werden himmelweit verschieden. Der meinige wird diesen Sommer wahrscheinlich in Töplitz oder Karlsbad fertig. Indes, wenn ich sage, fertig — so heißt dies der erste Band — denn ich habe Lust mein ganzes Leben an einen Roman zu wenden, der allein eine ganze Bibliothek ausmachen, vielleicht Lehrjahre einer Nation enthalten soll. Das Wort Lehrjahre ist falsch — es drückt ein bestimmtes Wohin aus. Bei mir soll es aber nichts als Übergangsjahre vom Unendlichen zum Endlichen bedeuten. Ich hoffe damit zugleich meine historische und philosophische Sehnsucht zu befriedigen. Eine Reise nach Süden und Norden ist mir als Vorbereitung hiezu noch unentbehrlich. Norwegen und Schottland einerseits und die griechischen Inseln andererseits wären die nächsten Erreichungspunkte dieses Zwecks. Vielleicht bietet mir meine Handelschaft die Hände zur Ausführung dieses jetzt entfernt scheinenden Plans.

Möchten doch auch Sie die Hände ausstrecken nach einem Roman! Wilhelm müßte die Poesie dazu besorgen. Es könnte ein schönes Doppelwerk werden. Auf die Elegie freue ich mich lebhaft. In der Mitte des April komme ich gerade nach Jena.

Berlin, März 1799

. . . Wir denken viel an Dich und haben uns ſehr gefreut über Dein neues Leben. Laß mich bald mehr und recht genau wiſſen. Oder komme lieber ſelbſt zu Pfingſten, wenn auch Wilhelms hier ſind. Sonſt ſehe ich Dich wohl nicht vor dem Herbſt. — Wir bleiben noch ein Jahr in Berlin und haben uns eingerichtet. Was dann weiter geſchieht, melde ich Dir nächſtens.

Vor allen Dingen fordere ich Dich auf, etwas fürs ‚Athenäum‘ zu geben. Haſt Du nicht ſelbſt ſchon etwas, ſo ſchlage ich Dir vor und bitte auf jeden Fall darum, mir kurze Notiz von dem Neueſten aus der Phyſik zu geben als Beitrag zu einem Artikel, der unter dem Titel ‚Notiz‘ oder einem ähnlichen Nachricht von dem, was wichtig iſt unter dem Neuen fürs Allgemeine, geben ſoll. — Ich werde einige der neueſten literariſchen Erſcheinungen für mich erſehen, Tiecks ‚Don Quixote‘, Schleiermachers ‚Reden über die Religion‘ und vielleicht noch andre. Ich werde mir oft einen beſtimmten Freund denken, z. B. bei jenen beiden Produkten Dich, um ſo den rechten Ton zu treffen, als wenn ich Dir eine vorläufige Idee machen wollte. Wenn Du über Ritter, Baader, Schelling doch auch ſo ſchreiben wollteſt, als wäre es an mich oder ſonſt an einen, der nicht ſoviel davon weiß, aber wohl wiſſen könnte. — Ich meine, Du ſollſt Deine Idee von merkantiliſchem und ökonomiſchem Geiſt in der Literatur hier ausüben und zeigen, und alles recht populär und zweckmäßig abfaſſen, übrigens aber ohne alle Form wie in einem Brief. — Wie ſehr der ganze Artikel auf dieſen merkantiliſchen Geiſt geht, ſiehſt Du von ſelbſt.

Habe ich nicht Hoffnung, daß Du mir eine Maſſe Papier ſchickſt? — Ich werde nun bald wieder mit ganzem Eifer für das ‚Athenäum‘ arbeiten. — Vielleicht könnte ich vieles von Dir brauchen, zu mancherlei Kompoſitionen, die ich im Sinn habe.

Daß Dich die ‚Lucinde‘ ſo intereſſiert hat, freut mich ſehr. Auch gefällt mir das, was Du an Caroline darüber ſchriebſt, noch mehr aber der göttliche Gedanke, den Staat als Ehe der ge-

bildeten und der ungebildeten — künftig der bildenden und der gebildeten — Maſſe zu betrachten.

Von meiner Religion ſollſt Du und alle Welt bald genug bekommen, nicht Bruchſtücke, ſondern Maſſen. — Möchteſt Du doch bald wieder ein ‚Glauben und Liebe' offenbaren. — Weniges ehre ich ſo, und weniges hat ſo auf mich gewirkt. — Überhaupt fühle ich mich durch zwei Dinge nun unauflöslich an Dich gekettet — das iſt die Religion und die Ehe.

Ich ſtimme Dir bei, daß das Chriſtentum eine Religion der Zukunft iſt, wie die der Griechen eine der Vergangenheit, ſchon bei den Alten ſelbſt. Aber iſt ſie nicht noch mehr eine Religion des Todes, wie die klaſſiſche eine Religion des Lebens? Mir däucht, ich finde darüber herrliche Andeutungen in Deinen gedruckten Sachen und was ich mich aus den Papieren erinnere. Es muß dies ungefähr auch Deine Meinung ſein. Wenn Du doch die über das Chriſtentum einmal in einen Brennpunkt ſammeln wollteſt! Vielleicht biſt Du der erſte Menſch in unſerm Zeitalter, der Kunſtſinn für den Tod hat. Ich glaube, daß das Chriſtentum ſich eben deswegen, und weil Tod und Leben eins ſind, ſich mit dem äußerſten Realismus behandeln ließe. Ich umarme Dich herzlich. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [150]

Berlin, März 1799

Macte virtutis! — Das heißt, Deine Kunſtelegie, vortrefflichſter Freund, iſt das antikſte, was ich noch in teutoniſcher Sprache geleſen habe. Es iſt in der Tat ein gewaltiges Produkt und was mir nebenbei noch beſonders daran gefällt, iſt eine gewiſſe Ebbe und Flut in den Maſſen der Gedanken oder Bilder, die mir ſehr elegiſch ſcheint. In das Ende konnte ich mich erſt nicht recht finden, nun finde ichs aber ſehr ſchön; überhaupt muß man ſich

tief hineinleſen. Was will Caroline? Wenn ſie nur nicht anfängt, für die ſchöne Mitte, die ihre alte Liebhaberei iſt, bis zur Intoleranz zu ſchwärmen. Es iſt auch gewiß nicht zu gelehrt, denn Dorothea und Henriette haben ſie ſchon beim dritten Leſen vollkommen verſtanden, nachdem ich die verſteinerten Fraun leiſe mit der Noten Öl benetzt. — Von Stellen iſt mir die Lakoniſche Jungfrau die liebſte. Ein göttlicher Gedanke. Nächſtdem die Gorgogeharniſchte Pallas des ſterblichen Vaters. — Dem Tieck, der meinen Enthuſiasmus ganz teilt, gefällt die Stelle von Sophokles beſonders. Er bewundert auch die Verſe ſehr; am meiſten aber mit mir, daß Du ſo teufelmäßig antik biſt. Ich ſtellte neulich die Elegie mit den italieniſchen Sonetten von Dir in einer gewiſſen Rückſicht zuſammen: er tat aber ganz verächtlich über mein Urteil und meinte, die wären doch nur modern.

Der einzige Ring am Finger des geſchickteſten Mannes kam mir beim letzten Leſen ein ganz klein wenig modern vor. Das Beil des Anakreon aber hat mich noch bei jedem Leſen mit betäubt.

Du erwirbſt Dir ſo himmelhohe Verdienſte um das Athenäum, daß mir bange wird, wie ich Dir einigermaßen nachkommen ſoll. Indeſſen ſoll es doch ernſtlich verſucht werden, ſobald ich nur den erſten Band der Lucinde vollends vom Halſe habe. Es freut mich, daß Du noch ſo viel Anteil an dieſer haſt nehmen mögen — da Du wie geſagt ſo teufelmäßig antik biſt.

Ich bin ſehr begierig, was Du zu Hülſen ſagen wirſt. — Vom Athenäum habe ich hier noch nicht viel Intereſſantes gehört. Hirt hat ſich ſehr gewundert, daß nichts gegen ihn darin iſt. Einigen Frauen gefällt mein Brief, andre empören ſich dagegen. — Durch die Sonette und durch die Elegie haſt Du Dich zum Gründer der Poeſie in und durch Dich ſelbſt koroniert. — Schleiermacher ſchreibt mir, wie er ſich an den Gemälden delektiere und wie ihn auch die Religion intereſſiere, die nicht darin ſei. Solche Menſchen, die ſich auf die Religion applizieren, ſind in dieſem Stück immer etwas hochmütig und intolerant.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [151]

Berlin, März 1799

Ich bitte Dich, lieber Freund, recht faul zu ſein. Die Herz ſagt, daß Du am Machenwollen leideſt. Ich beſchwöre Dich, Dich ja nicht zu übereilen und Dir Deine volle Bequemlichkeit zu nehmen und zu laſſen. Selbſt für die äußere Erſcheinung der Reden iſt dies heilſam, da man es Deinem Stil leicht anmerken könnte, wenn Du ängſtlich wirſt.... Ich habe die Reden als Deine erſte Schrift betrachtet, die Dich mit oder wider Willen ins Unendliche ziehen würde.... Die dritte Rede hat mir ſehr gut gefallen, auch das Ende, ja dieſes vorzüglich. Den Stil finde ich weniger vollendet, wie in den erſten beiden Reden, aber der Inhalt gefällt mir ſehr und auch die Subjektivität der Anſicht und der Behandlung. Ich finde in dieſer etwas ſehr Rhetoriſches, obgleich es mehr von der unſichtbaren Art iſt. Am lauteſten wird die Subjektivität in der Stelle gegen die Kunſt. Indeſſen bin ich ganz vollkommen Deiner Meinung, inſofern Du doch überhaupt nur vom Zeitalter redeſt, und Dich überall und unſichtbar auf dasſelbe beziehſt und an dasſelbe anſchließeſt. Sonſt finde ich in der alten Tragödie allerdings eine große gediegene Maſſe von Religion; und auch in den älteren modernen, die Du wenig kennſt, von Dante bis Calderon ſind viel Myſterien. Aber daß Goethe keine Religion hat und Fichte ziemlich viel, wiewohl ſie philoſophiert und gebunden iſt, ſieht ſich klar....

Friedrich Schlegel an Caroline [152]

Berlin, März 1799

Quell nobil alma
Che giammai curó rime ne versi

Denken Sie nur nicht, daß mein Gehorſam etwas andres iſt als Gehorſam, romantiſcher Gehorſam. — Nach den Leuten frage ich gar nichts, denn ich ſchreibe das Euch aus Religion, wie jedes andre; und wenn Sie mirs diesmal zu toll machen, ſo ſchreibe

ich ſogleich meine Bibel, und dann verſichre ich Ihnen, ſoll von der Lucinde nicht mehr die Rede ſein.

Wenn Wilhelm die Lucinde durchaus als Roman oder Unroman beurteilen will, ſo ſollte ichs wohl zur Bedingung machen, daß er den Cervantes geleſen hätte, nicht den Don Quixote allein. Der gehört mehr in die Sphäre, für die ich aus guten Gründen den Namen Novelle gewählt; ſondern die Novelas, noch mehr den Perſiles und am meiſten die Galatea. (Witziger als die letzte ſoll die Lucinde nicht ſein — das Ganze hat eine witzige Form und Konſtruktion. Wegen des realen Witzes, den W. zu erwarten ſcheint, aſſigniere ich ihn auf die Novellen. Hier würde das gegen meine Abſicht ſtreiten und den Ton ſo verderben wie eingeſtreute Lieder. Die Stelle vom Witz, gegen die es W. hat, iſt die, welche Tieck im ganzen Buch am meiſten lobt.)

Ebenſo würde ich auch nicht gern mit einer Frau über Romane reden, von der ich nicht notoriſch wüßte, daß ſie alle engländiſchen Romane verabſcheut, oder was ich noch vorziehen würde, keinen derſelben geleſen hat. — Cervantes poſtuliere ich nicht, wie von jedem Manne, denn ich glaube, Ihr habt jede und alle Einen Roman in Euch, der noch etwas echter iſt als jene vier echten und ſie alle umfaßt. . . .

Friedrich Schlegel an Caroline [153]

Berlin, März/April 1799

So ſind die Menſchen! Erſt wohnen ſie halbejahrelang einige Häuſer weit voneinander, ſind fremd und unfreundlich, tun ſich auch wohl gelegentlich allerlei Herzeleid an, und dann nehmen ſie mit einemmal Abſchied voneinander und ſind gerührt, ſo wie die meiſten erſt dann glauben, daß ſie tot ſind, wenn ſie wiſſen, daß man ſie bald begraben wird. — So ſcheint nun auch Henriette zu fühlen, daß ſie uns verläßt, obgleich es eigentlich ſchon viel früher geſchehen iſt.

Indeſſen iſt es nun einmal meine Art oder Unart, nichts vergeſſen zu können, und ſo ſchicke ich Ihnen denn das liebenswürdige Kind mit vieler Freude und Rührung. Ich habe geglaubt, ſie ſollte einmal zu uns gehören. Das wird nun wohl nicht geſchehn, es müßte ihr denn ſchlecht gehn, oder ſie müßte von ſelbſt zu ſich kommen. — — Sehn Sie ſie ſelbſt an, ob ſie wohl zu uns gehört oder nicht. Freilich können Sie ſie nicht in der närriſchen Umgebung der gutſchlechten Geſellſchaft ſehn, und müſſen alſo prophetiſch verfahren.

Dorothea behauptet, ich hätte ſie etwas geliebt. Sie hat recht und unrecht. Denn ſo liebe ich wohl jeden, der mir nicht gleichgültig iſt.

Hier iſt nun wieder etwas Lucinde. Ich wünſche bald darüber etwas von Ihnen zu hören, nicht eben reines Lob, aber auch etwas mehr als Urteil; ſo ein weniges Etwas aus dem Gemüt. Laſſen Sie ſich dabei auf nichts ein, was nicht Ihres Gefühls iſt, beſonders nicht auf die Kunſt, und glauben Sie es mir lieber vor der Hand, daß das Ganze eines der künſtlichſten Kunſtwerkchen iſt, die man hat.

Wenn Sie uns ſähen bei und mit der Lucinde, würde ich Ihnen vorkommen wie der wilde Jäger, Dorothea wie der gute Geiſt zur Rechten, und Tieck wie der böſe zur Linken. Er vergöttert ſie etwas und nimmt daher alles in Schutz, wobei Dor. ſchüchtern iſt, und Sie vielleicht tadeln würden.

Ihr kommt nicht! — Aber ich komme dieſen Sommer noch auf einige Wochen mit Tiecks oder mit der kleinen Levi, die ihren Plan Eurer Schwäche wegen auch nicht gleich aufgibt.

Wie ſehr wir außer der Betrübnis aber ergrimmt ſind, wird Henriette nicht ganz verſchweigen. Tieck hat beſonders geſchimpft, und wirklich treibt Ihr die Schwachheit für Iffland und die ſogenannte Schauſpielerei ſehr weit. — Tieck meinte unter vielen andern pikanten Sachen, W. möchte doch den Sophokles überſetzen, damit Iffland ihn ſpielen könnte.

Schreiben Sie mir ja von Schelling, was Sie mögen. Wenn er mir auch nicht ſo höchſt unbändig intereſſant iſt, ſo iſt es doch

vielleicht Ihr Intereſſe an ihm. — Übrigens ſchien mir allerdings der Menſch Schelling merkwürdig und gut, nur noch ſehr roh. — Seine Philoſophie an ſich würde etwas ſehr Ephemeres ſein, wenn er nicht in das neue Zeitalter eingreifen kann. Und ob er das können wird, darüber bin ich noch gar nicht im Reinen. Er ſchien mir nach uns hin ſehr zu. Daß er mich vermuten ſollte, wäre eine überſpannte Foderung. Aber Hardenberg einigermaßen zu verſtehn, wäre doch wohl ſeine Schuldigkeit, die er durchaus nicht erfüllt. Daß er für Tieck ſo viel Liebe hat, iſt ein gutes Zeichen, aber er hatte ihn nur ſehr gemein genommen. Daß er für Wilhelm bei ſo bewandten Umſtänden gar keinen Sinn hat, verſteht ſich von ſelbſt. Nun genug von ihm. Übrigens hatte ich ehedem geglaubt, er und Henriette wären eben gut genug füreinander. Sie, verſteht ſich, immer noch etwas zu gut für ihn; aber ſo gehört ſichs ja wohl?

Auguſte an Friedrich Schlegel und Tieck [154]

Jena, März/April 1799

Brief an Fritz und Tieck

Du wirſt wohl etwas tolle ſein,
Und Deine Vernunft ganz klumperklein
Wegen der fatalen Geſchichte
Von unſerm weltberühmten Fichte.
Darum will ich Dich dispenſieren,
Mir vors erſte wieder ein Briefchen zu ſchmieren.
Doch ſobald Du wieder vernünftig biſt
(Bis dahin iſts wohl noch 'ne ziemliche Friſt)
Mußt Du mir wieder einen ſchreiben,
Und mein Diener ſtets treu verbleiben.
Auch ich bin ganz des Giftes voll,
Und auf den alten Kaufmann toll,
Der mir mein Schweſterchen entführt,

Eh ich es orntlich lernte kennen,
Ich möchte den häßlichen Menſchen verbrennen!

Doch was iſt weiter da zu tun?
Man muß in der ſüßen Erwartung ruhn,
Daß alles ſich noch recht glücklich ende,
Und ſie, und Du, und Deine Veit
Bei uns bleiben bis in Ewigkeit.
Fürs erſte iſt es doch noch gut,
Daß Tieck und Du im Sommer kommen:
Daß der Gedank Euch nur nicht wird benommen,
Sonſt würd ich Euch entſetzlich ſchelten,
Und Euch auch gleiches mit gleichem vergelten,
Und im Herbſt nicht kommen nach Berlin,
Und läſe aus Rache auch nicht Tiecks Zerbin!
Drum laßt Euch raten und kommt wie der Wind,
Damit Ihr dem Unglück vorbeugt geſchwind.

Das muß ich Euch nun beteuern ſehr,
Die Unger'n trüg ich gleich ins Meer,
Wenn ich an Eurer Stelle wär;
Und wenn Ihr meinen Rat befolgt,
So hängt ihr einen Mühlſtein an,
Damit ſie nicht wieder ans Ufer kann;
Denn Unkraut geht ſo leicht nicht unter.
Ihr ſeht, ich bin entſetzlich toll
Und ganz des dummen Zeuges voll,
Das macht ich habe Fauſt geleſen,
Da fuhr in mich ſein tolles Weſen.
Nun gute Nacht! Es brummt zehn Uhr,
Daß es mir durch alle Glieder fuhr.

Nehmt mirs nur nicht ſchief,
Daß ich nicht eher einſchlief

Und Euch noch erſt ſo ennuyierte;
Es iſt gewiß nicht gern geſchehn,
Denn eigentlich wars auf amüſement für Euch abgeſehn.
Und wenn Ihr juſt nicht in der Laune
Seid, das heute zu leſen, ſo laßts liegen;
Der Geiſt davon wird nicht verfliegen.
Nun grüß ich Euch insgeſamt recht ſchön
Und werde bald zu Bette gehn.

An
Friedrich Schlegel
und ſeinen Buſenfreund
Ludwig Tieck.

Auguſte.
Ich habe würklich ſehr geſchmiert.
Doch das Blättchen bedarf keiner
äußeren Zierd.

Dorothea an Schleiermacher [155]

Berlin, 8. April 1799

. . . Von dieſer Nachricht will ich mich aber gar nicht irre machen laſſen, lieber Schleiermacher, ſondern Ihnen getroſt ſchreiben, ſo als ſollten Sie noch lange in Potsdam bleiben; freuen ſollte es mich doch, wenn er Sie nicht träfe. — — Was ‚Lucinde‘ betrifft — ja was ‚Lucinde‘ betrifft! Oft wird mir es heiß und wieder kalt ums Herz, daß das Innerſte ſo herausgeredet werden ſoll — was mir ſo heilig war, ſo heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Haſſern preisgegeben. Umſonſt ſucht er mich durch den Gedanken zu ſtärken, daß Sie noch kühner wären als er. Ach, es iſt nicht die Kühnheit, die mich erſchreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchſten in offnen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle dieſe Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben und das Leben auch mit; und alles, was vergeht, ſollte man nicht ſo hoch achten, daß man ein Werk darum unterließe, das ewig ſein wird. Ja, dann erſt wird die Welt es recht beurteilen, wenn alle dieſe Nebendinge wegfallen. . . .

Caroline an Luiſe Gotter [156]

Jena, 24. April 1799

... Wir haben in Weimar endlich den Wallenſtein ums Leben gebracht — und wollen hoffen, daß er dadurch die Unſterblichkeit erlangt. Die Schönheit und Kraft der einzelnen Teile fällt am meiſten auf. Wenn man es nach einem einzigen Sehen beurteilen dürfte, ſo würd ich ſagen, das Ganze hat ſehr an Effekt durch die Länge verloren. Es hätte nur Ein Stück ſein müſſen, dann hätten ſich die Szenen konzentriert auf Einen Brennpunkt, die ſich jetzt langſam folgen, und dem Zuſchauer Zeit zu kühler Beſonnenheit laſſen. Der letzte Akt tut keine Wirkung — man merkt den Fall des Helden kaum, an deſſen Größe 11 Akte hindurch gebauet worden, um eine große Erſchütterung durch ſeinen Sturz hervorzubringen. Und die mannigfache Abſicht, die Berechnungen, welche hindurchſchimmern! Es iſt eben ein Werk der Kunſt allein, ohne Inſtinkt. Ich kann Dir nicht ſagen, wie dagegen das Ende Shakeſpeareſcher Trauerſpiele, auch ſeiner politiſchen, das Herz erfüllen und bewegen. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [157]

Berlin, April 1799

Beſorge auch nichts von meinem Treiben ins Unendliche. Es iſt eigentlich nicht nach dem Buchſtaben gemeint und auf ganz etwas Beſtimmtes abgeſehn. Ich bin nämlich unendlich begierig auf die Viſionen. Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich mir denke, dieſe würden mehr den Charakter heiliger Schriften haben, wie die Reden, die mir dafür zu rhetoriſch und zu beſtimmt ſind. Ich habe in der dritten Rede mit Freude eine rethorifugiſche Bewegung geſpürt, die etwas ähnliches, als ich meine, zu wollen ſcheint. In dieſem erſten Verſuch und Taubenausflug aus dem Kaſten der Kultur ins Freie der Religion ſcheinſt Du mir zwar

in der Mitte zu ſein, nicht aber die Schrift. Sie iſt voll vom heiligen Geiſt, aber ſie ſelbſt iſt nicht heilig.

Außerdem habe ich freilich noch ein großes, literariſches σνμ auf dem Herzen, in dem ich die Stimme eines hohen Berufs ſehe. Aber was ſoll uns ein noch ſo großes, angewandtes σνμ, ſolange das urſprüngliche, menſchliche ſich nicht wieder findet?

Ich für mich habe auch vor einigen Wochen eine neue Erſcheinung gehabt. Es iſt nämlich ein Bote des Herrn — Du weißt, daß ich auch an gute Geiſter glaube — bei mir geweſen, und hat mir geheißen, dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf zu werfen; und ſchon war ich im Begriff Dich zu bitten, Du möchteſt mir den prächtigſten Luther von Sack oder ſonſt brieflich verſchaffen. Indeſſen hats füglich keine Eil und kommt nicht an auf einige Zeit. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſt Wilhelm [158]

Berlin, 7. Mai 1799

. . . Mit der Religion, lieber Freund, iſt es uns keineswegs Scherz, ſondern der bitterſte Ernſt, daß es an der Zeit iſt, eine zu ſtiften. Das iſt der Zweck aller Zwecke, und der Mittelpunkt. Ja ich ſehe die größte Geburt der neuen Zeit ſchon ans Licht treten; beſcheiden wie das alte Chriſtentum, dem mans nicht anſah, daß es bald das Römiſche Reich verſchlingen würde, wie auch jene große Kataſtrophe in ihren weitern Kreiſen die franzöſiſche Revolution verſchlucken wird, deren ſolideſter Wert vielleicht nur darin beſteht, ſie incitiert zu haben. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [159]

Berlin, 18. Juni 1799

Haben Sie denn im Dieskauer Waiſenhauſe meiner gedacht? Da habe ich mit Brinkmann philoſophiert, ſo Haus-Philoſophie,

und Poeſie geleſen, und ich habe mir von ihm erzählen laſſen von den Menſchen; denn ich ſelbſt ſah keine und wollte keine ſehen. Mehr noch das Bewußtſein meiner innern Unfertigkeit und Gärung, als äußere Umſtände hielten mich davon ab. Auch konnte alles, was er mir Schönes ſagte, nicht hindern, daß nicht der Keim der Verachtung eben damals ſein erſtes Leben gewann, trotz des Bewußtſeins, daß ich in die Bildung, wie Brinkmann ſie mir beſchrieb, und wie ſie in ihm war, nicht hineinreichen konnte. Tot war ich eigentlich damals nicht, aber äußerlich wenigſtens lebte ich gar nicht. Ich glaube nicht, daß es je einen jungen Menſchen gegeben, der weniger an die Zukunft gedacht und doch auch den Augenblick weniger genutzt und genoſſen hätte. Auch an den Wiſſenſchaften verzweifelte ich in der Stille. Ich ſah, wie geiſtlos alles betrieben wurde, und ſelbſt Kant, den ich eifrig ſtudierte, konnte mir den Glauben nicht benehmen, daß die Philoſophie noch gar nicht auf dem rechten Fleck wäre. Es war alſo natürlich und meiner Faulheit ſehr gemäß, daß ich lavierte, und das ſchlechte Manöver iſt Gott ſei Dank noch ſo leidlich abgelaufen.

Mittwoch Abend

Dieſen Mittag habe ich bei der Veit gegeſſen, habe dann meine Notiz von Kants Anthropologie dort zu Ende ins Reine geſchrieben und dann ſind wir in Bellevue geweſen, wo die Akazien göttlich riechen; hernach habe ich noch mit Schlegel ein wunderbares Geſpräch über mich gehabt, wobei wir uns wahrſcheinlich beide nicht verſtanden haben. Er notiziert jetzt die Religion, und da ſtudiert er mich ordentlich; er will mein Zentrum wiſſen, und darüber haben wir nicht einig werden können. Ob ich mich wohl ſelbſt ſo verſtehe, wie er mich verſtehen will? Ich habe ihm geſagt, ich würde wohl nie bis ins Zentrum kommen, mit dem Machen nämlich, meinte ich; das hat er für eine Blasphemie gegen mich ſelbſt genommen, kurz, wir ſind nicht zuſammen gekommen. Was iſt denn mein Zentrum? wiſſen Sie es?

In Schlegels Notiz, die erſt angefangen iſt, ſteht unter andrem,

der Stil der Reden ſei eines Alten nicht unwürdig; das iſt wohl zuviel geſagt. Übrigens bin ich ſehr begierig darauf, was alles in dieſer Notiz ſtehen wird.

Gute Nacht! In welchem Neſt mögen Sie ſchlafen? Morgen kommen Sie nach Ilſenburg, und ich denke, mit dem Harz ſoll Ihnen eine neue Göttlichkeit und ein neuer Enthuſiasmus aufgehen.

Schleiermacher an Henriette Herz [160]

Berlin, 20. Juni 1799

Mich wundert etwas in Ihnen, nämlich der totale Sieg der Kunſt über die Natur, ſo daß Sie mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit von der großen Natur reden, der Sie damals entgegenſahen. Ich wünſche ihr aber (der Natur nämlich) zu dem neuen Kampf ſchönes Wetter, wie es ſcheint, daß wir es bekommen. So ſehr ich mich über die Gewalt der Kunſt freue, ſo leid ſollte es mir tun, wenn dieſe Natur nicht ihre Wirkung täte. Sie wiſſen, inwiefern ich mir aus dem Schönen in ihr nicht eben viel mache, aber das Erhabene in ihr halte ich in großen Ehren. Es ſind wirklich nicht dem Gnade nach, ſondern ſpezifiſch ganz verſchiedene Eindrücke und beziehen ſich auf ganz etwas anderes. Auf Bergen oder auf dem Meer macht die Entfernung, daß man außerhalb der Erde zu ſtehen glaubt, und das mag ich gar gerne.

Schleiermacher an Henriette Herz [161]

Berlin, 1. Juli 1799

Wie ich mit Friedrich ſtehe, weiß ich eigentlich nicht; es drückt mich gewaltig. Auch darin bin ich nicht ganz Ihrer Meinung; unſere Gemüter ſind wohl recht füreinander, Friedrichs und meines, nur nicht auf die Art, wie Ihres und meines, ſondern eben, inſofern ſie einander nicht ähnlich, zur Ergänzung. Daß

man unter dieſen Umſtänden nicht ſo leicht auf den rechten Punkt zuſammenkommt, iſt natürlich; aber es kann doch gehen und muß gehen, wenn Schlegels Heftigkeit und Ungeduld uns nicht aus dem Wege bringt. Ich weiß nicht, ob er ein ſolches heruntergebrachtes Verhältnis leiden kann, ich kann es nicht und werde mir nächſtens das Herz faſſen, wieder mit ihm zu reden. Es iſt nur ſo übel, daß ich ihn ungern jetzt auf eine Art affizieren möchte, die ihn beunruhigt, weil es einen ſolchen Einfluß auf ſeine Arbeiten hat. Ach, es iſt ein großes Elend! Mit Dorothea kann ich über dieſe Dinge gar nicht reden; ſie ſtellt ſich ſo ſehr auf einen unrechten Standpunkt, daß ich gar nicht hierüber ſprechen kann. Worauf Sie zurückgehen, das iſt wohl etwas. Sein gänzliches Nichtverſtehen *unſeres* Verhältniſſes geht aus mehreren Stellen in der Lucinde klar hervor; aber es iſt doch nicht alles, er verſteht auch mein Verhältnis zu ihm nicht und deutet meine Demut und meine ehrerbietige Schonung nicht recht, aus der ich mir gar vieles verſage. Doch das muß man mündlich beſprechen, und ich hoffe auch dafür viel von Ihrem Hierſein.

Was Sie von Tieck in den Zeitungen geleſen haben, weiß ich nicht; mir iſt nichts dergleichen vorgekommen; aber übermütig wird er nicht werden durch das Lob, weil er die Menſchen viel zu ſehr verachtet. Übrigens überzeuge ich mich, daß er ſehr viel iſt für die deutſche Literatur, und zwar etwas, was weder Goethe noch Schiller noch Richter ſein können, und was vielleicht außer ihm jetzt niemand ſein kann; müßte er ſich nur nicht auch mit ſeinen Arbeiten eilen. Die Grobheiten im Athenäum werden Sie doch auch wohl billigen, wenn es notwendige Wahrheiten ſind und wenn ſich zeigen läßt, daß es nach richtigen Begriffen viel gröber wäre, wenn man ſie anders ſagte. Mit der Natur, das iſt mir noch immer nicht klar. Sie haben ſie doch eben auch als einen toten Stoff angeſehen, der behandelt werden muß, und es iſt Ihnen immer der von uns eingefallen, der grade dieſe oder jene beſtimmte Gattung desſelben am beſten behandeln konnte. Aber wie haben Sie ihn denn ſelbſt behandelt? Friedrich meint

in ſeiner Notiz, wo ich mich in der Religion der Natur nähere, da offenbare ſich meine Irreligion als Mangel. Er hat beſondere Begriffe von Natur, die ich noch nicht verſtehe — aber meine Behandlung derſelben verſtehe ich wohl. Was Sie mir ſo oft als Polemik ausgelegt haben, daß ich gleich geradezu auf die Unendlichkeit der Chemie gehe, damit iſt es mir bitterer Ernſt, obgleich mancher einzelne Genuß dabei verloren geht, der aber freilich von einer Art iſt, die ich für niedriger halte.

Ein großes Wort hat Friedrich doch über mich geſagt in unſerm Geſpräch, ich weiß nicht recht, woher es bei ihm gekommen iſt, aber wahr iſt es nach allen Seiten, nämlich ich müſſe aus allen Kräften darauf arbeiten, mich innerlich friſch und lebendig zu erhalten. Niemand iſt dem Verwelken und dem Tode immerfort ſo nahe als ich, ich kann das weder konſtruieren noch demonſtrieren, aber es iſt leider wahr. Mit dem Befragen, das übertreiben Sie, liebe Jette, und ich bitte Sie, ſchlagen Sie einmal die entgegengeſetzte Maßregel ein. Es iſt nichts wohltätiger für mich, als wenn man mich über mich zum Reden bringt, ich dächte, Sie müßten das gefühlt haben, ſo oft es der Fall geweſen iſt. Es mag eine ſchwierige Operation ſein, aber ich bitte Sie inſtändig, laſſen Sie es ſich nicht verdrießen.

Dorothea an Caroline [162]

Berlin, Juli 1799

Ich meinerſeits liebe den Hülſen nicht ſo ſehr, obgleich er ein ſeltſamer Menſch iſt. Man vergibt es ja gern, wenn jemand ein Ärgernis an der Lucinde nimmt, wie kann man aber nichts als Ärgernis daran nehmen? und die allerliebſte Forderung, lieber den zweiten Teil gar nicht zu geben — und was ſonſt noch allerliebſtes in dem allerliebſten Briefe ſteht. Ich möchte ihn perſönlich kennen, um zu wiſſen, ob ich ihn recht aus dieſen Briefen beurteile; nämlich ich glaube, er hat recht viel verhaltnen, inner-

lichen Ingrimm und affektierte Simplizität! Sie kennen ihn, Liebe, ſagen Sie mir, ob ich nicht ein bißchen Recht habe? War Tieck fröhlich und guter Dinge in Jena, ſo zweifle ich keinen Augenblick daran, daß er Ihnen nicht recht gut gefallen. Der Himmel behüte ihn nur für üble Laune, und die wird ihm gar leicht, mit irgend einem Winde angeweht. Wir ſind recht begierig zu wiſſen, ob er ſich entſchloſſen hat, den Winter in Jena zu leben? Herrlich wärs, nur die Frau! die Frau!

Es geht ſehr gut mit Fichten hier, man läßt ihn in Frieden. Nicolai hat ſich verlauten laſſen: man würde ſich nicht im geringſten um ihn bekümmern, nur müßte er nicht öffentlich leſen wollen, das würde dann nicht gut aufgenommen werden. — Ich werde ganz exzellent mit Fichten fertig, und überhaupt, ich nehme mich ſo gut in dieſem Philoſophen-Konvent, als wäre ich nie etwas ſchlechters gewohnt geweſen. Nur habe ich noch eine gewiſſe Angſt vor Fichte, doch das liegt nicht an ihm, ſondern mehr an meinen Verhältniſſen mit der Welt und mit Friedrich — ich fürchte — doch ich irre mich vielleicht auch. Schreiben kann ich kein Wort mehr, Liebe, meine Philoſophen laufen unaufhörlich die Stube auf und ab, daß mir ſchwindelt. Zudem iſt Friedrich auch unzufrieden †, daß ich ihm mitten in ſeinem Briefe geſchrieben, da er ſich vorgenommen hatte, eine Unzahl von geiſtreichen Dingen zu ſchreiben. Dieſe Sünde will ich nicht auf mich nehmen, ich laſſe ihm alſo noch Raum genug, wenigſtens eine Probe davon zu geben; er muß es auch noch tun, denn das, was er ſchrieb, iſt ſo greulich trocken. — Leben Sie wohl, liebe Freundin, ich empfehle mich unſerm Schlegel.

Dorothea

† Das iſt eine höchſt entſetzliche Lüge. Durch einen Fußfall habe ich ſie dahin gebracht, mir zu helfen, da ich gar nichts mehr zu ſchreiben wußte: denn ſo dumm bin ich jetzt wirklich.

[von Friedrich]

Freiberg, 26. Juli 1799

... In der italieniſchen Sammlung ſah ich bloß die Madonna — bei Gott! nichts als die Madonna, die der Inſpektor mir, weil ich mich ſo lange bei der Holbeinſchen aufhielt, bald zeigte. So wirkte noch nie ein Bild auf mich. Sie ſahen mich an, ſie ſehen mich noch an, die großen, hellen, blauen Augen, die eine Unendlichkeit abſpiegeln. Alles was ich je gefühlt und geahndet hatte, alle die unbeſtimmten Bilder, die, eingehüllt in trüben Nebel, meiner Seele vorſchwebten, das ganze bunte Gewimmel meines inneren Lebens ſtrahlte mir verherrlicht aus dieſen Augen entgegen. Was ich fühlte, nenne ich Andacht, wahre religiöſe Andacht, Anbetung, weil ich kein Wort ſonſt weiß. — Und was iſt denn Andacht? Daß der Begriff Gott nichts iſt als das abſolut Unendliche, wovon wir uns kein Bild machen dürfen und kein Bildnis, um es anzubeten, das gebe ich ja gern, ſehr gern zu. Aber wie entſtund die Idee einer bloß idealen und doch zugleich körperlichen Welt? Ich meine dadurch: uns engte von allen Seiten das Notwendige ein. Müde von den ewigen Beſtrebungen, uns durch den rohen Stoff hindurch zu kämpfen, eine neue Welt aus dem Chaos hervor zu rufen und für uns zu ſchaffen, ſuchten wir einen anderen Weg, dem Unendlichen entgegen zu *eilen*, welchem wir, mit der rohen Maſſe beläſtigt, nur langſam entgegen *gehen* könnten. Wir gingen in uns zurück, und ſchufen eine andere Welt, in welcher ätheriſche, ſchwebende, ſchnell entſtehende, ſchnell verſchwindende Weſen uns die Spuren des Weges bezeichneten, denen wir im Fluge vorbeieilten. So entſtand hohe Dichtung, ſo, indem man ſich einer andern, auf einmal unendlich vieles ausdrückenden Sprache bedient, die Kunſt, ſo überhaupt das *Romantiſche*. Aber was iſt es anders als ein Sehnen nach dem *Unendlichen*, das unaufhaltſam forttreibt und jede ſelbſterbaute Schranke ſofort wieder herunterreißt? Und das Gefühl, welches uns bei der Anſchauung eines Bildes, deſſen hoher, tiefliegender Sinn faſt bloß durch

unendliche Approximation errungen wird, was iſt es, wenn nicht religiöſe Stimmung, Andacht? . . .

Novalis an Tieck [164]

6. Auguſt 1799

. . . Deinen übrigen Verwandten ſage, daß ich mich mit Liebe jenes frohen Abends erinnern werde, den ich unter Ihnen zugebracht habe — der ſo reich an mannigfachen Genüſſen war und durch den ſchöne Art noch ſchöner ausgehoben wurde. Eine einfache Beſchreibung gäbe ein liebliches romantiſches Bruchſtück.

Deine Bekanntſchaft hebt ein neues Buch in meinem Leben an. — An Dir hab ich ſo manches vereinigt gefunden — was ich bisher nur vereinzelt unter meinen Bekannten fand. — Wie meine Julie mir von allen das Beſte zu beſitzen ſcheint, ſo ſcheinſt auch Du mir jeden in der Blüte zu berühren und verwandt zu ſein. Du haſt auf mich einen tiefen, reizenden Eindruck gemacht. — Noch hat mich keiner ſo leiſe und doch ſo überall angeregt wie Du. Jedes Wort von Dir verſteh ich ganz. Nirgend ſtoß ich auch nur von weitem an. Nichts Menſchliches iſt Dir fremd — Du nimmſt an allem teil — und breiteſt Dich leicht wie ein Duft gleich über alle Gegenſtände und hängſt am liebſten doch an Blumen. . . .

Lebe wohl.

Dein treuer Freund
Hardenberg

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [165]

Es iſt endlich Zeit, daß ich Dir einmal wieder einige vernünftige Zeilen ſchriebe. Und heute kann ich mir ſchon ein außerordentliches Vergnügen verſtatten, da ich mit dem Briefe über die

Philoſophie fertig bin. Etwas ſo populäres habe ich noch nie geſchrieben, und Caroline meint, Wilhelm könne in ſeinem ganzen Vermögen nicht ſoviel Heiligkeit und Innigkeit auftreiben. Er hat aber darauf gedroht, wenn wir ihn lange ſchören, ſo würde er ſich noch auf die Religion legen! Wenn Du ihn ſiehſt, dieſen Brief, ſo wirſt Du wiſſen, wie ich ihn geſchrieben habe. Ohne Materialien und Gerät, außer ein Oktavblättchen Chiffern, und bis auf wenige Worte gleich ſo wie er bleibt. Du wirſt dann erraten, warum ich ſoviel neue Zuverſicht habe, Du wirſt ſelbſt die beſte Hoffnung von meinen Essays oder Moral bekommen. In der Tat iſt damit eine neue Epoche in meiner Schriftſtellerei angefangen, und iſt mir ein Felſen von der Bruſt genommen. Mir iſt es darum ſo froh, weil ich weiß, wie auch Du Dich mit mir und an mir freuen wirſt. Ich weiß ſehr gut, wenn ich mich täuſche, und es ſchmerzt mich tief, wenn irdiſche Sorge die reine Göttlichkeit unſerer Freundſchaft trübt. In der Tat bin ich entſchloſſen, mich für dieſen Winter durch nichts im Genuß derſelben ſtören zu laſſen, und bin geſonnen, aus dem ſchönen Übermut des vorigen Herbſtes, der Tiefe des Winters und dem milden Witz und Kolorit des Frühjahrs eine Muſik zu komponieren, zu der Du aber die andere Hälfte geben mußt.

Schön iſts, daß Du einige Fragmente gelegt haſt, und ebenſo ſchön, daß Du endlich zu Deinen vielen Gedanken auch eine Schachtel haſt. Ich glaube, daß dieſe Begebenheit für Deine Schriftſtellerei und für Deine ganze äußre Exiſtenz Epoche machen wird. Denn zu allen Analogis von Gedanken fehlte es Dir doch eigentlich an nichts, als an einer Schachtel, wo Dir etwas fehlt. Wir wollen unſre Eier in guter Ruhe wie gute Hennen miteinander verzehren. Ich habe freilich nicht viel gelegt, wenigſtens nicht viel Fragmente. Doch kannſt Du leicht denken, daß ich das Ideal der nächſten Maſſe ſchon ganz fertig im Kopfe trage. Sie rücken Dir immer näher, und unter andern müſſen recht viele von der Art des Katechismus gemacht werden, der denn doch wohl der Matador in der großen Maſſe bleibt. . . .

... Auf das, was Du vom Ridicule ſchreibſt, kann ich nichts ſagen als O! Cynism, Cynism o! — Wenn man ſich einmal über die große Lächerlichkeit, ein Schriftſteller zu ſein, aus heiligem Beruf weggelächelt hat, ſo gibts weiter kein Ridiculeres en detail. Das iſt meine geringſte Sorge. Aber auch für meine äußere Exiſtenz wäre der Verluſt nicht groß, da ich, was ich wirklich fertig hätte, überall ſo gut bezahlt kriegte, tauſend Projekte für Eins habe, und unter anderem recht gern gleich auf der Stelle einen Roman ſchriebe. . . .

Aber um der Sache, um der Literatur, um meiner literariſchen Ehe mit Wilhelm willen liegt mir unendlich viel daran, daß die Sache beſteht und fortgeht. Ich werde alles tun und Ihr ſollt nur ſehen! Das Geld iſt nicht Motiv genug für mich, und der Zank im Winter hatte mir eigentlich alle Luſt verdorben. Nun wir in der ſchönſten Harmonie ſind, die gewiß nie wieder unterbrochen wird, nun fühl ich unſägliche Kraft und Liebe und Mut zu dem Werke. Meine Satanisken über die Herz und Dich haſt Du ſehr ſchön erwidert. Es lag nichts dabei zum Grunde als folgendes. Dein eigentlicher Beruf iſt die Freundſchaft, und was für uns andere Beruf iſt, Amt oder literariſcher Cynism, iſt für Dich nur Element, in dem Du Dich leicht bewegſt. Wenn ich Dir noch durch etwas andres wohlgetan habe, als durch meine Exiſtenz und mein unerſättliches Bedürfnis Deiner Freundſchaft, ſo war es vielleicht durch den Sinn für die Freundſchaft und ihre Myſterien überhaupt, durch meine Philoſophie der Freundſchaft, die mich Deinen Wert nicht bloß fühlen ſondern auch verſtehen lehrte. Aber ich halte Freundſchaft und Liebe nicht bloß ſo für Schweſterkünſte, daß zwei ſie, jeder eine für ſich, nebeneinander treiben ſollten, wo dann etwa erſt vier Stück Perſonen einen ganzen Menſchen ausmachen würden. Sondern jeder ſollte ſie ſelbſt beide treiben, und gleich ganz ſein. Ich habe oft mit Sorge daran gedacht, welch ein Phönix eine Frau ſein müßte, die für Deine Liebe eben recht wäre, und ich bin von der Notwendigkeit, Muſik und Poeſie zu verbinden, ſo überzeugt, daß

ich nicht umhin kann zu wünſchen, obgleich es eigentlich, wenn Du willſt, ein Frevel iſt, nicht mit Deiner bloßen Exiſtenz zufrieden zu ſein, und auch noch um Deine Wohlexiſtenz ſorgen zu wollen. Vielleicht wird die Liebe Dir nur Element und Supplement ſein; aber auch ſo iſt ein Phönix nötig. Eine, die in dem, was vom äußern Glanz und Zier ſchön iſt, Deine Ergänzung ſein kann, findeſt Du leicht. Du haſt eine Freundin gefunden, die durch ihren Sinn für Deine Tiefe Dich ans Licht lockt, oder, wie Du's nennſt, herausarbeitet, denn dazu hat die Herz wohl ſoviel gewirkt als ich. Aber es müßte doch Liebe ſein, und dieſe ſie müßte noch eine Eigenſchaft haben, die ich nicht zu nennen weiß, obwohl ich ſie als eine fühle und beſtimmt weiß. Sonſt wäre ſie Deiner nicht wert.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [166]

Jena, 20. September 1799

... Zu Hülſens Bildungstrieb habe ich mir noch keinen Trieb gebildet. Alles was er ſchreibt iſt für mich moraliſch. Keiner entſpricht ſo meiner Idee von Moral; ſelbſt die epiſche Form gehört mit dazu. Moral iſt mir gerade wie Religion unſichtbares Element der Myſtik. Etwas ganz andres Praxis und die Prinzipien derſelben. Sie ſind bei mir äußerſt revolutionär, daher ich auch da manche Verſchiedenheit von Dir vermute. Freilich nur Verſchiedenheit; denn Deine Anſicht der Praxis iſt mir höchſt intereſſant. Dahingegen Hülſen von dem, was ich darunter verſtehe, weder Einſicht noch Vermutung hat.

Was in den Ideen in näherer Beziehung auf Deine Reden ſcheint, als das übrige, iſt eigentlich weder an Dich, noch gegen Dich, ſondern nur, wie die Schwaben ſagen, aus Gelegenheit Deiner. Die ganzen Ideen gehen beſtimmt von Dir, oder vielmehr von Deinen Reden ab, neigen nach der andern Seite in den Reden. Weil Du ſtark nach einer Seite hängſt, habe ich

mich auf die andere gelegt, und Hardenberg mich gleichſam, wie es ſcheint, angeſchloſſen. . . .

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [167]

Jena, September 1799

... Lieber Freund, wie wunderlich haſt Du das aufgenommen, was ich Dir letzthin geſchrieben; als ob ich fordern könnte, Du ſollteſt die Ideen verſtehen, oder unzufrieden darüber ſei, daß Du ſie nicht verſtanden. Es iſt mir ja eben nichts verhaßter als dieſes ganze Verſtandes- und Mißverſtandes-Weſen und Unweſen. Ich freue mich herzlich, wenn irgend einer, den ich liebe oder achte, einigermaßen ahndet was ich will oder ſieht was ich bin. Du kannſt leicht denken, ob ich in dem Falle bin, dieſe Freude oft erwarten zu können. Ich erwarte es nie, und nehme es eben als eine Gabe des Himmels an, wenn die Liebe einem einmal das Verſtändnis öffnet. Aber eins erwarte ich von jedem Freunde, weil ich es erwarten will, daß was mit Liebe und Freude in beſcheidner Hoffnung dargeboten wird, auch entweder gar nicht, oder in demſelben Geiſte und nicht im entgegengeſetzten angenommen wird.

Geben Dir meine Schriften nur Anlaß, Dich mit einem hohlen Geſpenſt von Verſtehen und Nichtverſtehen herumzuſchlagen, ſo lege ſie noch beiſeite. Oder mache es mit allen, wie Du es, glaube ich, mit der Lucinde gemacht haſt; freue Dich an dem, was nach Deinem Sinne iſt, und laß das Übrige fallen.

Das Gerede darüber kann aber gewiß wenig fruchten, geſchweige denn gar über andere zartere Verhältniſſe. Oder glaubſt Du, daß zerriſſne Blumen durch Dialektik wieder wachſen? Wie wenig das Reden hilft, das bewährt ſich gleich in dem, was Du auf meine Bemerkung über Deine vorſchnelle Klarheit erwiderſt. Lieber Freund, wie ſeltſam drehſt Du das? Und die Worte ſind doch eben ganz und klar und verſtändlich. Es iſt immer

ein und dasſelbe, was ich über Dich zu klagen habe. Da ich zuletzt mit Dir über Dich ſprach, ſprach ich eben davon, von Deinem Vorausſetzen des Nichts, von Deiner Zuverſicht im Unglauben, von Deinem Mangel an Sinn und Liebe im Einzelnen, der mich oft ſo geſchmerzt hat. Ich kann den Grund davon freilich nicht in Deinem urſprünglichen Weſen ſuchen, ſondern nur in einem zufälligen Mißverhältnis und Mißbrauch Deines Verſtandes zu finden glauben. Und wenn ich in einem erſten Augenblick des Gefühls dieſes Prinzip ſehr hart bezeichne, ſo kannſt Du es vielleicht verzeihen, wenn Du Dich erinnerſt, daß es eben dieſes iſt, was unſre Freundſchaft ſo feindlich berührt hat.

Du wirſt vielleicht finden, daß auch dieſer Brief eben ein neuer Beweis von der Unnütze des Redens hier ſei, und daß Du alſo meine Beſchuldigung nach allem Recht und Billigkeit mir zurückgeben kannſt. Ich bekenne es im voraus und bitte Dich nur, es den letzten Beweis der Art ſein zu laſſen. Ich darf mich jenem Gefühle nicht ferner überlaſſen, es iſt mir hart genug, mich dieſer Notwendigkeit zu fügen; und ich kann nun eben nichts tun als die Hoffnung verehren, bis uns neue Freundſchaft erleuchtet.

Ein Beſuch hat mich unterbrochen. Nächſtens mehr.

Caroline an Auguſte [168]

Jena, 30. September 1799

Du Herzensmädchen, was hat mich Dein Brief gefreut, und die arme böſe Mutter kann nun erſt heut antworten! Du glaubſt nicht, wie geſchäftig ich in der letzten Woche geweſen bin, und krank dazu, denn endlich muß mir mein Laufen und Rennen, das ich ſo gern tat, doch zu Haus und zu Hof kommen. Loderchen hat mir was verſchreiben müſſen. Nun iſt das ganze Haus gereinigt und neu aufgeputzt. — — Friedrich wohnt Dir wie der beſte appanagierte Prinz. Dieſen Abend ſoupieren wir drei bei Schelling, um ihm ſein neues Neſt einzuweihen. Er freut ſich,

daß Du ihn zum Bacchus gemacht haſt, indem Du ihn den Geber des Weins nennſt, bald wird er auch der Geber der Freude heißen können, denn er iſt ſanft und liebreich und ſcherzhaft und läßt Dir ſagen, Du möchteſt ihm bei Deiner Wiederkunft nicht wie eine ſpröde Halbmamſell begegnen. Wilhelm macht alle Morgen ein Gedicht. Friedrich tut alle Tage nichts — als die Veit erwarten, die nicht über Deſſau kommt. Wir wollten ſie vorgeſtern von Leipzig abholen, Friedrich und ich, als wieder andre Ordre kam, doch kommt ſie ſicher nächſte Woche. Vorgeſtern fand ſich mit einmal Hardenberg ein, blieb aber nur bis geſtern nach Tiſch, was gut war, denn ich mochte ihn diesmal gar nicht leiden, er hat recht abgeſchmacktes Zeug mit mir geſprochen, und iſt ſo geſinnt, daß er, darauf wollt ich wetten, die Tieck mir vorzieht. Denk nur Kind! wir wiſſen noch nicht, wann dieſe kommen, wahrſcheinlich bald. — Ungemeſſen lange Spaziergänge haben wir gemacht, von 2 bis 7 iſt das gewöhnliche Un-Maß. Wilhelm will nicht mehr mit ausgehn, er liefe ſich die Beine ab; da er nun die vorige ganze Woche jeden Morgen von 10 bis 1 Uhr mit Goethe hat auf- und abſpazieren müſſen, ſo iſt es wohl billig, daß er den Nachmittag ausruht, der Länge lang nach. Goethe hat ſeine Gedichte, nämlich Goethens Gedichte, von denen ein neuer Band herauskommt, mit ihm durchgeſehn, und iſt erſtaunlich hold. Grieſette war vor 8 Tagen unglücklich, denn Schiller ließ ihn auf den Abend bitten, wo Goethe und Schelling da waren, und er war ſchon mit uns bei Frommanns, wo es auch wirklich etwas ſtupide zuging. Geſtern iſt er nun glücklich worden, denn da wurd er wieder gebeten und ging auch effectivement hin. . . .

Schelling läßt der Tiſchbein ſagen, das wär wenig, daß Goethe ſie eine angenehme Gegenwart genannt. Ihm wäre ſie auch eine äußerſt angenehme Erinnerung. Adieu, ich drücke Dich braun und blau an mein Herz.

Caroline an Auguſte [169]

Jena, 6. Oktober 1799

In der Nacht ſetz ich mich noch hin, damit Du liebes Seelchen morgen gewiß ein Briefchen bekömmſt, da Du ſo ſehr jammerſt. Du mußt bedenken, daß ich wirklich oft nicht ſchreiben kann, weil ich doch auch alle Deine kleinen Geſchäfte neben meinen großen verſehe. Nur das neueſte. Dieſen Mittag kam die Veit an, nachdem Friedrichs Ungeduld aufs höchſte geſtiegen war. Alſo nun iſt ſie da — da iſt ſie — merke Dirs wohl. Sie hat ein nationales, c'est à dire jüdiſches Anſehn, Haltung und ſo weiter. Hübſch kommt ſie mir nicht vor, die Augen ſind groß und brennend, der Unterteil des Geſichts aber zu abgeſpannt, zu ſtark. Größer wie ich iſt ſie nicht, ein wenig breiter. Die Stimme iſt das ſanfteſte und weiblichſte an ihr. Daß ich ſie lieb gewinnen werde, daran zweifle ich keineswegs. Vor dem Jungen fürchte Dich nicht länger, c'est un joli petit espiègle, er wird Dir tauſend Spaß machen, ich bin ſchon ſehr gut Freund mit ihm. Er iſt ganz klein und geſchmeidig wie ein Page, wir wollen ihm Deine Livree anziehn. . . .

Friedrich Schlegel an Auguſte [170]

Jena, 7. Oktober 1799

... Die Veit iſt ſeit geſtern hier. ... Schreib Deiner Mutter nicht ſo witzige Briefe, Auguſte, ſie wird immer luſtiger, ſo luſtig, daß es beinah nicht mehr zum Aushalten iſt. . . .

Dorothea an Schleiermacher [171]

Jena, 11. Oktober 1799

. . . Denken Sie ſich, ich war auf dem Wege von Leipzig hieher einen Mittag in Weißenfels. Ein gewiſſer Doktor Lindner,

der mit mir fuhr, beſuchte Hardenberg, und ich habe nichts dazu getan, ihn zu ſehen, ſo begierig ich auch war. Lindner durfte es ihm gar nicht einmal ſagen, daß ich dort wäre. Er kommt mir erſchrecklich paradox und eigenſinnig vor nach allem, was ich von ihm höre; er iſt ganz toll in Tieck und in ſeine Frau, als Tiecks Frau, verliebt und verachtet alles übrige. Alles übrige ſagt man. Wie lange dieſes Delirium anhalten wird, weiß man nicht zu ſagen. Enfin, mir hat aber ſein Weſen, das ich ſchon immer ahndete, eben keinen Mut gemacht, ihm mit einem Schritt zuvorzukommen, um ſeine Bekanntſchaft zu machen. Ungeheuer aber iſt es, daß Goethe hier iſt, und ich ihn wohl nicht ſehen werde. Denn man ſcheut ſich, ihn einzuladen, weil er, wie billig, das Beſehen haßt, und er geht zu niemandem als zu Schiller, obgleich Schlegels und Schelling ihn täglich auf ſeiner alten Burg beſuchen, in der er hauſt. Bis die andre Woche bleibt er nur hier. Zu Schiller geht man nicht; alſo ich werde in Rom geweſen ſein, ohne dem Papſt den Pantoffel geküßt zu haben. Es iſt unrecht, und was noch mehr iſt, dumm, und was noch mehr iſt, lächerlich. Aber man kann mir nicht helfen.

. . . Mit Friedrich, der mir immer lieber wird, je mehr ich andre neben ihm ſehe, will es nur nicht ſo recht fort; das Arbeiten wird ihm immer ſchwerer, und er dadurch immer betrübter. Ich hüte mich, ihm meine tiefe Beſorgnis blicken zu laſſen, weil das ihn völlig niederdrücken würde; auch Wilhelms ſind mit mir darüber einverſtanden, daß man ihn nicht quälen dürfte, und man läßt ihn in Ruhe. Das iſt wirklich das einzige, was man für ihn tun kann, damit er nicht zerſtört werde.

. . . Es ſcheint, die Berliner können nicht ruhen; ſie können ebenſowenig ein Leben als einen Roman ſich ohne geſchloſſnen Schluß denken und nehmen nun gar bei mir die heilige Taufe als völligen Ruheſtand und Auflöſung an. Wie wäre es, wenn ſie mich tot ſein ließen? So wären Sie aus der Ungewißheit, und mir geſchähe auch kein kleiner Dienſt damit. . . .

Caroline an Auguſte [172]

Jena, 17. Oktober 1799

Meine liebe Auguſte, ich habe geſtern Dein Briefel bekommen, woraus ich ſeh, daß Du eine wütige impertinente kleine Kreatur biſt, und auch den Schnupfen haſt. —— Eigentlich hab ich Dir weniger zu ſagen wie Du mir auf mein letztes. Wie wird Dir dabei zumut geworden ſein! Ich wünſche, Du haſt Dich freiwillig entſchloſſen, denn ſonſt möchteſt Du es unfreiwillig tun müſſen, nicht daß wir Dich zwingen wollen, mein Herz, aber der Zufall — denn Hufelands, die noch nicht in Berlin ſind, reiſen nicht über Deſſau, ſondern Leipzig, wo er jemand zu treffen denkt. Mein beſtes Mädchen, Dein ganzer Sinn iſt bloß auf Beluſtigung gerichtet, und auf dieſe Weiſe wird nie etwas Entſchiednes aus Dir werden. Nicht nach dem Mütterchen ſehnſt Du Dich allein, obwohl ich weiß, Du tuſt das auch, und wir heulen auch gewiß beide vor Freude, wenn wir uns wieder ſehn. Sei nur jetzt geſcheut, ſieh ein, daß Du nun noch nichts für Dein Singen haſt tun können, und es war mir doch heiliger Ernſt damit, wie ich Dich nach Deſſau gehn ließ. Sollt ich Dich bloß zum Scherz von mir trennen? Das hab ich Dir ſchon geſagt, auf Oſtern kann Dir die Entfernung vielleicht erſpart werden; wenn Charlotte hier iſt, möcht ich Dich ſo gern hier haben.

Wir haben die kleine Perſon verwöhnt. Sie will genießen, als ob ſie andern könnte zum Genuß verhelfen, wovon noch keine Rede iſt. Dies drückt ſich in Deinen Äußerungen genugſam aus. . . .

Caroline an Auguſte [173]

Jena, 21. Oktober 1799

. . . Am Donnerstag kamen Tiecks. Sie ſind durch Deſſau gekommen, und glaubten Dich mit der Tiſchbein in Dresden, ſo daß ſie Dich nicht geſucht haben und nur wahrſcheinlich mit Dir

in der Komödie waren, in den Arkadiern. Häßlich iſt die Tieck nicht. Hätte ſie Anmut und Leben und etwas mehr am Leibe als einen Sack, ſo könnte ſie für hübſch gelten. Das kleine Tieckchen iſt recht ſehr hübſch und blühend geworden. Es macht ſich übrigens alles recht gut zuſammen. Den erſten Abend hat Schlegel gleich den König Richard und geſtern Tieck ein Stück von Holberg vorgeleſen. Das ſoll alles noch einmal geleſen werden, wenn Du kommſt. Haſt Du denn auch von dem Spuk in Leipzig gehört? Daran würde ſich Kuhn jämmerlich ergötzen. Kotzebue hat ein Stück gegen die Schlegel gemacht und während der Meſſe aufführen laſſen. Eine Rolle drin iſt aus den Fragmenten im Athenäum ausgeſchrieben, und ſoll ſo den Friedrich vorſtellen, der zuletzt ins Tollhaus geſchickt wird. Übrigens platterdings kein Witz darin außer der Schlegels ihr eigner. Es hat großen Lärm im Parterr gegeben pro und contra — das pro hat natürlich bei den Leipzigern die Oberhand behalten, hinterher hat Müller aber die weitre Aufführung verbieten laſſen. Das Stück heißt der hyperboreiſche Eſel oder die Bildung unſrer Zeit. Du kannſt leicht denken, wie ſich Schlegel tout de bon daran ergötzt hat. Es iſt Dir ein Tauſendſpaß. — Schillers Muſenkalender iſt auch da, das Gedicht von der Jmhof eben weiter nicht viel als ein Rudel Hexameter, aber über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, ſind wir geſtern Mittag faſt von den Stühlen gefallen vor Lachen, es iſt à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigſtens um des Teufels zu werden. . . .

Caroline an Auguſte [174]

Jena, 28. Oktober 1799

. . . Buonaparte iſt in Paris. O Kind bedenke, es geht alles wieder gut. Die Ruſſen ſind aus der Schweiz vertrieben — die Ruſſen und Engländer müſſen in Holland ſchmählich kapitulieren, die Franzoſen dringen in Schwaben vor. Und nun

kommt der Buonaparte noch. Freue Dich ja auch, ſonſt glaub ich, daß Du bloß tändelſt und keine geſcheiten Gedanken hegſt.

Die Tieck mißfällt mir im Grunde doch, ich mag es nur nicht aufkommen laſſen. Er iſt ſehr amüſant, und wir ſind viel beiſammen. Was die Menſchen vor Zeugs aushecken, das glaubſt Du nicht. Ich werde Dir ein Sonett auf den Merkel ſchicken, der in Berlin geklatſcht hat, der Herzog habe den Schlegels wegen des Athenäum Verweiſe geben laſſen uſw. Da haben ſich Wilhelm und Tieck letzt Abends hingeſetzt und ihn mit einem verruchten Sonett beſchenkt. Es war ein Feſt mit anzuſehn, wie beider braune Augen gegeneinander Funken ſprühten und mit welcher ausgelaſſenen Luſtigkeit dieſe gerechte malice begangen wurde. Die Veit und ich lagen faſt auf der Erde dabei....

Dorothea an Schleiermacher [175]

Jena, 28. Oktober 1799

Lieber Freund, ſeien Sie gut gegen Friedrich; denn niemand iſt ſo gequält wie er bei ſeinem Nichtgelingen. Reden kann ich nicht viel darüber; wie es gehen wird, weiß ich auch nicht. Jetzt arbeitet er, wie er ſagt, am zweiten Teil der Lucinde; aber er iſt nicht ſo frei, ſo munter, als er ſein ſollte. Es iſt entſetzlich, daß ihn die Sorgen am Arbeiten verhindern, anſtatt ihn zu ſpornen. Noch entſetzlicher iſt es, daß die Sachen, die er doch in ſo kurzer Zeit gemacht hat, nicht ſoviel eintragen, daß er wieder ruhen und ſammeln könnte. Entſetzlich, daß er von Kunſtwerken leben ſoll, die wie Handwerksarbeit bezahlt werden. Bei alledem habe ich die beſte Hoffnung, daß wenn wir ihm nur noch einige Jahre durchhelfen, ſo wird es gewiß beſſer gehen. Die Welt ſcheint ja wieder von der Sonne beſchienen zu werden, die Guten ſiegen ja wieder. Ich träume mir noch immer, daß Schlegel einmal eine andre Karriere ergreift, als die er jetzt hat. Gibt uns das Schickſal einen Staat, ſo wird er gewiß auch noch Bür-

ger. Bald, nur bald, lieber Himmel, ehe es für uns zu ſpät iſt! Was in aller Welt ſagen Sie nur zum Buonaparte? Darf man wohl dem Glück eines wahrhaft großen Menſchen mißtrauen?

Schelling? Ich weiß noch nicht viel von ihm. Er ſpricht wenig; ſein Äußeres iſt aber ſo, wie man es erwartet: durch und durch kräftig, trotzig, roh und edel. Er ſollte eigentlich franzöſiſcher General ſein, zum Katheder paßt er wohl nicht ſo recht, noch weniger, glaube ich, in der literariſchen Welt. Überhaupt bin ich der Meinung jetzt: Ihr revolutionären Menſchen müßt erſt mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr um auszuruhen ſchreiben, wie Götz von Berlichingen ſeine Lebensgeſchichte. Darum gefällt mir auch ‚Benvenuto Cellini‘ ſo gut. Ich möchte auch gern einmal vom Luther leſen; ich ahnde, daß der eine rechte Ähnlichkeit von den beiden haben muß. Und ſo ſollte es mit Euch nur auch ſein. Denn Euer Weſen und Euer Wollen, das paßt zum Literariſchen ganz und zur Kritik und alle dem Zeuge wie ein Rieſe in ein Kinderbettchen. Ich ſehe es jetzt recht deutlich, daß die, die das Ruder führen, höfliche, kalte, geſchmeidige Flachköpfe ſind und Euch nicht brauchen können zu den kleinen Maſchinen, die ſie für ihre ſchwächlichen Hände eingerichtet haben. Sie gehen tief gebückt durch die kleine Pforte, und Ihr wollt gerade aufrecht durch; freilich zerſtoßt Ihr Euch die Köpfe. Der Zwiſt mit der Literaturzeitung iſt angezettelt, und es wird wohl nun bald etwas öffentliches darüber erſcheinen. Wilhelm iſt ein rüſtiger Kämpe; aber mir tut es leid, daß er Witz und Kräfte gegen die Wichte ſo verſchwenden muß. Nächſtens ſollen Sie ein herrliches Sonett erhalten, die Frucht einer herrlichen Stunde von Wilhelm und Tieck (Tieck iſt aber ein Geheimnis dabei). Ich habe es recht gewünſcht, daß Sie hier dabei geweſen wären, um das Sprudeln und das Funkenſprühen der beiden Menſchen zu ſehen. Sie hätten ſich gewiß ebenſoſehr als ich ergötzt. Überhaupt iſt Tieck hier eine gute Figur; er nimmt ſich ſehr brav aus und iſt an ſeiner rechten Stelle. — Ja, lieber Freund, Sie ſollten herkommen; wenn es ſo recht kunterbunt hergeht mit Witz

und Philoſophie und Kunſtgeſprächen und Herunterreißen, dann erinnere ich mich ſehr lebhaft Ihrer. Sie würden eine rechte Luſt haben, und ſchwerlich würden Sie Zeit genug zu Ihrem myſtiſchen Kugelwerfen nach Tiſche und zu den gefährlichen äquilibriſtiſchen Stuhldrehungen finden; denn ſagen Sie, was Sie wollen, das waren doch nur immer Zeitverkürzungen, wenn ſie gar zu lang werden wollte.

Daß ich den Hardenberg nicht aufſuchte, war ganz recht (als ich angenommen). Mich ſetzt eine Bekanntſchaft, vollends eine ſo intereſſante Bekanntſchaft, immer in Verlegenheit, die hernach ſo ſänftiglich allmählich abnimmt; dazu gehört aber Zeit, und die hatte ich nicht. Hätte ich ſeine Bekanntſchaft machen können, ohne daß er die meinige hätte machen müſſen, ſo wäre es angegangen. Dann gehört auch einiges — Selbſtbewußtſein will ich es nennen — dazu, um jemand ſo zu ſich zu rufen, um ihn zu beſehen. Eine ſolche edle Dreiſtigkeit haben nur ſchöne Frauen, oder ſollten nur dieſe haben. Er kommt gewiß dieſen Winter noch her. Wahr iſt es, daß er ganz kürzlich eine ſehr wunderliche Manier angenommen hat. Und nach dem, was man ſich hier von ihm erzählt, iſt es etwas wunderbar! So z. B. iſt er ganz toll und raſend in Tieck verliebt und behauptet, das wäre noch ein ganz andrer Dichter als Goethe u. dergl. (‚Und dergleichen' iſt eine von Schellings Redensarten). Daß ich den Papſt nicht geſehen, darüber kann mich kein Menſch tröſten....

Caroline an Auguſte [176]

Jena, 4. November 1799

... Geſtern war der erſte Klub. Wir haben gar nicht diesmal bezahlt und werden kaum einmal hingehn.... Uns las Tieck ein Stück von Holberg vor, Ulyſſes von Ithaka, zum Todlachen. Er wills alles noch einmal leſen, wenn Du kommſt, er iſt eine rechte Leſemaſchine, iſt unermüdlich dabei. Sei nur ruhig, das Katerchen

ſoll dir noch genug vorſchnurren. Sie gefällt mir nun gar nicht mehr, ſie iſt doch eine Katze, nur eine weiße... Holberg iſt der däniſche Luſtſpielſchreiber, von dem Steffens ſo voll iſt. Es iſt verfluchtes Zeug. Wenn man ſo ein Stück hört, iſt einem als hätte man vier Beine.

Hier haſt Du das Ding, das Wilhelm und Tieck letzt Abends machten. Davon ſind nun viel Exemplare nach Berlin gegangen. Der Merkel wird Augen machen! Er hat aber auch ſo viel über die Schlegels geklatſcht, daß ers redlich verdient. Mit Bohns kommt auch ein Shakeſpeare, lies ihn recht.

Friedrich hat Dich ſehr lieb und wird Dir nächſtens ſchreiben.

Schelling grüßt das noch zarte Kind, und wünſcht, daß es nie aufhöre es zu ſein. Amen.

Dieſes bezieht ſich auf Deine bisherige Schlankheit und künftige Dicke....

Dorothea an Schleiermacher [177]

Jena, 15. November 1799

Lieber Freund, es iſt nicht recht, daß Sie ſo ſelten ſchreiben. Hardenberg iſt hier auf einige Tage. Sie müſſen ihn ſehen; denn wenn Sie dreißig Bücher von ihm leſen, verſtehen Sie ihn nicht ſo gut, als wenn Sie einmal Tee mit ihm trinken. Ich rede nur von der reinen Anſchauung, zum Geſpräch bin ich gar nicht mit ihm gekommen, ich glaube aber, er vermeidet es; er iſt ſo in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts anders Raum findet. Enfin, mir hat ers noch nicht angetan. Er ſieht aber wie ein Geiſterſeher aus und hat ſein ganz eignes Weſen für ſich allein, das kann man nicht leugnen. Das Chriſtentum iſt hier à l'ordre du jour; die Herren ſind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schickſal; Hardenberg glaubt Tieck, iſt ganz und gar ſeiner Meinung; ich will aber wetten, was einer will, ſie verſtehen ſich ſelbſt nicht und einander nicht.

Nun hören Sie! Geſtern Mittag bin ich mit Schlegels, Caroline, Schelling, Hardenberg und einem Bruder von ihm, dem Leutnant Hardenberg, im Paradieſe (ſo heißt ein Spaziergang hier) — wer erſcheint plötzlich vom Gebirg herab? Kein andrer als die alte göttliche Exzellenz, Goethe ſelbſt. Er ſieht die große Geſellſchaft und weicht etwas aus, wir machen ein geſchicktes Manöver, die Hälfte der Geſellſchaft zieht ſich zurück, und Schlegels gehn ihm mit mir grade entgegen. Wilhelm führt mich. Friedrich und der Leutnant gehen hinterdrein. Wilhelm ſtellt mich ihm vor, er macht mir ein auszeichnendes Kompliment, dreht ordentlicherweiſe mit uns um und geht wieder zurück und noch einmal herauf mit uns und iſt freundlich und lieblich und ungezwungen und aufmerkſam gegen Ihre gehorſame Dienerin. Erſt wollte ich nicht ſprechen. Da es aber gar nicht zum Geſpräch zwiſchen ihm und Wilhelm kommen wollte, ſo dachte ich, hol der Teufel die Beſcheidenheit, wenn er ſich ennuyiert, ſo habe ich unwiederbringlich verloren! Ich fragte ihn alſo gleich etwas, über die reißenden Ströme in der Saale, er unterrichtete mich, und ſo ging es lebhaft weiter. Ich habe mir ihn immer angeſehen und an alle ſeine Gedichte gedacht; dem ‚Wilhelm Meiſter' ſieht er jetzt am ähnlichſten. Sie müßten ſich totlachen, wenn ſie hätten ſehen können, wie mir zu Mute war, zwiſchen Goethe und Schlegel zu gehen. Die Waſſerprobe des Unmuts habe ich ehmals glücklich überſtanden, werde ich auch die Feuerprobe des Übermuts überſtehen? An Friedrich machte er auch ein recht auszeichnendes Geſicht, wie er ihn grüßte; das freute mich recht.

Dorothea an Rahel [178]

Jena, 18. November 1799

Ich wollte, Sie hätten die Briefe bekommen, die ich Ihnen recht eigentlich und im ganzen Ernſt im Herzen adreſſierte, ſo hätte ich ein gutes Gewiſſen. Das ſchlechte Gewiſſen will ich

aber auch nicht länger behalten. — Es geht mir hier gut, meine Freundin. Wie Sie richtig bemerkt haben, ich verlange nichts weiter, als vergnügt zu ſein! Wäre ichs nun hier nicht, ſo könnte mir nimmer geholfen werden. Wie ſollte mir nicht wohl ſein? wenn auch nur in dieſer einzigen Rückſicht, daß ich mit keinen Menſchen umgeben bin, die bloß das zu ſchätzen wiſſen, was ihnen durch Tradition als ſchätzbar bekannt iſt, ſondern: hier ſteht ein jeder ſeinen Mann! — Und mit welchen Menſchen lebe ich? In den ſechs Wochen, die ich nun hier bin, habe ich noch nicht ein einziges Wort gehört, das mir eine unangenehme Empfindung gemacht hätte. Mit Carolinen bin ich ſehr zufrieden, ich ſtehe mit ihr aufs beſte, und das iſt nicht ſo etwas leichtes; denn ſie ſchmeichelt nicht ein einziges Mal und tut dergleichen nie aus reiner Gefälligkeit, ich mußte alſo von ihrer Seite eine etwas ſcharfe Prüfung ausſtehen, eh ſie mir gut ward, freundlich war ſie aber von Anfang an. Was mir aber ſehr ſchätzbar an ihr iſt, das iſt ihre zwar etwas harte, aber immer brave Gradheit und Aufrichtigkeit. So urteilt ſie auch über jedes Werk der Kunſt und über alles ganz dreiſt; was aber von andern arrogant wäre, liegt bei ihr in der Unbefangenheit und unbeſonnenen Rückſichtsloſigkeit ihres Charakters. Sie iſt wirklich recht ſehr brav, und jedes Gute an jedem Menſchen ſteht bei ihr am rechten Ort angeſchrieben. Sie hat zwar eine ſehr hohe Meinung von ſich, eigentlich ſollte aber jeder rechtliche Menſch dieſe von ſich haben, beſonders wenn ſie ſo neben der Gerechtigkeit für jedes fremde Verdienſt ſteht, als bei Carolinen, und ſo ganz naiv ſich bei jeder Gelegenheit zeigt und niemals die hohe Meinung über ſich ſelbſt im Herzen verſteckt, während ſie eine für einen andern erheuchelt. Man ißt auch in ihrem Hauſe ſehr gut, ſie macht die Wirtin ſehr gut und mit einem leichten Anſtand. Wie ſie ſich aber in einem fremden Hauſe mit ihrer dreiſten Zuverſichtlichkeit und ihrem unbekümmerten Weſen ausnehmen möchte, iſt ſchwer zu ſagen; etwas ſauer möchte ſie es einem wohl machen, ihre Wirtin zu ſein! Ich bin ihr aber recht gut geworden und ſetze das un-

umſchränkteſte Zutrauen in ſie. Sehr hübſch iſt es, wie dieſe Frau ihre Jugend ſo erhält, ſowohl körperlich als geiſtig. Was Sie mir von ihrer Koketterie gegen Wilhelm Schlegel ſagten, gab mir gleich anfangs die Vermutung, daß ſie ihn nicht liebt, wovon ich nun die völlige Überzeugung habe. —

Hardenberg habe ich geſehen, er war einige Tage hier, und die Anſchauung ſeiner Perſönlichkeit hat es mir erklärt, warum er einſt Ihrer Aufmerkſamkeit entging; ſeine Freunde behaupten, er hätte ſich zu ſeinem Nachteil verändert; ich behaupte aber, *gemein wird* man nicht, das wird einem angeboren.

Und nun zuletzt: Ein heller Punkt in meinem Lebenslauf. Goethe habe ich geſehen! und nicht bloß geſehen; er iſt mit mir und den beiden Schlegels wohl eine gute halbe Stunde ſpazieren gegangen; hat mich mit einem auszeichnenden Blick gegrüßt, als mein Name genannt wurde, und ſich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen großen und unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht; dieſen Gott ſo ſichtbar und in Menſchengeſtalt neben mir, mit mir unmittelbar beſchäftigt zu wiſſen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment! — Von dem zurückſchreckenden Weſen, das man ſo allenthalben von ihm ſich erzählt, habe ich wenig gemerkt; im Gegenteil, obgleich meine Schüchternheit und Angſt groß war, ſo nahm ſie doch ſehr bald ab, und ich gewann vielmehr ein gewiſſes ſchweſterliches Vertrauen in ihn. Ewig ſchade iſt es, daß er ſo korpulent wird; das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er ſo neben mir her ging und freundlich redete, da verglich ich ſeine Perſon mit allen ſeinen Werken, die mir von ihm in der Eil einfielen, und da habe ich gefunden, daß er dem ‚Meiſter‘ und dem ‚Hermann‘ am meiſten ähnlich ſieht. Am allerwenigſten konnte ich aber den ‚Fauſt‘ in ihm finden, alles andre aber ganz deutlich, die ‚vermiſchten Gedichte‘, ‚Taſſo‘, ‚Egmont‘, ‚Werther‘, ‚Götz‘, ‚Elegien‘, überhaupt alles, alles! — Auch der väterliche Ton in ſeinen letzten Sachen ward mir klar. — Er geht zu niemand als zu Schiller, deſſen Frau ſehr krank iſt; die Schlegel

macht mir aber doch Hoffnung, daß er einmal ein Souper annehmen wird. Wenn es geſchieht, ſo ſollen Sie davon hören. Denn Sie, meine Liebe, verdienten eigentlich mit dabei zu ſein! — Hier haben Sie nun meine Freuden, die ich Ihnen gern noch weit ausführlicher mitteilte, aber ich darf nur wenig Zeit an die Korreſpondenz mit meinen Freunden wenden, ich muß, ſoviel mir meine noch immer wankende Geſundheit erlaubt, arbeiten. —

Caroline an Huber [179]

Jena, 22. November 1799

[Gelegentlich einer Anzeige des Athenäums]

. . . Es bildet ſich jetzt ein allgemeiner Kampf des Guten und Schlechten, Sie kennen revolutionäre Zeiten, und ſollten an der Weiſe nicht krittlen. Was Sie wollen, nennt man im Politiſchen halbe Maßregeln, ich geſtehe, ich halte Sie, auch im Politiſchen, für zu friedliebend, zu genau abwägend, darum haben Sie eine größere Wirkung verfehlt, die Ihnen ſonſt gewiß zu Gebote ſtand. Was ich hierüber meine, iſt gewiß nicht Liebe zum Streit. An meinen Vorſtellungen, ja an meinen dringenden Bitten hat es nicht gelegen, daß nicht die Hälfte des Anzeigers im Athenäum unterdrückt wurde. Ich habe zuletzt der männlichen Gewalt nachgegeben, ich habe geſchwiegen, wie ich das eben in politiſchen Angelegenheiten auch tun würde, im Glauben, daß, aller unſrer Vernunft zum Trotz, die Männer dieſes doch beſſer verſtehen. Jetzt, da es geſchehen iſt, kommt es mir notwendig vor, und wenn ſich die ganze Welt dagegen auflehnte, wie es ja auch geſchieht. Denn ſehen Sie, mein Freund, ich kenne S., ich bin wie von meinem Leben davon überzeugt, daß nicht der Schatten eines perſönlichen acharnements in ihm iſt. Hat er ſich denn nicht alle dieſe Feinde erſt gemacht? Die Plattheit, die Nullität, die Unpoeſie iſt ihm in den Tod zuwider. Verfolgt man die Sache, ſo geht es dann auch gegen die Perſon. Iſt nicht Wie-

lands Poeſie Wielands Perſon? Es iſt nur törichte Weisheit, beide hinterher noch trennen zu wollen. Am Privatleben eines ſolchen Menſchen wird ſich S. nie vergreifen, das geht dann ans Pasquill, er ſelbſt wird ſich wahrſcheinlich dergleichen gefallen laſſen müſſen, man wird alle Waffen gegen ihn aufbieten. Ich kenne niemand, der das ruhiger zu ertragen imſtande wäre. Sein ganzer Geiſt iſt vorwärts gerichtet, der Widerſtand kann nur ihn mehr beflügeln. Glauben Sie doch nicht, daß er ſich ernſtlich mit dieſen Teufeleien abgibt. Er lebt in ganz andern Planen. Dieſes amusement wird eine Weile dauern, iſt es dann vorüber, ſo bleibt es nicht ohne Wirkung, es iſt gut geweſen, weil es zum Fortkommen gehörte. — Auch wird er ſich nicht dabei aufopfern, da er noch andre als kritiſche Mittel in ſeiner Gewalt hat, um durchzudringen. Sie kennen S. nicht, wenn Sie ihn an Männlichkeit mahnen, er iſt Mann: frei und ſelbſtändig wie je einer war, dazu hat ihn die Zeit gebildet. Was er zu Ihrem Brief und der Rezenſion ſagen wird, weiß ich, was er Ihnen ſagen wird, nicht; für alle Bitterkeit aber ſtehe ich Ihnen und verſichre Sie im voraus, daß die nicht ſtattfinden wird, im Fall er ſelbſt etwa nicht antworten ſollte. ‚Die Hand aufs Herz‘ und an den Kopf gelegt, würde er Ihnen erzählen, daß er im innerſten Gemüt ſo ſchlecht von Wieland denkt, und in einem ſolchen Grade ihn für unſittlich hält, als er es noch nie öffentlich ausgeſprochen hat. Und dieſes auszuſprechen, unter ſeinem eignen Namen, iſt alſo für ihn wenigſtens ebenſo billig und gerecht, als es für Sie iſt, Ihre Mißbilligung am Athenäum und der Lucinde in der A. L. Z. unter dem Schutz der Autorität auszudrücken.

Ihre pſychologiſchen Bemerkungen über Friedrich ſind wirklich ebenſo ungegründet. Das iſt ja doch wohl pſychologiſch, einen der Affektation, der Sucht nach Originalität zu beſchuldigen. Er weiß gar nicht anders, als daß man ſo wunderbar iſt, wie er den Menſchen erſcheint. Er wundert ſich kindiſch über unſern Widerſpruch und Kopfſchütteln. Friedrich iſt ein tiefſinniger, oft

tiefgrübelnder, innerlich großer Menſch, der äußerlich ein Tor einhergeht. Selbſt die künſtliche Abſichtlichkeit ſeiner Kompoſitionen behandelt er mit kindlicher Zuverſicht und Unbewußtheit. Er iſt in allem aufrichtig, bis in den tiefſten Grund der Seele hinein. Und da ſprecht Ihr nun ſo leichthin von Affektation, und daß der Menſch verkehrt ſei, oder vielmehr ſich verkehrt machen wolle — und Sie ſollten doch bedenken, daß es von je der außerordentlichen Menſchen Schmach geweſen iſt, ſo auszuſehen. Lucinde hätte nach meiner Meinung nicht gedruckt werden müſſen, nämlich in der Gegenwart nicht. In 50 Jahren da könnt ich es leiden, daß ſie vor 50 Jahren gedruckt worden wäre. Wozu hatten Sie aber nötig, ſie zu rezenſieren, das, dächte ich, hätte noch weit weniger geſchehen müſſen, zumal da ſie noch nicht fertig iſt.

Denken Sie nicht, daß dieſe Männer ſich untereinander ſchmeicheln und etwas weiß machen: ſie kennen ſich, ſie ſagen ſich ihre Wahrheiten, aber ſie haben ein Ziel — und das haben ſie ſehr feſt in den Augen. Ich könnte mir ſehr den Triumph wünſchen, Sie perſönlich unter uns zu ſehen. Es würde lebhafte prächtige beredte Disputen geben. — Was ſprechen Sie von Faktion? Keine Revolution ohne Faktion, das wiſſen Sie, oder ſind Sie plötzlich ſo modéré geworden? Zu den Klagen gegen die L. Z. und Schlegels Erklärung ſchließen ſich Fichte und Schellings Sache und Klage unmittelbar an. Das alles wird noch viel lauter werden, und die L. Z. fürchtet ſich bitterlich. Sie haben das Ihnen mögliche getan, um Schlegels Erklärung zu verhindern, die ſie nun ſo nach Hufelandſcher Art fein und hinterliſtig, auch etwas langweilig beantwortet haben. Und glauben Sie denn, daß in die Sache der ſchlechten Schriftſteller nicht auch die hohen Häupter gemiſcht werden? Es iſt alles geſchehen, um den Herzog aufzuwiegeln, und was der nicht tat, oder nicht tun konnte, wurde ihm angelogen. Und alle dies Volk wird ſich nun ausgelaſſen über Ihre Rezenſion freuen, et vous avés bien merité de la patrie! Die Redaktoren fügen ſicher noch die Anmerkung hinzu, daß ſie von einem Freund Schlegels ſei.

Schl. dachte Sie in aller Unſchuld zu bitten, Sie möchten um der guten Sache und andrer Projekte willen nicht mehr für die A. L. Z. arbeiten, beſonders ihnen den W. Meiſter nicht liefern. Er dachte ſich mit Ihnen einzuverſtändigen. Das ſcheint mir nun freilich nicht mehr an ſeiner Stelle. Nie wird er ſichs zum kleinſten Verdienſt anrechnen, Ihrem Willen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und in dieſem Sinn Ihr Freund zu bleiben, wie ers bisher war, aber wie ſoll er es *mehr* werden können? Den Eifer habe ich ihm nun vorweg genommen auf alle Fälle. *Die* Parteilichkeit werden Sie natürlich finden, doch erinnern Sie ſich, daß mich Fichtens Sache auch warm gemacht hat. Auch iſt der Eifer überhaupt in mir erregt, durch die erneute Teilnehmung an den franz. Begebenheiten, beſonders ſeit Buonaparte Konſul iſt. Adieu . . .

NB. Der Literariſche Anzeiger iſt, zwei kleine Sachen ausgenommen, ganz von W. Schlegel, alſo macht er freilich nicht bloß halb mit.

Caroline an Huber] [180]

Jena, 24. November 1799

. . . Ich mag nicht tiefer in den Text kommen — ich weiß blutwenig von der Literargeſchichte — ſehe nur was jetzt vorgeht — habe mein Tag Wieland nicht reſpektiert — er ſchien mir die Sittlichkeit ſchlecht zu verſtehn und die Sinnlichkeit obendrein. Wie es die Schlegels betreiben, das weiß ich, und daß ſie dabei vor ſich ſelber und ſo Gott will auch einmal vor der Welt beſtehn können, und ſomit wird Ihr Strafgericht ſchon ſeine gewieſenen Wege gehn. Das der Lucinde ſteht uns noch bevor. Möge der Himmel und das Publikum Ihnen alles zugute kommen laſſen! — Noch das Wort im Ernſt, alles was in mir für Sie und Thereſe ſpricht, kann Ihnen nicht verzeihn, daß Sie ein Ver-

ſtändnis, was ſich in der Folge noch ſo ſchön hätte bilden können, da ſelbſt unſer perſönliches Zuſammentreffen allen Ausſichten nach in den nächſten Sommer fiel, ſo übereilt zerſtört haben. Das war recht dumm von Ihnen, lieber Huber. Leben Sie wohl. Lebe wohl, Thereſe.

Schelling an Goethe [181]

Jena, 6. Januar 1800

... Es hat mich ausnehmend gefreut, aus dem Brief an Schlegel zu vernehmen, daß wir vielleicht bald der Beendigung Ihrer neuen Darſtellung der Farbenlehre entgegenſehen können. Ich fühle es faſt in allen meinen Arbeiten, wie ſehr man von allen Seiten gehemmt iſt und nicht vorwärts kann, ehe dieſes große und allgemeine Phänomen der Natur ins Reine gebracht iſt. Davon nichts zu ſagen, daß dieſe Unterſuchung, wenn ſie vollendet ſein wird, für die gleiche oder ähnliche Behandlung aller andern allgemeinen Naturphänomene ein allgemeines Schema ſein wird. Ich habe mich bemüht, den Ideen gemäß, welche Sie mir über das Phänomen der Sonorität mitzuteilen die Gewogenheit gehabt haben, einen Entwurf zu machen, der, wenn nicht einem Muſikgelehrten, doch einem Phyſiker, wie Chladni vorgelegt werden könnte, allein teils meine gänzliche Unwiſſenheit in der Muſik, teils die vielen andern Arbeiten, die ich jetzt zu vollenden habe, haben mich an der Ausführung gehindert. Ich hoffe, bald die Ehre zu haben, Ihnen das erſte Heft der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik zu überſchicken.

Ein andres Objekt, was faſt allen Unterſuchungen im Wege liegt und bis jetzt faſt für ganz intraktabel gehalten wird, iſt eine wahre und eigentliche *Theorie* der Erde, die vielleicht eben da aufhören ſollte, wo die jetzige *Geſchichte* der Erde anfängt. Jedoch iſt für dieſen Gegenſtand wenigſtens einige Ausſicht vorhanden. Der dynamiſche Weg ſcheint auch hier, durch den allgemeinen

Magnetismus, zum Ziele zu führen, obgleich freilich die teutſchen Phyſiker dafür großenteils wenig Sinn zu haben ſcheinen. Der teutſche Überſetzer von Vancouvers Reiſen (wovon ich das Original durch Ihre Güte zu erhalten hoffe) hat alle Nachrichten über die Abweichungen der Magnetnadel in verſchiednen Weltgegenden ausgelaſſen, ‚weil dieſe doch nur für Schiffer intereſſant wären'!

Ich hoffe, bald entweder hier, oder, wenn dieſe Hoffnung nichtig ſein ſollte, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, in Weimar das allgemeine Schema der Farbenlehre von Ihnen zu erhalten, der ich mit der vollkommenſten Verehrung verharre....

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [182]

Jena, Januar 1800

...Es iſt ſchmählich, daß Du nicht recht an die jetzige Philoſophyſik willſt. Sie iſt doch auf dem ſogenannten theoretiſchen Felde das einzige was Leben hat, das einzige Zeichen der Zeit. Du haſts ſelbſt verkündigt und nun hältſt Du Dich in Deiner alten Ruhe; da Du doch durch Deine chemiſchen Kenntniſſe ſo ſehr gegen uns arme Schächer im Vorteil biſt. Mir fehlt es gar ſehr an der Anſchauung, und ob ich gleich durch den Umgang mit Schelling, Ritter, Hardenberg ſoweit gekommen, daß ich dieſe einen durch den andern gleichſam verſtehe, ſo drückt mich doch jener Mangel ſehr und ich muß ihm in der Tat bald abhelfen. Tieck war ſchon vor dem Leſen meines Geſprächs voll von Philophyſik; indeſſen hat das Philo bei ihm zu ſehr das Übergewicht. Wilhelm hingegen nimmt es faſt zu ſtreng und wiſſenſchaftlich. Indeſſen iſt doch ſchon viel gewonnen, daß er ſich nach dergleichen Reden als wohlumkränzter Dichter für verpflichtet hält, Phyſik zu ſtudieren, ſo daß wir denn auch wohl zuſammen bei Ritter in die Schule gehen werden. In der Tat hat meine Rede über die Mythologie einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Für mich iſt die

Phyſik immer noch faſt nur Quell der Poeſie und Inzitament zu Viſionen. Vermutungen habe ich wohl über das Wiſſenſchaftliche, aber ehe ich ſie ins Reine bringen ſoll, werde ich die Mathematik eben auch dazu nehmen müſſen. Indeſſen für Schellings Naturphiloſophie reicht die meinige auch wohl hin, und ſo will ich dieſe Anforderung wohl wieder zurücknehmen....

Dorothea an Schleiermacher [183]

Jena, 6. Januar 1800

Was ſagen Sie zu den Stanzen? ich meine zu Friedrich ſeinen? Und was werden Sie erſt ſagen, wenn Sie hören, daß ich, ich ſelbſt dieſe Stanzen-Wut und -Glut über unſer Haus gebracht habe! Ich leſe nämlich in einer italieniſchen Reiſebeſchreibung, daß die Italiener in Stanzen improviſieren, und daß Taſſos und Meiſter Ludwigs ottave rime im Munde alles Volks dort ſind. Ich nicht faul, laſſe gleich meinen ‚Florentin' in ſolchen niedlichen fließenden Stanzen improviſieren, und ſie gelingen mir ſo wohl, daß ſie des Meiſter Wilhelms ganzes Lob erlangen. Dieſem meinem Ruhm ward natürlich nachgeeifert, ſo entſtanden Schellings Stanzen, und nun gar der heilige Friedrich! der mit ſeinem Glanz uns ſo verdunkelt, daß wir uns ſchämen, auf derſelben Bahn mit ihm zu treten. Eben darum will ich es mir aber nicht nehmen laſſen, daß ich die erſte war, die es wagte. — — Friedrich iſt ſehr fleißig, es geht aber mit allem erſinnlichen Fleiß doch nur langſam vorwärts. Im übrigen geht es uns allen ſo gut und wir leben ſo angenehm als gewiß nur wenig Menſchen in einem ſo engen Zirkel ſich werden rühmen dürfen....

Dorothea an Schleiermacher [184]

Jena, 16. Januar 1800

... Friedrich hat wunderwürdige Terzinen gemacht, kömmt mit jeder einzelnen Terzine drei Treppen herunter, lieſt es mir einzeln vor, und da ich ſtupider Weiſe unmöglich gleich den Sinn faſſen kann, obgleich der Glanz der Verſe mich trifft und mir behagt, ſo fährt er mich dermaßen an, daß ich vor Angſt faſt geſtorben bin. Auf dieſen Vorfall habe ich dies Sonett gemacht, das ich Ihnen hier mitſchicke; es wird Sie gewiß amüſieren. — Obgleich es à l'ordre du jour hier iſt, daß ſich die Menſchen hier, wie es in einer Republik von lauter Deſpoten natürlich iſt, immer zanken, ſo bin ich ganz allein davon verſchont und ich habe mich noch immer einer zärtlichen und achtenden Behandlung zu erfreuen. Friedrich aber auch größtenteils. Wir beiden ſind wie die Patriarchen geehrt und geliebt. Lieber Freund, ich muß mich raſend ſputen, daher kömmt die Konfuſion in meinem Schreiben, ich unterhielte mich gern länger mit Ihnen, nur habe ich nicht viel Zeit. Die ſchöne Geſelligkeit koſtet gar zu viele Zeit....

Dorothea an Rahel [185]

Jena, 23. Januar 1800

... Sie wollen Caroline Schlegel nicht für hart erkennen? Darin haben Sie nun geirrt, und hätten Sie auch ſonſt niemals geirrt. Hart, hart wie Stein; wir beide, Sie und ich, meine Liebe, wir ſind ſammetweich gegen Caroline! Sie kann übrigens recht liebenswürdig ſein, wenn ſie will! aber ſie muß nicht! Nein, Liebe, ſie hat unendliche Vorzüge vor den meiſten Frauen, in andern ſteht ſie wieder ganz mit den meiſten auf demſelben Grad; in der Kieſelhärte ſucht ſie aber ihresgleichen, und wie Ihnen das entgehen konnte, iſt mir unbegreiflich. Über die kleine große Auguſte Böhmer ſagten Sie mir einmal ſehr wahre Worte. Aber ſie iſt doch eine ſchöne Natur, es iſt ſchade, daß

nichts mehr aus ihr wird. Ihre Stimme wird auch zugrunde gehen, ſie hat hier keine Gelegenheit, etwas zu lernen, und hat ſich eine Menge falſcher Manieren angewöhnt; aber ich wünſchte recht, daß ſie einmal nach Berlin käme, um etwas ordentliches zu hören und zu lernen, denn ſie hat für ihr Alter eine ſeltene und ſtarke Stimme.

Je länger ich hier bin, deſto liebevoller und zutraulicher wird mir begegnet, und meine ſtolze Demut iſt mir zugleich ein undurchdringliches Schild gegen kalten Egoismus. So vornehm, ſo fein, ſo ſtill treu und liebend wie Friedrich iſt keiner mehr! und den göttlichſten Verſtand hat er obenein. . . .

Dorothea an Schleiermacher [186]

Jena, 14. Februar 1800

. . . Wolle mich nur das Glück begünſtigen, daß ich noch einige Jahre lang meinen Freund unterſtützen könnte! Es iſt gewiß und hier kann man das eher wahrnehmen als in Berlin, daß er in einigen Jahren große Schritte tun muß. Er arbeitet auch jetzt redlich und unermüdlich, aber wie kann man von einem Künſtler verlangen, daß er mit jeder Meſſe ein Kunſtwerk liefere, damit er zu leben habe? Mehr verfertigen kann er nicht, es dürfen aber nur einige Umſtände zuſammentreffen, ſo bekömmt er mehr bezahlt, und das müſſen, das dürfen wir hoffen; treiben aber und den Künſtler zum Handwerker herunterdrängen, das kann ich nicht, und es gelingt auch nicht. Was ich tun kann, liegt in dieſen Grenzen: ihm Ruhe ſchaffen und ſelbſt in Demut als Handwerkerin Brot ſchaffen, bis er es kann. Und dazu bin ich redlich entſchloſſen. — — O mein Freund! ich bin beſchämt, daß ich Ihnen ſo viel für mich zu tun und zu denken gebe; wodurch werde ich Sie belohnen können? Wann werde ich Ihnen eine reine Freude mit meinen Briefen machen können, ohne Aufträge, Beſorgungen und Beſorgniſſe? Was werden Sie zu dieſem

ungeheuer großen ſchwatzhaften Briefe ſagen? Ich konnte heute mit dieſen Sorgen der wirklichen Welt für keinen Preis das loſe und übermütige Weſen im Roman treiben, ich entſchloß mich alſo, um nicht in dummen Trübſinn zu verfallen, Ihnen recht vieles zu ſchreiben und was man nennt mit Ihnen zu plaudern. Ich ſitze dabei auf Ihrem gelben Sofa, die Füße bequem hinaufgelegt, Sie ſitzen neben mir und treiben Scherz und Hohn mit meinen Sorgen und meinem betrübten Geſicht! Friedrich ſieht über uns hin und denkt an das, was wir ſagen, aber mit einem ſo tiefen Ausdruck, daß man ſchwören möchte, er denkt an die neue Mythologie. Apropos, wie gefällt Ihnen dieſe? Jetzt brütet er den zweiten Teil der ‚Lucinde' witzig aus. Selten hat er einen ſo ſchönen, naiven, witzigen, erfreulichen und freundſchaftlichen Brief geſchrieben, daß er mich recht in die Seele erfreut....

Dorothea an Schleiermacher [187]

Jena, 10. März 1800

... Ich nehme eine geſchnittene Feder und lege ein neues Blatt an, danke Gott, daß ich für dieſesmal wieder über den Finanzartikel hinweg bin. Laſſen Sie mich Ihnen noch ein paar Gemütsworte ſagen. Fürs erſte erkläre ich Ihnen meine Liebe, ja meine Liebe; und zwar nicht etwa daher, weil Sie ſo gründlich und liebreich ſich unſer annahmen — das gehört ins Dankbarkeitsdepartement —; ſondern weil Sie liebenswürdig ſind, weil Sie die Lucindenbriefe ſchreiben, kurz, weil Sie mit Anſtand und Würde mein ganzes Herz erobert haben. Wie ich begierig bin, dieſe Ihre Briefe zu leſen, können Sie denken; die Polemik verſtehe ich ſchon jetzt, noch ehe ich ſie leſe....

Dorothea an Rahel [188]

Jena, 28. April 1800

... Tun Sie Verzicht auf alle andere Zerſtreuungen und Vergnügungen als Kunſt, Poeſie, Witz, eine liebliche mannigfaltige Natur und den liebenswürdigſten Frühling, den ſich Ihre Einbildung je malte! Grünſamtne Teppiche die ſanften Berge hinan, mit Veilchen, Schlüſſelblumen und Primeln geſtickt und tauſend wohlriechenden Kräutern durchwirkt; alle Bäume in der glorreichſten Blüte; Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weiden, wie ich ſie noch gar nicht kannte, deren Blüte wie Orange riecht, ſtehen allenthalben auf allen Wieſen und Bergen. Der lebhaft rauſchende Fluß wie ein Spiegel hell; warm vom Morgen bis wieder zum Morgen; eine Luft, die ſich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht; zur Veränderung einmal ein paar Stunden des wärmſten wohltätigſten Regens; ein Grün, von dem die Berliner keinen Begriff, nein, keinen Begriff haben, — das iſt es, was ich Ihnen allenfalls hier verſprechen kann. Es iſt für mich eine nagelneue Erfahrung, daß es einen Frühling wirklich und wahrhaftig auf Erden gibt. Kommen Sie nur! ...

Friedrich, der Göttliche, iſt dieſen Morgen zu Vater Goethe oder Gott dem Vater nach Weimar gewandert; ſonſt hätte er Ihnen eigenhändig ſeine Freude über Ihren Vorſatz bezeigt. Ich tue es aber in ſeinem Namen und grüße Sie von ihm des freundlichſten. ...

Auguſte an Schelling [189]

Bamberg, 4. Juni 1800

Jetzt bin ich doch wieder ein bißchen in Nahrung geſetzt, die Mutter nimmt es recht gern an, daß ich mich hinſetze und Dir ſchreibe, denn ſie wendet ihre Kräfte lieber darauf, Dir von ihren Empfindungen bei Deiner Abreiſe zu ſagen, als von Geſchäften.

Ich danke Dir recht ſehr für das Mittel, was Du mir an die Hand gegeben haſt, Mütterchen zu amüſieren, es ſchlägt herrlich an, wenn ich auch noch ſoviel Narrenspoſſen treibe ſie zu unterhalten, und es will nicht anſchlagen, ſo ſage ich nur: ‚wie ſehr er Dich liebt‘ und ſie wird gleich mutig, das erſtemal als ich es ihr ſagte, wollte ſie auch wiſſen, wie ſehr Du ſie denn liebteſt, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir nun geſchwind damit, daß ich ſagte: mehr als alles, ſie war zufrieden und ich hoffe, Du wirſt es auch ſein.

Auguſt Wilhelm Schlegel an Schleiermacher [190]

Jena, 9. Juni 1800

... Es freut mich, daß ſo vieles in meinen Gedichten Ihnen Freude gemacht hat, und noch mehr, daß Ihnen dabei eingefallen iſt, was Sie ſelbſt zu tun und auszuführen denken, aber zu beneiden haben Sie dabei wahrlich nicht viel. Wenn Sie ſonſt geſonnen ſind, ſich zur Poeſie zu wenden, und Glauben und Andacht dazu in ſich fühlen, ſo iſt die Ungeübtheit in der äußeren Technik gewiß der geringſte Anſtoß. Friedrich kann Ihnen hierbei ein großes Beiſpiel ſein. Geſchmeidigkeit des Geiſtes haben wir gewiß nicht als ſeine auszeichnende Eigenſchaft gekannt, ſein philologiſcher Enthuſiasmus und Myſtizismus hat ihn zunächſt auf die ſchwierigſten modernen Formen geführt, weil dieſe ſo abſtrakt ſymmetriſch und antithetiſch konſtruiert ſind, und er hat uns alle durch die dabei bewieſene Maestria in Erſtaunen geſetzt. Seine Stanzen im Athenäum waren nur ein leichter Anfang gegen das nachherige, er hat unter anderm das Kunſtſtück in Nikon und Heliodora ſehr glücklich durchgeführt. Wenn er nun erſt wieder bei Ihnen iſt, wird er Ihnen ſchon manches mitteilen können. Ich ſtehe auch auf dieſen Fall mit meinen metriſchen Kenntniſſen zu Dienſt. Das Reſultat unſrer Mitteilungen darüber wird ſein, daß es damit ganz und gar keine Hexerei iſt. Manches iſt frei-

lich in unſrer Sprache noch ſchwer, es muß aber leicht werden, ſie erweitert ſich nach allen Seiten, benutzt ihre vernachläſſigten Schätze und wirft die unnützen Feſſeln ab. Uns Veteranen muß das Verdienſt bleiben, daß wir die Bahn gebrochen, und es den Nachfolgenden erleichtert haben.

Übrigens zweifle ich gar nicht, daß die Poeſie nicht auf dieſe Weiſe noch manche herrliche Akquiſition machen ſollte. Beſonders die echten Phyſiker ſeh ich im Geiſte ſchon alle zu uns übergehen. Es iſt doch wirklich etwas anſteckendes und epidemiſches dabei; der Depoetiſationsprozeß hat freilich lange genug gedauert, es iſt einmal Zeit, daß Luft, Feuer, Waſſer, Erde wieder poetiſiert werden. Goethe hat lange friedlich am Horizont gewetterleuchtet, nun bricht das poetiſche Gewitter, das ſich um ihn verſammelt hat, wirklich herein, und die Leute wiſſen in der Geſchwindigkeit nicht, was ſie für altes verroſtetes Geräte als Poeſieableiter auf die Häuſer ſtellen ſollen. Dies Schauſpiel iſt zugleich groß, erfreulich und luſtig. Der Ausgang kann nicht zweifelhaft ſein, alſo muß man auch den Mut nicht verlieren, wenn man die ungeheure Maſſe von Stumpfheit, Plattheit, Altgläubigkeit, Friedliebendheit und eigentlicher Dummheit vor ſich ſieht, die noch zu beſiegen iſt, wie ich in Leipzig denn oft Gelegenheit hatte, dergleichen Ausblicke zu tun.

So lange es alſo noch ſo in der Welt ſteht, iſt die Kritik ein unentbehrliches Organ der Revolution, und die glücklichen Zeiten, wo man ſich ganz einer poſitiven Wirkſamkeit wird hingeben können, müſſen wir uns erſt ſchaffen. . . .

Dorothea an Schleiermacher [191]

Jena, 16. Juni 1800

. . . Die Lucindenbriefe habe ich zu mir genommen und muß Ihnen dafür danken, denn es iſt wahr, daß Sie mich manches in der ‚Lucinde‘ haben beſſer verſtehen gelehrt, wenigſtens ihm klar

und beſtimmt ſeinen Platz angewieſen, wo ich es hin zu tun habe; ſie ſind eine erfriſchend gereifte Frucht, aus der Lucindenblüte geſproſſen, und Eleonorens Fragmente waren für mich der ſüße Kern. Mich dünkt, Sie haben ſo ſcharfſinnig noch nichts geſchrieben und ſo leicht und klar; Friedrich rühmte auch die religiöſe Gewiſſenhaftigkeit. Soll ich Ihnen aber ein Geſtändnis ablegen? Eigentlich dürfte ich gar nicht darüber urteilen, denn ich fühle es deutlich, daß Sie es weit ſchlechter hätten machen können, und ich hätte mich dennoch damit gefreut; ich fühle es, daß die Abſicht mich beſticht; jede andere Polemik wäre überflüſſig, die Abſicht der Briefe iſt an ſich ſchon eine fürchterliche Rache, und die ‚Zueignung' iſt vollends das Flammenſchwert, das ‚den Unverſtändigen' am Eingang des Paradieſes entgegenblitzt. Dem Himmel ſei Dank, daß dieſe nicht iſt weggenommen worden, wie Sie es anfangs willens waren. Die andern ſind ſehr vom ‚Verſuch über die Schamhaftigkeit' entzückt; ich will aber nicht zu ſchamhaft ſein, Ihnen zu geſtehen, daß ich ihn noch nicht ſo recht fort habe; es wird aber wohl noch kommen. Mir war es, als zögen Sie Diskretion und Beſcheidenheit mit hinein; Schamhaftigkeit habe ich mir immer als das Bewußtſein der Blöße gedacht, das ganz natürliche Gefühl, wovon in der Bibel ſteht, daß es die Menſchen durch den Fall erhielten mit dem Verſtand zu gleicher Zeit. Alſo je mehr Verſtand, deſto mehr innerliche Schamhaftigkeit wegen des bekannten Bewußtſeins, aber auf keinen Fall eine Tugend. Haben Sie ebenſo gemeint? oder wie? Der fünfte Brief iſt recht ſophiſtiſch. Caroline hat ganz recht: er geht ſchlecht mit den Mädchen um; aber Ihre Verſuche zu lieben ſind exzellent und machen alles klar und gut. Daß mir nun die Briefe von und an Leonoren die liebſten ſind, wird Sie weiter wohl nicht Wunder nehmen. Dürfte ich Eleonoren in Lucindens Namen und in ihrer Seele antworten, ſo würde ich ſagen über das, was Sie ein Mißton im ‚Duett' dünkt: eben weil der Grund auf der Ewigkeit der Liebe ruht, darum muß ſie entſagen können ohne Furcht, die Liebe zu zertrümmern. Sie

muß entſagen wollen können, oder ſie darf nicht beſitzen wollen. — Dem zweiten Mißlaut, den Friedrich will im ‚Duett‘ gefunden haben, wag ich nicht in Julius' Namen zu widerſprechen, darüber hängt der undurchdringliche Vorhang der Individualität, den auch Lucinde wohl niemals wegzuheben vermochte und aus heiliger Ehrfurcht lieber zurücktrat. Sie ſehen, wie aufmerkſam ich die Briefe ſtudiert habe, und wie ſehr ſie mich intereſſieren. Das muß ich Ihnen aber doch ſagen, daß ſie mir wenigſtens ſo kühn wie die ‚Lucinde‘ ſelbſt zu ſein ſcheinen, und daß ſie der Welt hoffentlich mit ihrer Gründlichkeit vollends den Kopf verrücken werden.

Sie ſehen, ich habe den Ramdohr ein wenig gewaſchen und zwar auf ausdrücklichen allerhöchſten Befehl; es iſt ſchon ſeit Oſtern fertig. Nun tut es mir leid, daß es ins allerletzte Stück kommen ſoll, wo eigentlich nichts als Hochgebornes hineinkommen müßte. —

War denn Jean Paul nicht bei Jetten? Über dieſe Begebenheit müßte ſie mir doch ſchreiben! Was hat er zu ihr geſagt? was ſagt ſie von ihm? — Daß Sie glauben, er könne Sie nicht leiden, und daß Sie ihn ſich abſtemmen, das habe ich aus den ‚Monologen‘ verſtehen lernen. Seinen ‚Titan‘ habe ich leſen wollen, aber es geht nicht, man lernt nichts neues von ihm darin, es ſind immer dieſelben Narren mit andern Kappen. — Vorige Woche habe ich einen Brief von Humboldt gehabt, alſo auch wahrſcheinlich Jette einen. Er wird im Herbſt hier durch nach Berlin reiſen. — Übrigens geht es uns gut. Wir haben hier ſeit einiger Zeit hübſchen Spaß mit einigen Bewundrern und Nachahmern von Tieck und Friedrich, die auch in Tiecks ‚Journal‘ tüchtig perſifliert werden. Der eine ‚iſt Clemens Brentano; der legt ſich darauf, Tiecks Nachahmer zu ſein, und ſchämt ſich ſeiner ſentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Er hat eine Farce geſchrieben: ‚Guſtav Waſa‘, worin er glaubt, der Tieck des Tiecks zu ſein; es iſt aber herzlich dumm und toll und klingt doch wie Tieck ungefähr, ſo daß ſich dieſer tüchtig darüber

erboſt, und darum hat er ihn auch ſo derb mitgenommen im ‚Journal‘. Uns hat er aber den Anfang eines ſentimentalen Romans zu leſen gegeben; der iſt ungleich beſſer, und das verdrießt ihn nun wieder: er will von Teufels Gewalt ſatiriſch ſein. Kurz, es iſt ein Hauptſpaß!

Dorothea an Auguſte [192]

Jena, Juni 1800

Liebe liebenswürdige Auguſte, ich will keinen Menſchen in meinem Namen Dir danken laſſen für Deine Aufmerkſamkeit für mich; das will ich ſelber tun! . . .

Meine beiden neuen Kleider geb ich drum (das will viel ſagen), wenn ich Dich, liebe Auguſte, könnte die ‚Nina‘ ſpielen ſehen. Sag mir nur, wo willſt Du die Bläſſe hernehmen und das Unglück — Du Blühende! Du wirſt doch gewiß recht viel Details von Deinem Debut ſchreiben? — Deiner Mutter dank ich recht herzlich für das liebe Heiligenbild. Ich habe es hier immer vor mir liegen; mich dünkt, ich hätte mir ſelbſt keine andre Heilige erwählt, ſie paßt mir recht. Die Bilder und die katholiſchen Geſänge haben mich ſo recht gerührt, daß ich mir vorgenommen habe, wenn ich eine Chriſtin werde, ſo muß es durchaus katholiſch ſein. Ich bitte die Mutter, mir ſagen zu laſſen, wie ich es anfangen muß, wenn ich z. B. in Bamberg mich taufen laſſen wollte! Lache nur nicht, es iſt mein Ernſt. — Ich freue mich, daß es mit der Geſundheit Deiner Mutter ſo gut geht, und wir alle hoffen, daß das Bad vollends alles wieder herſtellen wird. Ich habe einen drollig pathetiſchen Brief von Humboldt aus Paris gehabt; er läßt ſich Deiner Mutter recht ſehr empfehlen. — — Was es übrigens hier neues gibt, ſchreibt doch Wilhelm gewiß. Grüße die Mutter und behalte mich etwas lieb. Friedrich läßt viele Grüße ſagen.

Novalis an Friedrich Schlegel [193]

Weißenfels, 18. Juni 1800

Seit vorgeſtern bin ich erſt wieder hier — daher ſo ſpät die Antwort. Heute nur in Eil, daß Ihr mir herzlich auf den Freitag oder Sonnabend willkommen ſeid, beſonders da ich gerade jetzt zu Hauſe ſein kann, indem ich ſpäterhin wieder verreiſe. Mündlich mehr. Grüße Wilhelm herzlich und Tiecks, ſowie Ritter. Deinen Tadel fühl ich völlig. Dieſe Ungeſchicklichkeit in Übergängen, dieſe Schwerfälligkeit in der Behandlung des wandelnden und bewegten Lebens iſt meine Hauptſchwierigkeit. Geſchmeidige Proſa iſt mein frommer Wunſch. Der zweite Teil wird der Kommentar des erſten. Die Antipathie gegen Licht und Schatten, die Sehnſucht nach klarem, heißem, durchdringendem Äther, das Unbekanntheilige, die Veſta in Sophien, die Vermiſchung des Romantiſchen aller Zeiten, der petrifizierende und petrifizierte Verſtand, Arktur, der Zufall, der Geiſt des Lebens, einzelne Züge bloß, als Arabesken — ſo betrachte nun mein Märchen. Der zweite Teil wird ſchon in der Form weit poetiſcher als der erſte. Die Poeſie iſt nun geboren. Ich freue mich Euch zu ſehen unbeſchreiblich. Alle grüßen Euch.

Novalis an Friedrich Schlegel [194]

Weißenfels, 28. Juli 1800

Du haſt mir eine ſehr traurige Nachricht geſchrieben. Wilhelm dauert mich am meiſten. Hat ihr Tod einen Zuſammenhang mit Carolinens Geſchichte? Du ſchreibſt mir nicht deutlich darüber. Auguſte war ein liebes, ſchönes Mädchen. Die hellen Farben und der ſchlanke Wuchs kündigten das frühe Hinſcheiden wohl an. Sie wäre ſehr reizend geworden. Der Himmel hat ſich ihrer angenommen, da ihre Mutter ſie verließ und ihr Vater ſie hingab. Eben auf der Schwelle der Welt mußte ſie umkehren. Sie iſt einem trüben Schickſal entgangen; und laß ihr

uns glückwünſchen und uns freuen, daß ſie ein reines, jugendliches Andenken von dieſer Welt noch mitnahm.

Der Frieden ihrer Seele komm auf Wilhelm. Für die Mutter iſt es eine ernſte Warnung. Ein ſolches Kind läßt ſich nicht ſo leicht wie ein Liebhaber erhalten. Sie iſt nun ganz frei, ganz iſoliert. Ich zweifle, daß ſie es ſo nimmt, wie es zu nehmen wäre. Die Eitelkeit iſt ein unſterbliches Kind....

Steffens an Schelling [195]

Dresden, 8. Auguſt 1800

... Ich bin in die Naturphiloſophie ganz verſunken. Ein inneres Leben iſt mir aufgegangen, über deſſen Fülle ich erſtaune. — Tag für Tag wird alles mir heller, die Hauptſätze evidenter, die Anwendung leichter. — Ich fühle es, daß ich *ſelbſt* mir einen Punkt fixiert habe. Was ich als Fremdes annahm, iſt ganz *mein* geworden. — Mit dem Erdmagnetismus beſchäftige ich mich unabläſſig. Es iſt ein großes — ich möchte ſagen ein koloſſaliſches Werk, wenn es ſo aufgeführt werden ſoll, daß es *Beſtand* hat. — Was iſt der Ehrgeiz der Gelehrten — wenn nicht der Zweck, ſeine Individualität in dem immer ſich fortwälzenden Strom zu erhalten und zu ſichern? — Wirken können wir freilich alle. — Was wir taten, verliert ſich — aber ſeine Individualität als die ewige Quelle beſtimmter Wirkſamkeit auf immer feſtzuſtellen, heißt vergöttert werden, und die Ewigkeit, die ich nicht kenne und nicht glaube — da das ungeheure Tier, das mich gebar — mich auch verſchlingen wird, gebe ich für jene auf, die ich erringen kann.

Nichts hat mich ſo begeiſtert wie Ihre Transſzendental-Philoſophie. Ich habe ſie vier- bis fünfmal durchgeleſen und wieder geleſen. — Es iſt das Umfaſſendſte, was ich kenne — das wahrſte Syſtem — ein erhabenes Kunſtwerk — immer flieht ſich, was ſich ſuchen ſoll — ich geriet in die fürchterlichſte Spannung,

verlor mich, um die Welt zu behalten und wieder die Welt um mich zu behalten, vergrub mich immer tiefer und tiefer in die Hölle der Philoſophie hinein, um von dort aus den Himmel zu ſchauen, weil ich ihn nicht, wie der dichtende Gott, unmittelbar in meinem Buſen habe. — Hier ſahe ich nach und nach die Sterne hervortreten — bis plötzlich die göttliche Sonne des Genies aufſtieg und alles erhellte. Selten wurde ich in der letzten Zeit gerührt. — Hier aber ergriff mich eine wunderbare Rührung — Tränen der heiligſten Begeiſterung ſtürzten aus meinen Augen und ich verſank in der unendlichen Fülle der göttlichen Erſcheinung. Nicht eine Stelle in dem Buch war mir dunkel. Es iſt das wichtigſte Geſchenk, der transſzendentale Idealismus. — Und hier lege ich — ich darf mitſprechen — den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Zeitalter Ihnen ſicher reichen wird.

Meine kameraliſtiſch-ökonomiſche Unbeſonnenheit hat meine Finanzen erſchöpft. Ich muß meine Reiſe nach Frankreich aufſchieben — und mich dieſen Winter nach Göttingen retirieren, weil da eine große Bibliothek iſt und ich das finde, was ich zum Erdmagnetismus bedarf. — Erſt im Oktober gehe ich hin. — Bis dahin können mich Briefe hier finden. Von den Gebirgsreiſen, die ich mache, komme ich immer wieder hier zurück....

Dorothea an Schleiermacher [196]

Jena, 22. Auguſt 1800

Die Ökonomika will ich dieſesmal zuletzt laſſen, damit ſie mir nicht die Phantaſie verderben. Zu allererſt will ich Ihnen meine innige Freude bezeigen, daß es mit Ihrem Herkommen ſo gut als ausgemacht iſt.... Ritter, deſſen Bekanntſchaft ich ſeit kurzem genauer gemacht habe, hat mit uns draußen gelebt. Es iſt ein herrlicher Menſch, eine von den ſeltenen Erſcheinungen auf dieſer Erde. Seien Sie ſo gut und gebrauchen Sie Ihre bekannte unausbleibliche Oppoſition nur ſogleich, ehe Sie ihn ſehen; denn

uns glückwünſchen und uns freuen, daß ſie ein reines, jugendliches Andenken von dieſer Welt noch mitnahm.

Der Frieden ihrer Seele komm auf Wilhelm. Für die Mutter iſt es eine ernſte Warnung. Ein ſolches Kind läßt ſich nicht ſo leicht wie ein Liebhaber erhalten. Sie iſt nun ganz frei, ganz iſoliert. Ich zweifle, daß ſie es ſo nimmt, wie es zu nehmen wäre. Die Eitelkeit iſt ein unſterbliches Kind....

Steffens an Schelling [195]

Dresden, 8. Auguſt 1800

... Ich bin in die Naturphiloſophie ganz verſunken. Ein inneres Leben iſt mir aufgegangen, über deſſen Fülle ich erſtaune. — Tag für Tag wird alles mir heller, die Hauptſätze evidenter, die Anwendung leichter. — Ich fühle es, daß ich ſelbſt mir einen Punkt fixiert habe. Was ich als Fremdes annahm, iſt ganz mein geworden. — Mit dem Erdmagnetismus beſchäftige ich mich unabläſſig. Es iſt ein großes — ich möchte ſagen ein koloſſaliſches Werk, wenn es ſo aufgeführt werden ſoll, daß es Beſtand hat. — Was iſt der Ehrgeiz der Gelehrten — wenn nicht der Zweck, ſeine Individualität in dem immer ſich fortwälzenden Strom zu erhalten und zu ſichern? — Wirken können wir freilich alle. — Was wir taten, verliert ſich — aber ſeine Individualität als die ewige Quelle beſtimmter Wirkſamkeit auf immer feſtzuſtellen, heißt vergöttert werden, und die Ewigkeit, die ich nicht kenne und nicht glaube — da das ungeheure Tier, das mich gebar — mich auch verſchlingen wird, gebe ich für jene auf, die ich erringen kann.

Nichts hat mich ſo begeiſtert wie Ihre Transſzendental-Philoſophie. Ich habe ſie vier- bis fünfmal durchgeleſen und wieder geleſen. — Es iſt das Umfaſſendſte, was ich kenne — das wahrſte Syſtem — ein erhabenes Kunſtwerk — immer flieht ſich, was ſich ſuchen ſoll — ich geriet in die fürchterlichſte Spannung,

verlor mich, um die Welt zu behalten und wieder die Welt um mich zu behalten, vergrub mich immer tiefer und tiefer in die Hölle der Philoſophie hinein, um von dort aus den Himmel zu ſchauen, weil ich ihn nicht, wie der dichtende Gott, unmittelbar in meinem Buſen habe. — Hier ſahe ich nach und nach die Sterne hervortreten — bis plötzlich die göttliche Sonne des Genies aufſtieg und alles erhellte. Selten wurde ich in der letzten Zeit gerührt. — Hier aber ergriff mich eine wunderbare Rührung — Tränen der heiligſten Begeiſterung ſtürzten aus meinen Augen und ich verſank in der unendlichen Fülle der göttlichen Erſcheinung. Nicht eine Stelle in dem Buch war mir dunkel. Es iſt das wichtigſte Geſchenk, der transſzendentale Idealismus. — Und hier lege ich — ich darf mitſprechen — den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Zeitalter Ihnen ſicher reichen wird.

Meine kameraliſtiſch-ökonomiſche Unbeſonnenheit hat meine Finanzen erſchöpft. Ich muß meine Reiſe nach Frankreich aufſchieben — und mich dieſen Winter nach Göttingen retirieren, weil da eine große Bibliothek iſt und ich das finde, was ich zum Erdmagnetismus bedarf. — Erſt im Oktober gehe ich hin. — Bis dahin können mich Briefe hier finden. Von den Gebirgsreiſen, die ich mache, komme ich immer wieder hier zurück....

Dorothea an Schleiermacher [196]

Jena, 22. Auguſt 1800

Die Ökonomika will ich dieſesmal zuletzt laſſen, damit ſie mir nicht die Phantaſie verderben. Zu allererſt will ich Ihnen meine innige Freude bezeigen, daß es mit Ihrem Herkommen ſo gut als ausgemacht iſt.... Ritter, deſſen Bekanntſchaft ich ſeit kurzem genauer gemacht habe, hat mit uns draußen gelebt. Es iſt ein herrlicher Menſch, eine von den ſeltenen Erſcheinungen auf dieſer Erde. Seien Sie ſo gut und gebrauchen Sie Ihre bekannte unausbleibliche Oppoſition nur ſogleich, ehe Sie ihn ſehen; denn

alsdann dürfen Sie wahrhaftig keine Zeit damit verderben. Sie müſſen ihn ja doch am Ende liebgewinnen Er iſt einer Ihrer größten Liebhaber und Leſer; die ‚Monologen‘ waren von großer Wirkung auf ſein Gemüt, und mit den ‚Reden‘ geht eine neue Zeitrechnung bei ihm an. Die ‚Briefe‘ (ohne daß er den Verfaſſer kennt) liebt er ſehr; kurz, er iſt durchdrungen von Ihnen und liebt Sie wahrhaft. Ich habe es ihm geſagt, daß Sie kommen, und er läßt Ihnen durch mich ſeine Freude bezeigen, Sie perſönlich kennen zu lernen. O, wie will ich mich ausgelaſſen freuen, wenn ich in meinem Zimmer die ganze Kirche verſammelt ſehen werde. Hardenberg rechne ich mit, der ſoll auch kommen; ich habe jetzt mehr Vertrauen zu ihm als anfangs, wo ich mit Carolinens Hülfe alles ſchief anſah und die Schuld war, daß mich wieder alles ſchief anſah. Sie, Friedrich, Ritter und Hardenberg! Wenn ich mich nicht gewöhnen werde, jede Mahlzeit als ein Liebesmahl zu betrachten, ſo werde ich nimmermehr den Mut haben, mit Euch an einem Tiſch und aus einer Schüſſel zu eſſen. Paulus iſt wieder hier; ich habe ihn von Ihnen unbekanntermeiſe gegrüßt, und der dankt und freut ſich auf Ihre Bekanntſchaft. Es iſt ein ſehr würdiger Mann; um auch liebenswürdig zu ſein, fehlt ihm nichts als wenigſtens eine Art von Sinn für andere Poeſie als die orientaliſche; er iſt verſtändig, gelaſſen, freundlich und ſo ſtill tätig, daß man ſich recht glücklich fühlt, ihn zum weltlichen Freunde zu haben. Seine Frau habe ich ſehr lieb. Sie iſt die erſte Frau, in deren Umgang ich mich wieder der erſten jugendlichen Freundſchaft mit Jetten erinnern darf. Es iſt dieſelbe Art von gänzlichem Zutrauen zwiſchen uns; auch iſt zwiſchen uns, wie damals, mehr Ergänzen als Ähnlichkeit....

Caroline an Schelling [197]

Braunſchweig, Oktober 1800

Sieh nur Goethen viel und ſchließe ihm die Schätze Deines Innern auf. Fördre die herrlichen Erze ans Licht, die ſo ſpröde ſind zu Tage zu kommen. Mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Weſen. Zweifle nur daran nicht! Welch ein Blitz von Glück, wie mir Schlegel geſtern Abend Deinen Brief gab...

Roſe iſt allerliebſt — —. Sie hängt ſich ganz an mich, und ich bin recht gut mit ihr. Wir wollen weiter ſehen. Gott ſegne Dich, ſei recht ruhig, Du darfſt es ſeyn.

Caroline an Schelling [198]

Braunſchweig, Oktober 1800

Ich habe den Himmel recht gebeten, mich zu erleuchten und mir gute Gedanken zu verleihn, ehe dieſe Poſt abginge, und er hat mich auch erhört. Wenn ich Dir wollte oder vielmehr vermöchte alles hinzuſchreiben, was in mir vorgegangen iſt, es würde ſo tief und ſo wehevoll werden wie Deine Blätter, aber ich muß mich ſchonen und gebe Dir nur den Frieden von Gott, in dem ſich mein Herz aufgelöſet hat, voll feſter Hoffnung, daß ich ihn Dir auch mitteilen werde. Ich habe Dich innig lieb — —. Wenn ich Dir auch könnte lange Vorſtellungen erwidern über Deine Vorſtellung und eine Menge begeiſterte Vernunft gegen Deine irrigen Anſichten ſetzen, es wäre eine bloße Redeübung — genug, daß ich meinem Freunde verſpreche, daß ich leben will, ja daß ich ihm drohe, ich werde leben, wenn er ſo zur unwahren Stunde den Tod ſucht. Du liebſt mich, und ſollte die Heftigkeit des ſich in Dir bewegenden Wehes Dich auch einmal mit Haß täuſchen und mich damit zerreißen, Du liebſt mich doch, denn ich bin es wert, und dieſes ganze Univerſum iſt ein Land, oder wir haben uns innerlich für ewig erkannt.

Ich wiederhol es noch einmal, warum kann ich dem Goethe nicht ſagen, er ſoll Dich mit ſeinem hellen Auge unterſtützen. Er wäre der einzige, der das nötige Gewicht über Dich hätte. Gib Dich wenigſtens ſeiner Zuneigung und ſeinen Hoffnungen auf Dich ganz hin, und denke, daß Du doch liebe Freunde haſt — ſo gut wie das Jahrhundert ſie vermag. Schreib mir, was Du eigentlich jetzt arbeiteſt, am Journal, das errat ich wohl, weiß aber nicht, welches Thema. Friedrich ſeine Querſpiele haben mich ſehr amüſiert. Ich habe hier beiläufig von Wilhelm vernommen, er ſehe ſeine Vorleſungen aus einem ſehr ſublimen Standpunkt an, nämlich er könne ſich der Ironie nicht dabei enthalten, die Studenten wären gar zu dumm. Die Ironie iſt doch zu allen Dingen nütze. Euer Konverſatorium wird übrigens zu allerlei Parteiwut, Streichen, Nücken und Tücken Anlaß geben, deswegen hat es mir gleich nicht beſonders gefallen. Gib Du dem Wickelmann immer nur ein humanes gutes Wort, damit er Deine Divinität wieder bekennt. Man muß nichts vernachläſſigen im Spiel. Pauluſſens ſind ein jüdiſch und judaſſiſches Volk, aber ihnen ganz aus dem Wege gehn ſollteſt Du doch nicht. Über die Veit denkt Wilhelm nun nach und nach faſt wie wir — ich habe ihm auch geſagt, daß ſie ſo über das Innre unſers Hauſes geſchwatzt und gelogen hat, was er als einen ſehr ſchlechten Dienſt gegen ſich ſelber anerkannte.

Haſt Du das neuſte Stück der Propyläen ſchon geſehen?

Sei nur nie beſorgt was Deine Briefe betrifft; ich bekomme ſie aus der Hand des Briefträgers immer zu eignen Handen, beantworte ſie aber nur manchmal ſo überzwerch, wie Friedrichs Philoſopheme ſind. Ich muß doch auch probieren, ob ich nicht aus $\frac{\text{Tod}}{\text{Schmerz}} \times \frac{\text{Wonne}}{\text{Liebe}}$ Leben und Frieden herausbringen kann. Woher mir die Urſätze kommen, darum wirſt Du mich wohl nicht ſo ſcharf befragen. Es iſt doch arg, wenn man etwas gewiß hat, und ſoll nun auch noch Rechenſchaft geben, woher man es nimmt.

Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir

ſeine Natur. Da er Dich nicht zum Erben einſetzen kann, macht er Dir eine Schenkung unter Lebenden. Er liebt Dich väterlich, ich liebe Dich mütterlich — was haſt Du für wunderbare Eltern! Kränke uns nicht. Und haſt Du wohl bei Deinen letzten Vorſätzen an Deinen guten Vater und die gute Mutter gedacht, die einfältiger aber ebenſo kraftvoll und liebreich Dir das erſte Leben gaben? O welch ein ſchwarzer Nebel hatte das Haupt meines Freundes umzogen.

Ich wollte Dir ſelbſt ſchon vorſchlagen, ob ich Dir etwas für Dein geplagtes Schweſterchen ſchicken ſollte. Nur daß ich gar nicht ausgehe, hat mich verhindert es ſchon zu tun. Ich möchte wohl wiſſen, ob Du ihr lieber etwas zum Anzug oder zum Andenken gäbeſt und ob ſie Ohrringe trägt.

Es iſt vielleicht ein ſeltſamer Kontraſt, daß ich Dir ſo heiter ſchreibe nach einem ſolchen Brief. Aber ich habe viel gelebt in dieſen wenigen Tagen, und das iſt mein innerſtes Weſen, daß ein Lächeln grenzen kann an die unſäglichſte Not. Du haſt mich wieder geweckt, und gewiß, wir quälen uns nun wohl recht mit hin und her ſchreiben, und tauſend Widerſprüche fallen vor, aber am Ende werden wir doch uns etwas bilden, das alle löſet. Verlaß mich nicht, ich liebe Dich, ich wollte, ich könnte Dir ſagen wie ſehr ...

Caroline an Schelling [199]

Braunſchweig, Oktober 1800

Am letzten Poſttag konnt ich nicht ſchreiben, lieber Freund, weil ich mir nicht merken laſſen wollte, daß ich an einem ganz ungemeinen Schnupfen daniederlag ordentlich im Bette. Ich hoffe, Du wirſt, weil es ein ſtheniſches Übel war, weiter über dies Bekenntnis nicht jammern; ich bin ſchon ziemlich wiederhergeſtellt, ſo daß ich geſtern Abend imſtande war, in das Schauſpiel zu fahren — mit ausgehn gebe ich mich überhaupt nicht ab — um

den Oedipe à Colone zu ſehn, eine Oper mit Rezitativen, jedoch nicht tout à fait tragique, denn der Ödip geht zuletzt noch mit zur Hochzeit ſeines Sohnes und der charmante princesse Eriphile, die wirklich ein charmantes Mädchen und im 8. Monat guter Hoffnung iſt. Ich wollte doch gar zu gern eine Anſchauung von dem franzöſiſchen ernſthaften Spiel haben, die denn auch tüchtig war und mir eine Stunde nachher noch in den Ohren weh tat. Ödip und Antigone wurden von nicht ſchlechten Schauſpielern gemacht, iſt aber überflüſſig zu ſagen, wie ſie die Griechheit zerfetzten und vermutlich auch noch weit unter der pittoresken Leidenſchaftsdarſtellung eines Talma blieben. Und doch das Wenige, was aus dem Alten übrig geblieben war, nur bloß die Erſcheinung des Blinden von der Tochter geführt, es bewegte gleich die ganze Seele, und ich dachte an alles Liebſte und Schmerzlichſte und das eigne unter Fluch und Segen der Götter ruhende Geſchick.

... Allerbeſter Freund, geſtern kam aber auch Dein Brief, und das war eine große Freude für mich. Es geht ja herrlich, ich wußte es vorher und wollte nur nicht viel davon reden. Du biſt nicht großſprechend, fürchte nichts, ich weiß gewiß, daß alles ſo geweſen iſt, ich habe Dich geſehn, wie Dich Dein Bruder ſah, verklärt durch Kraft und Gelingen. Ja Du biſt wieder in die Schlacht gekommen, teurer Achilles, und nun fliehen die Troer. Die Unſterblichen haben Dich wieder geehrt und werden Dir das lange Leben obendrein geben. Das iſt die wahre Rache, und ich triumphiere ohne alle Schonung. Nichts von Bedauern, ſie wäre gar nicht im großen Sinn der Humanität ſelber. Denn manche gedeihen in der Unterdrückung, dahin gehört Friedrich — es würde nur ſeine beſte Eigentümlichkeit zerſtören, wenn er einmal die volle Glorie des Siegers genöſſe. Dir geziemt ſie, Du weißt Dich in dieſem Elemente zu bewegen — ſollte mein Freund endlich aber übermütig werden wollen, ſo wird er ſich erinnern, daß er den beſcheidnen Sinn ſeiner Freundin damit von ſich ſcheuchte,

und weiter hat ſie ihm bei dieſer Gelegenheit, die für ſie höchſt ergötzlich iſt, kein memento vorzuhalten. Was nun die Seite betrifft, daß es ihren Mut ſtärken ſoll, bald jenen Schauplatz zu betreten, ſo iſt ſie wunderlich und fühlt ſich vielleicht noch weit unwiderſtehlicher hingezogen, wenn ſie dem Geliebten eine öde Laufbahn zu erhellen hätte, als eine ... [Schluß fehlt]

Dorothea an Auguſt Wilhelm Schlegel [200]

Jena, 28. Oktober 1800

Ich habe von Friedrich den Auftrag bekommen, Ihnen auf alles zu antworten. Sie können denken, wie der tiefe Freund ſich immer mehr in die Tiefe verſenkt bei ſeinem tiefſinnigen Geſchäft und wie es ihm Zeit und Gedanken hinnimmt. Die Publika waren beträchtlich voll, nach der geringen Anzahl der Studenten. Geſtern haben ſeine Vorleſungen angefangen, ſoeben iſt er zur zweiten gegangen; wir haben beidemal zwiſchen 60 und 80 gezählt. Geſetzt, es fallen auch noch zehne zurück und einige Freibeuter, ſo bekömmt er es dennoch gut genug bezahlt; es melden ſich doch auch jeden Tag einige Herren mit Laubtälerchen. Es wäre vielleicht zu wünſchen, er arbeitete ſeine Vorleſungen gleich ordentlich aus, ſo könnte er ſie alsdann ohne Zeitkoſten drucken laſſen. Das kann er aber nicht; er improviſiert ſie durchaus und nimmt nichts mit aufs Katheder als ein Quartblättchen mit + = < und ſolcherlei Krakelfüße, wie Sie ſchon aus ſeinen Heften kennen. Der Beifall iſt übrigens geteilt: viele klagen, ſie verſtänden ihn nicht; dieſe aber ſind grade die weitläufigſten Beurteiler, wie natürlich. Kommen Sie nur recht bald, damit Sie ihn hören, er wünſcht es herzlich. Was befremdend iſt, ſeine perſönliche Erſcheinung, Stimme, Sprache und Anſtand wird gerühmt. Man denke! ...

... Der ‚Florentin‘ wird wirklich gedruckt zu meiner großen Angſt. Wollte doch Gott, wir könnten dasſelbe von der ‚Lucinde‘

ſagen. Doch hat der Freund das Dichten nicht verlernt troz ſeinem jezigen Philoſophieren. Den Freitag war mein Geburtstag, da hat er mir drei Gedichte gemacht: zwei Sonette, die vor den ‚Florentin‘ gedruckt werden, und noch ein Gedicht, das ich hier beilegen werde, wenn mir Zeit zum Abſchreiben bleibt. Es iſt nämlich auf einen welken Veilchenkranz, den Auguſte einſt für ihn gewunden, und den er mir überreichte. Es iſt göttlich! Und iſt es nicht wieder der ganze Friedrich, der mir unter einer großen Menge der herrlichſten Blumen, Früchten, ſchönen Flammen und Muſik dieſes rührende Andenken gibt — ein Totenopfer im vollſten blühendſten Leben! Ja, ſo ward mein Geburtstag begangen. Wären Sie doch zugegen geweſen, unſer Entzücken und der innige goldne Frieden hätte Sie gewiß herzlich mit den Familienfeſten ausgeſöhnt. Wenn Sie wieder bei uns ſind, will ich es ihnen umſtändlich erzählen. Sie ſollen ſich ſchon freuen.

Soeben ſehe ich in Ihrem Brief, daß Sie darauf rechneten, Ihr Brief würde den Montag ankommen. Er iſt aber erſt heute früh gekommen und heute geht ja keine reitende Poſt. Wir können uns alſo zum antworten noch alle künftige Tage Zeit nehmen. Sie bekommen das Paket ja doch wohl noch zur rechten Zeit.

Die Schlüſſel zum Hauſe haben wir hier; die Faber gibt acht. Ich habe mir Ihr Klavier mit her genommen. Wäre es Ihnen etwa ungelegen, es mir noch auf einige Zeit zu laſſen? Seien Sie ſo gut, mir Antwort darauf zu ſchreiben, wenn es noch geht.

Wie aber der Friedrich ins Philoſophieren hineingeraten iſt, darüber muß ich Ihnen was Poſſierliches erzählen. Geſtern Abend ſchlief er auf dem Sofa ein und wie es ſpät ward und ich ihn weckte, ſagte er noch halb träumend: ‚Ja, ja, ich werde mich gleich analyſieren‘ und wiederholte dies, da ich entſezlich lachte, wohl noch einigemal ganz ernſthaft. Kommen Sie bald und wohnen Sie bei uns, es iſt recht artig und freundlich hier. Adieu, lieber Freund.

Jena, 31. Oktober 1800

Mit klopfendem Herzen und errötenden Angeſichts, als müßte ich ſie Ihnen ſelbſt in die Hände geben, ſchicke ich Ihnen die Aushängebogen; die übrigen ſollen folgen, ſowie ich ſie erhalte. Sie behalten ſie geheim, lieber Freund, wenigſtens fürs erſte; an die Herz, und wenn Sie es gut finden, Ihrer Freundin, mögen Sie das Geheimnis anvertrauen. Wenn ich meiner eigenen Überzeugung trauen dürfte, ſo würde ich Sie erſuchen, mir lieber nicht Ihr Urteil darüber zu ſchreiben; denn nun hilfts nichts, es muß fertig gemacht werden und an Mut darf es mir nicht fehlen; aber Friedrich behauptet noch immer, es wäre recht amüſant, trotzdem daß es mir je länger je mehr kindiſch vorkömmt. Die beiden Sonette ſind von Friedrich, ſie werden vorgedruckt. Er hat ſie mir heute vor acht Tagen an meinem Geburtstage gemacht. Das zweite iſt ſogar mit allen Flammen, Farben und Blumen Wort für Wort aufgeführt worden. Nämlich des Morgens gab er mir die Sonette; auf den Abend waren wir bei Paulus, da ward ich denn in ein Zimmer geführt, wo mir zuerſt grüne, rote und weiße Flammen entgegenbrannten, die Ritter chemiſch veranſtaltet hatte. Dieſe Farben haben mehr als einen Sinn; für uns bedeuten ſie Glaube, Liebe und Hoffnung; in der erſten Perſon wird Ritter gemeint als die weiße Flamme, die zweite, rote iſt Friedrich, und ich habe der Hoffnung Grün. Bei dieſem Feuer brachten mir Philipp und die kleine Paulus, beide phantaſtiſch aufgeputzt, ein Gehänge von Orangeblüten und einen Kranz von Myrthe und Lorbeer, mit den Kindern nahte ſich die Paulus und bekränzte mich damit, neben ihr ſtand Friedrich und brachte mir reife Pomeranzen und Roſen in einer Schale und (hier erkennen Sie den ganzen Friedrich) mitten in dieſem Tumult von Leben, Feuer, Blüten und Früchten, während Ritter auf dem Klavier die Arie von ‚Erwin und Elmire‘ ſpielte:

Mit vollen Atemzügen
Saug ich, Natur, aus dir,

und die Paulus es ſang, brachte er mir einen verwelkten Veilchenkranz, den ihm Auguſte einmal geſchickt hatte, mit einem höchſt rührenden Gedicht dazu. Ich war, als alle dieſe Dinge wie bekannte Erſcheinungen ſo nach und nach heraustraten, wie in einem Traum, in dem man träumt, daß man träumt. Erſt wie das ganze beiſammen war, beſann ich mich, daß es das Sonett ſei.

Friedrich ſchreibt Ihnen noch nicht; er iſt auf ſeine bekannte Weiſe mit einem Gegenſtande immer ſo einzig beſchäftigt, daß es ihm nicht möglich iſt, etwas anderes vorzunehmen. Jetzt iſt er nun wieder ganz bei den Vorleſungen. Wird er aber ſchwer über den Dingen, oder die Dinge ſchwer über ihm — es iſt nicht zu entſcheiden, aber gewiß iſt, daß das Leben ihm ſauer wird. Gott helfe ihm und gebe ihm Ruhe! Wie die Vorleſungen ausfallen werden, das hängt nur vom Beifall ab, und dieſer hängt ja wieder von den Vorleſungen ab. Aber hier iſt es, wo die Ruhe ihn verläßt. Wie viele bezahlende Zuhörer er haben wird, iſt noch nicht ausgemacht, und zu manchen Ausgaben haben ihn ſeine ſanguiniſchen Hoffnungen verleitet, denen man nur fruchtlos widerſpricht; ja ſogar die ſchädlichſten Folgen hat es auf ſeine Stimmung und ſeine Arbeiten, wenn man es wagt, dieſen zu widerſprechen. Wilhelm iſt noch nicht hier, kommt aber recht bald. Cotta hat geſchrieben und ſcheint zurückzuziehen; Wilhelm iſt ganz beruhigt darüber, daß die Annalen den Weg vieler Projekte gehen; Friedrich wünſcht nichts mehr als das; Ritter iſt über und überfroh darüber, und Sie, mein Freund, welche Haſt haben Sie denn mit dieſen Annalen? Haben Sie nichts beſſeres zu tun? Denken Sie doch an Ihren Roman, an den Plato; laſſen Sie Friedrich an den Plato, an die griechiſche Poeſie und an die ‚Lucinde‘ denken, Wilhelm an Shakeſpeare und an ‚Triſtan‘ — ſeht, das ſind andere Dinge! Mir war recht bange zu Mute bei dieſen kritiſchen Anſtalten. Laßt ja die Kritik zu Hauſe; es iſt ein ſchlechtes Handwerk und iſt in ſchlechten Händen; und Ihr ſollt Euch nicht die Finger

damit beſchmutzen, denn Ihr lernt nichts zu von Eurem Kritiſieren und die andern danken ſchön. . . .

Dorothea an Schleiermacher [202]

Jena, 17. November 1800

. . . Über Ritter ſoll ich Ihnen ſchreiben? Ich kann ihn Ihnen mit nichts vergleichen als mit einer elektriſchen Feuermaſchine, an der man nur die ſtille Künſtlichkeit bewundert und eben nichts gleich wahrnimmt als das klare Waſſer. Wer ſie aber verſteht, bringt auf den leiſeſten Druck eine ſchöne Flamme hervor. Übrigens iſt er auch, wie der erſte Brief in der ‚Lucinde', Schelmerei und Andacht und Eſſen und Gebet, alles durcheinander. . . .

Caroline an Goethe [203]

Braunſchweig, 26. November 1800

Wenn Ihre eigene Hoffnungen von Schelling und alles was er ſchon geleiſtet hat, wenn er ſelbſt Ihnen ſo lieb und wert iſt, wie ich es glaube, ſo werden dieſe Zeilen ihre Entſchuldigung finden, ungeachtet ihrer Seltſamkeit, die Sie bitten ſollen, ihm zu helfen. Ich weiß in der Welt niemand außer Ihnen, der das jetzt vermöchte. Er iſt durch eine Verkettung von gramvollen Ereigniſſen in eine Gemütslage geraten, die ihn zu Grunde richten müßte, wenn er ſich ihr auch nicht mit dem Vorſatz hingäbe, ſich zu Grunde richten zu wollen. Es kann Ihnen faſt nicht unbemerkt geblieben ſein, wie ſehr ſein Körper und ſeine Seele leidet, und er iſt eben jetzt in einer ſo traurigen und verderblichen Stimmung, daß ſich ihm bald ein Leitſtern zeigen muß. Ich bin ſelbſt müde und krank und nicht imſtande, ihm die kräftige Anſicht des Lebens hinzuſtellen, zu der er berufen iſt. Sie können es, Sie

ſtehn ihm ſo nah von ſeiten ſeiner höchſten und liebſten Beſtrebungen, und der perſönlichen Zuneigung und Verehrung, von denen er für Sie durchdrungen iſt. Sie haben das Gewicht über ihn, was die Natur ſelber haben würde, wenn ſie ihm durch eine Stimme vom Himmel zureden könnte. Reichen Sie ihm in ihrem Namen die Hand. Es bedarf weniges weiter als Sie wirklich ſchon tun, Ihre Teilnehmung, Ihre Mitteilung iſt mehrmals ein Sonnenſtrahl für ihn geweſen, der durch den Nebel hindurch brach, in dem er gefangen liegt, und manches, was er mir geſchrieben, hat mir den Gedanken und den Mut gegeben, Sie beſtimmter für ihn aufzufordern. Laſſen Sie ihn nur wiſſen, daß Sie die Laſt auf ſeinem Herzen und eine Zerrüttung in ihm wahrnehmen, die ihm nicht ziemt und wenn das Geſchick auch noch ſo ausgeſucht grauſam iſt. Laſſen Sie ihn einen hellen, feſten Blick auf ſich tun. Sie werden durch jeden Wink auf ihn wirken, denn mag er noch ſo verſchloſſen und ſtarr erſcheinen, glauben Sie nur, ſein ganzes Weſen öffnet ſich innerlich vor Ihnen, wenn Sie ſich zu ihm wenden, und wenn er nicht die heftige Erſchütterung ſcheute Ihnen gegenüber, ſo hätte er vielleicht ſelbſt getan, was ich ſanfter, obwohl ſehr bekümmert, an ſeiner Statt tue: ſein Heil Ihrer Vorſorge übergeben. Es iſt das beſte, was die Freundin für ihn zu tun vermochte, die ihn nicht auf die Art tröſten kann, wie ſie ſich ſelbſt tröſten darf. Ich habe es gewagt im Vertrauen auf Ihre Güte und den ernſten Sinn meines Anliegens. Meine Augen ſind trübe, ich ſehe nur noch, daß er leben muß und alles Herrliche ausführen, was er ſich gedacht hat.

Wenn ich einen Wunſch beſonders ausſprechen darf, ſo iſt es der, daß Sie ihn um Weihnachten aus ſeiner Einſamkeit locken und in Ihre Nähe einladen.

Ohne weitere Antwort hoffe ich es beruhigend zu erfahren, daß Sie meine Bitte geachtet haben, und nur zum Überfluß erſuche ich Sie, ihrer auf keine andre Weiſe zu erwähnen.

Braunſchweig, Dezember 1800

. . . Ich erkenne Deine Schmerzen alle und habe ſie mit Dir auszutauſchen. Aber ich habe noch welche zurück, die immer nur mein bleiben müſſen. Nie kannſt Du doch das Wehe der Mutter ganz in Dich aufnehmen. Sei nicht betrübt, wenn Du Dir denkſt, wie das Deine Freundin zerreißen müſſe, was ſie in dieſe Worte ausbrechen läßt — ja, ſoeben zerreißen müſſe. Dieſes alles muß mir wieder zur Freude werden, glaubſt Du es nicht? — Es löſt ſich meine Seele mehr und mehr in jenes Wehe auf, und doch bin ich getroſt und ſtark. Dies erhalte Dir gegenwärtig, wenn ich auch nicht verhindern kann, an Deinem Buſen zu weinen. Es quillt ein neues Leben aus dieſen Augenblicken, ſie ſind ſelbſt ein hohes Lebenszeichen, mein Gram iſt nicht Niederſchlagenheit, kein Verzagen und keine Verzweiflung, und dann kann ich erſt volles Vertrauen zu meinem Freunde haben, wenn ich ihm nichts davon zu verbergen brauche. Berühren laß es mich wenigſtens, ich will Dich nicht dabei verweilen. Ich verweile ſelbſt nicht. Wenn die Wolken des eignen Jammers mir auch das Haupt eine Weile umhüllen, es befreit ſich bald wieder, und wird vom reinen Blau des Himmels über mir beſchienen, der mein Kind einſchließt wie mich. Die Allgegenwart, das iſt die Gottheit — und meinſt Du nicht, daß wir einmal allgegenwärtig werden müſſen, alle einer in dem andern, ohne deswegen Eins zu ſein?

Denn Eins dürfen wir nicht werden, weißt Du wohl, dann würde das Streben ſich zu Eins zu machen ja aufhören.

Mein lieber Freund, ich habe eben einige von den Sonetten für Dich abgeſchrieben, von denen ich Dir letzthin ſagte. Das mittelſte iſt beſonders von ſehr großer poetiſcher Schönheit. Du wirſt Dich erinnern, daß der König von Thule ihr letztes Lied war. Die Wahrheit machte ſich bei dieſem Kinde oft ſchon von ſelbſt zu einem lieblichen Gedicht.

Ich hoffe nicht Dich hart zu unterbrechen in Deinen jetzigen guten Tagen. Nein, das iſt eben gut, wenn Deine Erinnrungen gleichſam durch einen Sonnenſtrahl ziehn, in dem auch die dunkle Farbe helle erſcheint.

Am Sonnabend erſt erhielt ich Deinen Brief vom Montag. Wetter und Wege ſind ſo ſehr ſchlimm, daß man auf keine beſtimmte Ankunft mehr rechnen kann. Sie halten auch Schlegel hier zurück, der eigentlich gewillt war, nächſten Sonnabend abzureiſen.

Carl von Hardenberg an Tieck [205]

Dresden, 2. Januar 1801

. . . Ich bin froh, Sie, lieber Tieck, noch kennen gelernt zu haben; ich komme mir mit jedem Schritt mehr iſoliert vor, und ich freue mich unendlich, in Ihnen nicht allein einen ſolchen Freund meines guten Fritz, ſondern auch ſo tauſend Ähnlichkeiten von ihm zu wiſſen. — Ich lebe jetzt in den traurigſten Erwartungen, und nur die gewiſſe Überzeugung, daß unſer jetziges Leben nur eine flüchtige Reiſe iſt und ein inniges Vertrauen auf Religion, die meine tröſtende Freundin bleibt, erhalten mich in leiſen Hoffnungen. — Der Kunſt und Poeſie werde ich ewig treu ſein; ich bin es Fritz und Ihnen ſchuldig, daß ich von dieſer Stufe herab auf das gewöhnliche Leben blicke. — Wären jetzt nicht die trüben Zeiten, ſo hätte ich Ihnen vielleicht ein paar Gedichte von mir geſchickt; vielleicht geſchieht es noch. —

Wie ſehr mich Ihre Genoveva erquickt und begeiſtert hat, kann ich Ihnen nur mündlich ſagen. — Ich würde mich ſehr freuen, wenn Sie vielleicht bald wieder an Fritz oder mich ſchrieben; dem erſtern, der durch ſeine Krankheit jetzt in allem gehemmt iſt, macht ein Brief von Ihnen unendliche Freude. — Zu Oſtern ſehen wir uns doch wohl? Gott weiß, wie es dann ſteht. Ich verlange nicht in die Zukunft zu ſchauen, in ſtiller

Ergebenheit will ich tragen. — Bleiben Sie nur der Freund Ihres Sie aufrichtig

liebenden
Carl Hardenberg

Caroline an Schelling [206]

Anfang Januar 1801

. . . Geſtern haben wir doch etwas für die neue Zeit getan. Herr und Madam Schlegel haben ein Souper gegeben von einer ſehr feinen Gattung, feine Leute, feine Speiſen, feine Weine, feinen Geiſt. Zuerſt iſt der Triſtan vorgeleſen, dann Paläophron und Neoterpe und zum Nachtiſch ein Hansſachſiſch Faſtnachtsſpiel, das Schlegel in aller Eile machte, wodurch es nicht ſchlimmer geriet; es geht ins Transſzendente, iſt aber doch ſehr lebendig und gefiel ungemein. Er wird Dirs gern mitteilen. Höre, ich will Dirs nicht verbergen, auch der Pfarrer iſt vorgeleſen worden, und es entging niemand der großen Wirkung dieſes inkorrekten Gedichts. Anonym blieb es, wie es ſich verſteht; nur Luiſe ahndete, es möchte von Dir ſein, und ſagte es mir nachher. Schlegel, der es vorlas, wurde ſelbſt wieder ganz davon ergriffen, und ich geriet in ein Zittern, an dem die Vorſtellung, daß dies Dein Werk ſei, wie gewöhnlich keinen kleinen Teil hatte. — Ja, Du triffſt meine Schwäche recht gut, indem Du mir die Verkündigung Deiner Größe überſchickſt, ich leſe erſchrecklich gern davon, und dies ſcheint mir auch ganz geiſtreich ausgedrückt und mit Sinn abgefaßt zu ſein. Weißt Du, wer es geſchrieben hat? . . .

Caroline an Schelling [207]

Braunſchweig, Januar 1801

Ich hatte mich recht auf Deinen Brief gefreut, mein liebſter Freund, aber ich denke, es iſt auch nicht umſonſt geweſen, denn

er hat mich in ein wahres Entzücken verſetzt, ſo daß, wenn Du es nicht übelnehmen willſt, ich nach der erſten Stunde wie ein leichtes Kopfweh davon bekam, das aber bald wieder verflog und nur das Entzücken blieb. Du haſt mir ſo herrliche Gedanken mitgeteilt, ſo ſchöne Bilder, ja Töne ſelbſt und dann ſo allerliebſte Notizen, und was mehr als alles Einzelne iſt, es leuchtet ſo aus allem hervor, daß mein Freund wirklich wieder zum Stehen kommt. Wohl hatte ich recht in den verfloſſnen Tagen in Dir zu leben und zu weben, und wenn Du ſo fortfährſt, ſo wirſt Du mich bald ganz geſund machen. Wenn mein Herz wanken will, dann kann ich mich nun an das Deinige lehnen und Troſt ſuchen; das iſt das rechte Verhältnis zwiſchen der ſterblichen Mutter und dem göttlichen Sohn. Ja Du erhebſt mich ſchon durch die Hoffnungen, die Du mir gibſt, durch Deine Anſichten, wie ich ſie auch haben könnte, Deine Ideen, wie ich ſie nur Dir nachhaben kann, und daß wir uns in jener heitern Helle begegnen, welche allein das wahre Element meines Gemüts iſt.

Ich leſe Deinen Brief unaufhörlich wieder, weil mich alles darin ſo ſehr ergötzt, und diesmal hat Schlegel auch ſein Teil hingenommen, denn Du kannſt denken, daß der Beifall, der dem Werkchen wird, was ihm ſchon unſäglich viel Spaß beim Verfertigen gemacht hat, den Spaß daran aufs höchſte treibt. Er iſt Dir ſehr verbunden, daß Du ihm zu der Wiſſenſchaft ſeines Gelingens mit verholfen haſt, und auch noch weiter ſein Verkündiger werden willſt. Es iſt ein glücklicher Ausdruck, daß Du ſeine Poeſie ein kräftig gewordenes Organ nennſt, man kann auch in der Tat gar nicht abſehn, wie viel Gewalt und Umfang es noch gewinnen mag, daß er ſich endlich ganz in dieſes Eine verwandelt. — Beſonders freut er ſich jetzt einer Prophezeiung des Propheten Friedrich, der ihm einmal ſagte, ſein Witz und ſeine Luſtigkeit wären poetiſcher Natur, nicht im allgemeinen, ſondern ganz beſonders, und wenn er dazu gelangte, ſie auf dieſe Weiſe auszuſprechen, ſo würde er ſehr viel damit machen können. . . .

Caroline an Schelling [208]

Braunſchweig, Januar 1801

Was für eine Nachricht haſt Du uns gegeben, mein lieber Schelling, und welche wird heute kommen. Ich kann nichts ordentliches ſchreiben und tun bis zu Ankunft Deiner Briefe, und ich geſtehe Dir, ich bin innerlich krank vor Angſt, ob die Hoffnung, die ewig wache, und das gute Zutraun ſchon noch nicht ganz ertötet ſind. Du haſt auch ſo wenig geſagt. Wir haben nur durch einen Brief von Hufelands noch erfahren, daß Stark gerufen worden iſt, und wenn Goethe nur nicht alle Beſinnung verliert, ſo wird der ja nach ſeinen Angaben und Anweiſungen das Beſſre zu tun wenigſtens nicht eigenſinnig ſein. Was hielt Dich ab, mehr zu ſchreiben, nur einige Worte mehr? Stahl ſoll auch ſehr krank ſein, wareſt Du vielleicht bei dem geweſen? — Kann man ſo viel noch zu verlieren haben, nachdem man ſchon ſo viel verloren hat?

Wenn es iſt — nein, wir wollen nicht darüber reden. Es iſt das Schlimmſte, und Du mußt Dich doch um ſo mehr erhalten. Was ſollte auf Erden werden?

Ich bin mit dem heftigſten Herzklopfen nach einer ſchlafloſen Nacht aufgeſtanden und zähle die Viertelſtunden, bis die Poſt kommt. Du wirſt mich doch heute nicht verſäumen? Es iſt mir ſchon eingefallen, daß Du vielleicht hinüber gingeſt am Sonntag — und wer weiß, ob Du wiederkameſt. Doch Du haſt gewiß für mich geſorgt. Du weißt wohl, daß er mein Hort und Heil für Dich war und ich mich weit mehr auf ihn verließ als auf mich. Was vermochte die gedämpfte Stimme Deiner Freundin?

Caroline an Schelling [209]

Braunſchweig, Winter 1800/1

Lieber Freund, ich komme weit her ſchon an dieſem frühen Morgen und war dabei, wie ſich die glühende Erde zuerſt ver-

härtet hat und Blaſen warf, aus denen die Berge wurden, welches alles mir ſehr begreiflich ſcheint. Lieber Gott, wenn man ſich die Materie einmal vorausgibt, ſo hat man ein leichtes Spiel und kann ſich die Dinge nach Belieben geſtalten laſſen. Mir liegt aber ordentlich die Materie ſchwer auf, in der ich mich bei dieſer théorie de la terre und époques de la nature herumarbeiten muß, welches doch ſehr töricht von mir iſt, weil ich gewiß bin, daß meine Vorſtellungen ſich niemals ſolide werden über ſie erheben können, ſie werden wieder herunterflattern, wie Vögel müſſen, wo die Luft zu leicht für ſie würde, und wenn ſelbſt Adler unter ihnen wären. Sag mir nur, wie weit ſeid Ihr denn darüber hinaus? Du mußt indeſſen dies nicht ſo nehmen, als ob ich die Materie ſo roh ſonderte, indem ich es beim Büffon bloß mit ihr zu tun habe. Ich erinnre mich ſehr wohl des Geiſtes im Mittelpunkt und daß Licht Geiſt und Geiſt Licht iſt. Dieſes iſt mir nicht begreiflich, aber glaublich, und durch den Glauben und die Imagination wirſt Du mich auch leicht bis zum Zweck von allem End und Ziel führen können, nur die Sproſſen der Leiter, die Demonſtrationen, die Folgerungen, das iſt nichts für mich.

Und meinſt Du alſo, daß ich je zu einer andern als poetiſchen Erkenntnis Deines Gedichtes gelangen werde?

Eine Menge Begriffe hab ich mir doch neuerdings eingeſammelt, der Himmel gebe nur, daß mein Gedächtnis ſie feſthält. Mit einer Anhäufung von Tatſachen, welche hie und da einen Artikel im Büffon einer Kompilation von Meiners ähnlich ſehn machen, kann ich es nun vollends nicht beſchweren, und frage bloß, was er jedesmal beweiſen will, dann ſchenk ich ihm von den Beweiſen immer die Hälfte. Ich hab einen Verdacht, mein Freund, als wenn Du eben auch nicht gründlicher läſeſt.

Jetzt will ich Dir eine neue Tatſache erzählen, die Du vielleicht von mir zuerſt erfährſt; in dem ſchrecklichen Sturm vom 9.—10. November iſt die ganze Inſel St. Thomas in Weſtindien untergegangen. So regt ſich noch das Fantom des Jahr-

hunderts in Naturbegebenheiten, Peſt und Krieg, ehe es Abſchied nimmt. — Dieſer Sturm muß doch einen unterirdiſchen Urſprung gehabt haben, eine Höhlung der Erde muß eingebrochen ſein und ihm Ausgang gemacht haben. Siehſt Du, wie ich zunehme an Weisheit? Wenn ich mittags mich um nähere Erläuterungen von dieſem und jenem befrage, ſo lachen die Herren über mich, geben mir doch aber ſehr ernſthaften Beſcheid und Schlegel ermangelt nicht zu bemerken, wenn ich mich doch nur jemals einer Sache ſo ernſtlich gewidmet hätte, die *ſeine* Beſchäftigungen anginge! Was wäre das denn auch wohl geweſen, außer dem was ich nicht zu lernen brauchte, der Poeſie! . . .

Dorothea an Schleiermacher [210]

Jena, 17. Januar 1801

. . . Verwirrung in der Geſundheit? Die haben wir auch. Im Beutel? Die haben wir auch. In den bürgerlichen Verhältniſſen? Auch daran kann es uns nicht fehlen, und doch ſind wir vergnügter als Sie, unſer Freund, es ſcheinen zu ſein; und doch iſt es wieder eben dieſer Freund, der mich ſo vorzüglich lehrte, aller dergleichen Verwirrungen ungeachtet und ſie vernichtend vergnügt zu ſein. Alſo werde ich glauben müſſen, daß doch noch eine andre größere, tiefere Verwirrung an Ihrer Verdrießlichkeit ſchuld iſt als die gezählten. Was iſt Ihnen, lieber Schleyer? O wären Sie hier, könnten Sie mit uns leben! wie ganz anders, wieviel leichter werden einem die Fatalitäten *hier* zu ertragen als in Berlin! Aber ich verzeihe Ihnen nicht, daß Sie ſo gar nichts ſchreiben von dem, was Sie beunruhigt. Erinnern Sie ſich, wie Sie mich um *Facta* quälten. — Wilhelm iſt immer noch nicht hier. Er iſt ein wunderlicher Menſch, ich werde ihn nie verſtehen; ich bin es überzeugt und habe den ſtärkſten Glauben, daß er ſehr etwas edeles im innerſten Herzen trägt, aber man wird oft ſehr irre an ihm. Meines Bedünkens iſt er

der objektivſte Dichter; denn ihn ſelbſt aus ſeinen Gedichten kennen zu lernen, wird man nie ſonſt verſuchen, dieſes müßte denn ſelbſt die Subjektivität darin ſein. Eigentlich bin ich ein bißchen böſe mit ihm — daher alle dieſe Ausfälle.

Caroline an Luiſe Gotter [211]

Braunſchweig, 23. Januar 1801

. . . Eine andre Nachricht, die Cecile traurig machen wird, iſt die von Hardenbergs gefährlichem Geſundheitszuſtande. Er iſt in Dresden, ſeine Braut auch, aber wie man uns ſchreibt nur noch ein Schatten von ſich ſelber, völlig erſchöpft, nicht imſtande an der Unterredung teilzunehmen und oft einſchlafend in der Geſellſchaft, wo er dann wie ein Toter unter den Lebenden daläge. Dies bekümmert Schlegeln beſonders ſehr tief und iſt eine neue Wunde neben der unheilbaren. Ich kann ihn nur beneiden, wenn er ihr nachfolgt, um derentwillen er lange ſchon zwiſchen Tod und Leben geſchwebt hat. Er wollte ſich endlich für das Leben entſcheiden und durch die Liebe eines ſehr liebevollen Weſens, wie ſeine jetzige Braut iſt, wieder daran knüpfen, aber es ſcheint nicht zu gelingen, und er wird vielleicht der Braut entriſſen, wie die Braut ihm. Auch um Goethens Leben haben wir einige Tage in der herzlichſten Angſt zugebracht. Er war ſehr krank. Gottlob, er iſt gerettet. . . .

Schleiermacher an Friedrich Schlegel [212]

Berlin, 24. Januar 1801

Es geht mir ſehr ſchlecht, lieber Freund, und das bloß, weil ich ſeit einer unerhört langen Zeit gar nichts von Dir weiß. Es iſt mir nicht gegeben, gerade ein Unglück zu ahnden, was unter Euch vorgegangen ſein ſollte, aber nachgrade wird mir

doch herzlich bange. Doch iſt das nur das wenigſte; ich leide aber wirklich Not am Geiſte, da unſre Gemeinſchaft ſo ganz unterbrochen iſt. Zwar habe ich nur kürzlich alle Deine Briefe geleſen, die nach Landsberg, die aus Dresden, die nach Potsdam, und alle alten Zettelchen von Dorothea, und mich aller gelöſten Diſſonanzen herzlich gefreut und alles deſſen, was mir von Deinem Innern dabei wieder recht lebendig geworden iſt, und ſo manches Einzelnen in der früheren Zeit, was ich aus der ſpäteren beſſer verſtehe, und geſtern noch habe ich eine Stunde mit Tieck bloß von Dir geſprochen. Du weißt, wieviel das ohngefähr ſein kann, aber es war mir doch ein rechter Genuß. Denn ob ich gleich nicht glaube, daß er vieles von Dir eigentlich verſteht, ſo kann er doch manches recht gut wiedergeben. Aber ſage ſelbſt, iſt es nicht eine rechte Hungersnot, wenn man ſich ſo nähren muß? ...

Caroline an Schelling [213]

Braunſchweig, Januar 1801

... Was Du mir geſchrieben von der Pflanze, die das Waſſer, vom tieriſchen Organismus, der das Eiſen, und von der Vernunft des Menſchen, die alles zerlegt, das beſchäftigt mich Tag und Nacht. Wenn ich nicht ſchlafen kann und mir nicht erlauben will zu träumen, ſo denke ich mir jene wunderbare und doch ſo natürliche Stufenfolge und ſuche davon zu begreifen was in meiner Gewalt ſteht. Wer zerlegt nun unſere Vernunft? Werden wir es nicht ſelbſt einmal tun? O werde mir auch noch darüber ein Prophet.

Ich ſehe es klar, wie ſich Deine Nachzeichnung der dichtenden Natur von ſelbſt zu einem herrlichen Gedicht ordnen wird. Du entſinnſt Dich des kleinen Gedichtes von Goethe, wo Amor die Landſchaft malt, er malt ſie nicht, er zieht nur den Schleier von dem was iſt, und dann kommt ein Punkt, wo die Sonnenſtrahlen ſo hell wieder glänzen, — ja ſo wird Dein Genius die Liebe

werden, die alles belebt. — Ich verdenke Dir es ganz und gar nicht, daß Du auch mit mir nicht über das nähere reden magſt, Du mußt es doch ganz allein vollenden. Ich würde ſelbſt nichts im voraus mitteilen können, wenn ich in Deiner Stelle wäre, und wenn ich Dich darum gebeten habe — man bittet oft in einer Stunde etwas, was man in einer andern anders einſieht.

Wenn Du mir nur einen Übergang machen könnteſt von meinen Höhlen und Bergeshöhen zu Deiner Philoſophie, nämlich einen gründlichen, denn übrigens iſt mir nichts leichter als gleich da zu ſtehen, wo die Vernunft — ſich ſelber faßt. Alles was Du mir — in Briefen — geſchrieben haſt, habe ich recht gut zu faſſen geglaubt, und es wäre doch ganz vortrefflich, wenn Du das ausführteſt, wovon Du letzthin ſprachſt: eine Darſtellung, die Du Dir dächteſt an mich zu richten. Fange alſo nur immer damit an. Jetzt wird es noch recht natürlich werden. — Sehr glücklich wird es mich machen, wenn ich nur etwas von der Art begreife, wie Fichte ſein Syſtem ändert.

Sie nur, wir haben als ausgemacht angenommen, Fichte ſtünde ſtill — ja doch! wie die Sonne im Tal Gideon oder wie es heißt. Ich liebe dieſe Überraſchungen. . . .

Caroline an Schelling [214]

Braunſchweig, Januar/Februar 1801

. . . Du mußt redlich verſuchen, ob Du mich entbehren kannſt, aber traue Dir langſam darüber. Wir gehören einander an, wir ſollten innig eins ſein. Habe ich Dir je mißtraut, Du meine Seele? Warum denn Du mir?

Du wirſt mich fragen, ob mir denn der Ausgang gleichgültig iſt? Ja muß ich antworten und wenn die ſüße Liebe mich auch zurückhalten will. Ich bin meines unzerſtörbaren Glücks, wie meines unheilbaren Unglücks gewiß. Das iſt mein Vorrecht.

Und nun laß uns wieder in unſre bisherige Stille begeben, Du haſt mich ſo oft ſchon Entzücken in ihr über Dich empfinden laſſen. Ja erheitre mich mit Deinen Beſtrebungen und Gedanken. Liebe mich, ich knie vor Dir nieder in Gedanken und bitte Dich darum.

Wahrlich, es war nur ein plötzlicher Einfall mit der Reiſe, und ich bin überzeugt, daß Du in Jena bleiben mußt.

Der Genius, der mich leiten wird, das iſt Dein Genius. Er wird gewiß gut ſein ...

Caroline an Schelling [215]

Braunſchweig, 13. Februar 1801

... Ich kann mir wohl vorſtellen, daß Dir Hardenberg nicht wohl will; Du haſt ihm Deine Abneigung auch deutlich genug gezeigt. Er wird mir auch gram ſein, und uns beiden einem um des andern willen, dazu wird man ihn ſchon geſtimmt haben. Wir können ihm nicht helfen, wenn ihm Gott nur hilft, es ſei zum geſunden Leben, oder zum freudigen Tode. Ich kann ihn nicht beklagen, wenn er dahin iſt. Er hat die Schranken gebrochen.

Nun reut mich mein Einfall, Du Lieber Lieber, daß ich nicht ſchrieb. Was Du mir vorwirfſt — ich hab eben Deinen Brief erhalten — daran bin ich unſchuldig, ich ſchickte die Doſe allerdings am Dienstag ab, wo reitende und fahrende Poſt in einer Stunde gehn — aber nun bin ich nicht mehr unſchuldig, ich habe meinen lieben traurigen Freund gewiß gekränkt. Warum biſt Du nur ſo traurig? ich möchte Dir ganz kindiſch ſagen: ich bin es ja nicht. Ich bin es nicht anders, als ich es ewig ſein muß, und Dein Troſt iſt der meinige. Unſer Kind weicht mir keinen Augenblick von der Seite, ich kenne kein Vergeſſen, ob ich äußerlich ſchon lebe wie ein Andrer. Ja, Du weißt es, liebe Auguſte, wie Du bei Tage und bei Nacht vor Deiner armen Mutter

ſtehſt, die kaum mehr arm zu nennen iſt, denn ſie blickt Dich mehr mit Entzücken als mit Jammer an, die Klage über den herben bittern Tod hat keine Dolche und zerreißenden Schmerzen mehr, ich kann lächeln, freundlich mich beſchäftigen, aber ich lebe und bewege mich immer nur in Dir, mein ſüßes Kind — ach ſtöre mich nicht in meinem ſanften Trauern, lieber Schelling, dadurch daß ich bitterlich über Dich weinen muß. Das ſollte nicht ſein. Hätteſt Du Dir vorzuwerfen, dann ich tauſendmal mehr; aber Gott weiß, es will nicht Raum in meiner Seele finden und haften. Ich habe Dich geliebt — es war kein frevelhafter Scherz, das ſpricht mich frei, dünkt mich.

Carl von Hardenberg an Tieck [216]

Weißenfels, 15. Februar 1801

Wir ſind wieder hier, lieber Tieck; die Ärzte rieten meinem Bruder Veränderung des Orts und Ruhe, Bequemlichkeit und gänzliche Losſagung von Geſchäften und unruhigen Zerſtreuungen; alles dies fanden wir hier, und überdem ſehnte ſich mein Bruder ſehr nach Hauſe. — Ihren lieben Brief, teurer Freund, habe ich erhalten, und wie ſehr mir Ihre herzliche Teilnahme wohlgetan und mich tief gerührt hat, kann ich nicht mit Worten ausdrücken; Ach, lieber Tieck, das iſt ja das einzige, was uns auf dieſem dürren Boden übrig bleibt; alles vergeht und verſchwindet in dem lockeren Sande, und wie dankbar können wir ſein, wenn nur noch Teilnahme geliebter Freunde uns bis zum letzten Schritte dieſes wunderlichen Labyrinthes begleitet. Mein Schickſal hat viel ähnliches mit dem Ihrigen; Meine liebſten Wünſche, meine ſchönſten Hoffnungen verſanken im Augenblick der Erfüllung plötzlich, wie von einem Blitzſchlag bei klarem Himmel. Wohl mir, daß ich ſchon oft Stunden habe, wo die Erde mit all ihren rätſelhaften Begebenheiten tief unter mir liegt. und ich aus der reinen Luft einer künftigen Welt hell und klar

herabſehe; dann bin ich glücklich und danke dem Unendlichen für dieſe himmliſche Offenbarung. Aber wer kann ſich losreißen auf immer von ſeinen Geliebten? Wer ſich der Tränen bei ihren Leiden enthalten? Ich nicht! und ich will auch nur dulden, und in Ergebenheit die Laſten dieſer Welt tragen. Mit Fritz geht es nicht gut; die Ausſichten werden mit jedem Tag trüber; wenn nur ſeine Leiden nicht gemehrt werden; denn jetzt ſind dieſe noch erträglich. Nun, des Herrn Wille geſchehe, er wird einſt dieſe dunkeln Rätſel löſen. Sie ſind auch krank geweſen, guter Tieck? und haben doch zu uns kommen wollen? Nein, Sie haben es recht gemacht, daß Sie nicht gekommen ſind, Sie hätten nur Leiden geſehen und vielleicht Ihrer Geſundheit geſchadet, und dieſe ſind Sie Ihrer Frau, Ihrem Kind und allen Ihren Freunden ſchuldig; ich ſuche mich nur vor eignen Vorwürfen, etwas verſehen zu haben, zu hüten, dann wird alles leichter zu tragen. — Die Abreiſe von Dresden machte uns nur der Abſchied von Ihrer guten Schwägerin, die wir herzlich lieben, und der Ernſt ſchwer; die haben beide viel zur Erheiterung meines guten Fritz beigetragen, und wir haben beſonders der erſteren manche freundliche Stunde zu danken. Mit meiner Schweſter Sidonie ging es auch nicht zum beſten, doch iſt ſie jetzt wieder beſſer und lebt bei meiner älteren Schweſter, die in dieſem Frühjahr ihre Niederkunft erwartet in der Oberlauſitz. — Leben Sie wohl, lieber Freund, grüßen Sie Ihre liebe Frau, auch von meiner Mutter, herzlich. Ewig

Ihr

Carl Hardenberg

Caroline an Schelling [217]

Braunſchweig, Februar 1801

... Mein lieber Freund, und ich nenne Dich ſo mit Liebe, vielleicht bin ich wirklich ſchwer zu einer Entſcheidung zu bringen,

allein ich habe Sie noch ſtets gefaßt, ehe es zu ſpät war und mich unverrückt an ihr gehalten. Ich ſage nicht heut — ich will das tun — und morgen — ich will ein andres; und jedesmal ſo zuverſichtlich, als wenn es ewig gelten würde — nein, es malt ſich wohl ſehr deutlich in meinen Äußerungen, daß ich nicht weiß, was ich tun ſoll — bis der Moment kommt. Der iſt da, und ich bitte Dich, nimm es ſo an.

Ich ſcheide nicht von Dir, mein Alles auf Erden, das Mittel, das die Seele ergreift, um ſich der Entweihung des Bundes zu entziehn, ſtellt alles her, ihn ſelbſt in ſeiner ganzen Schöne und die Zärtlichkeit, die ihn unterhält.

Ich bin die Deinige, ich liebe, ich achte Dich — ich habe keine Stunde gehabt, wo ich nicht an Dich geglaubt hätte, es ſind Umſtände geweſen, die Deinen Glauben an mich trübten, es wird nun heller werden. Ich ſehe Dich wieder, vermutlich ſobald als ich mir kürzlich vorſtellte. Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Erinnrung ſoll uns zerrütten. Du biſt nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir dieſen heiligen Segen. Es iſt fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas anders ſein wollten. . . .

Caroline an Schelling [218]

Braunſchweig, Februar 1801

. . . Eigentlich wär mir es doch jetzt ſehr gelegen, wenn ich entſetzlich reich wäre. Aber reich oder nicht, ich will nichts tun, wobei ich meinen Freund aufopfern müßte; das iſt nun ſeit kurzem wie ein heller Stern vor mir aufgegangen, da ich bisher im Nebel lebte.

Gern möchte ich Dir auf viel wichtiges in Deinem Brief noch antworten, nur fehlt mir manches dazu, faſt auch die Zeit. Ich konnte die Erklärung von Fichte nicht zu ſehn bekommen. Meine Divination ſagt mir indeſſen, daß Du nicht unrecht haben magſt mit der Bitterſüßigkeit. Ob Fichte ſich über das Bewußtſein und

die Reflexion erhoben hat, möcht ich ſo genau nicht entſcheiden können — über ſein Ich, das weiß ich gewiß, kann er nicht ſo weit hinaus, daß er nicht ein andres Ich gern an die Seite ſchieben ſollte, wenn es ſolche Ahndungen in ihm erweckt wie Du. Sehr bin ich auch der Meinung: laß Dich nicht wegſchieben. Das Entgegenſetzen, denk ich, könnte wohl ſo abgehn, daß es nur die wahrhaft Eingeweihten gewahr würden — denn Du kannſt fortbauen, ohne Dich um ihn zu kümmern, er iſt an Kenntniſſen und Poeſie ſo gewaltig zurück, daß er mit aller Denkkraft Dir doch Deine Natur nicht nachmachen kann, alſo haſt Du Dich nicht ſo ſehr dagegen zu verwahren, daß er Dir das Deinige raube, und eine offenbare Spaltung würde eine ungeheure Verwirrung nach ſich ziehn. Die Philoſophie der Natur iſt es ja doch, durch welche Dein Idealismus etwas anders geworden iſt als der ſeinige und die er eben muß ſtehn laſſen. — Ich muß nur noch verſuchen, ob denn das Blatt hier gar nicht hergekommen iſt; Schlegel iſt dreimal vergeblich auf den Leſeklub danach gegangen.

Verſäum es nicht an Fichte zu ſchreiben, was Du Dir vorgeſetzt haſt. Es ſoll mich wundern, ob er gegen Schlegel über Dich ſpricht. Ich weiß nicht, wie ers macht bei ſeiner Rechtſchaffenheit, um falſch zu ſein, aber es iſt doch manchmal ſo was bei ihm vorhanden. Verwunden ſollte es Dich nicht — dieſe Falſchheit iſt auch oft nur eine gewiſſe Vielſeitigkeit, ein Mangel an einer recht tüchtigen Parteilichkeit für den Freund, die wenigſtens jede Mitteilung des Urteils über ihn verhinderte. — Wenn jemand rein in dieſem Stück iſt, ſo iſt es Schlegel, und es dauert mich zu ſehn, daß es ihm ſo wenig gelohnt wird. Bei ſeiner Eitelkeit iſt es ſehr viel, daß es ihn nicht mehr aufbringt, wenn er zuweilen erfährt, wie Leute über ihn abſprechen, die ſeinen Ruhm nie erreichen werden; er iſt ſo gebildet, ſich auch darin zu fügen. Vielleicht nähm er ſelbſt Ritter in Schutz. Er macht ſich gar nichts aus der Falſchheit, und iſt der Redlichſte von Euch allen. . . .

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [219]

Braunſchweig, 27. Februar 1801

... Goethe iſt wohl und freundlich und ſprudelt von bon mots auf alle ſchlechten Poeten; ein wenig eingefallen ſoll er im Geſicht ausſehn. Er hat das Zimmer verlaſſen, in welchem er krank gelegen, um nicht an dieſen Zuſtand erinnert zu werden. Schiller erzählt, daß das Hauptthema aller ſeiner Phantaſien die Naturphiloſophie war, die Natur, und die Philoſophie. . . .

Dorothea an Clemens Brentano [220]

Jena, 27. Februar 1801

Stellen Sie ſich vor, guter Brentano, ich muß Ihnen ſchreiben, erſtlich weil in Ihrem letzten Briefe viel hübſche Sachen ſtehen, mit denen ich mich ſehr freue: Ihre gelinde ſänftliche Stimmung, die Beſchreibung der Gegend, in der Sie leben, Ihr Wunſch, uns dort zu ſehen, Ihr Ärgernis an Ihrer eigenen Witzelei. (Dieſes ehrliche Ärgernis erinnerte mich auf eine ſehr luſtige Weiſe an Niethammer, dem ich gar zu gern nachſehe, wenn er aus ſeinem Hauſe herausgeht. Er kömmt immer gewaltig herausgeſtürzt, läuft, was er kann und ohne ſich umzuſehen, dann erinnert er ſich plötzlich, ſtützt ſich auf ſich ſelbſt zurück und marſchiert ganz würdig weiter. Dieſes Schauſpiel genieße ich jetzt täglich einigemal; wir wohnen ihm gegenüber.) Dann hat mir auch das, was Heinſe über die ‚Lucinde‘ geſagt hat, ſo wohlgefallen, daß ich notwendig Ihnen ein Zeichen dieſes Wohlgefallens geben muß. Es iſt ſehr gut, es erfriſcht einen ordentlich, wenn man unter der Menge von einfältigem Muß, das über dieſe ‚Lucinde‘ zum Ruhm ſowohl als zur Läſterung vorgebracht wird, einmal ein Wort hört, das nach Ingwer und Vanille riecht. — Dann iſt es auch gut und löblich, daß Sie den Leſſing leſen, und daß Sie ihn lieben, iſt ſehr glücklich. Im ‚Herkules Muſagetes‘, den Friedrich Ihnen wahrſcheinlich mit-

ſchickt, werden Sie finden, was ich damit meine, nämlich in den Verſen, wo die Rede davon iſt, wen man lieben müßte. — Auch daß das Geſchäft Ihnen gelungen iſt, darüber will ich Ihnen meine Freude bezeugen. Sie haben etwas gutes zuſtande gebracht.

Da nun alles, was ich Ihnen zu ſchreiben und geſchrieben habe, nichts als Fröhlichkeit, Zufriedenheit und Freude bezeichnet, ſo kann Ihnen mein Brief nicht anders als angenehm ſein, ſo leer er auch von anderm Inhalt iſt. Ich habe auch darum Roſapapier erwählt, damit Sie gleich an der Farbe erkennen mögen, welch Geiſtes Kind er iſt. In den ‚Lebensläufen nach aufſteigender Linie‘, die Sie auch einmal leſen müſſen, wenn Sie es noch nicht getan haben, da iſt ein ſehr würdiger Mann, der gewiſſenhaft immer die Farbe ſeines Kleides, das er anzieht, nach den Begebenheiten, Gelegenheiten und Stimmungen wählt, die er ſoeben erlebt. Das iſt eine recht gute Einrichtung. Warum ſollen wir denn nur die Trauer äußerlich bezeichnen? Sind es andere Empfindungen weniger wert? wie — oder mehr?

Es geht uns recht gut ſo unter uns; fremde Leute ſehen wir aber gar nicht und hören nur wenig von ihnen; was wir aber ſo erfahren, das beluſtigt uns ganz unerhört. So wird jetzt, wie uns geſagt wird, in ganz Jena behauptet, den ‚Florentin‘ hätte ich, ich gemacht! Und weil man nun ſo davon überzeugt iſt, ſo ſchimpft man eben darum ganz unbarmherzig darauf. Einige Leute, die nach der Anzeige glaubten, er müſſe von Friedrich ſelbſt ſein, lobten ihn ſchon vorher, die jetzt ihr Lob zurücknehmen; andre hatten ſchon vorher darauf geſchimpft, die nun nicht wiſſen, was ſie dazu für ein Geſicht machen ſollen. Kurz, es iſt ein Spaß. Am allerüberzeugteſten, daß er von mir ſei, iſt unſer Freund Winckelmann. Es geht ſo weit mit ihm, daß er ein ordentliches Mitleiden mit mir hat; nichts deſto weniger aber ſoll er doch ein wichtiges Mitglied einer Partei ſein, die ſich laut gegen dieſen ‚Florentin‘ erklärt. Er ſoll nämlich aus dem ‚Meiſter‘, dem ‚Sternbald‘ und dem ‚Woldemar‘ zuſammenge-

ſtohlen ſein, ſagt jene Partei. Den letzten in jedem gebildeten Buche zu finden, iſt nun einmal Winckelmanns ſeine Schwäche; hat er ihn doch auch in der ‚Lucinde‘ gefunden. Alle Romane, die ihm nach etwas ausſehen, kommen ihm wie ‚Woldemar‘ und alle Menſchen, die er leiden mag, wie ſein Onkel Leiſewitz vor. Es iſt doch ein ehrliches, treues Gemüt. — Ich kann nun von dieſen Ähnlichkeiten, die der ‚Florentin‘ haben ſoll, keine finden, außer das Beſtreben nach einem gebildeten Stil. Ebenſogut könnte man viel vom Abc darin finden. Friedrich gibt ihn unter ſeinem Namen heraus, wem wir ihn aber eigentlich zu verdanken haben, weiß ich wahrhaftig auch nicht. Dem ſei, wie ihm wolle, es iſt ein recht freundliches, erfreuliches, ergötzliches Buch, das mit aller Macht dem Weinerlichen entgegenſtrebt, in dem die Farben manchmal etwas kindlich zu grell aufgetragen ſind, aber ſich eben darum perſpektiviſch wie eine Dekoration recht luſtig ausnimmt, und das allerliebſte Geſchichtchen recht gebildet vorträgt. Was will man mehr? Mich hat es ſehr amüſiert, ich habe es zweimal geleſen und erwarte mit Ungeduld die Fortſetzung. Schreiben Sie mir auch etwas darüber....

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [221]

Braunſchweig, 6. März 1801

... Was ich Dir zu ſagen habe, iſt jetzt bloß das — ich kann niemals Schelling als Freund verleugnen, aber auch in keinem Falle eine Grenze überſchreiten, über die wir einverſtanden ſind. Dies iſt das erſte und einzige Gelübd meines Lebens, und ich werde es halten, denn ich habe ihn angenommen in meiner Seele als den Bruder meines Kindes.

Dadurch daß ein verräteriſches Geheimnis zwiſchen uns wegfällt, gewinnt alles eine andre Geſtalt, zuerſt für uns ſelbſt, und dieſe Sicherheit geht in die Umgebungen über. Ich glaube daher nach Jena gehn zu können....

Braunſchweig, 6. März 1801

... Ich werde heute einen Brief von Dir bekommen, dem ich gern ruhig entgegenſehn möchte, aber mein unruhig ſchlagend Herz kann nicht. Nur bin ich entſchloſſen, es meinem Freunde nicht wiederzugeben, wenn er mir zürnet, und vielleicht ſchicke ich dieſes noch ab, ehe ich das andre erhalten kann. Ich liebe Dich herzlich, Du magſt mich auch kränken, bekümmern und mißbilligen, nur mußt Du mich nicht haſſen, und wenn Du es zu tun glaubſt, ſo aboliere ich es im voraus, ſehe es als nicht geſchehn an, und verfahre mit mir darin nach Deiner Liebe. Gott nehme Dich in ſeinen heiligen Schutz.

O Du Lieber, weine nicht, ich bitte Dich mit Tränen darum. Wird alles, was ich Dir ſeitdem ſagte, wird es Dich gar nicht beruhigt getröſtet haben? Haſt Du nicht darin gefunden alles was Du Dir als Milderung wünſcheſt? Mein Herz weiß ja gar nichts mehr vom letzten Anſtoß, es erkennt ihn ſelbſt als zufällig, und die jetzige Entſcheidung als die einzig wahre unſrer Liebe an, die aus ihr hervorgehen mußte, die unſer ewiges Bündnis allein feſt beſtimmen konnte ſeiner Art nach. Schelling, es iſt unſäglich, wie Deine Wehmut meine Bruſt zerreißt, ich könnte Deinen Brief nicht noch einmal leſen; er kam früher wie gewöhnlich, ich wußte kaum von mir ſelbſt, wie ich ihn öffnete. Ich liebe Dich ſo, daß ich meine, es müßte Dich heilen können. Übereile nichts — im Verlauf des nächſten Monats ſeh ich Dich und bleibe den Sommer in Jena, alſo bitte ich Dich um meines Glückes willen, auch zu bleiben. — — Zu triumphieren dazu ſollen unſre Feinde keine Gelegenheit finden, glaube es mir. — Wenn Du während der Ferien eine Reiſe machen könnteſt zu Steffens, wo nicht mit ihm, bei Deiner Rückkunft fändeſt Du mich.

Alles Heil erwarte ich von Dir, und es muß uns beiden werden, wenn wir uns nicht fernerhin von einem ſtürmiſchen Gefühl re-

gieren laſſen. Meine Seele nährt ſich von der Gewißheit eines baldigen Wiederſehns. Ich befinde mich wohl und will nicht zu meinem Bruder reiſen, um mich recht zu ſchonen. Leb wohl, wohl, ich trenne mich auch von dieſem Blatt nur um mich zu erholen.

Verſäume Dich nicht in Deinen letzten öffentlichen Geſchäften, und wenn Du augenblickliche Erquickung bedarfſt, ſo geh zum Goethe, er weiß, daß Du ſie brauchſt.

Caroline an Schelling [223]

Braunſchweig, März 1801

. . . Vor dem Jahre — o Du weißt es, was ich ſagen will — da pflückteſt Du ſie mit meinem Kinde und Ihr brachtet ſie der kranken Mutter, nun brechen Veilchen wohl aus der heiligen Erde, die ſie bedeckt. Arme Mutter, warum nicht aus Deinem Hügel? Meine beiden Lieblinge würden in ſanfter Wehmut daran knien. Ich hätte Euch nicht unglücklich gemacht, wie mein ſüßes Kind uns getan hat. Vergib mir, ich will auch nicht weiter ſchreiben und kann auch nicht. Gute Nacht.

Freitag früh

Guten Morgen, guter Freund, ich habe recht lange geſchlafen. Die Theogonie geht mir ſehr im Kopf herum (ſo heißt doch das deutlich geſchriebne unterſtrichne und dennoch unleſerliche Wort?). Das wäre wohl ein vortrefflich Studium, aber verſplittere Deine Kräfte nicht. Sieh mit dem Beſchränken — im voraus ſieht das Vorgeſetzte nur ſo unendlich aus, es beſchränkt ſich von ſelbſt, ſobald man an die Ausführung gekommen iſt. Doch mache nur, alles was Du machſt wird gut ſein, und iſt denn doch da und wird bleiben. . . .

Braunſchweig, März 1801

Wenn ich nur zu Dir kommen könnte dieſen Abend und liebreich mit Dir ſchwatzen. Die Sonne und der blaue Himmel lockten mich heute unwiderſtehlich an und mahnten mich an meinen Freund; ich wünſchte zuletzt nur, es möchte recht ſchlecht Wetter ſein und bleiben bis zum wahren Frühling, dann iſt doch alles rund herum zu und man weiß, daß man nicht hinaus kann. Ich bin vor dem Tore geweſen in einem proteſtantiſchen Jungfrauenkloſter, wo Jeruſalems Tochter Domina iſt. Es iſt da noch einige Freundlichkeit der Ausſicht und vor allen Fenſtern herrliche Pflanzungen, Reſeda, Heliotropium und was es liebes in der Art gibt, deſſen Gemüt in Duft beſteht. — Süßer Freund, Dein Brief hat dieſe Nacht mit mir geruhet; ich bekam ihn geſtern ſehr ſpät; halb mit Schmerz habe ich alle ſeine Liebe in mich geſogen. Wenn Du es nun ſehr gewaltſam nimmſt, was ich Dir geſtern geſchickt habe — ach wie wirſt Du mich noch bekümmern. Es iſt doch gar nicht gewaltſam — im Anfang war ich erſchüttert, aber alles hatte ſich gelegt, und die Seele meiner Entſchließung wurde von dem Anfang ganz unabhängig. Im Grunde haben wir uns oft gedacht, daß es ſo mit uns werden ſollte, Du haſt es mir auch geſchrieben. Glaube nur, ich werde nie etwas eingehen, wo ich nicht ganz Deine Freundin bleiben kann.

Den Freund will ich nicht laſſen,
Noch läßt er auch von mir.

Tauſendmal hab ich mir heut ſchon dieſes einfältig liebe Lied vorgeſagt. Freund iſt ein allgemeines Wort gegen das was ich meine, Liebling, Du, den ich wie ein teures Kind an mein Herz drücke und verehre als Mann. Du weißt, ich tue beides, muß ich gleich Dich zuweilen hart tadeln. Mein lieber Joſeph, ob ich mich freuen werde, Dich wieder zu ſehn? Ja wahrlich mehr wie ich Dir ſagen kann, eilt meine Freude ſchon der Zeit voraus, die uns noch trennt, und ich überlaſſe mich ihr jetzt ohne Furcht; ich bin ſo ſicher in mir ſelber geworden, weil ich weiß, was ich will.

Mit Wonne werd ich Dich ſehn,
O nimm mich auch ſo auf.

Gott führe Dir ein Herz zu, das Dir ſeine Treue reiner beweiſen darf, aber ein treueres — nein Du kannſt es nicht finden, und darum leg ich auch einigen Wert darauf, daß Du dieſes aus dem Sturme dennoch davon bringſt. Stoß es zurück im Augenblick des Unmuts — es hofft auf die Stunde der rückkehrenden Liebe und bleibt Dir. Sag, hab ich Dich nicht immer geliebt, und wenn ich mich gegen Dich auflehnte, weil ich nicht anders konnte, dennoch geliebt? . . .

Wenn nur die Sorge erſt ein wenig gemildert wäre in mir, daß ich Dich ſtöre in Deinen Gedanken und Worten durch das, was ich Dir geſchrieben habe. — Erſt mit Ungewißheit, nun vielleicht durch Gewißheit, — denn Du wirſt ſie Dir viel ſchneidender denken als ſie iſt, nämlich gewiß iſt ſie, aber was iſt denn ſo ſehr bittres daran? Wir wollen uns bloß unabhängig wiſſen von uns ſelber und der Welt. . . .

Novalis an Tieck [225]

. . . Ich höre, daß Du eine wunderſame Meluſine gedichtet haſt. Auf alles bin ich geſpannt — beſonders auch auf Dein Gedicht über Böhme. Friedrich verharrt im Müßiggange und hat nichts als einige Gedichte, von denen ich mehr zu wiſſen wünſchte, zuſtande gebracht. Du haſt Dich mit Wilhelm zum gemeinſchaftlichen Angriff des Cervantes verbunden, welches eine angenehme Ausſicht eröffnet. Ich bin würklich ſehr fleißig. — Wenn Du die mannigfaltigen Zerſtreuungen, Zeitverluſte und Geſchäfte meines Berufes kennteſt, ſo würdeſt Du mir ein gutes Lob erteilen, daß ich ſoviel nebenbei gemacht habe. Mein Roman iſt im vollen Gange. Zwölf gedruckte Bogen ſind ungefähr fertig. Der ganze Plan ruht ziemlich ausgeführt in meinem Kopfe. Es werden zwei Bände werden — der erſte iſt in drei

Wochen hoffentlich fertig. Er enthält die Andeutungen und das Fußgeſtell des zweiten Teils. Das ganze ſoll eine Apotheoſe der Poeſie ſein. Heinrich von Ofterdingen wird im erſten Teile zum Dichter reif — und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Ähnlichkeiten mit dem Sternbald haben — nur nicht die Leichtigkeit. Doch wird dieſer Mangel vielleicht dem Inhalt nicht ungünſtig. Es iſt ein erſter Verſuch in jeder Hinſicht — die erſte Frucht der bei mir wieder erwachten Poeſie, um deren Erſtehung Deine Bekanntſchaft das größeſte Verdienſt hat. Über Spekulanten war ich ganz Spekulation geworden. Es ſind einige Lieder darin von meiner Art. Ich gefalle mir ſehr in der eigentlichen Romanze.

Ich werde mannigfachen Nutzen von meinem Roman haben — der Kopf wimmelt mir von Ideen zu Romanen und Luſtſpielen. Sollt ich Dich bald ſehn, ſo bring ich eine Erzählung und ein Märchen aus meinem Roman zur Probe mit.

Jakob Böhme leſe ich jetzt im Zuſammenhange und fange an, ihn zu verſtehen, wie er verſtanden werden muß. Man ſieht durchaus in ihm den gewaltigen Frühling mit ſeinen quellenden, treibenden, bildenden und miſchenden Kräften, die von innen heraus die Welt gebären. — Ein echtes Chaos voll dunkler Begier und wunderbarem Leben — einen wahren, auseinandergehenden Mikrokosmus. Es iſt mir ſehr lieb, ihn durch Dich kennen gelernt zu haben. — Um ſo beſſer iſt es, daß die Lehrlinge ruhn — die jetzt auf eine ganz andere Art erſcheinen ſollen. — Es ſoll ein echtſinnbildlicher Naturroman werden. Erſt muß Heinrich fertig ſein — eins nach dem andern, ſonſt wird nichts fertig. Darum ſind auch die Predigten liegen geblieben und ich denke, ſie ſollen nichts verlieren. Wenn die Litt. Zeit. nicht ſo jämmerlich wäre, ſo hätt ich Luſt gehabt, eine Rezenſion von Wilh. Meiſt. L. einzuſchicken — die freilich das völlige Gegenſtück zu Friedrichs Aufſatze ſein würde. Soviel ich auch aus Meiſter gelernt habe und noch lerne, ſo odiös iſt doch im Grunde das ganze Buch. Ich habe die ganze Rezenſion im Kopfe — es iſt

eine Candide gegen die Poeſie — ein nobilitierter Roman. Man weiß nicht, wer ſchlechter wegkömmt — die Poeſie oder der Adel, jene weil er ſie zum Adel, dieſer weil er ihn zur Poeſie rechnet. Mit Stroh und Läppchen iſt der Garten der Poeſie nachgemacht. Anſtatt die Komödiantinnen zu Muſen zu machen, werden die Muſen zu Komödiantinnen gemacht. Es iſt mir unbegreiflich, wie ich ſolange habe blind ſein können. Der Verſtand iſt darin wie ein naiver Teufel. Das Buch iſt unendlich merkwürdig — aber man freut ſich doch herzlich, wenn man von der ängſtlichen Peinlichkeit des vierten Teils erlöſt und zum Schluß gekommen iſt. Welch heitre Fröhlichkeit herrſcht nicht dagegen in Böhme, und dieſe iſts doch allein, in der wir leben wie der Fiſch im Waſſer. — Ich wollte noch viel darüber ſagen, denn es iſt mir alles ſo klar und ich ſehe ſo deutlich die große Kunſt, mit der die Poeſie durch ſich ſelbſt im Meiſter vernichtet wird — und während ſie im Hintergrunde ſcheitert, die Ökonomie ſicher auf feſtem Grund und Boden mit ihren Freunden ſich gütlich tut und achſelzuckend nach dem Meere ſieht. . . .

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [226]

Jena, 5. Mai 1801

. . . Geſtern früh kam Friedrich ins Haus, um ein Buch von Deinem Zimmer zu holen; ich ließ ihm hinausſagen, er möchte nachher zu mir kommen; er kam alſo, und ich gab ihm den Brief und ſprach mit ihm von den andern Geſchäftsſachen. Er war ungemein beklommen, obgleich niemand da war wie letzthin, der ihn möglicherweiſe genieren konnte. Kein Wort von meinem Briefe, oder irgend eine Annäherung, er konnte nur einige leiſe Töne mit mir wechſeln. Er ſah Auguſtens Bild ſtehen mit dem Schleier bedeckt, und ich nahm wahr, daß er es ahndete, aber er hob dieſen Schleier nicht, ſo wenig wie den, der über unſerm Verhältnis liegt. Schreib mir, ob er ſich denn auch gegen Dich

nicht erklärt. Du mußt mir zugeſtehn, daß ich alles getan habe, und glaub mir auch, mein Freund, ich hege keinen Haß, und Du tuſt mir ſehr Unrecht, je von Spötteln und dergl. geredet zu haben. Was ich gegen ihn habe, werde ich auch gegen Dich, ohngeachtet Deiner großen Parteilichkeit des Momentes — denn auch in Dir, redlichſter aller Freunde, ſind die Parteilichkeiten vorübergehend — immer freimütig ſagen. Ich konnte nie aufhören, freimütig ſein zu dürfen.

Auf weſſen Seite das Unedle und beſonders die Gemeinheit iſt, wird Dir nicht entgehn nach einiger Zeit; ich beſchuldige Friedrich nicht von dieſer Seite. Ich habe ihn jetzt wieder aufs ſchonendſte behandelt, da ich gezwungen bin, über die häuslichen Dinge mit ihm zu verkehren. . . .

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [227]

Jena, 18. Mai 1801

. . . Da man ſich ordentlich miteinander beſchäftigen muß, um in der Ordnung zu bleiben, ſo will ich Dir nur ſagen, mein lieber Wilhelm, daß Schelling dieſes Heft Zeile vor Zeile mit mir lieſet, und es gar anders helle in mir zu werden anfängt. Es iſt eine wahre Wonne um das Verſtehenlernen, und das Erleuchten einer dunkeln Vorſtellung, und endlich um die Ruhe dieſer Vorſtellung ſelbſt. Da das Höchſte nicht zu hoch für — diejenige kleine Perſon iſt, welche Dir ſchreibt — ſo kann ich dieſe ſtrenge Folge, da ſie mir ſo lebendig erklärt wird beſonders, und das von allem Subjektiven gleichſam entbundene Bild der Welt auch beſſer faſſen als den ſonnenklaren —. Und wie ſtille macht ſie das Gemüt. Ja ich glaube wohl an den Himmel in Spinozas Seele, deſſen Eins und Alles gewiß das alte Urgefühl iſt, das ſich nun auch in Schelling wieder zum Lichte drängt.

Apropos, dünkt Dich die Form der Darſtellung wieder barbariſch? Sie ſah mir auf den erſten Blick freilich ſo aus, aber

ich kann ſie für den Zweck nicht tadeln, ſo wenig als in einem arithmetiſchen Buch die Zahlen. Und ich möchte wiſſen, ob es wohl eine andre Form als die mathematiſche gäbe für die Spekulation — Poeſie iſt = Offenbarung. . . .

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [228]

Jena, 12. Juni 1801

Lieber Schlegel, ich ſitze an Deinem Schreibtiſch, weil unten rein gemacht wird, es iſt aber ſo kühl, daß mir die Hand ſteif iſt. So war es vor dem Jahr auch. Es iſt heute Fronleichnamstag.

Wieviel an der Witterung eines Jahres hängt — bis alles gleichgültig geworden iſt.

Faſt möchte ich Dir den Brief ſchicken, der von der Reiſe dieſes Tages erzählt, denn da liegt ja das offne Paket mit meinen und ihren Briefen vor mir. Geſtalte es zum Gedicht in Deiner Seele, wie wir auf dem blumenbeſtreueten Wege in den Tod gingen. Gedenke des Hügels am Main mit den drei Bildern von weißem Stein und den Unterſchriften, die höchſte Liebe, der höchſte Schmerz, das höchſte Mitleid. — Gedenke der ſchwertdurchbohrten Mutter, dieſes iſt das Feſt vom Tode ihres einzigen Lieblings. Aber auch ſie bleibt nicht auf Erden, und iſt ſchon nicht mehr auf Erden, auch ſie nimmt der Himmel auf.

Wenn Du einmal geſammelt biſt, dann öffne den Brief, den ich wirklich will beilegen, und dichte einmal wieder und trachte nach dem Kinde und für die Mutter.

Wir tun das Mögliche, um uns aufrecht zu erhalten, und Schelling iſt gut, er ſtärkt meine Seele in dieſem Kampf und ſtellt mich auf den höchſten Punkt des Seins, ſelbſt körperlich bis in die Gruft gebeugt.

Ich will noch von fremden Dingen mit Dir ſprechen, um mir einen Übergang zur Ruhe zu bahnen, von einem Eindruck, den

ich kürzlich empfangen habe. Unter den zurückerhaltnen Büchern befand ſich Voſſens Äneis, und zum erſtenmal hab ich denn eine Idee von dieſem Werk bekommen, über die ich ganz erſtaunen mußte. Niemals habe ich es mir ſo ſchlecht denken können. Erſtlich dünkt es mich ganz und gar nicht epiſch — es iſt nirgends ein heitres Verweilen, ſondern eine ſolche Raſtloſigkeit und Leidenſchaftlichkeit, daß mir moderner wie modern dabei zu Sinne wird. Und das iſt dem Homer nachgebildet? Nun, ſo erkennen wir ihn doch jetzt viel beſſer. Ich finde Kotzebue darin — ausgenommen den Reſpekt vor Arbeit und Kunſt, der aus dem Machwerk und der Künſtlichkeit hervorleuchtet. — Was iſt das für ein Gewimmel von unnützem Tun und Treiben und von wahren nordiſchen Geſpenſtererſcheinungen. Die Beziehung auf Roma iſt das beſte darin, aber wie unepiſch. — Wieder iſt mir ein Licht aufgegangen, wie bei alledem der Virgil den Dante veranlaßt hat. Im Klopſtock iſt die Nachbildung ſehr ſtark. Es freute mich, mich eines Winkes von Goethe zu entſinnen, wo er bei Gelegenheit des Laokoon die Stelle im Dichter ſo tief herabwürdigt und alle Vergleichung mit jenem Kunſtwerk verbittet.

Wunderbar, wie an dieſen ſchlechten Virgilius ſich wieder das höchſte der wiedererſtehenden Kunſt knüpfte und aus dem Unreinen Dante hervorging mit ſeiner Dramatik und Plaſtik. Aber ganz rein iſt doch keine Gattung wieder zum Vorſchein gekommen, beſonders die epiſche nicht, höchſtens die lyriſche (im Petrark) als die ſchwächſte. Nimm es nicht übel, daß ich Dir bekannte Dinge hererzähle, mir ſind ſie neu und ſelbſt gefunden. Man muß Gott preiſen, daß es ſolche unermüdliche Leute wie Voß in der Welt gibt, die eigends dazu organiſiert ſind, den Homeros und auch den Virgilius zu überſetzen.

Immer jammerts mich, daß Friedrich ſtatt allem ſonſt was er ſeitdem getan, nicht die Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Poeſie vollendet hat. Das iſt doch ſeine rechte Beſtimmung, und ich habe jetzt wieder das Fragment mit Freuden geleſen.

ich kann ſie für den Zweck nicht tadeln, ſo wenig als in einem arithmetiſchen Buch die Zahlen. Und ich möchte wiſſen, ob es wohl eine andre Form als die mathematiſche gäbe für die Spekulation — Poeſie iſt = Offenbarung. . . .

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [228]

Jena, 12. Juni 1801

Lieber Schlegel, ich ſitze an Deinem Schreibtiſch, weil unten rein gemacht wird, es iſt aber ſo kühl, daß mir die Hand ſteif iſt. So war es vor dem Jahr auch. Es iſt heute Fronleichnamstag.

Wieviel an der Witterung eines Jahres hängt — bis alles gleichgültig geworden iſt.

Faſt möchte ich Dir den Brief ſchicken, der von der Reiſe dieſes Tages erzählt, denn da liegt ja das offne Paket mit meinen und ihren Briefen vor mir. Geſtalte es zum Gedicht in Deiner Seele, wie wir auf dem blumenbeſtreueten Wege in den Tod gingen. Gedenke des Hügels am Main mit den drei Bildern von weißem Stein und den Unterſchriften, die höchſte Liebe, der höchſte Schmerz, das höchſte Mitleid. — Gedenke der ſchwertdurchbohrten Mutter, dieſes iſt das Feſt vom Tode ihres einzigen Lieblings. Aber auch ſie bleibt nicht auf Erden, und iſt ſchon nicht mehr auf Erden, auch ſie nimmt der Himmel auf.

Wenn Du einmal geſammelt biſt, dann öffne den Brief, den ich wirklich will beilegen, und dichte einmal wieder und trachte nach dem Kinde und für die Mutter.

Wir tun das Mögliche, um uns aufrecht zu erhalten, und Schelling iſt gut, er ſtärkt meine Seele in dieſem Kampf und ſtellt mich auf den höchſten Punkt des Seins, ſelbſt körperlich bis in die Gruft gebeugt.

Ich will noch von fremden Dingen mit Dir ſprechen, um mir einen Übergang zur Ruhe zu bahnen, von einem Eindruck, den

ich kürzlich empfangen habe. Unter den zurückerhaltnen Büchern befand ſich Voſſens Äneis, und zum erſtenmal hab ich denn eine Idee von dieſem Werk bekommen, über die ich ganz erſtaunen mußte. Niemals habe ich es mir ſo ſchlecht denken können. Erſtlich dünkt es mich ganz und gar nicht epiſch — es iſt nirgends ein heitres Verweilen, ſondern eine ſolche Raſtloſigkeit und Leidenſchaftlichkeit, daß mir moderner wie modern dabei zu Sinne wird. Und das iſt dem Homer nachgebildet? Nun, ſo erkennen wir ihn doch jetzt viel beſſer. Ich finde Kotzebue darin — ausgenommen den Reſpekt vor Arbeit und Kunſt, der aus dem Machwerk und der Künſtlichkeit hervorleuchtet. — Was iſt das für ein Gewimmel von unnützem Tun und Treiben und von wahren nordiſchen Geſpenſtererſcheinungen. Die Beziehung auf Roma iſt das beſte darin, aber wie unepiſch. — Wieder iſt mir ein Licht aufgegangen, wie bei alledem der Virgil den Dante veranlaßt hat. Im Klopſtock iſt die Nachbildung ſehr ſtark. Es freute mich, mich eines Winkes von Goethe zu entſinnen, wo er bei Gelegenheit des Laokoon die Stelle im Dichter ſo tief herabwürdigt und alle Vergleichung mit jenem Kunſtwerk verbittet.

Wunderbar, wie an dieſen ſchlechten Virgilius ſich wieder das höchſte der wiedererſtehenden Kunſt knüpfte und aus dem Unreinen Dante hervorging mit ſeiner Dramatik und Plaſtik. Aber ganz rein iſt doch keine Gattung wieder zum Vorſchein gekommen, beſonders die epiſche nicht, höchſtens die lyriſche (im Petrark) als die ſchwächſte. Nimm es nicht übel, daß ich Dir bekannte Dinge hererzähle, mir ſind ſie neu und ſelbſt gefunden. Man muß Gott preiſen, daß es ſolche unermüdliche Leute wie Voß in der Welt gibt, die eigends dazu organiſiert ſind, den Homeros und auch den Virgilius zu überſetzen.

Immer jammerts mich, daß Friedrich ſtatt allem ſonſt was er ſeitdem getan, nicht die Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Poeſie vollendet hat. Das iſt doch ſeine rechte Beſtimmung, und ich habe jetzt wieder das Fragment mit Freuden geleſen.

Leb wohl, ich muß ſchließen, denn mein Kopf iſt ſo ſchwer, daß er ſich hinzulegen ſehnet.

Schelling an Auguſt Wilhelm Schlegel [229]

Jena, 3. Juli 1801

. . . Ich muß Ihnen noch ſchreiben, daß ich ein ſehr eifriger Leſer und Verehrer der Reden über die Religion geworden bin. Sie wiſſen, wie es mir aus einer unverzeihlichen Nachläſſigkeit oder Trägheit darüber ergangen war. Ich ehre jetzt den Verfaſſer als einen Geiſt, den man nur auf der ganz gleichen Linie mit den erſten Original-Philoſophen betrachten kann. Ohne dieſe Originalität iſt es nicht möglich, ſo das Innerſte der Spekulation durchdrungen zu haben, ohne auch nur eine Spur der Stufen, die man durchgehen mußte, zurückzulaſſen. Das Werk, wie es iſt, ſcheint mir bloß aus ſich ſelbſt entſprungen, und iſt dadurch nicht nur die ſchönſte Darſtellung, ſondern zugleich ſelbſt ein Bild des Univerſums, und gleichwohl muß, wer etwas derart hervorbringen will, die tiefſten philoſophiſchen Studien gemacht haben — oder er hat durch blinde, göttliche Inſpiration geſchrieben.

Was Carolinens Geſundheit betrifft, ſo ſcheint ſie außer einer wahrſcheinlich nie ganz zu überwindenden Schwäche vorzüglich des Nervenſyſtems, in einer Verfaſſung zu ſein, welche wenigſtens kein tiefer greifendes Übel verkündigt und begründete Hoffnung läßt, ſie werde uns noch erhalten werden. Die letzte kühle Zeit hat ihr etwas zugeſetzt, doch ohne weitere böſe Folgen. Am meiſten bedarf ſie der Ruhe und Stille. Sie iſt heiter in ihrem Sinne, lieſt viel und überläßt ſich ganz der Freude, auch die tieferen Studien nicht zu ſcheuen. Die freie Luft genießt ſie ſoviel als möglich. Sollten Sie von Röſchlaubs Diſtichen keinen Gebrauch machen können, ſo bitte ich ſie mir aus, da ich ihnen eine gute Beſtimmung geben kann.

Leben Sie wohl und vergnügt.

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [230]

Jena, 10. Juli 1801

. . . Von Tieck möchte ich ſagen, er ſei gleichſam unmutig in Deiner Seele. Aber er ſollte zugleich auch mutig ſein. Ich habe nie ein Unrecht in Deinem Handel mit Unger erblickt, deswegen können wir alle doch wünſchen, daß Du lieber ein Unrecht verſchmerzt oder noch leichter genommen hätteſt, um dieſen dummen Erfolg zu verhüten, wie Du es wahrſcheinlich ſelbſt wünſcheſt, aber nicht ſo tief wie ein Nadelritz geht ein ſolches Gefühl, hingegen Tiecks Äußerungen ſind Nadelritze. Zweckten ſie auf irgend etwas ab, ſollten ſie Dich zu einem Schritt, der in Deiner Gewalt ſtände, bewegen, ſo wäre es gut — aber er hat keinen Vorſchlag zu machen. Es wäre überhaupt ſchlimm, wenn ſich ein ordentlicher Menſch nicht einmal in Verlegenheit ſetzen und etwa eine unrichtige Maßregel ergreifen dürfte; iſt man ſelbſt tüchtig und iſt von tüchtigen Dingen die Rede, ſo gleicht ſich das doch bald aus. . . .

. . . Bring doch im Ernſt Schleyermacher mit; ich will ihm ſchon ein Plätzchen im Hauſe bereiten und mich mit ihm philoſophiſch unterhalten, nur nicht religiös. Schelling ſagt, dies ſei der erſte Geiſtliche, der ihm je vorkommen, aber ich kann gar keinen Geiſtlichen brauchen.

Hege die Hoffnung nicht, daß Friedrich geneſen könnte. Es geſchieht nicht, weil es nicht nach und nach geſchehen kann. . . .

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [231]

Jena, 19. Juli 1801

. . . Alles kommt über kurz oder lang an ſeine rechte Stelle zu ſtehn im Gemüt der Welt und im Gemüt des Individuums. Ich gebe auf mein eignes Urteil nur nach Jahr und Tag etwas, deswegen lege ich ſo ungern gleich Rechenſchaft ab, und Du mußt mir auch jetzt erlauben, daß ich alles Überſchickte in meinem

August Wilhelm Schlegel an Schleiermacher [234]

Jena, 7. September 1801

... Friedrich muß ich das Zeugnis geben, daß er einen ſehr erbaulichen und fleißigen Lebenswandel führt und eigentlich beſtändig arbeitet. ... Wir ſehen uns täglich, gehen viel miteinander ſpazieren, und unſer beſtändiges Geſpräch iſt die Kunſt und jetzt vorzüglich die dramatiſche. Da muß doch endlich auf eine oder die andre Art wieder etwas zuſtande kommen. Was machen denn die poetiſchen Überſetzungen und Studien? Der Sophokles und die Trimeter. Nehmen Sie ſich in acht, daß ich Ihnen nicht zuvorkomme. Beſonders von Trimetern wird gewaltig viel die Rede ſein, und Friedrich, der ſich einmal dagegen zu erklären ſchien, iſt nicht der letzte daran, welche zu machen. Goethe äußerte auch, er wünſche dieſe Materie einmal mit mir durchzugehn, überhaupt die in der antiken Tragödie vorkommenden Silbenmaße....

... Wegen Ihrer Predigten habe ich ſchon an Bernhardi geſchrieben, was Ihnen wohl wird ausgerichtet ſein. Da ich die Freunde hier ſo lebhaft mit der Leſung derſelben beſchäftigt fand, wollt ich es, wie Eulenſpiegel, doch auch ſelbſt probieren. Allein es iſt mir dabei natürlich ergangen wie einem Profanen; zu großem Ärgernis der andern habe ich geäußert, es müßten wohl romantiſche Predigten ſein, weil ſo viel Ironie darin wäre. — Die vortreffliche Predigt über den Text: Der Faule ſtirbt über ſeinen Wünſchen, denn ſeine Hände wollen nichts tun, ſcheint mir eine offenbare Perſonalität gegen Tieck, dem ich ſie wohl vorleſen möchte....

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [235]

Jena, September 1801

... Erſt über deine Predigten. Weißt Du wohl, daß ich ſehr geneigt bin, ſie für Dein beſtes Werk zu halten, nämlich als Werk, und das gar nicht aus Widerſetzlichkeit, ſondern aus reiner Zuneigung. Sie ſind ſo voll Ruhe und frei von jedem Schein von Gezwungenheit....

Carl von Hardenberg an Tieck [236]

Meiningen, 12. November 1801

... Es kömmt mir noch mannigmal vor, als träumte ich, und kaum wage ich es, die frohen Stunden festzuhalten; werde ich glücklich, so ist es nur der Segen meines Fritz, der mich ewig umschwebt; er war und ist mein Genius des Himmels, und was ich genieße, habe ich nur durch ihn. . . .

. . . Mit F. Schlegel habe ich bei meiner Durchreise nur wenige Worte gesprochen, ich bin ganz mit Ihnen, wegen der Herausgabe der nachgelassenen Schriften, einverstanden; machen Sie es ganz nach Ihrem Sinn: Sie, guter Tieck, kannten unsern Fritz am tiefsten in Hinsicht seiner literärischen Arbeiten, und Sie können auch am besten urteilen, was dem Druck kann übergeben werden; nur eine kleine Auswahl unbedeutender Aufsätze aus frühern Jahren behalte ich mir vor; wie? und wann? Ihnen die Papiere schicken? kann ich zwar noch nicht genau bestimmen, doch denke ich, in einigen Monaten gewiß. — Haben Sie die Lehrlinge von Sais? Es ist das einzige Manuskript, das mir fehlt. — Für die Änderungen in dem Liede in Ihrem Musenalmanach, der mich unendlich freute, den herzlichen Dank; ich fühle jetzt, wie notwendig sie waren. — Haben Sie Zeit, guter Tieck, so schreiben Sie mir doch einmal hierher; können Sie mir dann vielleicht einige meiner Lieder korrigiert mitschicken? Adieu; ewig

Ihr

Carl Hardenberg

Caroline an August Wilhelm Schlegel [237]

Jena, 10. Dezember 1801

. . . In der Stunde, wo du liesest, bin ich immer ganz besonders bei Dir, und wenn nur die blauäugigte Caroline einmal die blauäugigte Athene werden könnte, um unsichtbar neben Dir

zu ſtehn, und Dir göttliche Rede in den Mund zu legen. Da Du ſchon ſo allerliebſt gepuzt und geſalbt biſt, braucht ich mich ja damit nicht, wie jene Göttin nicht unterließ, abzugeben.

Schelling wird Dir wohl ſelbſt wegen Deiner Idee hier im voraus für künftigen Sommer etwas zu arrangieren, ſchreiben. Er findet es völlig tunlich und wird ſichs ganz beſonders angelegen ſein laſſen, wozu ihn ſeine Verbindungen mit einigen Tonangebern durch das Disputatorium auch in Stand ſetzen. Es iſt ein empfänglich Volk, dieſe ſtudierende Jugend, ſchwatzt das Kluge wie das Dumme nach, und iſt ihnen alles ein bittrer Ernſt, möchten ſich aber dabei auch gern produzieren, was Schelling vielfach erfährt und immer kalt Waſſer drein gießt. . . .

Wenn Friedrich den verwilderten Roman T. 2 bei ſich haben ſollte, ſo mußt Du Dir ihn doch anſehn, denn es ſind Romanzen darin, die ordentlich ſo ausſehn, als wenn ſie nicht eben gemacht worden wären, ſondern ſich vor langer Zeit ſelbſt gemacht hätten. Gedichte ſo gut wie die beſten aus dieſer Schule, Einfälle, Wortſpiele, derbe gute Szenen und ein prächtiger kleiner Dichter Haber, kurz ſehr viel Kluges, nur das Ganze iſts nicht, verſteht ſich, und der erſten Anlage nach iſt der Hr. Clemens Brentano nur ein etwas poetiſcherer Jean Paul, alſo hat er auch mehr Witz und ſitzt ein wenig feſter auf, auf der ſinnlichen Welt. Was jener an Vergleichen leiſtet, tut dieſer in Wortſpielen, aber wahrhaftig nicht übel, gar nicht übel, es hat mich ſehr unterhalten. Und wie geſagt, die Romanzen ſind gut, die muß man ihm ſehr honorieren. . . .

Steffens iſt noch immer nicht hier, und niemand weiß etwas, außer daß er in Freiberg feſt ſitzt, aber der andre Däne, Müller, iſt da von Paris. Auch ein heißes Blut, Schelling will ihn mir in dieſen Tagen bringen. Es ſind einige Spuren da, daß ihn der Sonnenſtrahl der Kunſt, der in Paris ſo plözlich und ſenkrecht auf ihn fiel, ein wenig verbrannt hat. Er wußte bis dahin nur von der Natur. Unterwegs hat er eine große Krankheit ausgeſtanden, und iſt hier auf die Sprünge geraten, kein Fleiſch

zu eſſen und dergl. wie die Braminen, und Geiſter zu ſehn, das hat ihn ſehr abgemattet.

Ich befinde mich beſſer, wie es den Anſchein hatte — das Wetter tobt vergebens um mich her — ich werde mich gewiß dieſen Abend noch ein wenig wälzen vor Lachen, denn da bekomme ich eben den Vermehriſchen Almanach und Stanzen und Sonette von der lackierten Frau Vermehren zu leſen, das iſt ein guter Spaß — wenn Friedrich nur das Eine Lied von den kleinen Liedern hingegeben hätte, ſo wäre es charmant von ihm geweſen — aber die Diſtichen auf Goethes Werke — fi donc!

Lieber, ſtimme nicht in die Läſtereien Goethes ein, die ſie da unter ſich zur miſerabeln Mode gemacht haben. Adieu, mein Beſter.

Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel [238]

Jena, 20. Dezember 1801

... Du mußt Friedrich nichts wieder vertraun, was zu verſchweigen wirklich not tut, oder Dir wenigſtens ausdrücklich von ihm verſprechen laſſen, der Veit nichts zu ſagen. Es herrſcht in jenem Kreiſe ein endloſes Wiederſagen, und gewiß wird ein gut Teil weniger Geklatſch werden, wenn ſowohl die V. als Friedrich weg ſind, denn er iſt nicht frei von dieſer Schwachheit. — Ritter ſcheint ſich auch kein Gewiſſen hierüber zu machen — wie er denn in mehr Dingen höchſt unverſchämt iſt. — Er hatte Gries folgendes komiſche Ding mitgeteilt, das ich Dir zu Deinem Amusement, wenn Du es nicht von Friedrich ſelbſt weißt, ebenfalls mitteilen will. Friedrich hatte in das Exemplar des verrückten Romans des Brentano ein Diſtichon geſchrieben, was ungefähr ſo lautet:

Hundert Prügel vorn A— die wären Dir redlich zu gönnen,
Fr. Schl. bezeugts, andre Vortreffliche auch.

Und hierunter haben mehr gute Freunde ihren Namen ſetzen müſſen, Ritter unter andern. Dieſer hat das Exemplar gern

haben wollen, um es Brentano in die Hände zu ſpielen, der hier iſt, allein es heißt, Friedrich habe es beigeſchloſſen, die Veit verleugnet es natürlich. Wiedererfahren wird es Brentano dennoch, was auch recht heilſam iſt. Er iſt gekommen, wie er ſpricht, um ſich Fr. Schlegel zu zeigen, gleichſam dem Hoheprieſter, ob er noch Ausſatz an ſich hat, und wie er beſchaffen iſt. Nun war Friedrich weg, und er treibt ſich hier mit ſeiner grenzenloſen Impertinenz herum, ſchimpft item auf Goethe, daß man täglich neue alberne Streiche davon hört, was uns in der Ferne beluſtigt, da der Narr uns nicht zu nahe kommt. In dieſer Ferne hat mir denn ſein Roman gleichfalls ein augenblickliches Vergnügen gemacht. Allein es gibt andre Dinge — wie ſie kein Auge gehört hat, kein Ohr geſehen — ja der Menſch iſt nur ein alberner Hanswurſt, wenn er zu ſagen unternähme, was für Dinge? Ich habe ein äußerſt rares Geſicht gehabt: und will hierunter den Vermehreriſchen Almanach verſtanden wiſſen. . . .

Schelling an Auguſt Wilhelm Schlegel [239]

Jena, 4. Januar 1802

Von der Aufführung des Jon, teuerſter Freund, werden Sie die vollſtändigſte Nachricht durch Carolinens Hand erhalten, und ſollte ihr das Geringſte während des Schreibens entgangen ſein, ſo wird ſie oder ich es in der Folge ſupplieren. Es bleibt mir demnach nichts übrig, als in meinem Teil zu bezeugen, wie gelungen die Darſtellung war, und wie ſehr die innere Vortrefflichkeit des Stücks ſich durch dieſe entwickelt hat. Die Aufführung war, wie das Stück ſelbſt, aus Einem Geiſte geboren; dies ſah und fühlte man durchaus, und ich erinnere mich nicht, jemals auf dem Theater eine ſo harmoniſche Anſchauung genoſſen zu haben. Ich bin davon entzückt und im Innerſten erfreut geweſen. Nehmen Sie die Bezeigung meiner reinſten Bewunderung an, die ich dem Talent zollen muß, das mit dem erſten dramatiſchen Werk,

das aus ihm hervorgeht, und der innern Vollkommenheit desſelben gleich auch dieſen äußeren Effekt zu vermählen wußte. Es war mir, als ob ich nicht nur für Sie, ſondern für die ganze dramatiſche Kunſt die Laufbahn eröffnet, die Schranken aufgetan ſähe. Es iſt das erſte Mal, daß ich angefangen habe mit ſicherm Zutrauen zu glauben, daß das Antike in dieſem Teil der Kunſt aufhören könne, es zu ſein, und unſer werden. Nachdem ich dieſes geſehen habe, glaube ich auch an die Möglichkeit des Höchſten in dieſer Art, und in Ihrem Geiſt erkenne ich das, was ſonſt als ungewiſſe Ferne erſchien, als ſichere Gegenwart. . . .

Auguſt Wilhelm Schlegel an Goethe [240]

Berlin, 19. Januar 1802

Empfangen Sie meinen wärmſten Dank für die liebevolle Pflege, die Sie meinem erſten dramatiſchen Verſuche geſchenkt haben. Der Bericht, den mir meine Jenaiſchen Freunde von der ſo vollkommen gelungnen und, auf dem deutſchen Theater wenigſtens, beiſpiellos harmoniſchen Darſtellung erteilen, hat mich entzückt; der Beifall, den das Stück bei dem dortigen Publikum davongetragen haben mag, iſt gewiß größtenteils Ihr Werk.

Ganz beſonders bin ich Ihnen noch für die ſtrenge Geheimhaltung meines Namens verpflichtet, womit wir leider unſern Zweck nicht erreicht haben. Ich bin Ihnen hierüber noch einen kleinen Aufſchluß ſchuldig, es möchte Ihnen ſonſt befremdlich erſcheinen, daß ich ein Geheimnis andern zu bewahren anempfehle, während es von mir ſelbſt oder den meinigen verwahrloſt wird. — Bei meiner Zurückkunft in Jena teilte ich natürlich meinem Bruder die angefangene Arbeit mit, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, durchaus niemanden etwas davon zu zeigen oder zu ſagen. Ich bezog dies allerdings mit auf eine Perſon, die ihn umgibt, die er als die ſeinige betrachtet, gegen die ich aber durch Schaden vorſichtig gemacht keine Art von Zutrauen

hege, und allen Umgang mit ihr abgebrochen habe. Er hat meine Forderung nicht ſo verſtehen wollen, und dadurch die klatſchhafte Indiskretion, wie der Erfolg gezeigt, auf eine zu ſchwere Probe geſtellt. Genug, nach der Abreiſe meines Bruders iſt durch die Freunde, welche in ſeiner Wohnung aus- und eingehen, die Sache herumgebracht worden. Es ſoll mir ſo etwas nicht wieder begegnen, das nächſte Mal werde ich meine Maßregeln ſchon beſſer nehmen. . . .

Carl von Hardenberg an Tieck [241]

Meiningen, 18. Januar 1802

Ihren Brief vom 26. Dezember erhielt ich in den erſten Tagen meines Glücks, da ich meine Caroline ganz mein nennen konnte, und ſie zum erſtenmal als mein liebes Weib umarmte; Sie können denken, wie unendlich wert mir nun des Freundes Gruß war, da ich mich ohnehin ſolange nach einem Brief von Ihnen geſehnt hatte; — doch zuerſt die herzliche Bitte, alle Entſchuldigung wegen Nichtſchreibens oder verzögerter Beantwortung auf immer aus unſrer Korreſpondenz zu verbannen; Freundſchaft, wie die unſrige, iſt nicht an Buchſtaben gebunden: unſere Seelen ſind inniger als durch Briefe verbunden; die Freunde meines ewig geliebten Fritz ſind für mich ein Vermächtnis für die Ewigkeit, und wohl mir, wenn ſie einen Teil ihrer Freundſchaft für den Verklärten auf mich übertragen; doch, auch davon bin ich bei Ihnen, lieber Tieck, den ich den erſten ſeiner Freunde nennen kann, überzeugt; alſo dieſes Kapitel wäre geſchloſſen. — Wie ſeltſam ich in den erſten Tagen des völligen Beſitzes meines lieben lieben Weibes geſtimmt war, kann ich nicht ausdrücken; in meinem Innern wogte alles in wilder Verwirrung; die trübe Vergangenheit und freudige Gegenwart beengten mich auf eine wunderliche Weiſe; das Schickſal hatte mich mit ſo eiſerner Hand angegriffen, daß ich nicht begreifen konnte, wie mich auf einmal

ſo milde Frühlingsluft anwehte, und ich wie durch einen Zauberſchlag aus tiefer Nacht in den himmliſchen Glanz eines neuen Morgens verſetzt war. — Erwacht bin ich jetzt zu friſchem Leben und Tätigkeit, und dankbar bin ich wenigſtens für dieſe köſtlichen Augenblicke; die Erde mit ihren Bewohnern iſt mir nicht mehr fremd, und ich gehe wieder mit neuem Mute dem bunten Labyrinthe entgegen. — Der erſte Januar war mein Hochzeitstag; mein guter Vater überraſchte uns den Tag zuvor; meine Zufriedenheit ſtärkt auch meine guten, ſo tief gebeugten Eltern; den herzlichen Dank für ihr Andenken an ſie. — Meine wenigen Gedichte ſind ganz zu Ihrer Dispoſition, lieber Tieck, nur bitte ich, den Namen Roſtorf nicht zu vergeſſen; der Name wäre mir gleichgültig, aber mein guter Fritz hat mir ſelbigen noch gegeben; alles was Sie daran ändern iſt mir recht; Sie guter Tieck ſind und werden mein Führer auf dem Wege der Poeſie, der ich ewig treu bin, bleiben. — Mit den Gedichten in dem Muſenalmanach haben Sie mir viel Freude gemacht und neue Luſt ins Herz gebracht; und ich freue mich, ſehr bald wieder etwas von Ihnen zu leſen; jetzt habe ich zwar keine fertigen Gedichte, aber vielleicht kann ich Ihnen bald einige zuſenden; ich habe noch etwas zu arbeiten angefangen und denke vor der Meſſe noch etwas ganzes fertig zu liefern. — Von dem Manuſkript unſers Fritz kann ich Ihnen nur jetzt die beikommenden geiſtlichen Gedichte ſenden; das übrige muß bis auf meine Rückkunft nach Weißenfels beruhen, und leider kann ich vor Ende Februar nicht dahin kommen; dann denke ich Friedrich Schlegel dort zu ſehen und die Auswahl zu machen. Über die Lehrlinge bin ich wirklich in Sorge, doch können ſich ſelbige wohl noch bei dem Manuſkript in Weißenfels befinden; Ihnen beiden bleibt ohne Frage ganz allein die Auswahl und Redaktion.

Meine Frau grüßt Sie und Ihre liebe Frau ſehr herzlich und freut ſich unendlich auf Ihre Bekanntſchaft, Ihre Schwägerin, die Ernſt und Dora Stock bitte ich von mir beſtens zu grüßen; ich verſetze mich oft in den Zirkel meiner geliebten Freunde. —

Über Jean Paul, der hier hauſet, hätte ich Ihnen noch manches närriſche zu ſchreiben, aber er verliert nachgerade das Intreſſante und die Poſt eilt. Leben Sie wohl, teurer, beſter Freund; habe ich zur Oſtermeſſe vielleicht Hoffnung, Sie in Leipzig zu ſehen? Auf immer

Ihr

Carl

Schelling an Auguſt Wilhelm Schlegel [242]

Jena, 4. April 1802

. . . Daß ein ſo harmoniſcher Geiſt wie Hülſen ſich ſelbſt in meinen philoſophiſchen Ideen erkennen kann, freut mich ebenſo ſehr, als es mich freuen wird, wenn Fichte immer mehr gegen mich polemiſiert. Über dieſen bedarf ich keines weiteren Zeugniſſes mehr und weiß woran ich mit ihm bin. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [243]

Stolpe, 19. Auguſt 1802

Mit meinem Reichtum, meine herzlich geliebte Jette, das hat ſeine volle Richtigkeit. Glaube nur, ich halte gutes Buch darüber und Du glaubſt nicht, wie ich meine Freude habe an jedem Zuwachs, der, dem Himmel ſei Dank! — gerade ſeit dem Punkt meiner Verwe[a]iſung (die beiden Lesarten ſind gleich richtig) ſo geſegnet geweſen iſt. Denke nur an Reimer, an Dein immer näheres Verhältnis mit Leonore, an Lottens Liebe zu ihr und an den ſchönen Anfang, den ſie gemacht hat, in meinen ganzen Kreis hineinzutreten. Denkſt Du, daß ich das alles nicht fühle? und daß es mich nicht glücklich macht? Nein, ſo ſchlimm ſteht es nicht mit mir, und ich ſage mir recht oft, daß es wohl wenige glücklichere Menſchen geben mag als mich. Aber kann nicht auch

der reichſte Menſch einen augenblicklichen Mangel haben, wenn er nun grade Alles auf Zinſen getan hat? Siehſt Du, das iſt grade mein Fall und hier iſt kein Geld zu haben, und alle Prozente, die ich böte, würden nichts helfen. Es kann mir niemand helfen als Ihr, indem Ihr mir recht fleißig Rimeſſen ſchickt. Und ich habe ja ſeit Deiner Rückkunft alle Urſache, Dich zu loben. Nur Dein Wundern begreife ich nicht an etwas, das Du nicht nur lange kennſt, ſondern das auch ſo tief in meiner innerſten Natur liegt. Oder liegt das nicht in meiner Natur, daß ich kein unabhängiges Daſein habe? Daß alle meine Tätigkeit ein Produkt der Mitteilung iſt? und daß ſie alſo nur mit dieſer in Verhältnis ſteht? Für alles, was ich tun ſoll, kommt es darauf an, daß ich lebendig affiziert werde, und Eure Briefe helfen nicht nur meinem Sein, ſondern auch meinem Wirken mehr als irgend etwas; ja ſie allein ſind es, an die ich mich halten muß und ohne die auch alles Gefühl meines Reichtums grade zum Wirken und Arbeiten nichts helfen könnte.

Carl von Hardenberg an Tieck [244]

Meiningen, 31. Auguſt 1802

... Dieſe wenigen Bogen [die Lehrlinge von Sais] bleiben eine Vorhalle voll unendlichen Reichtums: ich begreife jetzt wohl, daß Er hat ſterben müſſen. Wir ſind noch nicht reif zu den ungeheuern Offenbarungen, die durch ihn zu uns gekommen wären. — Ich lebe jetzt ſehr glücklich und im eigentlichſten Sinne des Worts der Liebe im Schoß! — Sehr froh würde es mich freilich machen, Sie, lieber Tieck, und andere Freunde in der Nähe zu haben; aber darauf leiſte ich auch noch nicht Verzicht, daß es wenigſtens künftig geſchieht. Seit ich verheiratet bin, werde ich täglich ruhiger und nüchterner, ohne jedoch an Fantaſie zu verlieren oder gleichſam erdigerer Natur zu werden. — Ich kann es mit Worten gar nicht ſagen, wie mir ſo alles anders, ſo vieles

klar und hell erſcheint, was vorher nur in trüben Nebel gehüllt war; es iſt als hätten ſich die Erfahrungen reifen Alters mit dem Gefühl ewiger Jugend und glücklicher Kindheit verbunden. — Ja oft fühle ich mich ſo unbeſchreiblich und ſeltſam, daß ich meine, ich ſei nahe am Ziel des Lebens! Aber was iſt denn auch Nah und Ferne? Die Zeit iſt nur das traumerregende Prinzip! Wir träumten nicht, wenn wir keine Zeit hätten. Ich freue mich ſehr, Sie, lieber Tieck, bald zu ſehen, und ſollte denn dies auf der Michaelismeſſe nicht möglich ſein? Dann bin ich wieder in Weißenfels und bleibe den ganzen Winter daſelbſt. — Sie haben gewiß herrliche Dinge in der Zeit gearbeitet, und die Ausſicht zu dieſem Genuß macht mich ſehr lüſtern. — Auch ich habe einiges in der Arbeit, und wie lieb würde es mir ſein, Ihnen ſo manches zeigen zu können, und wieviel habe ich mit Ihnen zu ſprechen. — Hier bin ich von mündlicher geiſtvoller Geſellſchaft gänzlich abgeſchnitten, und Heil mir! daß mein Glück jetzt nur in mir und meiner Line ruht; die andern Menſchen könnten einen toll für Lachen oder Mitleiden machen; ſie ſind in mancher Hinſicht viel dümmer als ich ahnden konnte; Jean Paul, der hier lebt, wird täglich armſeliger und natürlich auch übermütiger. Es iſt ganz ſpaßhaft, wie er oft unbewußt einige Rollen im geſtiefelten Kater und Zerbino übernimmt. . . .

Auguſt Wilhelm Schlegel an Goethe [245]

Berlin, 11. September 1802

Es iſt recht lange her, daß ich auf Ihren letzten gütigen Brief, den ich in Dresden erhielt, die Antwort ſchuldig geblieben bin. Allein ich wußte, daß Sie zum Teil verreiſt und in zerſtreuenden Geſchäften waren und wollte deswegen, da ich nichts beſonders Intereſſantes zu melden hatte, nicht ſtören. Jetzt gibt mir ein ſpaniſches Schauſpiel, mit deſſen Bearbeitung ich vor kurzem

fertig geworden, und das Ihnen Tieck mit dieſem Briefe einhändigen wird, Veranlaſſung zu ſchreiben.

Sie haben ſich meines Jon ſo väterlich angenommen, daß ich Ihnen gern dieſen Herbſt wieder eine originale Arbeit für das Theater zugeſchickt hätte, aber ich bin noch nicht wieder ſo weit gediehen. Die beikommende Überſetzung, die ſo treu als möglich iſt, mit Beibehaltnng der urſprünglichen Formen, ſoweit es die verſchiedene Natur der Sprachen geſtattet, ſende ich Ihnen, teils in der Hoffnung, daß die Lektüre Sie intereſſieren wird, teils um ſie Ihnen für Ihr Theater anzubieten, falls Sie davon Gebrauch machen können und wollen. Sie werden es ſich vielleicht nicht mehr erinnern, daß ich Sie vor mehr als zwei Jahren einmal fragte: ob Sie wohl Wunder auf das Theater zu bringen wagten? worauf Sie erwiderten: Wunder hätten an ſich nichts Bedenkliches, wenn ſie nur ſonſt theatraliſch eingerichtet wären. Ich zielte damals eben auf dies Stück, das ich aber nur flüchtig geleſen hatte und nicht gehörig verſtand, ſo daß ich den Gedanken zu einer freieren Bearbeitung faſſen konnte. Seitdem habe ich wohl eingeſehen, daß die ganze Aufführung bis in die Feinheiten der Form mit der beſtimmteſten Notwendigkeit daſteht, und kann ebenſo wenig daran denken, etwas von Calderon zu bearbeiten als von Shakeſpeare.

Über das Stück füge ich nichts weiter hinzu, um Ihrem Urteile nicht vorzugreifen. Nur will ich bemerken, daß Sie den Dichter keineswegs daraus kennen lernen, nicht einmal ſeine eigentümlichſte Seite. Ich habe den Calderon ſeit etwa einem Jahre viel ſtudiert, jedoch lange noch nicht genug, um ihn ganz zu kennen und zu verſtehen. Auf Oſtern werde ich anfangen, ein Spaniſches Theater herauszugeben, worin ich aber die Stücke des Calderon von denen der übrigen ſpaniſchen Dichter abſondern werde. . . .

Friedrich Schlegel an August Wilhelm [246]

Paris, 16. September 1802

. . . Ich bitte Dich sehr mir Nachricht zu geben von der deutschen Literatur überhaupt und von Dir selbst und Deinen eignen Arbeiten besonders. Was macht der Philoxenos? und was der Jon? d. h. wann eher werde ich ihn gedruckt sehen? Vor allem aber wünsche ich vom Tristan zu hören. Möchtest Du doch auf meine Überzeugung genug achten, um im Drama auch das Romantische besonders zu konstituieren. Ich überzeuge mich immer mehr, daß dieses der einzige wahre Weg ist, und das sogar für die Komödie. Das Antike bleibt flach oder wird gelehrt und kann nur mythologisch genommen bedeutend sein, wo es dann von selbst in das Gebiet der esoterischen Poesie tritt. Das ganz Moderne aber ist selbst für die Komödie ein unwürdiger und steriler Stoff. . . .

Schelling an August Wilhelm Schlegel [247]

Jena, 21. Oktober 1802

Das Stück von Calderon hat mich in hohes Entzücken und tiefe Bewunderung gesetzt. Es ist eine völlig neue Anschauung und öffnet mehr, als ich zu sagen vermag, die Perspektive auf die Größe, deren die romantische Poesie fähig ist. Wenn ich je ein Stück gekannt habe, das ganz Stoff und ganz Form ist, so ist es dieses: beide durchdringen sich bis zur absoluten Durchsichtigkeit. Selbst Shakespeare erscheint mir dagegen trüber, über dessen Absichten es Zweifel und abweichende Meinungen geben kann. Hier ist die Absicht ganz ins Objekt übergegangen und ihm verbunden. Wollte man die Offenbarung innerer Absichten, die unwillkürlich erscheint, Naivetät nennen, so wäre Calderons Gedicht das Naivste, was mir vorgekommen ist: er spielt ein ganz offenes Spiel, man sieht auf den Grund seiner Seele, er selbst spricht in verschiedenen Stellen seinen ganzen Sinn und Absicht

aus — und macht doch die ganze Wirkung, welche bei Shakespeare oft nur die unenthüllbare oder unergründliche Absicht und Tiefe hervorbringt. Das ist die wahrste und innerste Rührung, die von diesem göttlichen Gedicht ausgeht. Ein anderer Punkt der Vergleichung und Unterscheidung von Shakespeare ist die Mischung des Komischen und Tragischen: ich gestehe, daß mir diese Elemente bei Shakespeare weit mehr neben einander zu liegen scheinen, und daß jenes in den viel leiseren Zügen, mit welchen es bei Calderon entworfen ist, dem Ganzen eine weit größere Identität und Reinheit läßt. Dieses Gedicht zeigt, welch ein notwendiges Element der Poesie die Religion ist, was diese dem Dichter erlaubt, da er in ihr die Mittel der Versöhnung und der Harmonie findet. Der weit zurückgehende Hintergrund, da Eusebios Schicksal nicht durch ihn selbst, sondern den Willen des Himmels bestimmt ist, der ihn nach der Geburt bei dem Kreuz zurückläßt und dadurch die blinde Wut seiner Liebe zur Julia, die nach allen tragischen Begriffen nichts anderes als Schrecklichkeiten erzeugen kann und den Brudermord nebst allen Folgen begründet — diese Zurückweichung des Ganzen in ein früheres Verhängnis wie die religiöse Lösung am Ende geht zunächst an das Antike und erinnert an Oedipus und alles große, sowie überhaupt dies das Antike wahrhaft im Modernen — der Gegensatz wahrhaft und wesentlich aufgehoben ist, ohne daß dieses aufhörte romantisch und modern zu sein. Kurz, ich sehe, daß was man sich in der Theorie als ein Problem dachte, dessen Lösung in der Ferne läge, hier wirklich geleistet ist, und es möchte schwer sein, sich zu überreden, daß über dieses hinaus noch etwas höheres läge....

Schleiermacher an Henriette Herz [248]

Königsberg, 26. Oktober 1802

Eben, liebe Jette, habe ich in einem Buch von Schaffner etwas gelesen über die Koketterie, was mich natürlich auf Deinen vor-

letzten Brief und die Konfessionen in demselben zurückführt. Ich möchte aber wieder bei der Frage anfangen, was nennst Du Koketterie? Wollen wir an den Sokrates denken, der eine Athenische Hetäre in der Kunst unterrichtete, Menschen zu fangen? Etwas Ähnliches ist es freilich immer; allein es macht doch darin, ob diese Kunst eine liberale oder illiberale ist, einen großen Unterschied, ob der ganze Mensch gefangen werden soll oder nur seine Sinnlichkeit. Das letzte ist nach meiner Ansicht die Koketterie, welche eigentlich zu tadeln ist, und zwar um so mehr, wenn sie nicht auch nur die Sinnlichkeit braucht, um die Sinnlichkeit zu fangen, sondern wenn sie Geist und Verstand sogar als Mittel braucht und der eigentliche Triumph doch nur auf die Sinnlichkeit gerichtet ist. Die Absicht überhaupt und das bewußte Bestreben, Männer an sich zu ziehen, liegt in der weiblichen Natur und gehört zu ihr (bei Mädchen ist es mehr Wunsch und Instinkt, bei Frauen mehr Wille und Absicht), nicht etwa als ein Fehler, sondern ganz notwendig und wesentlich. Denn nur dadurch entgehen die Frauen der Erniedrigung, zu welcher sie Fichte verdammt, untätig zu sein in dem ganzen Prozeß der Liebe vom ersten Anfang an. Es ist aber nicht nur in der Liebe so, sondern auch in der Freundschaft, weil ihr auch diese in eurer dermaligen Lage nicht offen anbieten dürft, so daß dies mir sehr wohlbekannte Phänomen meiner Ansicht von dem Unterschiede der Freundschaft und Liebe gar nicht im Wege steht. Auch nicht dies, daß die Koketterie der Freundschaft und der Liebe nicht wesentlich unterschieden sind. Das allgemeine Geschlechtsbewußtsein muß doch immer der Punkt sein, von dem man ausgeht; es muß erst arrangiert werden, wie es hiermit gehalten werden soll, ehe sich eine Verbindung zwischen Mann und Frau bestimmt zur Freundschaft entscheiden kann. . . .

Noch ein Wort von Deiner Sentimentalität. Da hast Du doch zwei ganz verschiedene Dinge vermischt; das Rechtliche, Edle ist eins, das Zarte und Feine ein ganz anderes. Es gibt große Gemüter, die mehr politisch oder künstlerisch sind als ethisch, und

denen die Verhältniſſe, worin ſich das Zarte und Feine gewöhnlich zeigt, zu klein ſind, weil ſie immer weiter ſehen. Man kann ihnen deswegen das Schöne doch nicht abſprechen, wenn man ſich nur auf den Geſichtspunkt ſtellt, auf welchem man ſie recht überſehen kann. Zum Teil gehört auch Friedrich zu dieſen, wiewohl es nicht immer das Große iſt, was ihn empfänglich für das Zarte macht. Ich möchte noch weiter gehen und ſagen, es kann große und ſchöne Gemüter geben, freilich nicht, denen es an Gefühl fürs Rechtliche fehlt, aber die berufen ſind, es zu verletzen, weil ſie an ſolcher Stelle ſtehen, wo ſie die Grenze desſelben beſtimmen ſollen. Du ſiehſt, auch dieſen kann ich das Gefühl für das Rechtliche nicht erlaſſen, gar wohl aber jenen das Gefühl für das Zarte, nämlich nicht überhaupt, aber doch faſt in allen einzelnen Fällen. Du mußt es Dir beſonders zur Pflicht machen, nicht aus Vorliebe für das Zarte das Gefühl für das Große zu verlieren. . . .

Caroline an Julie Gotter [249]

18. Februar 1803

. . . Es iſt endlich auch nötig, daß ich Rechenſchaft von mir gebe. Im Mai oder Junius verlaſſe ich Jena auf lange Zeit und gehe erſtlich in ein Bad in Schwaben, dann aber im Herbſt nach Italien, und der Winter wird in Rom zugebracht, ſo Gott will. Um aber hierzu völlige Freiheit zu haben und auch niemand in ſeiner Freiheit hinderlich zu ſein, wird vorher, oder iſt vielmehr ſchon, das Band der Ehe zwiſchen Schlegel und mir aufgehoben — das einer herzlichen Freundſchaft und Achtung wird hoffentlich immer beſtehen. — Ich zweifle nicht, daß Dir dieſes in dieſem Augenblick keine Neuigkeit mehr iſt. Alles andre hierüber laſſen wir aber abſeits liegen und halten uns an das, was ich Euch unmittelbar mitteile, und was an Dich zu richten, meine junge Freundin, ich nicht das geringſte Bedenken trage,

noch, ſo wie alles der Wahrheit nach und in meinem Herzen ſteht, tragen darf. Indem mir das Schickſal oft ſeine höchſten Güter nicht verſagt hat, iſt es mir doch zugleich auch ſo ſchmerzlich geweſen, und hat ſo ſeinen auserleſenſten Jammer über mich ergoſſen, daß wer mir zuſieht nicht gelockt werden kann, ſich durch kühne und willkürliche Handlungsweiſe auf unbekannten Boden zu wagen, ſondern Gott um Einfachheit des Geſchickes bitten muß, und ſich ſelbſt das Gelübd ablegen, nichts zu tun, um es zu verſcherzen. Nicht als ob ich mich anklagte; was ich jetzt zu tun genötigt bin, iſt bei mir vollkommen gerechtfertigt, nur verleiten kann das Beiſpiel nicht. Ich habe nun alles verloren, mein Kleinod, das Leben meines Lebens iſt hin, man würde mir vielleicht verzeihen, wenn ich auch die letzte Hülle noch von mir würfe, um mich zu befreien, aber hierin bin ich gebunden — ich muß dieſes Daſein fortſetzen, ſo lange es dem Himmel gefällt, und das einzige, was ich dafür noch beſtimmtes wünſchen kann, iſt Ruhe, wahrhafte Ruhe und Übereinſtimmung in meinen nächſten Umgebungen. Dieſe kann ich in der Verbindung mit Schlegel nicht mehr finden; mannigfaltige Störungen haben ſich dazwiſchen geworfen, und mein Gemüt hat ſich ganz von ihr abgewendet; das habe ich ihm vom erſten Moment an nicht verhehlt, meine Aufrichtigkeit iſt ohne Rückhalt geweſen. Es hätte ſeitdem vielleicht manches anders werden können, allein andre bemächtigten ſich ſeiner, da ich zurücktrat, und nicht die löblichſten Menſchen, wie Du weißt, und ich gewann immer mehr Urſache, mich für eine entſchiedne und öffentliche Trennung zu entſchließen, nicht ohne Kampf, weil es mir ſchrecklich war, auch noch durch dieſes gehn zu müſſen, das ich aber endlich durchaus für Pflicht hielt; ich konnte und wollte Schlegeln nicht mehr alles ſein und hätte ihn nur verhindert, ihn, der in der Blüte ſeines Lebens ſteht, auf andern Wegen ſein Glück zu ſuchen. Dazu kam, daß meine Geſundheit mir nicht die Hoffnung läßt, Mutter zu werden; und ſo wollte ich ihn auch deſſen nicht berauben, was mir ihm zu gewähren verſagt war. Kinder hätten unſtreitig unſre Verbindung,

die wir unter uns nie anders als wie ganz frei betrachteten, unauflöslich gemacht. Das ſind die Seiten meines Geſchicks, wo das Verhängnis eintritt und von keiner Verſchuldung die Rede ſein kann. Dagegen hätte ich behutſamer ſein ſollen, die Heirat mit ihm nicht einzugehn, zu der mich damals mehr das Drängen meiner Mutter als eigner Wille beſtimmte. Schlegel hätte immer nur mein Freund ſein ſollen, wie er es ſein Leben hindurch ſo redlich, oft ſo ſehr edel geweſen iſt. Es iſt zu entſchuldigen, daß ich nicht ſtandhafter in dieſer Überzeugung war, und die Ängſtlichkeit andrer, dann auch der Wunſch, mir und meinem Kinde in meiner damaligen zerrütteten Lage einen Beſchützer zu geben, mich überredeten, allein dafür muß ich nun doch büßen. Inſoweit Du Schlegel kennſt, Julchen — ich muß an Dein unbefangnes Gefühl appellieren — glaubſt Du, daß er der Mann war, dem ſich meine Liebe unbedingt und in ihrem ganzen Umfange hingeben konnte? Unter andern Umſtänden hätte dieſes bei einmal getroffner Wahl nichts verändert, ſo wie ſie hier indeſſen nach und nach ſtattfanden, durfte es Einfluß über mich gewinnen, beſonders da Schlegel mich ſelbſt mehrmals an die unter uns beſtehende Freiheit durch Frivolitäten erinnerte, die, wenn ich auch nicht an der Fortdauer ſeiner Liebe zweifelte, mir doch mißfallen konnten und wenigſtens nicht dazu beitrugen, meine Neigung zu feſſeln. — Jetzt, nachdem das Schickſal keines andern Weſens mehr mit dem meinigen verflochten iſt, bin ich wohl berechtigt zu tun, was für mich das Rechte und Wahre iſt, und auch ganz und gar nicht danach zu fragen, wie das nach außen hin ausſehn mag, was an ſich gut iſt. Daß es ſo iſt, darauf gedenke ich zu leben und zu ſterben. In Berlin, wo mir alles mißfiel und Schlegel doch zu bleiben gedachte, kam der Entſchluß zur Reife, die Krankheit meiner Mutter verzögerte die Ausführung, aber wie Du zuletzt bei mir warſt, waren ſchon alle Schritte deshalb geſchehn — ich will und darf Dir nicht ſagen, wer mir in dieſer Angelegenheit faſt väterlich beigeſtanden hat — genug, der Herzog zeigte ſich geneigt, uns alle langwierigen und

widrigen Formalitäten der Sache zu erſparen, und ſehr bald wird das letzte Wort darin geſprochen ſein.

Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie ruhig ich ſeit dem Moment bin, wo wir uns entſchieden hatten, ich bin faſt glücklich zu nennen, und meine Geſundheit hat beträchtlich gewonnen. — Alle Läſterungen, die es ferner nach ſich ziehn möchte, geſprochne und gedruckte Pasquille, und was dahin gehört, das kann mich nicht anrühren. Ich habe nur die Meinigen gebeten, mich nicht mit Betrachtungen zu zerreißen, die aus einer andern Welt genommen ſind, als in der ich exiſtiere. Von der andern begehre ich nichts, und ich kenne ſie obendrein ſo gut, daß ich ſogar weiß, es würde doch nur von mir abhängen, meine Anſprüche an ſie auch wieder geltend zu machen, ſobald ich es wollen könnte. Sonderbar iſt es, daß Einmal in die Stürme einer großen Revolution verwickelt mit meinen Privatbegebenheiten, ich es gleichſam jetzt zum zweitenmal werde, denn die Bewegung in der literariſchen Welt iſt ſo ſtark und gärend wie damals die politiſche. Die Schufte und ehrloſen Geſellen ſcheinen eben die Oberhand zu haben. Von Kotzebue an, der in Berlin faſt Miniſter geworden, iſt ein göttlicher Zuſammenhang der Niederträchtigkeit in der Welt, ich ſage ein göttlicher, denn die Vorſehung wird ſich gewiß noch verherrlichen, indem ſie ihn auflöſet. Schlegel iſt nicht ſo inkonſequent, daß er ſich im mindeſten irgend etwas von dem, was geſchieht, anfechten ließe, und er hat dieſe Geſinnung in ihrem ganzen Nachdruck noch ſoeben in einem Brief an Schelling erklärt, was mich denn vollends in meiner Ruhe befeſtigt. . . .

Schleiermacher an Friedrich Schlegel [250]

Stolpe, 15. März 1803

Du wirſt Dich nicht wundern, lieber Freund, daß ich Deinen Brief an die Herz auch mir zu Herzen genommen und ihn als an mich geſchrieben angeſehen, bis auf die Hauptſache freilich, zu

der ich leider nichts tun kann. Ihr armen Menſchen, in welchem Zuſtande ſeid Ihr, und welch ein ſchreckliches Gefühl muß es ſein, ſo zu leiden und zu wiſſen, daß durch etwas, was eigentlich ſo leicht herbeizuſchaffen ſein ſollte als Geld, alle Pein könnte hinweggenommen werden. Ich bin vielleicht in einer andern Art ebenſo unglücklich, aber ich habe doch das Gefühl, daß mir nichts Äußerliches in der Welt helfen kann, und dieſes iſt ſehr tröſtlich und aufmunternd. Das Unglück bekommt dadurch einen ganz andern Charakter; es iſt doch ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden, und es lohnt im ſchlimmſten Fall immer der Mühe, es kennen gelernt zu haben. Wollte Gott, ich hätte Geld; ich könnte es Euch mit jener derben Zunötigung anbieten, welche verſichert, daß, wenn das Dargebotene nicht genommen wird, es doch nur für die Schweine geht. — Tu nur um Gotteswillen alles Mögliche, lieber Freund, um Dir irgend ein Schickſal zu fixieren, ſonſt iſt es unvermeidlich, daß Ihr immer wieder in einen ſo ähnlichen Zuſtand zurückfallt. Geht es in Frankreich nicht, ſieh Dich lieber nach irgend einem Kanal im ſüdlichen Deutſchland um.

Ich hätte nicht erwartet, ſo traurige Nachrichten von Euch zu hören, weder von Eurer Lage noch von Eurer Stimmung. Dein letzter Brief handelte ſo ruhig vom Plato; Dorothea ſelbſt ſchien ſo gute Ausſichten zu haben und ſprach von der bevorſtehenden Einrichtung als von einer Sache, deren Schwierigkeiten überſehen und berechnet wären. Wenn ich Dich bitte, doch ja alle Deine Kräfte zuſammenzuhalten, um ſie der Sorge für ihr Gemüt zu widmen, ſo iſt es nicht als zweifelte ich, ſondern nur der natürliche Wunſch, daß, wenn Du in Deinem Namen ſchon genug getan, Du auch in meinem noch etwas tun mögeſt. Wie gern wäre ich um Euch; ich, der ich hier zu nichts nutz bin, und leider nichts zu verſäumen habe. Deine Sehnſucht nach mir hat mich unendlich gerührt: aber, lieber Friedrich, kannſt Du glauben, ich könnte Dich vergeſſen haben? Es waren die Erwartungen und die Täuſchungen meines eignen Zuſtandes, die mich gänzlich unfähig zum Schreiben machten. Laß mich auch jetzt nicht von

meinem Zuſtande reden: warum ſoll ich in Deinem Leiden noch das Bild des meinigen anhängen? . . .

Anton von Hardenberg an Tieck [251]

Dresden, 2. Dezember 1803

. . . So ſehr ich mich auch freue auf dieſen Augenblick der Verbindung, ſo kommt es mir doch ſtets vor, als wenn ich, wie einſt die Töchter der Israeliten, meine verlorne Freiheit auf den Gebirgen beweinen müßte; das Eintreten in die feſten, bürgerlichen Verhältniſſe erſcheint mir wie der proſaiſche Teil der Ehe, die nur erſt durch die wirkliche Ehe zur reinen Poeſie erhoben werden kann, die aber wie die Zahlen in der Mathematik oder die Noten in der Muſik ſchlechterdings vorangehn müſſen, ehe wir zum Abend oder zu der eigentlichen Ehe gelangen. Sie müſſen eigentlich recht der Text oder der erläuternde Kommentar zu jener großen Abendmuſik ſein, und ich geſtehe, daß ſie mir nur aus dem Geſichtspunkt angeſehn erträglich werden. Mein jetziges Verhältnis habe ich nie als Verhältnis betrachten können, ſondern immer nur als Kette, die ich entweder zerbrach oder deren drückende Laſt ich ſoviel als möglich geduldig ertrug. Es ſetzte mich mit den Menſchen in gar keine Verbindung, und da mein künftiges mich ſchlechterdings dazu nötigt, ſo iſt mir dafür am meiſten bange, und ich kann Ihnen wohl ſagen, daß mich die Brautnacht nicht wenig beunruhigt, und dieſe quälende Unruhe hat mich bis jetzt von vielem abgehalten. . . .

Schleiermacher an Henriette Herz [252]

Stolpe, 17. Dezember 1803

. . . In unſerer Lebenstheorie ſind wir entweder nicht einig, oder wir verſtehen uns nicht. Ich meinesteils halte wenig auf das

Nützliche. Wenn man das Leben nur für das nimmt, was der Menſch in der großen Maſſe und auf ſie wirkt, ſo iſt es in der Tat nicht der Mühe wert. In dieſem Sinn aber möchte auch zwiſchen Deinem Leben und dem meinigen wenig Unterſchied ſein; ſie ſind eben beide unbedeutend. Ich nehme aber die menſchliche Natur als eine notwendige Stufe des geiſtigen Lebens, die eben da ſein muß, und von dieſer Seite betrachtet iſt kein Menſch unbedeutend, der etwas Eigentümliches hat, der die menſchliche Natur von einer eigenen Seite darſtellt. Dergleichen Individuen ſind wir nun beide, Du und ich. Du wirſt nicht ſo beſcheiden ſein zu behaupten, daß Du bloße Maſſe wäreſt und kein eigenes Weſen, und ich will auch keine Umſtände damit machen. Allein jedes Leben iſt ein beſtändiges Werden; es ſoll kein Stillſtand darin ſein, es ſoll weiter kommen und in ununterbrochener Entwicklung fortſchreiten. In dieſer eigentlichen Beſtimmung nun biſt Du gar nicht gehemmt; Du haſt dazu alle Mittel, die Du immer hatteſt, und vielleicht einige Hinderniſſe weniger. Ich habe das große Spiel geſpielt, viel zu gewinnen oder alles zu verlieren, und habe verloren; was bleibt mir übrig! Daß Du mir ſagſt, ich kann noch nützen, iſt mir nichts, rein nichts. Kannſt Du mich überzeugen, ich könnte noch etwas werden, ſo will ich gewiß nicht ſterben. Indes iſt es mit dem Nützen auch eine mißliche Sache. Du ſiehſt ja, wie die Menſchen ſich gegen alles verwahren oder alles von ſich ſtoßen, was ich tue. Dies macht mich, wie Du weißt, nicht irre und verbittert mir das Leben nicht, aber es kann doch auch nicht helfen, daß ich auf meinen Nutzen ein großes Gewicht legen ſollte. . . .

Caroline an Julie Gotter [253]

Würzburg, 18. März 1804

. . . Tieck hat mir jetzt die vollendete Büſte von Auguſten geſchickt. Sie iſt ähnlich, ſo daß ein jeder ſie erkennen muß, aber ihre

Herrlichkeit ist nicht darin. Hätte er sie nur einmal gesehn, oder hätten meine Worte den Ton bilden können. Es fehlt das schönste, er hat sich zu treu an die Zeichnungen gehalten und besonders nicht weggenommen, was Tischbein gleich fälschlich hineingebracht hatte, gleichsam das Niedergesenkte des Geistes. Es ist etwas Krankes da, was mir das Herz mit Erinnerung zerreißt, doch kann ich es nicht mehr von meiner Seite lassen....

Solger an Krause [254]

Schwedt, 16. August 1804

Antworte mir recht bald, lieber Krause, damit ich sehe, daß Ihr mich in einem feinen Andenken behaltet. Wenn ich zurückkomme, worauf ich mich auch schon freue, müssen wir wieder etwas ordentlich zusammen treiben. Setze Dich dann so mit Deinen Geschäften, daß ich einen rechten Teil Deiner Zeit ganz unbeschränkt für mich habe. Was ist das Leben ohne die Philosophie, und was die Philosophie ohne die Mitteilung? Und diese ist immer keine ohne das innigste Vertrauen. Wie leer schleppen sich die Menschen durch diese paar Tage Leben, sowohl die, welche in den Gewerbsgeschäften und dem Familienschlamm versinken, als die, welche in grund- und bodenlosem Singsang und schlaffer Mystik luleien! Es gibt niemand, von dem ich nicht eins oder das andre in gewissem Grade zu fürchten hätte, als Dich! So will ich denn gestehen, daß für mich das dringendste, ja das einzige recht ernste Bedürfnis Dein Umgang ist. Es gibt keinen festen Grund und Boden in der Wirklichkeit, als diesen innigen Umgang mit Freunden, und ich werde mich nie gewöhnen können, die Menschen, die ohne ihn vegetieren, als etwas anders denn Scheinbilder, *καπνοῦ σκιὰν*, anzusehen; sie scheinen nur zu leben, sie leben nicht. Nur so kann ich feststehn, um allenfalls auch andere zu heben und zu tragen; und das will ich ver-

ſuchen. Wenn ich zuweilen über Dich geklagt habe, ſo werde nicht ungeduldig. Hier will ich gern meine Schwäche geſtehen; es geſchieht nicht Deinetwegen, ſondern meinetwegen. Das ſind eben ſolche Unvollkommenheiten, wie die ſchwankende Spekulation, die immer im rechten Elemente lebt, aber ſich oft mit Sorgen bemühen muß, in den energiſchen Mittelpunkt zu gelangen. Wer wollte aber an beiden zweifeln? . . .

Caroline an Frau Liebeskind [255]

Würzburg, 19. Auguſt 1804

. . . Ihr Brief unterbricht mich bei dieſem Blatt und wie! Ich komme wieder, nachdem ich mich matt geweint habe, denn ſolche Gelegenheiten ergreift der in ſich gekehrte Schmerz in mir, um ſich einmal zu ergießen. Ich kann über meinen Verluſt nicht weinen, die Furcht, als ob die Tränen blutig werden möchten und mich dahin brächten, wo der ermüdete Menſch nicht leben und ſterben kann, ein Zuſtand, vor dem meine Natur das äußerſte Entſetzen hegt, die Furcht hält mich in Schranken, auf Erden noch zu klagen, bis ein Anlaß kommt wie dieſer, dem ich unaufhaltſam mich hingebe. Daß Adele nun auch hin iſt, iſt mir ſo unerwartet, ſo unglaublich und alles zuſammengenommen ſchrecklich. Und wahr iſt es mir wie Ihnen, der letzte Eindruck beſtimmt ſich durch den Brief der Mutter, der ſo ganz ein Vergangnes und nicht die gegenwärtige natürliche reine Empfindung bezeichnet. Ich wollte, Sie hätten ihn mir nicht mitgeteilt, und ich mag nichts näheres darüber ſagen, um die Stunde nicht durch Urteile und Wahrnehmungen zu entweihen, die eben, weil ſie Thereſens kompliziertes Weſen betreffen, immer etwas von der Art ihrer eignen Urteile und moraliſchen Wahrnehmungen an ſich tragen müſſen. Nur kann ich mich nicht erwehren, mich bei jedem neuen Todesfall dieſer Kinder jener Worte von Forſter zu erinnern, die er mir ſagte oder ſchrieb, wie davon die Rede war,

daß Forſter ihr die Claire laſſen möchte, — ‚ja er würde es tun, denn Hubers Kinder blieben nicht am Leben, und er wolle ſie nicht aller Kinder berauben, man habe es an George und Luiſe geſehn‘. Aber ſtille davon, denn das iſt nicht was mich beſchäftigt, obwohl ich auch darüber nicht ſprechen kann, was dieſe heißen Tränen bedeuten. Der Tod iſt eine himmliſche Hoffnung, wenn er ſo der Bewahrer unſrer liebſten Schätze geworden. Das Leben wäre unerträglich und eine Schmach, wenn es, dieſer beraubt, nicht dennoch ein überirdiſches Intereſſe enthielte, einen Teil jener ewigen Seligkeit, und Sie wiſſen, wer mir nicht bloß ein zeitlicher Gefährte iſt. . . .

Dorothea an Caroline Paulus [256]

Köln, 16. Oktober 1804

Wie danke ich Dir, geliebte, liebende Seele, daß Du mir Deine Empfindung für mich mitteilteſt! Ja, ich fühle es und wiederhole es mit Freuden: — Du biſt meine erwählte, gefundene Schweſter, und ſo wie Du, ſo fühl auch ich, daß wir im Geiſte unzertrennlich ſind. . . . Außer Friedrichs Schweſter, Charlotte Ernſt, habe ich nie eine Frau geliebt wie Dich. Sie iſt eine vortreffliche Frau, aber freilich ſo verliebt in Dich, wie ich bin, würde ſie vielleicht nicht ſein; ja recht eigentlich verliebt, ich kann mich oft nach Deinen Augen ſehnen, nach dem Ton Deiner Rede, wie ein Verliebter. . . . Von unſerm Friedrich hab ich erſt einen Brief aus Coppet. Von der Staël ſchreibt er Gutes. Er meint, ſie ſei zwar ganz und gar Franzöſin, aber doch von der beſten Gattung, die ihm noch vorgekommen ſei; ſie ſchiene ſinnlich und veränderlich zu ſein, aber nicht von der wüſten Koketterie, die ſonſt bei ihnen ſo gewöhnlich iſt. Im letztern, glaube ich, irrt der liebe Friedrich. Der ‚Delphine‘ nach zu urteilen, gehört ſie zu den Eitelſten der Eiteln. Sie ſcheint den Wilhelm noch ſehr zu lieben, fährt Friedrich fort, obgleich ſie in Meinungen und

Grundſätzen ſehr verſchieden von den ſeinigen iſt; denn ſie ſoll voll von franzöſiſchen Vorurteilen ſtecken. Wilhelm ſoll ſanfter geworden ſein. Die Staël ſchreibt dies ihrer Erziehung zu. Friedrich meint aber, es ſei weit richtiger dem angenehmen Gefühl ſeiner günſtigen Lage zuzuſchreiben. Iſt es Dir nicht auch verhaßt, wenn die Frauen ſich ſo viel auf die Erziehung ihrer Liebhaber einbilden? Mich dünkt, darin tut die allerunbefangenſte Frau das beſte. Die Liebe, die nicht an und durch ſich ſelber den Mann bildet, die wird es mit der prächtigſten Abſicht gewiß nicht tun. Wieviel Frauen haben nun ſchon den Wilhelm erzogen? Eigentlich wird er aber nur, wie eine Springfeder, einmal von dieſer, dann von jener Seite zuſammengedrückt. Hört nun der Druck einmal auf oder läßt nach, ſo fährt die Springfeder wieder ganz natürlich auseinander. . . . Glaube doch nicht, lieber Engel, als ob ich vor dem Wert und der Würde des Goldes keinen Reſpekt hätte. Kein Menſch in der Welt hat es mehr erkannt als ich, da es mir beſtändig daran mangelt; aber wenn ich mein auserwähltes Glück, wonach Millionen Frauen ſich vergeblich ſehnen, nicht erkennen oder weniger ſchätzen ſollte, wäre ich da nicht das undankbarſte Geſchöpf unter der Sonne? . . . Das Notwendige, Speis und Trank und reine Wäſche, ein gutes Bett und ein warmes Zimmer, hat uns noch nie gemangelt. . . . In der Tat, Liebe, war es recht wunderbar, wie uns in großer, dringender Not bei irgend einem Bedürfnis plötzlich eine Hilfe kam. . . . Das ſchönſte Glück einer Frau iſt mir auf Erden geworden. Keine Macht, kein Geſchick kann mir rauben, was ich empfand und erkannte. Ich trage es für die Ewigkeit. Zwei gute Dritteile meines Lebens ſind wahrſcheinlich vorbei. Iſt dieſer geringe Teil, der noch zurückbleibt, wohl noch großer Sorge wert? . . .

Köln, 8. Dezember 1804

. . . Ich habe, ſeitdem ich Goethe kenne, immer eine Art von Mißtrauen gegen ihn gehabt. Man darf ja auch nur den ‚Meiſter‘ recht aufmerkſam leſen und dabei ſich ſeine Perſönlichkeit recht lebhaft vor die Seele bringen, ſo wird man es ja ſchon ganz klar finden, wie er eigentlich weit mehr von einem mittelmäßigen als von einem hervorſtechenden Talente hält, und wie er nur ſoviel Sinn von den Menſchen verlangt, daß ſie ſeine Ideen, aber gerade nur ſeine Ideen, auszuführen imſtande ſind, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Er behandelt die Univerſität wie ſein Theater und die Profeſſoren wie ſeine Schauſpieler, die er dreſſiert, ſo Gott will, auch bilden will, aber freilich nicht jeden auf ſeine Weiſe, ſondern hübſch harmoniſch, daß ein jeder für ſich eben nicht viel, aber alle zuſammen das Kunſtwerk bedeutend bedeuten. Daß er den Mittelmäßigen jetzt ſchmeichelt, das muß er nun wohl tun, weil er keine beſſern hat. Aber warum er die Guten hat gehen laſſen — das iſt es, was wenige verſtehen werden, und was mir ganz natürlich bei ihm dünkt. So iſt es ihm eben recht. Alt war der alte Herr ſchon längſt, ſonſt hätte er die ‚Eugenie‘ nicht dichten können: aber nicht alle, welche alt werden, ſind deshalb ſo veraltet als er. Dazu muß man eben nie recht jung geweſen ſein. Geh, er hat kein Gemüt und keine Liebe, und wenn es damit nicht richtig iſt, kann alles auf die Länge nicht gut werden. . . . Daß Clemens Brentano nach Berlin zieht, um alte romantiſche Dichtung zu ſuchen, iſt ein luminöſer Gedanke; ich glaube aber, Du haſt das erfunden; es iſt viel zu exzellent, als daß es wirklich geſchehen ſollte. Das iſt ungefähr ſo, als wenn jemand nach Grönland reiſen wollte, um Ananas wachſen zu ſehen. Was Du von Fichtes Zweifelsſyſtem ſagſt, iſt ſehr gut; es ſcheint freilich, als ob Zweifel und Syſtem einander nicht allein widerſprechen, ſondern eins das andere aufhebe. . . . Wenn Du ſehen könnteſt, in welcher Einſamkeit und Einförmigkeit ich lebe! . . . Es iſt nichts, was ſo ſtärkt, ſo er-

hebt und eigentlich erfriſcht als Einſamkeit, wenn man einſam zu ſein verſteht, und ſie kann ordentlich zur Leidenſchaft werden, wie die Liebe zur Geſellſchaft. . . . Je einſamer ich lebe, deſto mehr ſehne ich mich danach. . . . Ich kann es wohl ſagen, daß ich auf dem Wege bin, im Herzen recht glücklich, überſchwenglich glücklich zu werden. . . . Will es das Schickſal, daß ich noch der äußeren Sorge enthoben werde, ſo habe ich dann nichts mehr zu tun, als meine Seligkeit recht inne zu werden und zu ſterben. . . . Auch habe ich gehört, Euer Landesherr will den Kindern nichts mehr zum heil. Nikolaus beſcheren laſſen. Das nenne ich Aufklärung. Die armen Würmer müſſen nun auch ſchon aufgeklärt ſein! Da iſt mein Philipp ſehr weit zurück. Der hat zum Nikolaus beſchert gekriegt, weil es hier nun einmal ſo Gebrauch iſt — und das ſchlimmſte iſt, er hat ſich gefreut damit. Es iſt ein unglückliches Kind! Was ſoll daraus werden? Lebe wohl, geliebte, liebe Seele.

Deine alte Dorothea

Caroline an Frau Liebeskind [258]

Würzburg, Anfang 1805

. . . Sagen Sie, wie kann man das Bedürfnis haben, ſeinen Mund gegen die Welt zu öffnen, ſich der, immer ſchmählichen, Gegenwart gegenüberzuſtellen. Iſt das bloß der theatraliſche Charakter oder böſes Gewiſſen?

Ich könnte begreifen, wie man die Dokumente eigner verworrner Begebenheiten ſeinen Kindern und auch der nach uns lebenden Welt als eine die Menſchheit überhaupt intereſſierende Erfahrung hinterlaſſen kann. Erſt wenn Namen und Perſonen nichts mehr zur Sache tun, tritt ſie in ein wahres Licht.

Aufrichtige Konfeſſionen zu ſchreiben wie Rouſſeau, deutet nach meinem Gefühl immer auf eine mehr oder weniger kranke und häßliche Natur — geſchmückte Darſtellungen werden, ohne von

ihrer innern Unwürdigkeit und weibiſchen Urſprung zu ſprechen, am Ende doch entlarvt — dann iſts ja noch ſchlimmer.

Mein feſter Glaube iſt, daß alle Lüge ans Licht kommt und daß Lüge das einzige Laſter iſt und der Teufel ihr Vater. . . .

Dorothea an Caroline Paulus [259]

Köln, 13. Juli 1805

. . . Den ‚Winckelmann' von Goethe habt Ihr doch gewiß ſchon geleſen? Was ſagſt Du zu dieſem ſächſiſch-weimariſchen Heidentume? Ich geſtehe Dir, mir kommt das ganze ſehr flach, ja gemein, Goethes Stil unerhört ſteif und pretiös und die Antipathie gegen das Chriſtentum ſehr affektiert und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man *alt* iſt, iſt man noch lange nicht *antik*. Aber wenn man ſich ſo gewaltſam verſteinert und durchaus antik ſein will, dann wird man vielleicht alt. Die Briefe ſelber ſind recht intereſſant; aber mich dünkt, es iſt nicht recht, ſie drucken zu laſſen; denn ſie ſind urſprünglich gar nicht dazu geſchrieben. . . . Übrigens habe ich den ‚Florentin' wieder vorgenommen. . . . Schreib doch, Geliebte, was das Buch von Goethe in Deutſchland für eine Art von Wirkung hat? . . . Sind die Katholiken damit zufrieden oder nicht? . . . Iſt Schelling nicht in aller Eil wieder zum Hegeltum bekehrt? Nach unſerer Berechnung predigt er jetzt den Mahmud. Wir werden noch neue Kreuzzüge erleben und gegen die Hegelingen fechten. Wäre Friedrich nur zwei Jahre lang Herr ſeiner Zeit und ohne Sorgen, er ſollte ihnen das Verſtändnis eröffnen! . . .

Köln, Weihnachten 1805

. . . Dein antichriſtlicher Eifer hat mich ganz außerordentlich ergötzt! Der Tauſend, Du disputierſt ja wie ein Doktor! Nein, einer ſolchen Überlegenheit an Gründen bin ich nicht gewachſen. Ich habe überhaupt keine Gründe für meine Meinung; ich bekenne mich überwunden und geſchlagen wie die Ruſſen bei Auſterlitz. Eine Stelle in Deinem Brief hierüber hat mich aber lange beſchäftigt. Es waren die unterſtrichenen Worte: Daß ich mich von der modernen katholiſchen Wut hinreißen ließe.... Wenn dumme Leute uns mit den Affen und albernen Nachahmern auf eine Linie ſetzen, ſo habe ich nichts dagegen; denn ſie gehen mich nichts an. Wenn aber eine ſo geiſtreiche Frau, wie Du, dies nicht zu unterſcheiden weiß und nicht unterſcheiden will, was denkende Männer, wie Friedrich und wie Tieck, tun, und was jene albernen Nachbeter treiben, dann ſteht es ſchlimm mit der Welt. . . . Liebe Eliſabeth! Es iſt eben ſo ſündlich, Friedrichs Streben (denn von ihm iſt eigentlich die Rede, da ich ſelbſt nichts anderes will, als mich ihm anſchließen) — es iſt alſo eben ſo ſündlich, ſein Streben, ſein Verlangen nach der Wiederherſtellung des echt chriſtlichen Glaubens mit jenen Affenſprüngen zu verwechſeln oder zu vergleichen, als den Geiſt Luthers mit dem faden Geſchwätz, das uns von unſern proteſtantiſchen Kanzeln ertönt. . . . Es iſt hier von etwas ganz anderm die Rede als von Roſenkranz, von fetten Mönchen und von S. B. Da Du doch die Briefe in dem Almanach gerne lieſeſt, ſo verweiſe ich Dich auf die Stelle darin S. 351. Was da von den alten Denkmälern geſagt wird, kann man füglich auf manche andere Mißbräuche anwenden. . . . Ich behaupte, Du biſt im Grunde ganz unbewußt katholiſch geſinnt; denn Dein Eifer, Deine Kraft, womit Du Dich dagegen ſtemmſt, das iſt ſchon ganz und gar katholiſch. Zur rechten Aufklärung unſerer Zeit gehört dieſer Eifer gar nicht. Zu dieſem gehört die Neutralität zuerſt, alsdann Bedeutungsloſigkeit, Kraftloſigkeit, ge-

dankenloſes Nachplaudern, unbezähmte Eigenliebe, närriſche Eitelkeit, platte Empfindlichkeit, Leerheit und Freudenloſigkeit. Was ſagſt Du zu meiner Litanei? Gott! ſie iſt ſo gut, als Deine gegen den Katholizismus! Herrnhuter werden? Nein, das geht nicht. Die ſind wenigſtens ebenſo geſchmacklos als die Katholiken. Ich meinte, das beſte wäre, wir errichteten eine ganz neue Freimaurerloge, verbunden mit einem Liebhabertheater, alles im griechiſchen Koſtüm — das wäre für unſer Zeitalter gewiß am paſſendſten!... Goethes neue Sachen leſen wir nicht. Erſt die ‚Eugenie', dann der ‚Winckelmann'! das iſt zu arg!... Ich habe einen Roman aus dem Altfranzöſiſchen (Merlin) überſetzt, einen aus dem Altdeutſchen, ‚Lother und Maller' genannt.... Beſonders hab ich es im Spaniſchen ſoweit gebracht, Calderon und Cervantes leſen zu können. Dies ſind zwar alberne, dumme, gottesläſterliche, geſchmackloſe Katholiken, aber doch keine übeln Dichter.... Wilhelm lebt noch immer bei der Staël. Haſt Du ſeine Elegie von ‚Rom' geleſen? Wie gefällt ſie Dir? Mir iſt ſie zu gelehrt; es ſoll aber ein Meiſterſtück der Verſifikation ſein. Die Staël ſchreibt einen neuen Roman über Italien, der aber vielleicht erſt in einem Jahr erſcheinen wird. Ich bin recht begierig, was der Umgang mit Wilhelm für Einfluß auf ihre Dichtkunſt haben wird. Ich fürchte nur, ſie wird am Ende mehr Einfluß auf ihn, als er auf ſie haben. Wir kennen ja ſeine liebenswürdige Weichheit....

Dorothea an Caroline Paulus [261]

Köln, 23. Juni 1806

... Ich haſſe dieſe Aufklärung unſerer Zeit recht von Herzen; es iſt noch nichts Gutes, nein nichts von ihr hergekommen. Schon, weil er ſo uralt iſt, zieh ich den Katholizismus vor. Alles Neue taugt nichts. Wir haben hier eigentlich die Religion oder beſſer die Konfeſſion noch nicht geändert.

Man hat uns kein Glaubensbekenntnis abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen. . . Ungeachtet aber, daß wir für Protestanten gelten und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut. Die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesungen besucht und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Mäßigung und seine Gründlichkeit erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeigt. . . . Wenn es je welche gibt, die so aussehen, als könnten sie einmal Feinde vorstellen wollen, so sind es die wenigen sogenannten Aufklärer. . . . Ob ich glaube, fragst Du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholizismus seien? Allerdings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholizismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem, ja Deutschland selber ist darunter zugrunde gegangen und keine Kraft und kein Wille mehr darin, als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens noch sparsam glimmt. Willst Du mir das, wie billig, nicht aufs Wort glauben, so lies die alten Geschichten. . . .

Hätte ich nur Dein und Deines Wilhelms Bild, ich würde mit Freuden jeden Morgen meine Andacht davor verrichten, obgleich ich schon eine recht schöne Mutter Gottes habe. Man hat sie mir zu meinem Namenstage geschenkt. . . . Eine neue Religion hätte Friedrich stiften wollen, meinst Du? Das kann er nicht gewollt haben. Man macht keine neue Religion. Hat er von Religion gesprochen und von Poesie, so war es immer die alte und zwar die allerälteste, die uralte, die vor Alter ganz vergessene und deswegen für die ganze Welt wieder neue. Du kannst mir freilich den Einwurf machen: Warum existieren denn jetzt nicht noch große Dichter unter den Katholiken, wenn es bloß diese Religion macht? Es ist wahr, das Zeitalter der Poesie

und aller Künſte ſcheint erloſchen; aber es iſt erſt ſeit dem fürchterlichen Aufruhr der Reformation erloſchen. Allenthalben hat dieſer Aufruhr zerſtört. . . . Iſt nicht Klopſtocks großes Werk kalt und hat ſeine Abſicht, Volkspoeſie zu werden, verfehlt, weil es proteſtantiſch iſt? . . . Unſere Gegner haben die ‚Europa‘ beſchimpft, den ‚Leſſing‘, dieſes herrliche Werk! und über meine ‚romantiſchen Dichtungen‘, die freilich unter Friedrichs Namen herauskamen, ſind ſie wie die Harpyen hergefallen. . . .

[Nachſchrift von Friedrich Schlegel.] Schließlich grüße ich hierdurch Euch noch herzlich. In Ihre dogmatiſchen Streitigkeiten mit meiner Frau miſche ich mich nicht. Sie ſehen ſelbſt, was Sie ſich für eine Predigt zugezogen haben! Um aber doch zu beweiſen, wie anſteckend das Streiten und Predigen iſt, will ich wenigſtens noch eins hinzufügen aus dem Meinigen. Wenn Sie uns für etwas parteiiſch halten für die Katholiken, ſo muß ich nur geſtehen, daß dies zum Teil der Fall iſt aus perſönlicher Freundſchaft. Dieſe allgemeine Achtung und dieſe herzliche Freundſchaft fand ich nur bei dieſen ſehr verdammten Menſchen. Meine ehemaligen ſogenannten Freunde, als kalviniſche, lutheriſche, herrnhutiſche — theiſtiſche, atheiſtiſche und idealiſtiſche mit eingerechnet, haben ſich, meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein ſehr ſchlechter Kalviner iſt, ſämtlich als wahres Zigeunergeſindel gegen mich aufgeführt.

Ihr Friedrich

Friedrich Schlegel an Schleiermacher [262]

Unterzell b. Würzburg, 17. September 1806

. . . Mit der ſpekulativen Philoſophie das ſind doch nur Ausflüchte; denn darin ſteckt ja eben die Ketzerei, daß Ihr Spinoſiſten ein ſolches Weſen mit der Naturphiloſophie treibt, ſo doch nur ein verkleiſterter Materialismus iſt. Von der Entſtehung der Natur, und dieſes iſt das einzige von ihr, was ich in der

Philoſophie an ſeiner Stelle finden kann, hat doch jene ſogenannte Naturphiloſophie wohl ſo wenig Kundſchaft — als die gemeine Phyſik. Vielleicht wird nun aber Deine Theorie des Apoſtel Paulus etwas was ich nach meiner Weiſe ſpekulativ nenne. Und ſomit Gott befohlen.

Schelling an Windiſchmann [263]

München, 18. Dezember 1806

Ich freue mich herzlich der aus dem Herzen gequollenen Schrift, von der Sie mir Nachricht geben. Wen ſollte die Zeit jetzt nicht zum Seher oder Sprecher machen? Und doch empfinde ich tief die Unheilbarkeit der Zeit und fahre fort, der Zertrümmerung mich zu freuen. Die Dummheit von oben her, die tiefe Gemeinheit der Regierungen, die wir fallen ſehen, haben wir uns nicht vorſtellen können; jetzt iſt ſie klar, und ich möchte nicht klagen, ſondern womöglich ſelbſt noch helfen, daß das Alte vergehe. — Die Zeit, wo das vielleicht alle unſere Gedanken übertreffende Neue gepredigt werden und hervortreten kann, iſt noch nicht gekommen: ich erwarte eine völlige Verſöhnung aller europäiſchen Völker und wieder eine gemeinſchaftliche Beziehung auf den Orient. Bewußtlos oder bewußt arbeitet der Zermalmer dahin und iſt ſchon außer den Grenzen, worin er bisher ſich hielt. Dieſe hergeſtellte Einheit der Beziehung mit dem Morgenland halte ich für das größte Problem, an deſſen Auflöſung der Weltgeiſt jetzt arbeitet. Was iſt Europa, als der für ſich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erſt dadurch veredelt werden mußte? Wir können des letzteren nicht entbehren, offne, freie Kommunikation mit demſelben muß ſein, damit das alte Leben des 15. und 16. Jahrhunderts ſchöner wiederkehre.

. . . Eine literariſche Neuigkeit, die Sie erfreuen wird! Vor einigen Monaten kam die Nachricht von einem Erz- und Waſſerfühler in Italien, ähnlich dem Pennet, Thouvenel u. a. — Franz

Baader (ein herrlicher Seher und trefflicher Menſch), Ritter und ich gaben uns alle Mühe, die Sache zur Unterſuchung zu bringen. Der für alles Große und Schöne empfängliche Miniſter hat Geld dazu bewilligt und Ritter iſt vor einigen Wochen abgereiſt. Die erſten Nachrichten ſind da. Die Wünſchelrute ſchlägt jenem Individuum. Dies iſt ausgemacht. Welch ein Phänomen, aufſchließend die Magie und Obergewalt des menſchlichen Weſens über die Natur! Ritter iſt mit Campetti (ſo heißt der Menſch) zu Volta gereiſt. Dort ſoll das Factum zuerſt konſtatiert und Campetti dann hierher gebracht werden, um alles außer Zweifel zu ſetzen. — Die Aufgeklärten ſchreien entſetzlich über die Impertinenz der Natur. Divulgieren Sie das Factum noch nicht, damit kein vorlautes, einfältiges Geſchrei Unberufener entſtehe.

Dorothea an Schleiermacher [264]

Köln, Dezember 1806 oder Januar 1807

Ich ſchrieb Ihnen immer nicht, liebſter teurer Freund, weil ich Ihnen ſo ſehr vieles zu ſchreiben hatte; wo ſollte ich anfangen? Und immer mehr häuften ſich die Gedanken, und immer voller ward mir das Herz! Zu Stunden lang gehe ich einſam in meinem weitläuftigen Zimmer auf und ab und meine Seele weilt bei Euch. Ihr Armen, Zerſtörten, Zertrümmerten, die ich ſo gerne tröſten, ſo gern wieder einmal um mich verſammeln möchte! In den Zeitungen ſuchte ich nichts ſo eifrig als die Namen Berlin, Jena, Halle; auf der Landkarte ruhten meine Augen auf dieſen Orten, als hätte ich Euch ſelbſt dort finden, Euer Schickſal darin erfahren können. Hätten Sie mich ſo geſehen, es wäre Ihnen ſicherlich viel lieber geweſen als ein Brief; wie können dieſe armen Zeichen Ihnen wohl ebenſogut von meiner ängſtlichen Sorge, von meiner unwandelbaren Liebe ſprechen? —

Sie verlangen etwas von mir über mein Leben zu hören. Meinen Sie das äußere oder das innere Leben? Das eine iſt

ſo überſchwänglich reich, als das andre arm iſt; urteilen Sie nun ſelber, ob ich mehr zu beneiden oder zu bedauern bin. Freilich bin ich ſehr allein, aber das verſtehe ich beſſer zu ſein als die meiſten Frauen; das wiſſen Sie wohl; die Einſamkeit wird mir durch die Gewohnheit immer werter. Wenn ich meine Lage ſtandhafter als manche andre ertrage, ſo darf ich mich deſſen keineswegs als eignen Verdienſtes rühmen; was würde einem mit einem Bewußtſein, als das meinige iſt, nicht leicht? Mit meiner Geſundheit geht es auch ganz leidlich; ein hieſiger Arzt hat mich aus den 'meiſten meiner ſo fatalen Zufälle ganz herausgeriſſen; der Schwindel, dieſe Krankheit aller Krankheiten, hat ſich gänzlich verloren. Außer den Verordnungen dieſes ſo ganz vorzüglichen Arztes mag auch wohl der gute Wein und die reine Luft ſchuld an meinem Beſſerbefinden ſein; man lebt hier beſſer, zu einem mäßigen Preiſe, als irgendwo ſonſt. Troſt, Mitteilung, Liebe, Muſik, Malerei und wohltätige Tränen finde ich in der Kirche. Übrige Details würden Ihnen nichts weiter lehren, da Ihnen meine ganze Umgebung fremd iſt; wie dem aber auch ſei, Sie haben ſehr recht, ich bin und bleibe ganz die Alte! Iſt auch manches als Form ſichtbar geworden, was ſonſt als Stoff tief in mir verſchloſſen lag, ſo wird mich das für Sie nicht verändert haben. Ihrem freundlichen Forſcherblick wird nichts neu und nichts unbekannt von mir erſcheinen; für den, der mich ſo kennt, bleibe ich die Alte! — Oft fand ich ſchon, daß grade dasjenige, was mich am meiſten ſchmerzte, in der Folge eine neue Quelle von Glück für mich war. Niemand hat wohl mehr als ich Urſache, ſich ganz ohne Widerſtreben der leitenden Hand der Vorſehung zu überlaſſen. Oft iſt mir, als geſchähe alles mit mir nur darum, um mich ſo zu machen, wie ich bin! Doch nun genug von und über mich; ohne Ihre rührende freundliche Liebe hätte ich noch lange nicht zu verſuchen gewagt, nur ſo viel zu ſagen. . . .

Sehen Sie, lieber Schleier, ſo ſehr bin ich noch die Alte, daß ich unter Tränen mich dennoch nicht des Lachens enthalten kann,

wenn ich mir die Berliner ſchöne Welt denke, die bis jetzt das Wort Feinde äußerſt delikat, gleichſam nur wie in der allegoriſchen Schmiede gekannt haben, daß dieſe nun ſo plötzlich nicht allein natürliche grobe Feinde, ſondern ſogar den wahrhaftigen böſen Feind, den ſie ſo lange geleugnet oder ignoriert hatten, bei ſich in ihren geſchmackvoll verzierten Zimmern hauſen ſehen und durch die eignen Schläge gezwungen werden, ihn anzuerkennen! Schmälen Sie nicht zu ſehr auf mich, lieber Schleiermacher, ich kann es wahrhaftig nicht laſſen. Wären Sie nur hier in guter Nähe bei mir, Sie müßten mit mir lachen, wenn ich erſt mit Ihnen geweint hätte. . . .

Caroline an Gotters [265]

München, 4. Januar 1807

. . . Wie zerriſſen ſieht es in der Welt aus — welche Unſumme von Elend, vernichtetem Wohlſtand, Schlechtigkeit — welcher gänzlicher Mangel an der gemeinſten Sicherheit. Man hört nichts anders in der Nähe und Ferne. Wie mag den Menſchen zumut ſein, die nun wirklich drinnen ſtecken mit ihrem Geiſt und Gemüt, und nicht eine Atmoſphäre um ſich her ziehn können, in welche das alles nur ſcheinbar dringt. Wie viel lieber wollte ich in einem Dorf auf der Schlachtlinie von Jena gewohnt haben und in Staub mit getreten ſein, als mir die Seele anſtecken laſſen, durch dieſe abſcheuliche Verwirrung aller moraliſchen Dinge. Ich bin aber auch ſehr glücklich, daß ich die Ägide neben mir habe, denn, geht von einer Seite die ganze Konvenienz-Welt mit allen ihren alten Formen unter, ſo geht mir an einem ſchönern Horizont eine unwandelbarere Welt auf. Der, in dem ich ſie finde, iſt ein unerſchöpflicher Brunnquell alles Herrlichen und Tröſtlichen. . . .

Schelling an Windiſchmann [266]

München, 7. Januar 1807

Es iſt wahr, geliebter Freund, unſere Äußerungen ſtimmen wunderſam überein — und wie möchte es auch anders ſein? Vielmehr hoffe ich und bin gewiß, es wird darin immer weiter gehen. Je mehr die Konvenienzwelt untergeht, deſto mehr tritt die Natur und das Urſprüngliche wieder hervor; und dieſe Naturwelt iſt die *eigentlich neue*, an die Stelle der alten tretende, welche, keiner Umſchaffung wert, billig zertrümmert wird. Möchten alle, die noch an dieſer Konvenienzwelt hangen, davon befreit werden; unſern Johannes [Müller] davon abzubringen, laſſen *Sie* ſich angelegen ſein. Die Revolution hat jetzt erſt in Deutſchland angefangen; ich meine nämlich, daß erſt jetzt Raum wird für eine neue Welt.

Campetti, der Rhabdomantiſt, iſt hier, und Ritter hat aus Italien, wo dieſe Kunſt ſchon hoch vervollkommnet iſt — obgleich im Stillen — Wunderdinge mitgebracht. . . .

Auguſt Wilhelm Schlegel an Dorothea [267]

Aubergenville, 19. Januar 1807

Meine teuerſte Schweſter und Freundin! ſchon lange habe ich an Sie ſchreiben wollen, um Ihnen zu ſagen, wie wohltätig der Beſuch meines Bruders für mich iſt, und um Ihnen herzlich zu danken, daß Sie mir ihn auf einige Zeit leihen wollen. Ich fürchte zwar, man wird ihn mir über kurz oder lang wieder abfordern, und es wird nichts helfen zu ſagen, daß ich ihn noch nicht ausgeleſen habe; jedoch kann ich das leider nicht unbillig finden und muß es beklagen, daß Sie ſo einſam ſind, während wir uns unſrer Verbrüderung erfreuen. Es wäre ſchön, wenn wir einmal in Köln, auf altdeutſchem Grund und Boden beiſammen ſein und vertraulich von vaterländiſchen Dingen und allem, was uns nahe angeht, ſchwatzen könnten. Die Zeit führt

auch das gewiß herbei; vorigen Sommer war ich ſchon ganz nahe daran, hätten nicht meine Krankheit und andre Umſtände den herrlichen Plan vereitelt. Glauben Sie mir, das Heimweh, das Gefühl der Vereinzelung in der Fremde iſt gar eine traurige Krankheit. Sie haben das nie ſo empfinden können, weil Sie in Frankreich immer von den Ihrigen umgeben waren. Darum hatte ich Friedrichs Zuſpruch ſo ſehr nötig; er fand mich in einer großen Verſtimmung, und nun habe ich Heiterkeit genug gewonnen, um ſogar verſchiedenes zu dichten, wovon er Ihnen Abſchriften mitbringen ſoll. Wir haben lebhafte Mitteilungen über unſre beiderſeitigen Studien und Pläne, man muß auf die Zukunft ſinnen, wenn auch die Gegenwart wenig Aufmunterung gewährt. Friedrichs neueſte Gedichte ſind mir eine wahre Erquickung geweſen. Ich finde, daß er ſeit einiger Zeit ein unmittelbareres Organ entdeckt hat, um ſeine innere Poeſie kund zu geben, er ſpielt ein weniger künſtliches, aber inniger tönendes Inſtrument. Die echt deutſche Geſinnung, die aus allem ſpricht, muß ihn zum Lieblingsdichter aller nicht ausgearteten Landsleute machen. Wäre nur erſt alles gedruckt! Indeſſen habe ich mich die Mühe nicht verdrießen laſſen, dieſe ſämtlichen Gedichte abzuſchreiben, um ſie als ein kräftiges Troſtbüchlein immer bei mir zu führen. Unſer brüderliches Bündnis iſt mir um ſo werter, weil es ſich nicht ſelten begibt, daß einer oder der andre von den ſogenannten guten Freunden zum Teufel geht. Die Abweſenheit bringt manche heimliche Geſinnung an den Tag. Ich ſage dies namentlich in bezug auf meinen ehemaligen Berliner Zirkel. Nicht alle äußern ſich zwar mit ſo drolligen Anſpielungen wie Fichte in ſeinem Zeitalter. Denken Sie ſich, Tieck hat ſich gegen Madame Unger erboten, meinen Shakeſpeare fortzuſetzen. Sie hat natürlich geantwortet, ſie wolle es nur in dem Falle annehmen, wenn er mit mir darüber einverſtanden wäre. Ich habe mir nun feſt vorgenommen, ihm dafür bei Gelegenheit, nach dem bibliſchen Ausdruck, einen Tuck zu beweiſen und ſeine Katzenpfote einmal feſt in die Schlinge zu ziehen. Aus den Albernheiten,

welche allhier ein gewiſſer däniſcher Seebär und Poet, namens Oehlenſchläger, vorgebracht, haben wir ungefähr abnehmen können, wie ſündhaft der alte Heide Goethe über uns reden mag. Alles dies hat mir denn doch einen Antrieb gegeben, einmal wieder mit entſchiedener Tätigkeit in der Literatur aufzutreten. Wenn Ihnen der ‚Berliniſche Damenkalender' zu Geſichte kommt, ſo werden Sie einen Aufſatz und ein Gedicht von mir darin finden. Nächſtens ſoll nun wieder Shakeſpeare und ‚Spaniſches Theater' erſcheinen. Bald dürfte ich auch als Schriftſteller in franzöſiſcher Sprache auftreten. Nach einigen unvollendet gebliebenen Verſuchen habe ich endlich eine ‚Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides' fertig geſchrieben. Eine Bekehrung zur franzöſiſchen Literatur iſt es indeſſen nicht, denn meine Begeiſterung dabei war hauptſächlich, daß es die Leſer verdrießen ſoll. ‚Lother und Maller' habe ich mit großem Vergnügen geleſen, der Ton iſt vortrefflich gehalten. Können Sie nicht mehr dergleichen geben? Der neue Roman der Frau von Staël wird Sie gewiß ſehr intereſſieren. Friedrich hat nun die Überſetzung zu beſorgen übernommen, zu der ich mich früher anheiſchig gemacht hatte. In etwa einem Monate ſoll der Druck anfangen. Madame Unger äußert, ungeachtet der ungünſtigen Zeiten, ein großes Verlangen, die Überſetzung im Verlage zu haben. Doch ich ſchwatze Ihnen mancherlei vor, was Ihnen Friedrich vielleicht ſchon gemeldet, und vergeſſe Ihnen zu ſagen, was er übergangen haben wird, nämlich wie ſehr meine Freundin ſich in ſeinem Umgange gefällt, wie lebhaften Beifall ſowohl ſein Scherz als ſein geiſtreicher Ernſt findet, wie viel er überhaupt beiträgt, das geſellige Leben in unſerm Hauſe angenehm zu beſeelen. Seine Vorleſungen über Philoſophie und Geſchichte der Philoſophie ſind mir ſehr bedeutend; ich wollte nur, daß er endlich einmal öffentlich aufträte, um ſeine Überlegenheit über Schelling und den ſeligen und ſeligmachenden Fichte zu beweiſen. Freilich liegen mir ſeine poetiſchen Unternehmungen noch mehr am Herzen.

Wenn meine Freundin die Rückkehr nach Paris erlangen

ſollte, ſo könnte es für meinen Bruder ein Mittel werden, uns öfter dort zu vereinigen, da er einmal in ihrem Hauſe einheimiſch geworden. Paris muß ihm für ſeine Studien immer wichtig ſein, beſonders da Deutſchland großenteils ſo wüſt und unwirtbar geworden. Denn ſeine Abſichten auf Wien ſcheinen mir manchen Bedenklichkeiten unterworfen zu ſein. Ihre Schweſter hat mich ſehr freundſchaftlich aufgenommen, nur verdarb ſie es wieder damit, daß ſie, ungeachtet ſie uns beide in demſelben Hauſe wußte, an meinen Bruder ohne allen Vornamen, bloß an Schlegel ſchrieb. Kann man mich vollſtändiger vernichten? Doch das iſt wohl eine Familien-Eigenheit nur einen Schlegel als den allein gültigen anzuerkennen.

Leben Sie tauſendmal wohl, und laſſen Sie mich Ihrem freundlichen Andenken empfohlen ſein.

Ganz Ihr

AWS.

Caroline an Pauline Gotter* [268]

München, 24. Auguſt 1807

. . . Um den Durchzug Napoleons habe ich Euch nicht ſehr beneidet, ob mir ſchon zuweilen der Wunſch kommt, ihn doch auch einmal zu ſehn, um ihn lieber zu gewinnen. Jedermann ſagt, daß ſein Anblick etwas verſöhnendes habe. Für mich iſt er immer nur noch das perſonifizierte Schickſal geweſen, das ich nicht haſſe und nicht liebe, ſondern abwarte wohin es die Welt führt. . . .

Solger an eine Jugendfreundin [269]

30. Auguſt 1807

Sie ſind und bleiben mir doch eine wunderliche Freundin, wie Sie da ſagen können, ich würde über Ihre Religiöſität

lachen. Überhaupt ärgere ich mich immer, wenn man ſo mißtrauiſch gegen mich iſt, welches mir jedoch oft widerfährt, und im Vertrauen geſagt, gar oft von Frauen und Mädchen, für die ich immer ein gewiſſes tendre gehabt habe. Ich bin manchmal ehrlicher als ich ausſehen mag, vor allen Dingen aber in geiſtlichen Angelegenheiten, worüber wir ja ſchon mehr als einmal miteinander geſprochen haben. Die Stumpfheit und die matte und unlebendige Weisheit kennt keine Religion. Wer aber in Fleiſch und Blut recht lebendig und wirklich lebt und fühlt, der hat manche Lücke, die ihn hintreibt, ſie in dem auszufüllen, der alles erfüllt, und jenes Blut und dieſes Gefühl bringen mit den Fehlern und Widerſprüchen, wozu ſie hinreißen, auch die unmittelbare und lebendige Gewißheit, daß es eine unendliche und allgemeine Liebe und Gnade gibt, die das mit ſich ſelbſt Uneinige wieder verſöhnt, und nur geliebt ſein will, um zu vergeben. —

Caroline an Luiſe Gotter [270]

München, 12. Oktober 1807

... Ich habe Werner, dem Verfaſſer von der Weihe der Kraft, aufgetragen, Euch zu beſuchen; er ging von hier über Stuttgart und Frankfurt und Gotha nach Berlin zurück. Es iſt wunderlich, indeſſen ſehr wahr, daß ich bis jetzt ſeine Weihe der Kraft noch nicht geleſen, auch für keins ſeiner Produkte ein gutes Vorurteil nach den Bruchſtücken, die ich von ihnen ſah, hegte. Aber der Mann hat mir durch ſein Weſen ein Intereſſe dafür gegeben, und in dem was ich wirklich von ihm nun kenne, läßt ſich ein großes und des Fortſchreitens fähiges Talent (obſchon der Verfaſſer ſelbſt nicht mehr jung iſt) nicht verkennen. Die Kraft ſeiner Darſtellung hat er bisher nur an unrichtige Gedanken verſchwendet; das geheime Orden-Weſen hat ihn beſtrickt und die Liebe zur Allegorie ihn von der rechten Poeſie abgeführt. Ich

kann mir denken, daß er wirklich noch einmal ein tüchtiges Schauſpiel ſchreibt, und weiß eben nicht viele, von denen ich mir dies vorſtellen könnte. . . .

Schelling an Windiſchmann [271]

München, 31. Dezember 1807

. . . Ihre Nachrichten von Fr. Schlegel haben mich ſehr intereſſiert; was mir ſein Bruder bei neulicher Durchreiſe mit Frau von Staël erzählt, war in manchem Betracht beſtätigend, unter anderm, daß er ſo voll und ſtark geworden, daß er einem wahren Mönch gleicht. Außerdem ſcheint er ganz hiſtoriſch geworden und meditiert eine Geſchichte des öſterreichiſchen Hauſes. Frau von Staël iſt eine bewunderungswürdige Frau, die Form iſt franzöſiſch ſoviel ſie es nur ſein kann, der Grund aber um gar viel beſſer. Ich habe ſehr viel mit ihr geſprochen und mich nicht wenig an den Lebhaftigkeiten, der Schnelle und dem Feuer ihrer Reden ergötzt. Zur Erwiderung will ich Ihnen von Fichte melden, wenn Sie es noch nicht wiſſen, daß er den Dante überſetzt, (ein Geſang dieſer Überſetzung iſt bereits in einer Königsberger Zeitſchrift erſchienen); unſerm Freund Köhler, der beiläufig zu ſagen mit gar viel Ehre und Lob eben aus dem Feld zurückgekommen iſt, hat er drei Sonette rezitiert, worin ſeine ganze Philoſophie enthalten iſt — (dieſe werden nun zum Verſtehen überreden, da das Zwingen nicht helfen wollte), und nachdem er jenem die verborgenen Schönheiten, dieſelben vordozierend, enthüllt, ſetzte er hinzu: das wäre doch kein Schlegelſcher Sing Sang und Kling Klang. Sonderbar iſt, daß unter dem Ruin des preußiſch-juridiſchen Staats, deſſen Ideal zur letzten Verherrlichung ſich eben in Fichte reproduziert hatte, er auf Machiavelli fiel, und ganz von ihm ergriffen, auch gleich eine Abhandlung über ihn ad modum des Goetheſchen Winckelmanns (in der nämlichen Zeitſchrift) ſchrieb, welche von verſtändigen Leuten ſehr

gerühmt wird. Ein ſolcher ſchrieb aus Königsberg recht gut über ihn hierher, ‚ſeine alte Wahrheit ſei ihm genommen worden; das woll er ſich nicht geſtehen, nun ſei er ein Betrüger ſeiner ſelbſt und der Welt, ein Deutler und Wortklauber‘, ꝛc. intereſſant wird ſein zu ſehen, wohin die verſchiedenen Naturen alle ſich wenden. Die unſeres Johannes hat gewaltige Sprünge gemacht; mög es ihm Gott geſegnen, und mög er viel Kluges und Tüchtiges tun können für deutſches Weſen! . . .

Dorothea an Friedrich Schlegel [272]

Köln, am Tage Johannes des Täufers 1808

. . . Geliebteſter, wie ſehr ſehne ich mich, von Dir zu hören! Ich weiß beſtimmt, daß ich unter vierzehn Tagen keinen Brief von Dir zu erwarten haben kann, denn wahrſcheinlich ſchreibſt auch Du mir erſt heute, da Du in den erſten Tagen Deines Aufenthaltes in Wien wohl keine Ruhe dafür gefunden haben wirſt; und dennoch meine ich ungeduldig werden zu müſſen, wenn wieder der Briefträger vorbeigeht. Ich habe an Wilhelm nach Hannover geſchrieben (obgleich ich nicht weiß, ob er ſchon dort iſt, Du haſt mir ja die Zeit ſeiner Ankunft daſelbſt nicht beſtimmt); ich habe den Brief an die Mutter adreſſiert und ihn ſehr gebeten, daß er über Köln reiſen und mit mir bis Mainz den Rhein hinauffahren möchte. Glaubſt Du, daß er es tun wird? Mir wäre es eine rechte Freude.

An dem Tage, wie ich meinen letzten Brief an Dich abſandte, hatte ich noch eine große Freude: nämlich ein Paket aus Berlin! S. Veit ſchreibt mir ſehr gut; mein Brief mit der Verſicherung, daß der Zeitungsartikel ganz ohne unſer Vorwiſſen und zu unſerm größten Verdruß eingerückt worden iſt, hat ihn ganz beruhigt. Ich habe alle Hoffnung, daß ich die Kinder nach Dresden bekommen werde, obgleich er mich ſehr dringend verſichert, daß es ſein Tod und ſein bitterſter Gram ſein würde, wenn er, wie er

ſich ausdrückt, von den Kindern verlaſſen würde, und ſie das Chriſtentum annehmen. Und doch — wird dies geſchehen, und keine Macht wird es verhindern können; denn lies dieſen herrlichen Brief von Jonas! Du kannſt Dir denken, wie ganz entzückt ich davon bin. Ich ſchicke ihn Dir mit, obgleich ich mich nicht gern davon trenne, aber auch Du ſollſt Deinen Teil daran genießen. Eine reinere himmliſchere Freude habe ich nie empfunden, ſelbſt nicht, als ich die Kinder geboren, und alle Angſt und alle Furcht vor der öffentlichen Bekanntmachung und den befürchteten Folgen war rein aus meinem Herzen gelöſcht. Ich war wirklich glücklich und wie zu einem ſchönen Tode geſtärkt und vorbereitet. ‚Dieſe Zeichen aber werden denen, die glauben, folgen: in meinem Namen werden ſie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und wenn ſie etwas tödliches trinken, wird es ihnen nicht ſchaden‘. (Im Evangelium am Himmelfahrtstage.)

Bis jetzt war ich bei alledem noch zweifelhaft, ob ich recht tue, nach Dresden zu gehen, bevor Du mit Gewißheit ſagen kannſt, ob Du nicht wieder einen andern Ort wirſt mit Wien vertauſchen müſſen; denn die Kriegsgerüchte erſchreckten mich, und ich hielt es in dieſem Falle nicht für recht, mich ſo auf Deine Schweſter zu werfen. Aber da die Kinder nun hinkommen werden, muß jede andre Rückſicht ſchweigen; es iſt nun, wie auch Du mir geſagt haſt, ein heilige Pflicht, nach Dresden zu gehen, es komme, wie es wolle. S. Veit klagt aber erbärmlich über die Unglücke und Drangſale. Ich erwarte für mich nichts mehr von ihm, aber auch den Kindern wird er es wahrſcheinlich knapp zuſchneiden müſſen. — Heute iſt Bertrams Namenstag; er hat mich zum Mittag eingeladen; ich glaube aber nicht, daß ich hingehen werde, der Kopf tut mir weh. — Reinhards waren dieſer Tage in der Stadt und haben mich auch beſucht; ich war aber zufällig nicht zu Hauſe. Du ſiehſt alſo, daß ſie freundlich ſind.

Wir haben Goethes ‚Fauſt‘ hier und ich habe ihn auch ſchon geleſen. Es ſind viele neue Sachen darin, doch hängt es bei

alledem nicht mehr zusammen, als auch das erste, es sind nur noch mehrere Fragmente. Die Walpurgisnacht ist zwar ausgelassen genug, doch dünkt sie mich nicht so leicht phantastisch und so bedeutend genialisch wie die Szene mit den Katzen und der Hexe. Das bedeutende in der Walpurgisnacht ist störend, als ob es Persönlichkeit wäre; der Nicolai ꝛc. ist auch wirklich dort mal-à-propos. Das Verhältnis des Menschen zum Bösen ist, meine ich, auch gar nicht klar und bestimmt genug dargestellt; denn mich dünkt bei einer solchen besonnenen Überlegenheit des Menschen kann das Böse nicht siegen. Fausts Monolog über die ersten Worte des Evangeliums Johannis: ‚Im Anfang' ꝛc. ist zwar recht schön, aber Calderon hat in seinem Monolog über denselben Gegenstand (die erste Szene in Los dos Amantes del cielo) viel mehr Tiefe und Reichtum. Ergreifenderes aber und so bis ins tiefste erschütternd habe ich nie etwas gelesen als die letzte Szene von Gretchen im Gefängnis. In dieser Szene glaube ich ganz Calderons Geist wehen zu fühlen, aber doch ganz deutsch, so daß es jedes deutsche Gemüt erschüttern muß; sie ist romantisch-tragisch im allerhöchsten Sinn. Mit welchen Worten soll ich mir nur den Unterschied machen zwischen der Rührung in dieser Szene und jener in der ‚Genoveva', wie sie sterben will im Walde und die Engel Gottes treiben den Tod von ihr fort. Wie kann zwischen der Bitterkeit und der Süßigkeit eine solche Verwandtschaft der Gefühle stattfinden? Hier die leidende Unschuld, gegen die ganze Hölle kämpfend, gebunden unterliegend; dort die erhabene Schuldlosigkeit, den Schmerz besiegend, ruhig ergeben; und beide gerettet durch den Ruf von oben! Es wird mir aber doch klar bei diesem ‚Faust', daß Goethe wohl nicht so glücklich ist, als man in den Werken seiner mittleren Zeit ihn wohl halten möchte. Es ist doch eine rechte Bitterkeit darin trotz der anscheinenden Lustigkeit; kommt er Dir nicht auch so vor? Indessen ist diese Stimmung grade die rechte zur Darstellung der Hölle. . . .

Köln, 28. Juni 1808

. . . Mit welcher Sehnſucht ich auf Deine Nachrichten aus Wien verlange, das wirſt Du Dir wohl vorſtellen! Ich habe die gewiſſe Hoffnung, daß die Schwermut ſich wieder bei Dir zerſtreuen muß bei den Gegenſtänden, die Dich dort umgeben, und denen Du Dich hingeben wirſt. Faſſe immer wieder neuen Mut, mein Geliebter! Denk doch zurück, wie vieles wir erreicht; ja mehr haben wir erreicht, als wir uns anfangs gar vorgeſetzt. Unſre Augen trugen uns ja nicht ſo weit, als wir wirklich durch himmliſche Hilfe nun erreichten. Friedrich, wer kann uns denn jetzt ſchaden? Und auf Zeit meines Lebens arm zu ſein, bin ich wenigſtens mehr als je gefaßt. Alſo um meinetwillen habe keine Angſt; würdige mich ruhig zu ſein meinetwegen! Freilich näherſt Du Dich einem längſt erſehnten Ziel, und dieſer ſo ahndungsreiche Augenblick muß Deine Seele allerdings ganz erfüllen und kommt Dir darum wie Schwermut vor. Aber warum nennſt Du dieſes Ziel Deinen letzten Wunſch und warum einen irdiſchen? Der Wunſch, immer mehr Gottes Willen zu erkennen und nach allen Kräften zu erfüllen, der wird Dich nicht verlaſſen und in immer andrer Geſtalt Dich ſtärken und antreiben bis an den Tod. So auch iſt Dein Streben und Deine Sendung keine irdiſche und auf nichts irdiſches gerichtet, denn ſonſt hätteſt Du nicht nötig gehabt, mit ſolcher Beſchwerde nach Wien zu ziehen, ein irdiſches Ziel hätteſt Du am Ende leichter noch in Paris erreicht. Tu Dir alſo ſelber nicht das Unrecht an, Deinen Beruf als etwas irdiſches anzuſehen und Dich von ihm beſchränken zu laſſen. Gelingt es Dir in Wien, ſo bin ich bald bei Dir; macht aber der Krieg wieder allen Hoffnungen ein Ende (wenigſtens könnte er einen ſehr großen Aufſchub veranlaſſen), ſo kommſt Du nach Dresden, und Du wirſt dort ebenſowohl Arbeit finden als ſonſt irgendwo. Deine Autorität wächſt täglich, und es kann Dir am Ende an irgend einer Anſtellung gar nicht fehlen. Karl V. muß Dir zur Krone werden! Laß allen Trüb-

ſinn fahren und dichte heitres Leben in Dir und aus Dir. — Die Prager Geſpräche über ‚Delphine‘ und ‚Corinne‘ ſind allerliebſt. Wie kömmt es nur, daß einem immer noch das Geſchwätz nicht ganz gleichgültig werden kann, wenn man auch die Dummheiten noch ſo gut erkennt? — In welch einer Art von Humor muß man ſein, um ein Verbot gegen das Blumenſtreuen bei der Prozeſſion ausgehen zu laſſen? Welche erhabene Einfälle! — Die ſchönſten beſten Grüße von allen Freunden und Bekannten. Ich umarme Dich von ganzem Herzen; denke mit treuer Liebe an Deine Frau und ſchreibe ihr bald wieder.

Schelling an Windiſchmann [274]

München, 30. Juli 1808

. . . Das Verſinken in Gott iſt wohl herrlich als Faſſung und Zuſtand des Empfangens, aber nicht als Ausbildung des Empfangenen. Wär es damit getan, ſo müßten wir der Meinung unſeres ehrwürdigen Braminen und Fleiſchhaſſers, Fr. Schlegels, zufolge alle Philoſophie überhaupt für abſcheulichen Hochmut und Gräuel halten. Wollen wir aber einmal dieſe gräuliche Sünde begehen, ſo laßt ſie uns wenigſtens recht begehen, damit wir nicht von beiden Seiten ausgeſtoßen werden, von den Verſtockten, die es noch mit der Wiſſenſchaft und dem Verſtand halten, und den Erleuchteten, die dem allem gänzlich erſtorben ſind. Es ſcheint — (aber werden Sie ja nicht böſe) — es ſchwebt Ihnen bei ſolchen Arbeiten öfters das Exempel unſeres guten Joh. Müller vor, und Sie ſpielen, ihm nach, manchmal ungebührlich den alten Herrn. Gott ſei Dank, daß wir es noch nicht nötig haben; wir können uns noch rühren und brauchen der Fraubaſerei nicht, womit man im Alter zwiſchen Gutem und Schlechtem ſich durchbringt. . . .

Dorothea an Friedrich Schlegel [275]

Frankfurt, 13. Auguſt 1808

. . . Für mich ſei nicht bange. Jene alte Heftigkeit hat der großen Weihe weichen müſſen: wer die himmliſche Ruhe einmal genoſſen hat, ſich ſelber, alle ſeine Gedanken, Worte und Werke in jedem Augenblick der heiligſten Dreifaltigkeit aufzuopfern, der iſt in einem Hafen, wo kein Sturm ihn trifft; trennen kann uns nichts in der Welt, wir ſind in Gott vereinigt. Seelen, die Dich zu finden, zu lieben wiſſen und Deiner würdig ſind, können mir nicht hinderlich ſein, ich begrüße ſie ſchweſterlich. Ein einziges nur liegt meinem Herzen dabei auf; nämlich daß keine Verbindung in der Welt Dich wieder von Deiner einmal erwählten Tätigkeit abwärts führt oder auch nur aufhält, nicht einmal Deine Verbindung mit mir — Dein Leben, Deine Zeit gehört Deiner großen Beſtimmung! Du haſt Dir nun ein Vaterland gewählt, Du mußt mit ihm ſtehen oder fallen. Eine Reiſe nach München in dieſem Moment ſcheint wirklich ſehr gefährlich. — Mein innigſt verehrter Mann, ich umarme Dich ſchweſterlich. Von Dresden ſchreibe ich gleich. Liebe

Deine Dorothea

Brentano wird, wie man am Rhein ſagt, nach Straßburg gehen. Was dieſes für ein literäriſches Bewandtnis hat, kannſt Du Dir wohl denken; indeſſen iſt es vielleicht auch nur ſo ein Gerede.

Dorothea an Friedrich Schlegel [276]

Pillnitz, 1. September 1808

. . . Geſtern Abend im hellen Mondſchein war ich wieder mit ganzer Seele in Koblenz und auf dem See Laach; denn ebenſo ſilbern leuchtete er damals zwiſchen den Rieſeneichen und Buchen auf den Felſen und über den Wunderſee, wie ich damals ſo in die Smaragdflut hineinblickte, wo jeder Ruderſchlag eine Reihe

der köſtlichſten Perlen aus der goldblinkenden Tiefe heraufholte, und die Welle ſich an der Spitze mit blinkendem Silber ſpielend kräuſelte, und der blaue Himmel hinein ſchien, und die hohen Bäume am Ufer auch ſich darin beſchauten, ſo daß Gold und Smaragd, Perlen, Silber, Blau und Grün in unbeſchreiblicher Klarheit und Tiefe ſich vereinigten, ohne ſich zu vermiſchen. Dann die waldbewachſenen Felſen um den anderthalb Stunden langen und dreiviertel Stunden breiten See, die ganz deutlich noch die Spuren von vulkaniſchen Ausbrüchen zeigen, und der dichte Wald, die uralten Stämme, ſo daß alle Vergangenheit, die mir bekannt ward, und die ich mir denken kann, mir wie heute und geſtern dagegen vorkam. Dann mitten auf dem See die Tiefe, die den Augen ganz entſchwindet, und die Sage, die hier einen ganz unergründlichen Abgrund angibt, der nie eine Beute wieder an das Licht des Tages ſendet, und wo immer ein ſtarker Wind geht, der die Wogen ziemlich hoch herantreibt. Dann die Abtei am Ufer mit der alten Kirche, die Menſchenſpur und Kunſt, die uns wieder Beruhigung gibt und Staunen und Erſchrecken von der Seele löſt. Alles das mußt Du ſelber ſehen; ich habe den beſten Willen, es Dir zu beſchreiben, aber es geht nicht. Und das Ganze zuſammen war mir nur ein Bild Deiner Seele; mir war, als ſchauteſt Du mich an mit der ganzen Fülle Deines Weſens, und ich ſchaute Dich wieder an und verſenkte ganz mein Auge in das Deinige, bis es in Tränen überfloß. Auch waren ein paar recht liebe Menſchen mit mir, deren Heiterkeit und gutmütige Fröhlichkeit mich erfreute, und die mir viel Liebe erzeigten; dann die unbeſchreiblich leicht zu atmende Luft! — O warum warſt Du nicht bei mir!

. . . Unter den Heiligen gibt es mehrere, denen ich mich täglich mit vollem Vertrauen empfehle. Unter vielen ragt Johannes der Täufer hervor, dieſer Morgenſtern, dieſer Vorläufer und Verkündiger des Tags; dann die Weiſen aus dem Morgenlande, die mit ſo lebendigem unwandelbarem Glauben die ewige Wahrheit ſuchten, bis ſie ſie fanden; der heilige Joſeph mit ſeiner auf-

opfernden, ſelbſtverleugnenden Geduld; die heiligen auserwählten Mütter Anna und Eliſabeth; Dorothea, die Reine, Begeiſterte, die im Tode nichts ſah als den Garten des Geliebten; Cäcilia, die in den Harmonien des Himmels wandelte; Katharina, die durch die Kraft des heiligen Geiſtes die menſchliche Weisheit überwältigte; Maria Magdalena, die die Gnade empfing, daß ſie aus dem Leben der Sünde mit liebend reuiger Seele ſich losreißen durfte und Verzeihung erhielt. Dies ſind vorzüglich die Geſtalten, zu denen das Auge meiner Seele ſich mit jedem Augenblick zu wenden ſucht; und gar viele gibt es noch, an deren Beiſpiel ich denke und mich zu halten ſuche, wenn eine Schwachheit mich anwandelt. Wie ſoll ich den unermeßlichen Reichtum beſchreiben, der ſich mir in den Schätzen des katholiſchen Glaubens eröffnet hat? — In die Kirche bin ich nicht gekommen, ſeit ich aus Köln bin; es wird nun auch wohl damit Anſtand haben müſſen, bis ich nach Dresden komme. Einen Geiſtlichen werde ich wohl ſchwerlich hier finden, an den ich mich wenden könnte, um mich von Faſtenſpeiſen dispenſieren zu laſſen; ich denke aber, in meiner Lage wird es mir wohl erlaubt ſein. . . .

Caroline an Johanna Frommann [277]

München, November 1808

. . . Überhaupt war es ein Zeitpunkt, wo alte und neue Bekannte nacheinander auftraten und wo die weite Welt einem ganz enge und traulich vorkommt, weil man von allen Seiten wiederſieht, was in die Ferne verſchwunden ſchien. Es läßt ſich überhaupt dazu an, als würde ſich hier ein Sammelplatz bilden, wie Jena war, eine Menge Faden laufen hier wieder zuſammen, teils ſind ſie wirklich ſchon angeknüpft, teils ſehen wirs nur kommen. Jetzt ſind wir nun ſo weit, daß Tieck manchen ſchönen Abend wieder vorlieſt, eine Gabe, die er ſo ausgebildet hat, daß er wirklich einen ganz einzigen Genuß dadurch gewährt und ſich

in einer Perſon zu einem ganzen Theater auf- und zuſammentut. Er iſt übrigens noch der alte, die Anmut ſeiner Sitten hat ſich nur mit einer gewiſſen Würde vermählt, die aber abſonderlich ihren Sitz in den von der Gicht geſteiften Beinen genommen hat. — — Unſer Baron iſt uns, wie Sie von ſeiner Schweſter wiſſen werden, ſeit mehreren Monaten abhanden gekommen. Er fing uns und ſich ſelbſt ſo dezidiert zu ennuyieren an, daß er plötzlich ein Bündel zuſammenmachte und mit Zurücklaſſung ſeiner Effekten und ſeines Bedienten an den Rhein wandelte nach Köln, wo er den Dom nicht ſah, ins Siebengebirge, wo er mehr ſprach wie gut war, und endlich ſchrieb er von der böhmiſchen Grenze in kläglichen Ausdrücken um ſeinen Paß und ſeinen Bedienten, die ihn beide, wie ich vermute, zur rechten Zeit erreicht haben. . . .

Sie haben ſich in dieſer letzten Zeit auch ganz nahe am Mittelpunkt der Erde befunden, und ich zweifle nicht, daß Sie die großen Schauſpieler, die in Erfurt verſammelt waren, ſelbſt ſahen, ſowohl die Helden als die, welche die Helden ſpielten. Es bedünkt mich, als wenn der Talma faſt mit ebenſoviel Furcht, ein crime de lèze majesté zu begehn, beurteilt wird, als wenn er der Gebieter ſelbſt wäre. . . .

Grüßen Sie Oken von uns; es freut mich, daß er an Ihnen Freunde gefunden hat, die er in den Winterabenden mit ſeinem Laternchen in der Hand aufſuchen kann, wie er zu uns in Würzburg manch liebes Mal ins Zimmer getreten iſt.

Schelling an Windiſchmann [278]

München, 8. Dezember 1808

. . . Seit vielleicht 6 Wochen iſt Ludwig Tieck mit ſeiner Schweſter bei uns. Er iſt und bleibt ein anmutiger, liebenswürdiger Menſch. Sein Talent, Komödien und Tragödien — nicht ſowohl vorzuleſen, als leibhaft zu agieren und zu tragieren, hat den höchſten Grad

von Vollkommenheit erreicht; es läßt ſich kein königlicher Vergnügen denken, als eine Gozziſche Komödie von ihm vorgeleſen und improviſiert zu hören. — Die Produkte der Einſiedler, welche er hier erſt durch Clemens Brentano vollſtändig zu leſen bekam (ſo wie ich durch ihn), haben ihm bitteres Bauchgrimmen verurſacht. — Haben Sie denn Görres' wahnſinniges Programm zur Ankündigung ſeiner Vorleſungen (ich glaube vom vorigen Jahr, oder iſt es älter?) geſehen? Wie iſt es möglich, daß Männer wie Creuzer und Daub einen ſo wahnwitzigen Mitarbeiter an den Studien und der Univerſität in ihre Protektion nehmen! Voſſens Gekreiſch und Katzenmuſik dazwiſchen vollendet dieſes heidelbergiſche Konzert, das jedem geſunden Menſchen die Ohren zerreißt. . . .

Dorothea an ihre Söhne [279]

Wien, 10. Dezember 1808

. . . Vorgeſtern als am Feſttage der unbefleckten Empfängnis Mariä habe ich in der Stephanskirche zum erſtenmal das feierliche Hochamt vom Erzbiſchof in Pontificalibus celebrieren ſehen. Meine lieben Kinder, das iſt etwas ganz Herrliches, das über alle Beſchreibung geht. Von einer ſolchen erhabenen Pracht hat man gar keine Vorſtellung außerdem. Alles, was Könige um ſich verſammelt haben, iſt kleinlich dagegen. Alle Sinne ſind aufs allervortrefflichſte angeregt und empfangen durch alle Formen und Geſtalten die Verherrlichung Gottes und des heiligen Myſteriums. Weit entfernt aber, daß ich durch dieſe Pracht der Sinne hätte beleidigt werden ſollen, wie die Proteſtanten behaupten wollen, ſo iſt mir erſt recht deutlich geworden, wodurch wir unſre Sinne erheben können, daß ſie in Übereinſtimmung mit der Seele das Erhabene und das Schöne lieben und erkennen ſollen, und dann auch, was denn eigentlich Pracht bedeutet und wozu ſie ſoll. Alles, was der Menſchen Kunſt und Erfindung hervorbringt, das

ſoll dazu dienen, des Herrn Dienſt zu verherrlichen und ein ewiges Gut der ewigen Kirche ſein und bleiben. Da, wo alle Kunſt herkommt, von Gott, dort ſoll ſie auch wieder zurück ſtrömen; jeder andre Gebrauch, zu vorübergehender Eitelkeit der Menſchen-Leiber und -Leben, iſt unheilig und des göttlichen Urſprungs nicht würdig. Muſik und Malerei, Baukunſt und edle Gewänder ſollen nur eine Idee ausſprechen und nicht das ſelbſtiſche Eigentum eines, ſondern ein ganz allgemeines Gut zur Erweckung der Andacht aller Gläubigen werden. Selbſt das tote Metall aus dem Schacht der Erde ſoll einen Mund bekommen, um im eigentümlichen Glanze im allgemeinen Hallelujah miteinzuſtimmen. . . .

Caroline an Luiſe Wiedemann [280]

München, Februar 1809

. . . Wir beſitzen alleweil die ganze Ange-Brentanorei; Savigny, ein Juriſt, der eine von den Brentanos geheiratet, iſt an Hufelands Stelle nach Landshut gerufen und bringt mit: den Clemens (Demens) Brentano ſamt deſſen Frau, eine Bethmanniſche Enkelin, die ihn ſich entführt hat — — dann Bettine Brentano, die ausſieht wie eine kleine Berlinerjüdin und ſich auf den Kopf ſtellt, um witzig zu ſein, nicht ohne Geiſt, tout au contraire, aber es iſt ein Jammer, daß ſie ſich ſo verkehrt und verreckt und geſpannt damit hat; alle die Brentanos ſind höchſt unnatürliche Naturen. . . .

Caroline an Pauline Gotter [281]

München, 1. März 1809

. . . Da kürzlich in einem Almanach eine Erzählung von Goethe unter der Benennung die pilgernde Törin ſtand, glaubt ich, er könnte niemand anders damit gemeint haben als eben

Deine Nebenbuhlerin, doch paßt die Geſchichte gar nicht, aber jener Name paßt wie für Bettine Brentano erfunden. Haſt Du noch nicht von ihr gehört? Es iſt ein wunderliches kleines Weſen, eine wahre Bettine (aus den venetianiſchen Epigrammen) an körperlicher Schmieg- und Biegſamkeit, innerlich verſtändig, aber äußerlich ganz töricht, anſtändig und doch über allen Anſtand hinaus, alles aber was ſie iſt und tut iſt nicht rein natürlich, und doch iſt es ihr unmöglich anders zu ſein. Sie leidet an dem Brentanoiſchen Familienübel: einer zur Natur gewordnen Verſchrobenheit, iſt mir indeſſen lieber wie die andern. In Weimar war ſie vor 1—2 Jahren, Goethe nahm ſie auf wie die Tochter ihrer Mutter, der er ſehr wohl wollte, und hat ihr tauſend Freundlichkeiten und Liebe bewieſen, ſchreibt ihr auch noch zuweilen. Du kannſt ihn ſchon einmal bei Gelegenheit nach ihr fragen. Hier kam ſie mit ihrem Schwager Savigny her, welcher in Landshut angeſtellt iſt, blieb aber ohne ihn, um ſingen zu lernen und Tieck zu pflegen, der ſeit Weihnachten an der Gicht kläglich danieder liegt und viel zartes Mitleid erregt. Den Leuten, die ihn beſuchten, hat ſie viel Spektakel und Skandal gegeben, ſie tändelt mit ihm in Worten und Werken, nennt ihn Du, küßt ihn, und ſagt ihm dabei die ärgſten Wahrheiten, iſt auch ganz im Klaren über ihn, alſo keineswegs etwa verliebt. Ganze Tage brachte ſie allein bei ihm zu, da ſeine Schweſter auch lange krank war und nicht bei ihm ſein konnte. Manche fürchteten ſich ihrentwegen hinzugehn, denn nicht immer gerät ihr der Witz, und dann kann ſie wohl auch grob ſein oder läſtig. Unter dem Tiſch iſt ſie öftrer zu finden wie drauf, auf einem Stuhl niemals. Du wirſt neugierig ſein zu wiſſen, ob ſie dabei hübſch und jung iſt, und da iſt wieder drollicht, daß ſie weder jung noch alt, weder hübſch noch häßlich, weder wie ein Männlein noch wie ein Fräulein ausſieht.

Mit den Tiecks iſt überhaupt eine närriſche Wirtſchaft hier eingezogen. Wir wußten wohl von ſonſt und hatten es nur vor der Hand wieder vergeſſen, daß unſer Freund Tieck nichts iſt als

ein anmutiger und würdiger Lump, von dem einer seiner Freunde ein Lied gedichtet, das anfängt:

Wie ein blinder Passagier
Fahr ich auf des Lebens Posten,
Einer Freundschaft ohne Kosten
Rühmt sich keiner je mit mir. —

Aber ich meine, wir haben hier nach der Hand wieder erfahren, was es mit dieser Familie für eine Bewandnis hat. — — Der arme Tieck erscheint in seiner doppelten Qualität als Kranker und Armer in seiner ganzen Unfähigkeit, sich selbst zu helfen, weichlich, ohnmächtig, aber immer noch aimable — wenn Leute dabei sind. Bettine sagte ihm einmal, da von Goethe die Rede war, den Tieck gar gern nicht so groß lassen möchte, wie er ist: Sieh, wie Du da so liegst, gegen Goethe kommst Du mir wie ein Däumerling vor — was für mich eine recht anschauliche Wahrheit hatte. . . .

Caroline an Luise Wiedemann [282]

München, 17. März 1809

. . . Wilhelm scheint doch unter seiner Ägide, das heißt unter der Ägide seiner Pallas, protestantisch zu bleiben, so gläubig er sonst gegen seine Freunde gesinnt ist, aber hier geht eben Glauben gegen Glauben und Einfluß gegen Einfluß auf. Dennoch ist er der reinste von allen diesen — denn ach wie sind jene von der Bahn abgewichen, wie haben sie sich sämtlich durch Bitterkeit gegen die Schicksale bestimmen lassen, die sie sich doch selber zugezogen! Friedrich hat die Anlage ein Ketzerverfolger zu werden — fast soll er schon fett, bequem und schwelgerisch wie ein Mönch sein. Ich habe sie alle in ihrer Unschuld, in ihrer besten Zeit gekannt. Dann kam die Zwietracht und die Sünde, man kann sich über Menschen täuschen, die man nicht mehr sieht, noch Verkehr mit ihnen hat, aber ich fürchte sehr, ich würde mich auch

über Friedrich entſetzen. Wie feſt, wie gegründet in ſich, wie gut, kindlich, empfänglich und durchaus würdig iſt dagegen der Freund geblieben, den ich Dir nicht zu nennen brauche. . . .

Schelling an Schubert [283]

München, 28. April 1809

... Was Sie mir von Schlegel ſchreiben, hat mich außerordentlich intereſſiert, obgleich die Empfindung, welche Ihnen ſein Umgang und Geſpräch über das böſe Prinzip verurſacht, eine meiner obigen Äußerungen zu beſtätigen ſcheinen könnte. Ich habe mir bisher, beſonders ſeit der Bekanntſchaft mit Ihren Dresdener Vorleſungen, auch nach Ihrem in den Ahndungen aufgeſtellten Begriff der Reaktion der Baſis vorgeſtellt, daß Sie über dieſen Punkt im Reinen und völlig in der rechten Anſicht wären. Indeſſen wir beſitzen auch geiſtig Manches, wovon wir nichts wiſſen und zu deſſen Bewußtſein uns erſt Andere bringen müſſen. Was mich betrifft, ſo hat Friedrich Schlegel gemeint, mit ſeiner kraſſen, höchſt allgemeinen und unvollſtändigen Schilderung des Pantheismus mich zu ſchildern. Er und ſeine Anhänger haben dieſe Vorſtellung meines Syſtems ſogar unter den Pöbel der philoſophiſchen Literatur mündlich ſchon lang verbreitet. Mit ſolchem Volk, als man bisher gegen mich aufzuhetzen geſucht, mich einzulaſſen, habe ich unter mir gehalten. Es war mir daher ſehr angenehm, daß er ſelbſt hervorgetreten. Ich habe ſeiner künſtlichen und auf Schrauben geſetzten Polemik eine gerade, unumwundene Erklärung meiner Anſicht entgegengeſetzt, und betrachte von jetzt an ſein ganzes Beginnen und Weſen als eine Sache, der ich mit aller Kraft, wiſſenſchaftlich und literariſch auf jedem Wege entgegenwirken werde. Ich wünſche nichts mehr, als daß die Sache durch das, was ich darin getan, zum offenbaren und entſcheidenden Streit komme. Glauben Sie darum nicht, daß ich nicht die größte Hochachtung für Friedrich Schlegel

habe. Ich ſchätze ihn weit höher als Novalis und alle die Andern. Aber ich halte ſein jetziges Wollen keineswegs für rein, und ſein Beginnen in philoſophiſcher Hinſicht für ungenügend. In dem Werk über Indien herrſcht nach B.s Ausdruck eine wahre Gouvernanten-Philoſophie. Fr. Schlegel iſt Philolog im höchſten Sinn des Worts; ich betrachte ſein jetziges Treiben als eine Rückkehr zu dieſer Beſtimmung. Ich glaube, ſeine wahre Meinung über Bös und Gut wohl ziemlich deutlich zu ſehen; Sie würden mir aber einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir, da Sie ihn mündlich darüber gehört, nur mit einigen Worten die Frage beantworten wollten: Nimmt Friedrich Schlegel wirklich ein böſes Ur- und Grundweſen, im Manichäiſchen, oder (wie dies Syſtem gewöhnlich verſtanden wird) Parſiſchen Sinn an? Iſt er wirklich für den abſoluten, oder auch für irgend einen modifizierten Dualismus, bei welchem ein weſentlich- und unſprünglich-böſes Prinzip angenommen wird? Aus Ihrer Äußerung von einem ſolchen, noch über die Lehre des Chriſtentums hinausgehenden Prinzip ſcheint es mir, daß Sie nicht wie ich bloße Vermutungen darüber haben, ſondern beſtimmte Kenntnis. Ich verſichre Ihnen, ich werde von dieſer Mitteilung nie Gebrauch machen; auch iſt, was ich in dieſer Beziehung gegen Friedrich Schlegel zu ſagen habe, bereits geſchrieben und gedruckt. . . .

Schelling an Windiſchmann [284]

München, 9. Mai 1809

. . . Ich weiß, daß Sie nicht wie Friedrich Schlegel denken, deſſen verdeckte Polemik ich in eine offne zu verwandeln geſucht habe. Sein höchſt kraſſer und allgemeiner Begriff des Pantheismus läßt ihn freilich die Möglichkeit eines Syſtems nicht ahnden, worin mit der Immanenz der Dinge in Gott Freiheit, Leben, Individualität, desgleichen Gutes und Böſes beſteht. Er kennt nur die drei Syſteme ſeines indiſchen Buchs; das Wahre liegt

über Friedrich entſetzen. Wie feſt, wie gegründet in ſich, wie gut, kindlich, empfänglich und durchaus würdig iſt dagegen der Freund geblieben, den ich Dir nicht zu nennen brauche. . . .

Schelling an Schubert [283]

München, 28. April 1809

... Was Sie mir von Schlegel ſchreiben, hat mich außerordentlich intereſſiert, obgleich die Empfindung, welche Ihnen ſein Umgang und Geſpräch über das böſe Prinzip verurſacht, eine meiner obigen Äußerungen zu beſtätigen ſcheinen könnte. Ich habe mir bisher, beſonders ſeit der Bekanntſchaft mit Ihren Dresdener Vorleſungen, auch nach Ihrem in den Ahndungen aufgeſtellten Begriff der Reaktion der Baſis vorgeſtellt, daß Sie über dieſen Punkt im Reinen und völlig in der rechten Anſicht wären. Indeſſen wir beſitzen auch geiſtig Manches, wovon wir nichts wiſſen und zu deſſen Bewußtſein uns erſt Andere bringen müſſen. Was mich betrifft, ſo hat Friedrich Schlegel gemeint, mit ſeiner kraſſen, höchſt allgemeinen und unvollſtändigen Schilderung des Pantheismus mich zu ſchildern. Er und ſeine Anhänger haben dieſe Vorſtellung meines Syſtems ſogar unter den Pöbel der philoſophiſchen Literatur mündlich ſchon lang verbreitet. Mit ſolchem Volk, als man bisher gegen mich aufzuhetzen geſucht, mich einzulaſſen, habe ich unter mir gehalten. Es war mir daher ſehr angenehm, daß er ſelbſt hervorgetreten. Ich habe ſeiner künſtlichen und auf Schrauben geſetzten Polemik eine gerade, unumwundene Erklärung meiner Anſicht entgegengeſetzt, und betrachte von jetzt an ſein ganzes Beginnen und Weſen als eine Sache, der ich mit aller Kraft, wiſſenſchaftlich und literariſch auf jedem Wege entgegenwirken werde. Ich wünſche nichts mehr, als daß die Sache durch das, was ich darin getan, zum offenbaren und entſcheidenden Streit komme. Glauben Sie darum nicht, daß ich nicht die größte Hochachtung für Friedrich Schlegel

habe. Ich ſchätze ihn weit höher als Novalis und alle die Andern. Aber ich halte ſein jetziges Wollen keineswegs für rein, und ſein Beginnen in philoſophiſcher Hinſicht für ungenügend. In dem Werk über Indien herrſcht nach B.s Ausdruck eine wahre Gouvernanten-Philoſophie. Fr. Schlegel iſt Philolog im höchſten Sinn des Worts; ich betrachte ſein jetziges Treiben als eine Rückkehr zu dieſer Beſtimmung. Ich glaube, ſeine wahre Meinung über Bös und Gut wohl ziemlich deutlich zu ſehen; Sie würden mir aber einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir, da Sie ihn mündlich darüber gehört, nur mit einigen Worten die Frage beantworten wollten: Nimmt Friedrich Schlegel wirklich ein böſes Ur- und Grundweſen, im Manichäiſchen, oder (wie dies Syſtem gewöhnlich verſtanden wird) Parſiſchen Sinn an? Iſt er wirklich für den abſoluten, oder auch für irgend einen modifizierten Dualismus, bei welchem ein weſentlich- und unſprünglich-böſes Prinzip angenommen wird? Aus Ihrer Äußerung von einem ſolchen, noch über die Lehre des Chriſtentums hinausgehenden Prinzip ſcheint es mir, daß Sie nicht wie ich bloße Vermutungen darüber haben, ſondern beſtimmte Kenntnis. Ich verſichre Ihnen, ich werde von dieſer Mitteilung nie Gebrauch machen; auch iſt, was ich in dieſer Beziehung gegen Friedrich Schlegel zu ſagen habe, bereits geſchrieben und gedruckt. . . .

Schelling an Windiſchmann [284]

München, 9. Mai 1809

. . . Ich weiß, daß Sie nicht wie Friedrich Schlegel denken, deſſen verdeckte Polemik ich in eine offne zu verwandeln geſucht habe. Sein höchſt kraſſer und allgemeiner Begriff des Pantheismus läßt ihn freilich die Möglichkeit eines Syſtems nicht ahnden, worin mit der Immanenz der Dinge in Gott Freiheit, Leben, Individualität, desgleichen Gutes und Böſes beſteht. Er kennt nur die drei Syſteme ſeines indiſchen Buchs; das Wahre liegt

aber gerade zwiſchen dieſen dreien mitten inne und hat die organiſch verflochtenen Beſtandteile eines jeden in ſich. Es gibt einen (aber auch nur einen) Punkt, bei dem die Vorſtellung der Emanation anwendbar iſt, einen (aber auch nur einen), wo die des Dualismus, und endlich wieder einen, wo die Indifferenz des Pantheismus. Ich glaube, dieſe Punkte in meiner Abhandlung mit zuvor nie erreichter Deutlichkeit bezeichnet zu haben. Die Privatmeinung Fr. Schlegels iſt ein Alles zerreißender Dualismus, ein eigentlich böſes Grundweſen, das über das böſe Prinzip im Chriſtentum noch weit hinausgeht. Über den Dualismus von Gut und Schlecht, den er in die Hiſtorie einzuführen gedenkt, habe ich mich auf eine ähnliche Weiſe erklärt, wie Sie, wenn ich nicht irre, in der Rezenſion einer perſiſchen Schrift von Dalberg. Ich würde Sie dabei angeführt haben, wenn ich nicht jene Rezenſion erſt erhalten hätte, da mein Aufſatz ſchon im Druck war. Ich habe in dieſer Abhandlung das, was man mein Syſtem nennen kann, da hinausgeführt, wo es auf dem Wege der erſten Darſtellung wirklich hinaus ſollte. Es war ein Unglück, daß dieſe nicht fertig geſchrieben wurde; viel Mißverſtand wäre dadurch in der Wurzel abgeſchnitten worden. Ich habe jetzt viel Fertiges liegen; ein faſt ganz vollendeter Aufſatz, ähnlichen Inhalts wie jene Abhandlung, wurde wegen der öſterreichiſchen Unruhen nicht mehr fertig. Aber ich werde jetzt überhaupt mit neuer Tätigkeit zu Werk gehen und wieder einmal aufräumen, wie ſich gebührt.

Fr. Schlegel hat unter der Hand eine Partei gegen mich aufzubringen geſucht; mit ſolcher Miſere als dieſer wollte ich mich nicht abgeben. Sehr erwünſcht war mir darum ſein Hervortreten. Sie können den inquiſitoriſchen Geiſt in Sachen der Philoſophie gewiß nicht billigen; darum arbeiten auch Sie dagegen. Ein Täufling Fr. Schlegels ſcheint auch der bewußte Molitor zu ſein. Ich bitte Sie doch, tun Sie dieſem verworrenen Kopf keinen Vorſchub, der mit echt-jüdiſcher Unverſchämtheit über Syſteme deräſonniert, da er von Rechtswegen den Schüler machen ſollte. Sind wir vor 8 und 9 Jahren und ſeitdem die ganze Zeit ſolche

Lumpenhunde geweſen, daß ein ſolcher Menſch, cui crassa Minerva, uns zurechtweiſen und des Beſſeren belehren könnte? — Mir dünkt, die Einſichtigen ſollten ſich feſter als je zuſammenſchließen. Wenn etwas Tüchtiges, Bleibendes, der deutſchen Nation zur ewigen Lehre und zum Ehrendenkmal Dienendes aus den wiſſenſchaftlichen Bewegungen unſerer Zeit hervorkommt: ſo iſt es auf unſerm Wege. Noch ſind wir nicht am Ziel; aber die Andern ſind nicht einmal auf dem Weg dazu und betrachten die gewonnene Freiheit des Geiſtes nur als Freiheit zum Unſinn, zum Herumſchwärmen und zu dem lächerlichen Dünkel, daß jeder gern ſein eignes Kirchlein bauen möchte, anſtatt mit vereinten Kräften ein großes Münſter deutſcher Wiſſenſchaft zu erbauen. — Es iſt leider wahr, daß Fr. Schlegel mit den Öſterreichern hier in Bayern und ſchon zu Landshut eingerückt war. Zu welchen Abenteuerlichkeiten reißt dieſen trefflichen Geiſt der furor fanaticus fort! —

Leben Sie recht wohl und ſchreiben Sie bald Ihrem Schelling.

Schelling an Windiſchmann [285]

München, 17. Juni 1809

Es war mir nicht wenig erfreulich, zu ſehen, geliebter Freund, wie Sie meine letzte Abhandlung gerade von der Seite nehmen, von welcher ich ſie genommen wünſchte, und das darin finden, was ich eben am meiſten hineinzulegen ſuchte. Ihr Wort iſt mir eines der erfreulichſten. Ich habe noch wenige Äußerungen vernommen; doch ſcheint ſie auf alle, deren Empfindung mir etwas gilt, Eindruck gemacht zu haben. Ich bin zwar nicht geneigt zu Fichteſchem Mißmut; indes wenn ich die ſchlechten Wirkungen manches Beſtrebens und das niedrige Verkennen von beiden Seiten ſehe, kann ich doch irre werden und die Luſt zu literariſcher Tätigkeit verlieren. Das Urteil von Männern wie Sie richtet mich wieder auf. Es wird mir gar lieb ſein, wenn Sie

bald ein öffentliches Wort darüber ſagen, und dabei den Leuten den Kopf noch beſtimmter als ich zurechtrücken. Das ſentimentale Geſchlecht, welches ſeit einiger Zeit ſein Unweſen treibt, weiß ſich gar viel damit, daß ſie die Natur Gott unterordnen; in den Heidelberger Jahrbüchern erfand neulich Daub die neue! Formel, Gott nicht = All oder = Menſch, ſondern Gott > All > Ich; was wir freilich alle von der Kinderlehre her wiſſen. Die Frage, um deren willen allein philoſophiert wird, iſt aber die, wie jenes Untergeordnete, das durchaus anerkannt werden muß, aus Gott heraus- oder zu Gott hinzukomme, und da weder das eine noch das andere von dieſen beiden denkbar iſt, ſo wird es wohl immer in Gott ſelbſt geſucht werden müſſen; und da ſcheint mir der Begriff von Potenz noch immer bezeichnender als jeder andere, und die Natur als Gottes Weſen in der unterſten Potenz (als Dunkelheit) begreiflicher, wie als Stoff, Werkzeug, Baſis oder dergl. — Sie mögen ganz recht haben, daß meine Polemik gegen Fr. Schlegel noch viel zu ſanftmütig iſt und ich bitte Sie, mir das auch öffentlich vorzuwerfen. Teils aber habe ich wegen alter Bekanntſchaft mit ihm ein gewiſſes Maß zu halten ſchicklich gefunden, teils wurde Manches verſpart auf eine andere Abhandlung, die zugleich mit jener erſcheinen ſollte und an deren Vollendung die Kriegsunruhen mich gehindert haben. Noch ein anderer Grund war, daß ich über ſein ganzes Weſen nicht reden konnte, ohne das ganze neu-äſthetiſche Unweſen mit zu berühren, wozu da kein Raum war; dieſes, mit unſern Ideen vermengt, hat uns den größten Schaden getan; ich werde mich nun aber auch davon ſäubern und zwar tüchtig und öffentlich, wie ich mich privatim von Anfang an darüber luſtig gemacht. Beſonders werfe ich mir vor, über das geſchichtlich Falſche ſeiner Darſtellungen auch nicht einmal einen Wink gegeben zu haben, indem es ſcheint, als ob ich die Wahrheit derſelben zugebe. Ich bin aber überzeugt, daß, ſo dürftig und armſelig ſeine Philoſophie erſcheint, ebenſo gering und dürftig auch ſeine Kenntniſſe des orientaliſchen Altertums ſeien. So bin ich teils durch eignes Studium, teils durch die Natur der

Sache ſelbſt überzeugt, daß gerade der recht-verſtandene Pantheismus das älteſte Syſtem iſt, wie er das wahre iſt, und daß der Dualismus der früheſten Zeit entweder eins mit jenem war (wie ſich denn vernünftigerweiſe ein Dualismus nur innerhalb des Pantheismus, d. h. eines Syſtems der Einheit denken läßt), oder doch ein Abkömmling von ihm und ein durch Iſolierung entſtandenes, aber darum entweder ſchon gleich Anfangs verdorbenes oder doch zum Falſchen hinführendes Denkſyſtem. So roh aber, als Fr. Schlegel den Dualismus denkt, hat er als öffentliches Syſtem wohl ſchwerlich vor den Zeiten des Gnoſtizismus und Manichäismus exiſtiert. In den Zendbüchern wie in indiſchen Denkmälern findet ſich nichts dergleichen. — Verfolgen nun Sie, wackrer Freund, dieſen wunderbaren Zuſammenhang und die ſeltſam wechſelnde Geſtaltung des Einen Urglaubens, wozu in Ihrer Schrift über Magie ꝛc. ſchöne Gelegenheit ſein wird. . . .

Solger an Raumer [286]

Berlin, 17. September 1809

. . . Das Innerſte und Heiligſte ausſprechen zu müſſen, und gar nicht oder ſchief gehört zu werden, iſt hart. Die Weisheit wird an den Ecken ſtehen und predigen, und niemand wird ihrer achten. Dennoch will ich nicht den Mut verlieren, ſo lange ich hoffen kann, zwei oder drei zu finden, bei welchen das Samenkorn auf beſſeren Boden falle. Aber wahr iſt es, in der politiſchen Welt und zwar vorzüglich in der uns zunächſt umgebenden, ſteigt das Ekelhafte in dieſem Zeitpunkte auf den höchſten Grad. Es war in der Tat das Letzte, was wir noch zu erwarten hatten, daß nach der allgemeinen Aufklärerei und Geiſtloſigkeit, nachdem dadurch alle wahrhaft innerlichen Prinzipien mit Stumpf und Stiel ausgerottet waren; um die darauf eingetretene ſeichte, nachäffende und durchaus bis in ihr Innerſtes nichtswürdige Genieſucht der verächtlichen Schriftſtellermenge, auch diejenigen ergreifen

mußte, die praktiſch den Staat lenken ſollten. Kränkliche, aber deſto ſchöner aufgeſtutzte Halbphiloſophie, eitele Ziererei mit dem Edelſten und Erhabenſten der Menſchheit, und die ſinnloſe Frechheit, nach eigenen Phantaſien in die göttliche Ordnung eingreifen zu wollen, ſind meines Erachtens die Haupterſcheinungen bei unſerer geträumten politiſchen Wiedergeburt. Das Beſte dabei iſt noch, daß nichts recht fertig werden, ſondern alles noch auf halbem Wege wieder zurückſinken wird. Wie dürfte man hoffen, wenn man allein die Sprache der Vernunft zu reden entſchloſſen iſt, von halbtauben Träumern gehört zu werden? Verzeihen Sie mir dieſen Ausbruch. Es iſt immer gut, einmal ſeinen Zorn recht auszuſchütten. . . .

Dorothea an Friedrich Schlegel [287]

Wien, 21. November 1809

. . . Aber denke dir nur, daß Caroline geſtorben iſt! Es war mir doch ein Schrecken, als Beſt es ſagte. Mir iſt ſehr wohl, daß ich ihr längſt ſchon verziehen habe, ſonſt müßte mir bange ſein, daß ſie ohne Verſöhnung hat aus der Welt gehen müſſen, und ich hoffe nun, ſie wird Vergebung finden, wie ich ihr von ganzem Herzen vergeben habe. Sie machte mit Schelling und ſeinem Bruder eine Luſtreiſe nach Schorndorf, dort ward ſie plötzlich krank und ſtarb nach wenigen Tagen an derſelben Krankheit und auf dieſelbe Art, wie ihre Tochter ſtarb, unter Schellings und ſeines Bruders Händen. — So wie Du im Sinne haſt, den Streit mit Schelling aufzunehmen, darf ich mich länger nicht dagegen ſetzen, obgleich mir innerlich davor graut, zumal wenn ich bedenke, daß Du den Faden da anknüpfeſt, wo es dann nicht mehr bei Dir ſteht, ihn wieder fallen zu laſſen, nämlich bei Deinem Glauben und bei der Ehre der Kirche. Gott wolle Dir Kraft geben und Dich mit allen Gaben ſeines Geiſtes erleuchten! . . .

Peſt, November 1809

. . . So wollen wir uns übrigens dieſe ſämtlichen Tiecks nur gar nicht weiter zu Gemüte ziehen, außer inſofern ſie in einer und derſelben irdiſchen Welt mit uns atmen. — Mir tut es am meiſten leid um ſeine Poeſie, die doch in der Gemeinheit mit zugrunde gehen muß. Was die Religion betrifft, ſo laß Dir das weiter nicht empfindlich ſein; der Mißbrauch der Unwürdigen gehört mit zu der irdiſchen Erſcheinung des himmliſchen Lichts. Glaube mir nur, zu den Zeiten der Apoſtel, ſelbſt unter ihrer nächſten Umgebung und vorgeblichen Anhängern, hat es grade ſolche falſche Bekenner, die einen Teil der Myſterien mit dem Verſtande oder der Phantaſie wohl ergriffen hatten, von Sinnesart aber wüſt und ſchlecht geblieben waren, genug gegeben. Du wirſt die deutliche Beziehung darauf in ſehr vielen Stellen des neuen Teſtaments finden und dieſe jetzt noch um ſo beſſer verſtehen.

Dein Klagelied über die Gelehrten jetziger Zeit iſt ſehr gerecht. Aber ließe ſich nicht ein eben ſolches von den Staatsbeamten — von der Geſellſchaft und wovon nicht alles noch anſtimmen? Man muß eben unerſchütterlich ſtandhaft und geduldig ſein. . . . Wegen Schellings Angriff ſei nur unbeſorgt; antworte ich ihm, ſo gilt es nicht ihm allein, ſondern ich nehme gleich Planck, Villers und alle einigermaßen honetten Gegner mit dazu und werde mir ſchon meine Grenzen zu ſetzen wiſſen. . . .

Alſo nun auch Caroline? Ich muß mich erſt beſinnen, was mir dies für einen Eindruck macht. Freilich, mir war ſie ſchon lange geſtorben.

München, 29. November 1809

Rechnen Sie es, beſter Schwager, meinem innern und äußern Zuſtand zu, deren einer immer den andern ſchmerzlicher macht, daß ich ſo ſpät erſt auf Ihren Brief vom 25. September antworte, der mir in manchem Betracht ſo tröſtlich geweſen iſt. Ich hätte Ihnen noch von Stuttgart ſchreiben ſollen, wenigſtens um zu danken für den Anteil, den Sie bei eignem Schmerz an dem meinigen nehmen, für die Bezeugung Ihrer Geſinnungen gegen den verlaſſenen Freund der verewigten Schweſter. — Immer meinte ich früher nach München zurückzukehren. Die Sorge meiner Eltern hielt mich zurück und das eigne Gefühl, dem Eindruck der vorigen Umgebungen noch nicht gewachſen zu ſein. Ach, Herz und Gefühl machen jede Berechnung zuſchanden. Es iſt, als hätte mein Leiden hier erſt recht angefangen; es ſcheint, daß ein ſolcher Schmerz mit der Zeit eher zu- als abnimmt. In je größere Ferne ſie mir tritt, deſto lebhafter fühle ich ihren Verluſt. Sie war ein eigenes, einziges Weſen, man mußte ſie ganz oder gar nicht lieben.

Dieſe Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, behielt ſie bis ans Ende. Wir waren durch die heiligſten Bande vereinigt, im höchſten Schmerz und im tiefſten Unglück einander treu geblieben — alle Wunden bluten neu, ſeitdem ſie von meiner Seite geriſſen iſt. Wäre ſie mir nicht geweſen was ſie war, ich müßte als Menſch ſie beweinen, trauern, daß dies Meiſterſtück der Geiſter nicht mehr iſt, dieſes ſeltne Weib von männlicher Seelengröße, von dem ſchärfſten Geiſt, mit der Weichheit des weiblichſten, zarteſten, liebevollſten Herzen vereinigt. O etwas der Art kommt nie wieder! Wie glücklich ſind Sie, ſich ſagen zu können, für dies edle Weſen gehandelt, ihr Aufopferungen gemacht zu haben. Hätte ich Jahre noch zu leben, ich wollte ſie alle mit ihr teilen, ja gern jeden Tag, den ich mit ihr wäre, mit einem Blutstropfen bezahlen, um mit ihr zu ſterben. Was ſie Ihnen in dem letzten Brief ſchrieb, war wirklich ihr Gefühl.

München war ihr verleidet — für den Augenblick wenigſtens. Alle Übel der Zeit drangen dieſen Sommer gewalttätiger auf uns ein: die Frechheit und kaum glaubliche Roheit franzöſiſcher Envoyés, dergleichen vielleicht nur München kennt, erſchien in der häßlichſten Geſtalt. Menſchen, mit denen wir zuvor als Leuten von Sitte und ſcheinbarer Bildung in einem anſtändigen Verhältnis geſtanden hatten, wurden verwandelt, die Zeit der Denunziationen und politiſcher Verfolgungswut fing wieder an; es hat nicht an dieſen Menſchen gelegen, daß nicht alle Fremde vor ein Revolutionstribunal geſchleppt wurden. Obgleich dies alles mich weniger als manchen Andern traf, ſo machte es doch gerade auf Carolinen den widrigſten Eindruck. Dazu kam mein zweimonatliches Krankſein, deſſen Grund ſie in den hieſigen Verhältniſſen ſuchte. Ach ich kann, ich darf es mir nicht verbergen, daß ſie das vollends ſo ermüdet hat, daß dieſe Sorgen, dieſe Mühen, dieſe Nachtwachen ein Hauptgrund zu jener Schwäche der Nerven wurden, die ſie ſo ſchnell zum Raub der ſchrecklichen Krankheit machte. Überhaupt war ſie widrigen Eindrücken ſeit langer Zeit weniger gewachſen. Ihre Seele hatte ſich ſeit dem Tode Auguſtens immer mehr jener Welt zugewandt; nur eine ſtete, liebevolle, freundliche Gegenwart konnte ſie zurückrufen und feſthalten. — Wir haben viel durch die Zeitumſtände gelitten. Im Anfang unſrer Verbindung war es ihr Wunſch, nach Italien zu reiſen. Ich brachte ſie davon zurück, aus dem vielleicht engherzigen Geſichtspunkt, ihr erſt einen Zuſtand in der Welt zu ſchaffen, und in der Hoffnung, die Reiſe leicht in der Folge zu machen. Dieſe Hoffnung trog; von Jahr zu Jahr machten es die Zeiten ſchwerer. Jetzt hatten wir uns wieder, durch manche Aufopferungen beſonders von ihrer Seite, zu einem freieren Daſein emporgearbeitet, und lebte ſie, ſo ſahen wir im nächſten Jahre das Land, nach dem ſie ſo ſehr ſich ſehnte. Nun ſind die lieben Augen geſchloſſen und mein Herz ſaugt aus dieſen Umſtänden für ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe. — Die ſanfteſten Ahndungen ſcheinen hier noch ihrem Tode vorangegangen

zu ſein. Einer Frau von Stengel, die vom erſten Augenblick der Bekanntſchaft mit ganzer Seele an Carolinen hing, wie dieſe an ihr, fiel ſie am letzten Tage auf die Worte: ‚Nun ſehe ich Sie bald wieder‘ — (außerdem erſchöpft vielleicht durch die Unruhen des letzten Tags) mit den Worten um den Hals — Vielleicht nie wieder. —

Wir ſahen uns den ganzen Nachmittag nicht, da ich noch vieles außer dem Hauſe zu beſorgen hatte; ich kam erſt um 10 Uhr zum Nachteſſen. Dabei war ihr erſtes Wort: Schelling, wenn ich zurückkomme, wünſche ich doch eine andere Wohnung. Ich nahm das wenn für wann (quand) und bemerkte ihr, daß es um die Zeit unſerer Zurückkunft zum Wechſel zu ſpät ſein würde. Mit manchen Gefühlen von Kränklichkeit uſw. mochte ſie mich verſchonen wollen, weil ich krank war. — Einmal im Fenſter zu Maulbronn ſagte ſie mir: Schelling, glaubſt Du wohl, daß ich hier ſterben könnte? Ich erinnerte mich erſt lange nachher wieder dieſer Worte; damals nahm ich ſie als Ausdruck vom Klöſterlich-melancholiſchen der Gegend. Wie ſollte ich auch dergleichen Gedanken hegen — ich war ja der Kranke, ſie die Geſunde! — Die ganze letzte Zeit war ſie ſanfter und lieblicher als je, ihr ganzes Weſen in Süßigkeit aufgelöſt. Bei der Rückkehr von der kleinen Nebenreiſe konnte ich faſt nicht erwarten, mit ihr wieder allein zu ſein — wenige Stunden nachher kamen die erſten Anfälle. Und doch lag ſeit Anfang des Sommers das drückendſte Vorgefühl eines nahen Unglücks auf mir — es war eine Urſache meiner Krankheit. — Ach es gibt doch keinen andern Troſt als den, von dem Sie ſo zweifelhaft reden. Aus Weichherzigkeit würde ich ihn nicht ergreifen, wenn nicht Verſtand und Überlegung, die in dieſem dunklen Ganzen ſonſt nirgends einen Ausweg ſieht, mich längſt auf dieſen Standpunkt geſtellt hätten. Ich ſammle alle Reliquien der Teuren aus der letzten Zeit. Enthält ihr letzter Brief nichts, das zwiſchen Ihnen und ihr bleiben muß, ſo bitte ich, laſſen Sie ihn mir zukommen, er ſoll bald wieder in Ihren Händen ſein.

Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, ſie wird meinem Herzen

teuer ſein. Ich weiß, was Sie für Carolinen getan haben. Es würde mir eine wehmütig frohe Empfindung gewähren, Sie einmal perſönlich zu begrüßen.

Der Himmel ſegne Sie und Ihre Familie! Ich bin mit achtungsvollſter Freundſchaft der

Ihrige

Schelling

Schelling an Windiſchmann [290]

München, 14. Januar 1810

Daß ich Ihren Brief nach Maulbronn nicht beantwortet, geliebter Freund, haben Sie ſich ſelbſt erklärt; Ihr zweiter Brief drückt es ganz aus, wie zart Sie für mich gefühlt, wie ſehr Sie erkannt, daß hier von keinem bloß perſönlichen Verluſt die Rede ſei, daß die Welt ärmer werde durch ſolchen Tod. — Nie werde ich Ihr und anderer, beſſerer Freunde ſchönes Gefühl hiebei vergeſſen, es verknüpft mich noch inniger auf die ganze Lebenszeit mit Ihnen; denn wenn die, die ich verlor, mein Herz ſelbſt war und bleibt, ſo ſind die meinem Herzen am nächſten, die ſie am meiſten erkennen. Sie iſt nun frei und ich bin es mit ihr: das letzte Band iſt entzwei geſchnitten, das mich an dieſe Welt hielt; all mein Liebes deckt das Grab, die letzte Wunde öffnet und ſchließt, je nachdem wirs denken, alle übrigen. Ich gelobe Ihnen und allen Freunden, von nun an ganz und allein für das Höchſte zu leben und zu wirken, ſo lang ich vermag. Einen andern Wert kann dieſes Leben nicht mehr haben; es in Unwert zuzubringen, da ich es nicht willkürlich enden darf, wäre Schmach; die einzige Art es zu ertragen iſt, es ſelbſt als ein ewiges zu betrachten. Die Vollendung unſeres angefangenen Werks kann der einzige Grund der Fortdauer ſein, nachdem uns in der Welt Alles verſchwunden — Vaterland, Liebe, Freiheit. Zählen Sie auf mich, rechnen Sie auf mich — ich werde alle Kräfte aufbieten;

erſt dann, wenn es nicht gelingt, dann beklagt mich, Freunde; dann erſt iſt mir nichts mehr geblieben — dann bin auch ich wirklich tot, ſollte ich auch noch atmen und vegetieren. . . .

Solger an eine Freundin [291]

Frankfurt a/O, 11. März 1810

Nehmen Sie zuerſt meinen herzlichen Dank für Ihre Freundſchaft und Ihr Vertrauen; was Sie mir ſchreiben, iſt mir ſchmerzhaft, für Sie und auch für mich, da ſich in ſolchen Dingen nicht wohl etwas raten oder verlangen läßt. Nur das kann ich Sie bitten, mit möglichſter Ruhe die Verhältniſſe zu überſehen, und vorzüglich ſo wenig wie möglich ſich ſelbſt zu täuſchen. Halten Sie nicht eine freilich entſchiedene Schwäche für Bosheit, wollen Sie keinen abſichtlichen Betrug glauben, aber ſeien Sie darum nicht weniger feſt und entſchieden. Wie ich die Menſchen kenne, muß man ihnen manches in gewiſſem Sinne nachſehen, und doch ſich nicht weniger vor ihnen hüten. Wer es nur über ſich gewinnen könnte, nicht allein ſeine Worte, ſondern ſeine Stimmung ſelbſt aufzuſchieben, bis uns die erſte Leidenſchaft einen ruhigen Blick vergönnt! Streben muß man gewiß dahin: denn nur ſo iſt es möglich, die Verhältniſſe von ſich ſelbſt aus zu beherrſchen, und dieſes Gefühl allein macht uns ſicher und einig mit uns ſelbſt. Und wer mit ſich einig iſt, den kann vieles betrüben, aber nichts zerſtören und verletzen. Alles dieſes würde ich Ihnen nicht predigen, wenn ich nicht wüßte, wie viel Sie ſelbſt in ſich haben, was Ihnen dieſe innere Einigkeit verſchaffen muß, worauf alles ankommt. Wer dieſe beſitzt, der ſieht die Fehltritte der Menſchen an wie die Fehltritte der Kinder, die man nicht haſſen wird, wenn man ſie auch nicht beſſern kann. Und dieſe Superiorität muß Sie auch eben vor aller Selbſttäuſchung ſichern. Man liebt es bisweilen, einen Schmerz ſelbſt zu hegen, der wohl auch durch Erinnerung ſchmeichelt. Ausgerottet kann und ſoll ein gerechter

Schmerz nicht werden, aber ſeine Süßigkeit muß ebenſowohl bekämpft werden, als ſeine Schärfe; nur das nimmt auch die letzte Gefahr weg, etwas Unwürdiges zu tun oder auch nur zu denken; wer aber vor dieſer Gefahr geſichert iſt, von dem kann man allein ſagen, daß es ihm wohl gehe. Man ſoll die Gefühle des Vergangenen mit ſich tragen, aber gemildert und veredelt; ſo werden ſie, ſtatt zu zerſtören, eine wahre Nahrung für eine edle Seele. Die Frauen mögen wohl entſchiedner in ihren Leidenſchaften ſein als wir, daher ſie uns auch des Wankelmuts beſchuldigen; es iſt aber auch nichts ſchöneres, als eine Frau, welche die Dinge klar und ruhig überſieht und im innern Gleichgewicht iſt. Eine ſolche iſt eine Wohltat des Himmels für alle, die ſich ihr nähern, und ihr bloßes Daſein iſt die ſchönſte Wirkſamkeit. Ja dieſe Vorzüge laſſen ſich ſelbſt durch Erfahrung erſt recht gewinnen. Noch einmal, glauben Sie an keinen Betrug, und laſſen Sie Ihr Vertrauen zum Menſchen nicht erſchüttern. Der Menſch iſt nie derſelbe, er wird ſtärker, oder immer, immer ſchwächer. In einem jeden kann man nur an die innere wahre Menſchheit glauben, und an die muß man immer glauben, der Einzelne iſt allen Gefahren ausgeſetzt, das fühlt jeder an ſich ſelbſt. Wenn wir an einem nicht mehr achten können, was er iſt, ſo werden wir nie aufhören zu achten, was er war, und uns durch keins von beiden an dem andern irre machen laſſen. So werden wir uns auch mit uns ſelbſt vereinigen, ohne uns zu täuſchen. —

Auguſt Wilhelm Schlegel an Goethe [292]

Genf, 15. März 1811

Empfangen Sie meinen herzlichſten Dank, mein verehrteſter Freund und Meiſter, für Ihre ſo freundliche und höchſt willkommene Begrüßung, die mir durch Frau von Schardt zuteil geworden iſt. Ich darf es Ihnen wohl nicht erſt ausdrücklich verſichern, daß mir die Aufführung des ſtandhaften Prinzen mit ſo

ausgezeichnetem Beifalle eine ſehr lebhafte Freude gemacht hat. Sie allein retten unſere Bühne aus ihrer Gemeinheit. Dieſe Darſtellung iſt in der Tat ein in den Jahrbüchern des Theaters einziges Ereignis; ich glaube nicht, daß jemals zuvor ein heroiſches Stück von Calderon, oder irgend einem ſpaniſchen Dichter, diesſeits der Pyrenäen in ſeiner eigentümlichen Geſtalt und in allen ſeinen Farben aufgeführt worden. Das einzige, was mir dabei leid tut, iſt, daß ich nicht ſelbſt habe Zeuge von der Bewunderung ſein können, die meinem geliebten Calderon, deſſen erſter Miſſionar in Deutſchland ich denn doch war, zuteil wurde, und daß ich auch für die Zukunft keine wahrſcheinliche Ausſicht dazu weiß.

Ich bin ſeit einigen Jahren ziemlich vom poetiſchen Überſetzen abgekommen. Es iſt im Grunde ein undankbares Handwerk, wobei man immerfort durch das Gefühl unvermeidlicher Unvollkommenheiten gequält wird. Auch habe ich vielleicht durch den Mangel an Übung etwas von meiner ehemaligen Biegſamkeit eingebüßt. Doch überſetzte ich noch vor zwei Jahren den letzten Aufzug der Brücke von Mantible. Wäre ich in Ihrer Nähe, ſo würde ich mir eine Freude daraus machen, irgend ein Stück von Calderon, welches Sie der deutſchen Bühne angemeſſen hielten, zu dieſem Zweck zu überſetzen. Vor mehreren Jahren habe ich die Locken des Abſalon angefangen, dann hatte ich die Aurora in Copacavana, eine Darſtellung der Eroberung von Peru vor Augen, die freilich für unſere heutige Sinnesart das gegen ſich hat, daß die Abgötterei als allegoriſche Figur darin auftritt. Doch ſehe ich für jetzt keine Muße voraus, um dies Vorhaben auszuführen.

Sie ſind mir eigentlich zuvorgekommen. Schon zu Anfange des Winters hatte ich den Vorſatz, endlich einmal wieder durch einen Brief mein Andenken bei Ihnen zu erneuern. Ich war damals durch Leſung Ihrer Farbenlehre viele Tage mit Ihnen auf das lebhafteſte beſchäftigt, ich fühlte mich ganz in Ihre Nähe und in die beſeelendſte Unterhaltung mit Ihnen verſetzt. Ich las dies Buch, wie man die anziehendſte Dichtung lieſt, die man

nicht eher aus den Händen legen kann, bis man zu Ende iſt. Ich weiß nicht, ob Sie die alten Phyſiker bekehren werden, in deren Köpfen ſich die früh erlernte Meinung einmal verſteinert hat, aber gewiß wächſt das nächſte Geſchlecht in einer freieren und umfaſſenderen Anſicht heran, und dies kann nicht anders als für die geſamte Naturwiſſenſchaft die ſchönſten Früchte bringen. Mir, als einem Laien, waren die Zugaben faſt noch erfreulicher als die ſtrenge Durchführung der Hauptſache. Mit welcher Meiſterhand iſt das Gemälde vom Gange des menſchlichen Geiſtes überhaupt in der Geſchichte der Farbenlehre entworfen! Welche Charakteriſtiken wie die vom Plato und Ariſtoteles! Welche Heiterkeit und überlegene Sicherheit in den eingeſtreuten Betrachtungen! Ich wurde auf eine ſehr angenehme Weiſe überraſcht, in Anſehen deſſen, was Sie über die Entdeckung des Kopernikus und deren moraliſche Wirkungen ſagen, mit Ihnen auffallend zuſammengetroffen zu ſein. Der Merkwürdigkeit wegen ſchreibe ich Ihnen die Stelle ab aus einem ſchon vor Jahren abgefaßten franzöſiſchen Aufſatze, der ein Bruchſtück geblieben iſt.

Nehmen Sie meinen beſten Dank für dieſen herrlichen Genuß, ſowie für alles, was Sie uns neuerdings geſchenkt haben.

Hoffentlich wird Ihnen mein Richard III. nebſt den drei Bänden über die dramatiſche Kunſt eingehändigt worden ſein, wenigſtens habe ich beſtimmte Aufträge dazu gegeben. Meine Schriften ſehe ich gern als ein Zirkularſchreiben an die deutſchen Freunde an, mit der ergebenſten Bitte, ſich meiner noch dann und wann zu erinnern.

Ich wünſche, Sie mögen mit dem wenigen, was ich über das deutſche Theater und deſſen Literatur geſagt, nicht unzufrieden geweſen ſein. Bei dem Umfange von Gegenſtänden, auf die ſich mein Werk erſtreckt, mußte die Sache freilich ſehr im ganzen und großen genommen werden. Dieſe ‚vernünftigen Diskurſe‘ mögen nicht ohne Nutzen ſein, um die Begriffe zu berichtigen; indeſſen wird durch ſie kein Kunſtwerk hervorgebracht, und eine einzige Aufführung wie die des ſtandhaften Prinzen fördert die

Sache weit wirkſamer. Ich bin zu weit entfernt, um ſelbſt rüſtig mit Hand anzulegen, auch hat mir nach Erſcheinung meiner Schrift noch kein deutſcher Fürſt angetragen, ihm ein Theater zurichten und zu leiten. Sie haben wohl andre Sorgen im Kopfe. . .

Johannes Veit an ſeinen Vater [293]

Rom, 7. Juni 1811

Deinen letzten Brief vom 6. April habe ich kurz nach Abgang des meinigen erhalten, und ich freue mich, daß Du ruhig und heiter ſchreibſt. Gewiß, lieber Vater, es ſind die höchſten Schätze, die wir einſammeln können — Geiſtesruhe und Feſtigkeit des Charakters, und ſie bleiben uns ewig, da hingegen die glänzendſten Güter dieſer Welt oft eben ſo ſehr vergänglich ſind. Jene ſind es, wonach ich ſelbſt hier im Anſchauen des Höchſten, was Menſchengeiſt und -kunſt je hervorgebracht, unaufhörlich ringe. Leicht laſſen wir uns durch die Luſt froher Augenblicke zu einer Selbſtvergeſſenheit hinreißen und ſehen oft ſehr ſpät ein, daß ſelbſt die höchſten Genüſſe uns nicht dauernd befriedigen können. Es iſt eine ſehr unrichtige Meinung, daß die Kunſt nur aus einer höhern Sinnlichkeit hervorgegangen ſei, und daß ſie ſowohl als ihre Mutter, die Natur, nur da ſei, um dieſe Triebe im Menſchen zu befriedigen. Dies können nur Menſchen glauben, denen nie eine höhere Anſicht deutlich geworden, und die nie von einer andern Welt ergriffen waren als eben von der ſie beherrſchenden ſinnlichen. Wäre es ihnen vergönnt, nur einen Augenblick zu erwachen zum Leben in der Geiſterwelt, zum wahrhaft ſchöpferiſchen Handeln des Künſtlers, wie würden ſie in ſich beſchämt zurückkehren müſſen und ihre eigene Armſeligkeit erkennen. Nur der Glaube an ein höheres unvergängliches Weſen kann neue Schöpfungen hervorrufen und ſpricht aus den Überbleibſeln der Vergangenheit gewaltig an unſer Herz. — Dies, lieber Vater, ſind die Gedanken, die mich hier begleiten, wenn ich z. B. vor den Koloſſen auf Monte

Cavallo ſtehe, zwei koloſſalen Jünglingen, die mit gewaltiger Fauſt himmelanſchnaubende Roſſe bezähmen bei hoher innerer Geiſtesruhe — Werke des Phidias und Praxiteles. Oft bin ich auch im Mondenſchein bei den ſchaurigen Ruinen des alten Rom. Schwarzes Gebüſche beſchattet die Rieſentrümmer umgeſtürzter Tempel und Paläſte; oft entzündet ſich dann plötzlich ein auflodernde Stoppelfeuer und beleuchtet wie mit flammenden Blitzen die Tiefen zertrümmerter Hallen, aus denen nun Eulen und dunkle Nachtvögel traurig in die weite Einſamkeit ſchreien. Doch hocherhaben über die ſchreckenvollen Szenen ſchaut friedlich der Mond hinein und haucht Milde in die Seele des erbebenden Wanderers, und die Geiſter vergangener Zeiten umſchweben ihn und erzählen von den Tagen ihrer jugendlichen Größe und Herrlichkeit. . . .

Solger an Krauſe [294]

Frankfurt a/O, 16. Juni 1811

. . . Tieck iſt einer von denen, mit welchen man ein gründliches und zugleich erfreuliches Geſpräch mit der größten Ruhe führen kann. Er ſpricht nicht ab, ſtreitet mit Gründen, miſcht zuweilen ſeine pikante Satire ein und drückt ſich herrlich aus. Wenn er in den Zug kam, eine Weile allein zu ſprechen, um etwas auszuführen, habe ich ihm mit wahrem Genuſſe zugehört; ſo ſchön ſpricht er. . . .

Dorothea an Johannes Veit [295]

Wien, 23. Oktober 1811

. . . Deinen letzten Brief, mein geliebter Sohn, habe ich in der freudigen Aufwallung meines Herzens an unſern würdigen Freund und geiſtlichen Vater, den vortrefflichen Pater Hofbauer,

zu leſen gegeben, der Dich herzlich grüßt und Dir mit uns Glück wünſcht. Geſegnet ſeien Deine Krankheit und Deine Schmerzen, wenn ſie die nächſte Veranlaſſung zu Deiner jetzigen Geſinnung waren; wir wollen nie aufhören, dem heiligen Liguori Dank zu ſagen und ihn unaufhörlich um ſeinen fernern Schutz und Hilfe für Dich anzurufen. Welch ein neuer Beweis iſt mir dies, daß die Fürbitte der Heiligen ganz gewiß wahr iſt, und daß Gott ſie erhört! Alles, was ich Dir jetzt zur Befeſtigung und Stärkung ſagen könnte, das wirſt Du viel beſſer an der rechten Quelle zu ſchöpfen wiſſen und haſt ſie bereits gefunden, wofür ich Gott und der heiligen Jungfrau von Herzen danke. Die Kirche iſt allein das wahre Licht der Wahrheit und Weisheit; alles was Menſchenwitz ſonſt erdacht in Philoſophie und Spekulation, muß wie kunſtvolle Gänge durch mancherlei Eingänge in den Mittelpunkt des Lichts, in den allein ſeligmachenden Glauben der Kirche zuſammenführen; geſchieht dies nicht, ſo iſt es ein Irrgang, der uns in zweckloſer Verworrenheit bald tiefer, bald äußerlicher umherleitet, bis er uns wieder hinausführt, wo wir uns in derſelben Leere wieder ausgeſtoßen ſehen, von wo wir zuerſt einen Eingang geſucht. Möge Deine Seele doch ihre Ruhe hier auf ewig finden. . . .

Johannes Veit an ſeinen Vater [296]

Rom, 29. Dezember 1811

Tauſend Dank für alles Schöne und Gute in Deinem letzten Briefe. Ich weiß nicht, wie ich auf alles erwidern ſoll, denn ich befinde mich gegenwärtig in einer ſolchen Gedankenarmut, daß ich gerne dieſen Brief noch verſchoben hätte, wenn ich nicht befürchtete, Dir Unruhe dadurch zu machen. Es iſt das Gebrechen unſerer menſchlichen Natur, daß unſere ſchönſten Gedanken und Gefühle uns zuweilen dann am erſten verlaſſen, wenn wir ihrer am meiſten bedürfen, und dann fühlt man ſich ſo leer und einſam,

daß die ganze Welt einem zur Einöde wird. Die ganze Natur ſcheint mit uns zu trauern, und überall ſehen wir nur den Abdruck unſerer innerlichen Schwermut. Ich könnte mich tagelang über höchſt trübſelige Gedanken grämen, und die ganze Welt geht mir wie ein Traum vorüber, ſo daß ich nicht imſtande bin, das Allergeringſte deutlich zu denken. Gerne möchte ich Dich mit dergleichen verſchonen; doch Du willſt an allem teilnehmen, was mich angeht, und ſo müſſen daher auch meine Leiden Dir nicht verborgen bleiben. . . .

Schelling an Pauline Gotter [297]

München, 13. November 1812

. . . In Carolinen wohnte eine prophetiſche Seele, ihr ſelbſt unbewußt. Wie mir hundert kleine Worte und Handlungen durch ihren Tod erſt klar wurden oder vielmehr in einem neuen Licht erſchienen, ſo auch Manches, was ſie in bezug auf den Bruder geredet und getan; ihr Herz hat gewußt, wenn auch ſie nicht, daß er zuerſt von allen ihr folgen würde. O wie habe ich in dieſen Herbſttagen, da uns alles an die Vergänglichkeit erinnert, und die Zeit des erſten Schmerzes durch tauſend Bilder erneuert wurde, ihren Verluſt gefühlt wollte ich ſagen, was ſie geweſen; und was ich an ihr verloren, ich könnte nicht ausreden. Und doch, ſo verklärend wirkt der Tod, daß ich ſagen möchte, ſie iſt erſt jetzt ganz mein. Noch dieſer Tage wurde ich tief gerührt, als ich in Joh. Müllers, auch eines Verſtorbenen, Werken jenen Brief an ſeinen Bruder las, darin er ihm von einer Notiz des Athenäums über ſeine Jugendbriefe aus der Schweiz ſchreibt: ‚Ich kenne den Verf. nicht, ſagt er, aber er iſt mein vertrauteſter Freund. So hat mich im Leben noch niemand aus meinen Schriften heraus dechiffriert ꝛc.‘ — Der Verfaſſer war — ſie. — Es wäre mir ein großes Glück geweſen, den einen Knaben zu erhalten, den der Vater zurückließ (der andere ging ihm voran, ein Opfer der

nämlichen Krankheit), aber Wiedemanns haben gleich nach ihm gegriffen, ob mir gleich ſcheint, ſie könnten leichter eines der Mädchen nehmen, das ich doch nicht erziehen könnte. Vielleicht erhalte ich ihn noch. Philipp war der erſte, der ihr Kunde von mir brachte, wenn ſie anders deren bedurfte; das iſt auch ein Vorzug der Seligen, daß ſie uns nicht aus den Augen verlieren, wie wir ſie. In Ihrem Brief, liebe Pauline, hat mich ein Wort ganz beſonders erfreut, wie Sie von dem Glück, eine ſo gute Mutter zu haben, reden und hinzuſetzen: das ſind Empfindungen aus dem Himmel! Halten Sie daran feſt, liebe Pauline, ja, es gibt Empfindungen aus dem Himmel bis zu unglaublicher Klarheit, die allein allen Schmerz ſtillen, uns wahrhaft beſeligen. . . .

Dorothea an Auguſt Wilhelm Schlegel [298]

Wien, 12. Januar 1813

. . . Wir haben ‚Den vierundzwanzigſten Februar‘ geleſen und Ihrer fleißig dabei gedacht, wie Sie den Kurt wohl mögen dargeſtellt haben. Meiner Meinung nach iſt das wohl von Werner das vollendetſte Werk, aber leugnen kann ich nicht: Er iſt mein Dichter nicht, nach dieſem Werk weniger als je. Nie habe ich mich gegen jemand, der in der Tat ein Dichter iſt, ſo feindlich geſtimmt gefühlt; er iſt meine ganze Antipathie. Es iſt kein Leben, kein warmer Hauch, keine Natur, kein Glauben und kein Gefühl, keine andre Bewegung, als die man bei einem toten Froſch noch durch den Galvanismus hervorzuckt. Es iſt die Sünde und die kalte, kalte Hölle! Pfui! — Das ganze ſchreckliche, unabwendbare Schickſal der Griechen iſt ſanft und tröſtlich dagegen, weil man es bei jenen wohl fühlt, daß dieſer Aberglaube bei ihnen wirklich Glaube war, und wo nur der iſt, da hat auch jedes Verhängnis etwas Beruhigendes, Heilendes. Aber bei Werner iſt es weder Glaube noch Aberglaube, ſondern kaltes beobachtendes, konvulſiviſches Nichts, der lähmende, ſtarrende Tod im Innerſten. Hätte

er wenigſtens dieſen Stoff in eine Ballade oder Romanze gebracht — die Vergangenheit wird durch die Gegenwart des Erzählenden gemildert — aber dieſe Greuel ſo zu vergegenwärtigen, wie gefühllos, welch ein Scheuſal! — Er iſt jetzt in der Tat und, wie man ſagt, ernſtlich zur katholiſchen Kirche übergegangen. Iſt dem ſo, dann habe ich Hoffnung für ihn, daß ihm der Sinn für die Schönheit aufgehen wird, der ihm jetzt ſehr fern zu ſein ſcheint; dann wird er dieſe Mißgeburten aber gewiß ebenſo verabſcheuen wie ich. Wie konnte ſich Ihr ſchönes Herz entſchließen, in einem ſolchen Stück eine Rolle zu übernehmen!

Dagegen lebt jetzt ein andrer Freund von Ihnen auf, der alte Pellegrin, Ihr Schüler und wahrhafter Verehrer Fouqué. Dieſer ſchreibt ganz treffliche Sachen. Er hat jetzt einen Ritterroman geſchrieben: ‚Der Zauberring‘, und nun kann man ſagen, daß die Deutſchen einen Roman haben, den man den beſten andrer Nationen an die Seite ſetzen kann. In ſeinen ‚Jahreszeiten‘ ſind auch ganz unvergleichliche Märchen und Novellen von ihm. Dabei iſt er ſo wahrhaft, ſo liebend und treugeſinnt. Es iſt ein rechter Meiſter, und wir mögen uns Glück zu ihm wünſchen. Seine Frau ſchreibt auch vieles, manches recht Gute; ſie ſelber aber iſt mir nicht ſo lieb als ihr Gemahl. Sie rühmt ſich in einem Briefe an Friedrich, daß Sie ſehr leicht von der Freundin ſich beſtechen ließen. Ei, ei, was man nicht alles erfährt!

Ferner haben wir Goethes zweiten Teil ſeiner ‚Dichtung und Wahrheit‘. Es iſt in dieſem zweiten Teil mehr Reichtum als in dem erſten; es will einem aber doch nicht klar daraus werden, woher denn nun der ausgezeichnete Mann, der Dichter ſeines Volks daraus hat entſtehen können. Am Ende glaube ich doch, daß er dieſe ganze Form bloß braucht, um manches zu ſagen, was ihm zu ſagen bequem iſt: das Beſte aber verſchweigt er dennoch. Aus dieſen meiſtens läppiſchen Geſchichtchen kann ich mir ſeine Entſtehung nicht zuſammenſetzen. . . .

Ziebingen, 1. Februar 1813

Liebſter Freund, Sie haben mit Recht ſchon längſt einen Brief von mir erwarten können, und ich muß wieder an Ihre freundſchaftliche Nachſicht appellieren. Sie gehn dem Frühjahr und Ihrem Glück entgegen, und ich hoffe Sie im Sommer recht froh zu ſehn und vielleicht mehr Ihren Umgang zu genießen. Noch oft hab ich jenes Geſprächs gedacht, in welchem Sie mir ſo offen Ihre Meinung über meine Schriften mitteilten: Ihr Lob war mir erfreulich und Ihr Tadel lehrreich. Ich wünſchte wohl zu erfahren, inwiefern der zweite Teil des Phantaſus Sie befriedigt hat, ob Ihnen die Verbeſſerungen wirklich als ſolche erſchienen, und welche Gnade Däumchen vor Ihnen gefunden hat, ſo wie die Abhandlung über die ſinkende Schauſpielkunſt. Der Schriftſteller lebt in unſern Tagen in einer Einſamkeit wie noch nie, und es iſt nicht zu verwundern, wenn er ſtörriſch, eigenſinnig und gleichgültig wird: denn dasjenige, was man mit Recht Kritik nennen kann, iſt völlig untergegangen, Mitteilung gibt es gar nicht, trotz der unzähligen Journale, trotz allem Kritiſieren an allen möglichen Orten. Denn wir ſehn, es gibt Werke, beſonders auf unſerm Theater, die allgemeine Wirkung tun und doch allgemein verachtet werden; wieder haben wir andere, die man allgemein verehrt und die doch nicht die mindeſte Wirkung hervorbringen. Es gibt ſanktionierte Meinungen, die doch keiner wahrhaft ernſthaft nimmt, und jeder hält ſich in dieſer Anarchie für den Erſten, Einzigen, er ſei nun Leſer oder Schreiber, und ſetzt voraus, daß von ihm keine Appellation ſtattfindet. Darüber entſteht dann bei den meiſten Schriftſtellern, vorzüglich wenn ſie älter werden, jener bittre, abſprechende Ton, jenes geängſtete Aufſuchen von Beleidigungen und Kränkungen, jene Cliquen, die ſich gegenſeitig unterſtützen, und dieſer allgemeine Zorn, dieſes Haſchen der Welt nach allem Geiſtreichen und Intereſſanten, ohne wahres Wohlbehagen, ohne Luſt des Herzens. Ich fürchte, daß manche meiner Freunde mich tadeln werden, daß ich in ſo

wichtigen bedrängten Zeiten die Spiele meiner Jugend wieder vorſuche und nirgend in jenen ahnungsvollen Ton einſtimme, den wir jetzt von ſo vielen edlen Geiſtern hören. Sie werden nicht zu dieſen gehören, auch dünkt mich die Sache ſo groß und ernſthaft, daß man recht aus voller Bruſt darüber ſprechen muß (was jetzt nicht möglich iſt), oder gar nicht, am wenigſten gelegentlich. Doch ſind Plane zu vielen Schauſpielen aus der deutſchen Geſchichte in meiner Seele fertig, und ich werde dieſe mit beſonderer Liebe ausarbeiten, wenn mir Gott noch Leben ſchenkt (wie ſich unſre Vorfahren ausdrückten), um meinen Landsleuten zu zeigen, daß ich mich wohl zu ihnen rechne. Hab ich doch faſt zuerſt mit Liebe von der deutſchen Zeit geſprochen, als die meiſten noch nicht an ihr Vaterland dachten oder es ſchalten. Jetzt möchte ich gern recht ſchnell den Phantaſus beſchließen. Wollen Sie mir antworten und recht umſtändlich, und mir z. B. raten, was im Zerbino bei einer neuen Ausgabe wegbleiben könnte, ſo würde ich Ihnen ſehr dankbar ſein. Recht ſehr hat es mir an einem Freunde gefehlt ſeit langer Zeit, wie Sie ſind, der ebenſo wohlwollend als unbefangen iſt, und der nicht zu jenen Rückhaltenden gehört, die immer meinen, man verſtehe ſie nicht, wenn man nicht ihr ganzes Syſtem mit allen ſeinen Sippſchaften kennt. Liegt doch immer in jedem klugen Wort ein ganzes Syſtem, und zwar oft für den Nachdenkenden vollſtändiger, als wenn dieſer nachher dieſes ſogenannte Syſtem mit ſeinen Lücken und Widerſprüchen kennen lernt. Allenthalben iſt der Mittelpunkt des Erkennens, alles ſetzt ein Vor und Nach voraus, und wer beim rechten Anfange anfangen wollte, der müßte doch ſchon den erſten Schöpfungstag in den dritten Akt legen.

Es gibt tauſend Anſichten der Kunſt und Poeſie. Alle haben Wahrheit, ſelbſt die einſeitigſten. Ich wünſche recht viel von Ihnen zu erfahren und über vieles belehrt zu werden. Je älter ich werde, je mehr löſet ſich bei mir alles in hiſtoriſche Anſicht auf. Das Gute bleibt darum doch gut, ſo wie das Schlechte ſchlecht.

Das Individuelle, das Eigne, Originale iſt in mir am Freunde, an jedem Menſchen das Intereſſanteſte. Ich meine nicht die Sammlung von Zufälligkeiten oder Angewöhnungen, ſondern das, wodurch er gerade dieſer Geiſt und kein anderer iſt. Schulen und Nachbeter ſind mir von je fatal oder unverſtändlich geweſen. Alles was ich noch von Ihnen gehört habe, ſchien mir original und ſelbſterfahren, darum bin ich auf Ihr Werk über die Kunſt ſehr begierig. . . .

Solger an ſeine Gattin [300]

Berlin, 22. April 1813

. . . Ich komme mir in dieſen Tagen ganz verwaiſt und verlaſſen vor und fühle es recht lebhaft, daß eine längere Trennung mir unendlichen Schmerz koſten würde. Es iſt nicht die bloße Gewohnheit eines ſo herrlichen, freudenreichen Umgangs, welche dies Gefühl bei mir hervorbringt, ſondern es kommt mir vor als würde ich in dem heiligſten und würdigſten Geſchäfte geſtört, nämlich immer mehr und mehr mich Dir zu nähern und uns gegenſeitig zu verſtändigen. Ja, mein liebſtes, liebſtes Jettchen, es iſt kein vorübergehender Geſchmack, kein zufälliges Intereſſe, das mich an Dich bindet. Du weißt es, daß es das innerſte Bedürfnis meiner Seele iſt. Oft wünſcheſt Du Dir Talente für Muſik oder dergleichen, die würden mir gewiß Vergnügen machen, wenn Du ſie beſäßeſt, aber auch nicht ein Tauſendteilchen von dem erſetzen, warum ich Dich über alles liebe, wenn Du das nicht beſäßeſt. Wenn ich mir recht lebhaft vorſtelle, wie ich Dich gefunden habe, und was ich an Deiner reinen Seele beſitze, ſo bin ich voll von innigſter Rührung; und wenn dann manche, die mir das Gefühl abſprechen, in mein Inneres ſehen könnten, ſo würden ſie eines andern belehrt werden und erfahren, daß ich es nur für die würdigen Gegenſtände aufbewahre, und daß es eben deshalb um ſo reiner und wahrhaftiger iſt. Je mehr man das Herz

voll hat von innigen wahrhaft geliebten Menſchen oder großen Gegenſtänden des Denkens, deſto mehr muß man gegen die übrige Welt zwar nicht kalt werden, aber doch ſo ruhig, daß man nicht ſehr von ihr erſchüttert wird, und das iſt noch dazu eine von den edelſten Wirkungen der Liebe und einer edlen und angeſtrengten Tätigkeit.

Von jeher hat meine Neigung für vortreffliche Menſchen immer die meiſte Ähnlichkeit mit der zu den Wiſſenſchaften gehabt. Das Einfache, Wahrhafte, den eigentlichen Kern liebe ich in beiden. Du haſt mir oft geſagt, liebes Jettchen, daß auch in anderen Menſchen ein ſolcher echter Kern ſein möge, wie ich in Dir annehme. Das will ich gern zugeben, aber der Unterſchied iſt der, was ich in andern als das Ihrige achte und verehre, das erſcheint mir in Dir als mein eigen; es iſt mir ganz als wäreſt Du mit für mich edel und gut und rein, und woher dies kommt, kann ich Dir nicht ſagen: denn das iſt eben das Geheimnis der Liebe, das kein Menſch ergründen kann. Nur mit einer Perſon war ich in einem ähnlichen Verhältniſſe, mit meiner unvergeßlichen Schweſter. Was bei der das gemeinſchaftliche Blut auf mich wirkte, das wirkt bei Dir noch auf ganz andere Weiſe die Liebe. Wenn etwas dieſes Glück der Liebe, das ich jetzt beſitze, unvollkommen machen könnte, ſo wäre es, daß dieſe Schweſter nicht Teil daran nehmen kann. Auf der andern Seite habe ich wieder einen ſo großen Erſatz für ſie.

Das was uns verbindet, meine einzige Geliebte, iſt alſo ſeinem Weſen nach unveränderlich. Ich gebe gern zu, es wäre möglich, daß unſer Umgang getrübt und geſtört werden könnte, davor iſt nichts Menſchliches ſicher; aber das eigentliche Weſen davon muß bleiben bis in den Tod. Deſſen bin ich gewiß und nicht bloß von meiner, ſondern auch von Deiner Seite: denn ich wollte lieber tot ſein, als einigen Zweifel in Deine Liebe und Deine Geſinnungen ſetzen. Auch iſt das Weſentliche nicht ein allgemeines leeres Bild, das ich mir von unſerm Verhältniſſe in Gedanken entworfen; Du weißt, wie ich dieſes Träumen haſſe, und wirſt

immer mehr einſehen, wie ſehr mit Recht. Wie ſich ein echter Charakter nicht in allgemeinen Reden offenbart, ſondern in der tätigen Erfüllung von tauſend großen und kleinen Pflichten: ſo auch die Liebe in jeder Lage und in jeder Äußerung des Höchſten, wie des alltäglichſten Lebens. Darum, mein Jettchen, kannſt Du gewiß ſein, daß ich mir immer keinen leeren Traum von Deinen Vorzügen vorbilde; vielmehr ſind ſie mir immer im kleinen wie im großen in der Wirklichkeit gegenwärtig. Gerade ſo wie Du wirklich biſt, ſo biſt Du mir immer die Liebſte und Beſte.

Weißt Du wohl, daß eine zu ſcharfe Trennung der geiſtigen Vorzüge von den äußerlichen Annehmlichkeiten; Schönheit des Körpers und dergleichen, ſich dieſen Träumen nähert? Die zu weit getriebene Unterſcheidung davon iſt nicht edler, wie Du manchmal denkeſt, ſondern geringer als die volle, alles umfaſſende Liebe. Das Gute und das Schöne ſind in ihrem höheren Urſprunge eins, welches Du zwar nicht einſehen, aber fühlen kannſt, da Du ſo viel Sinn für die Kunſt haſt. In der wirklichen Welt ſcheidet ſich beides ſcheinbar oft voneinander, und der kalte Verſtand hat daher oft recht, beides ſorgfältig zu trennen und das Gute zu achten, das Schöne aber als bloße Annehmlichkeit den Sinnen zu überlaſſen. Aber wo er das tut, iſt auch nicht die Liebe. Dieſe iſt ja eben darum ſo gewaltig, weil ſie uns wieder zu der urſprünglichen Einigkeit zurückführt. Durch ſie wird uns das Gute zugleich reizend, ohne von ſeiner Güte zu verlieren, und der Widerſtreit in unſerer Natur wird durch ſie gehoben, und eben dadurch alles veredelt und geheiligt. Wie kann ich inniger mein Gefühl für die Trefflichkeit Deiner Seele äußern, als durch den Kuß, den ich auf deine ſüßen Lippen drücke? . . .

Solger an seine Gattin [301]

Berlin, 22. Mai 1813

. . . Ich fürchte nicht zu fehlen, noch zu sehr auf das Irdische und Vergängliche zu bauen, wenn ich mein Glück in Deine Hände lege. Denn die wahre Liebe, die Liebe, die allein in Deiner reinen Engelseele wohnen kann, ist nicht vergänglich. Sie ist selbst einerlei mit dem Unsterblichen und Ewigen in uns: von dieser reinen Wahrheit ist mein Innerstes durchdrungen. Und ich fühle es auch in allen ihren Wirkungen, daß ich mich weder in meinen eigenen Gefühlen täusche, noch in Dir. Es ist mir, als würde ich durch Dich geheiligt, als besäße ich nun in sichtbarer Gestalt und als den Gegenstand meiner heißesten Triebe das, was der Religiöse und der Philosoph in fremden Welten sucht. Du weißt, meine innig Geliebte, wie ich Dich oft gewarnt habe vor falscher Empfindsamkeit und Schwärmerei, und wie sehr ich alles hasse, was dahin gehört. Wenn Du Dich nun daran erinnerst, so wirst du doppelt überzeugt sein, daß meine Worte zu Dir die reine Sprache eines vollen und überzeugten Herzens sind, das sich Dir ganz ohne Rückhalt hingibt. . . .

Tieck an Solger [302]

Ziebingen, 21. März 1814

. . . Ihr Brief hat mich sehr erfreut, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mir alles über die Art, wie man an den öffentlichen Begebenheiten teilnehmen möchte, aus der Seele geschrieben ist. Mir ist auch das Scharlwari der vielfältigen Stimmen von Herzen verhaßt, und ich kann in dem verwirrten Geschrei keine Melodie oder Harmonie hören, wenn man mir auch sagt, daß es alle gut meinen. Nicht einmal werden sie das Verdienst der Kraniche und wilden Gänse haben, die wenigstens Frühling und wärmeres Wetter verkünden. — Ihr Urteil über den Phantasus sowie über alle meine Schriften ist mir ebenso wichtig als er-

immer mehr einſehen, wie ſehr mit Recht. Wie ſich ein echter Charakter nicht in allgemeinen Reden offenbart, ſondern in der tätigen Erfüllung von tauſend großen und kleinen Pflichten: ſo auch die Liebe in jeder Lage und in jeder Äußerung des Höchſten, wie des alltäglichſten Lebens. Darum, mein Jettchen, kannſt Du gewiß ſein, daß ich mir immer keinen leeren Traum von Deinen Vorzügen vorbilde; vielmehr ſind ſie mir immer im kleinen wie im großen in der Wirklichkeit gegenwärtig. Gerade ſo wie Du wirklich biſt, ſo biſt Du mir immer die Liebſte und Beſte.

Weißt Du wohl, daß eine zu ſcharfe Trennung der geiſtigen Vorzüge von den äußerlichen Annehmlichkeiten; Schönheit des Körpers und dergleichen, ſich dieſen Träumen nähert? Die zu weit getriebene Unterſcheidung davon iſt nicht edler, wie Du manchmal denkeſt, ſondern geringer als die volle, alles umfaſſende Liebe. Das Gute und das Schöne ſind in ihrem höheren Urſprunge eins, welches Du zwar nicht einſehen, aber fühlen kannſt, da Du ſo viel Sinn für die Kunſt haſt. In der wirklichen Welt ſcheidet ſich beides ſcheinbar oft voneinander, und der kalte Verſtand hat daher oft recht, beides ſorgfältig zu trennen und das Gute zu achten, das Schöne aber als bloße Annehmlichkeit den Sinnen zu überlaſſen. Aber wo er das tut, iſt auch nicht die Liebe. Dieſe iſt ja eben darum ſo gewaltig, weil ſie uns wieder zu der urſprünglichen Einigkeit zurückführt. Durch ſie wird uns das Gute zugleich reizend, ohne von ſeiner Güte zu verlieren, und der Widerſtreit in unſerer Natur wird durch ſie gehoben, und eben dadurch alles veredelt und geheiligt. Wie kann ich inniger mein Gefühl für die Trefflichkeit Deiner Seele äußern, als durch den Kuß, den ich auf deine ſüßen Lippen drücke? . . .

Solger an ſeine Gattin [301]

Berlin, 22. Mai 1813

. . . Ich fürchte nicht zu fehlen, noch zu ſehr auf das Irdiſche und Vergängliche zu bauen, wenn ich mein Glück in Deine Hände lege. Denn die wahre Liebe, die Liebe, die allein in Deiner reinen Engelſeele wohnen kann, iſt nicht vergänglich. Sie iſt ſelbſt einerlei mit dem Unſterblichen und Ewigen in uns: von dieſer reinen Wahrheit iſt mein Innerſtes durchdrungen. Und ich fühle es auch in allen ihren Wirkungen, daß ich mich weder in meinen eigenen Gefühlen täuſche, noch in Dir. Es iſt mir, als würde ich durch Dich geheiligt, als beſäße ich nun in ſichtbarer Geſtalt und als den Gegenſtand meiner heißeſten Triebe das, was der Religiöſe und der Philoſoph in fremden Welten ſucht. Du weißt, meine innig Geliebte, wie ich Dich oft gewarnt habe vor falſcher Empfindſamkeit und Schwärmerei, und wie ſehr ich alles haſſe, was dahin gehört. Wenn Du Dich nun daran erinnerſt, ſo wirſt du doppelt überzeugt ſein, daß meine Worte zu Dir die reine Sprache eines vollen und überzeugten Herzens ſind, das ſich Dir ganz ohne Rückhalt hingibt. . . .

Tieck an Solger [302]

Ziebingen, 21. März 1814

. . . Ihr Brief hat mich ſehr erfreut, und ich kann mit Wahrheit ſagen, daß mir alles über die Art, wie man an den öffentlichen Begebenheiten teilnehmen möchte, aus der Seele geſchrieben iſt. Mir iſt auch das Schariwari der vielfältigen Stimmen von Herzen verhaßt, und ich kann in dem verwirrten Geſchrei keine Melodie oder Harmonie hören, wenn man mir auch ſagt, daß es alle gut meinen. Nicht einmal werden ſie das Verdienſt der Kraniche und wilden Gänſe haben, die wenigſtens Frühling und wärmeres Wetter verkünden. — Ihr Urteil über den Phantaſus ſowie über alle meine Schriften iſt mir ebenſo wichtig als er-

munternd; Sie kennen mich genug, um mich nicht zu den empfindlichen Autoren zu zählen. Mit Däumchen muß ich Ihnen völlig recht geben: es ist zu viel Symmetrie und zu wenig Harmonie in diesem Spaß: ihm fehlt ein leichtes, frohes Leben; oft kömmt es mir vor, ich werde alt und sollte auch als Autor gesetzter werden. Wenn Sie einmal so viel Muße übrig haben, sollten Sie mir mehr über meine Schriften mitteilen. Über dasjenige, was Sie mir im vorigen Winter sagten, habe ich noch oft nachgedacht; wo ich Sie verstanden habe, habe ich gelernt, wo Ihr Urteil mein Unbewußtes, Individuelles trifft, was außer der Absicht und Kunst liegt, habe ich Ihnen nicht folgen können, wie z. B. über die Genoveva, die damals meine natürlichste Herzensergießung war in Sprache wie in Darstellung; sie hat sich, möcht ich sagen, selbst geschrieben, recht im Gegensatz des Oktavian. . . .

Dorothea an Johannes Veit [303]

Wien, Pfingsten 1814

. . . Was sagst Du denn zu Baals kläglichem, erbärmlichen Sturz? Sinkt er nicht halb lächerlich zusammen wie das vierte Königsbild in Goethes ‚Märchen'? Ist es nicht, als wolle Gott ihn nicht schrecklich, sondern recht gemein und nichtswürdig endigen lassen, um seinen Anhängern zu zeigen: ‚Seht, das war euer Götze!' Wäre nun doch auch erst der ganze Baalstempel zertrümmert, denn aus jedem einzelnen Stein desselben droht Gefahr, und in jedem Winkel desselben nistet irgend ein böser Geist. . . .

Solger an Tieck [304]

Berlin, 11. Dezember 1814

. . . Ich muß noch einmal auf Ihren hiesigen Aufenthalt zurückkommen, und auf den Dank, den ich Ihnen schuldig bin,

auf die Nachſicht, die ich bei Ihnen gefunden habe. Wenn Sie klagen, daß Sie bei uns zuweilen abgeſpannt geweſen, ſo bin ich beſchämt über das, was ich Ihnen überhaupt gewähren konnte. Indeſſen ſind die großen Ungleichheiten zwiſchen uns gehoben, ſobald Sie von der Forderung einer redlichen und tiefen innern Übereinſtimmung über die Hauptſachen im geiſtigen Leben ausgehen. So wie Sie mir geſtanden haben, daß Sie in mir dem Philoſophen wegen der jetzt gewöhnlichen Einſeitigkeiten nicht getraut haben, ſo muß ich ſagen, daß ich früher glaubte, die Schärfe Ihres Geiſtes laſſen Sie nicht leicht Schwächen um Sie her überſehen. Jetzt aber denke ich, daß die innere Wahrhaftigkeit, deren ich mir bei meinen Beſtrebungen bewußt bin, Alles in Ihren Augen ausgleichen wird. Darum bin ich unendlich froh, Ihnen ſo nahe gekommen zu ſein, und erwarte noch viel Hilfe von Ihnen. Den inneren Kern und Mittelpunkt in Allem, was das Leben Edles und Weſentliches in ſich trägt, aufzudecken und als den eigentlichen Urquell aller abgeleiteten Wahrheit im Bewußtſein lebendig zu erhalten, das iſt das Ziel, dem ich alles mein Streben geweiht habe. An der Kunſt habe ich dies verſucht und werde es auch am Staate, an der Religion und ſelbſt in gewiſſem Sinne an der Natur verſuchen. Und da Sie mich in dem Einen verſtanden und gebilligt haben, ſo hoffe ich dies auch für alles Andere. Ihr Urteil über die vier Geſpräche wird mich auch gegen Anfechtungen, die nicht ausbleiben dürften, aufrecht erhalten, und ich ſage mir, daß ich dadurch und durch die Wirkung, die das Werk auf einige andere meiner beſten Freunde gemacht hat, meinen ſchönſten Lohn dahin habe....

Tieck an Solger [305]

6. Januar 1815

... Ich verſetze mich täglich zu Ihnen und ſpreche mit Ihnen in Gedanken über alle Materien, die mir am Herzen liegen.

Schon längſt hätte ich Ihren lieben Brief beantworten ſollen, da ich ſo gern mit Ihnen ſpreche und jedes Wort von Ihnen mich erfreut; aber mein Laſter, die Dinge aufzuſchieben, ergreift auch das mit, was ich am liebſten tue. Wenn Sie mir ſagen, Sie hätten mir vorher ein zu ſcharfes (abſprechendes, intolerantes) Weſen zugetraut, ſo freut es mich, daß Sie es anders gefunden haben. Ich habe die Erfahrung ſchon öfters gemacht, daß ſich auch die Menſchen, die ich am liebſten zu meinen Freunden rechnen möchte, und die im ganzen mit mir einverſtanden ſind, ſich aus meinen Schriften ein unrichtiges Bild von mir entworfen haben, weil ſie das Unabſichtliche, Argloſe, Leichtſinnige, ja Alberne nicht genug darin hervorgefühlt haben. Es iſt wahr, die Heuchelei unſerer Zeit habe ich immer von Herzen gehaßt, die grobe Anmaßung der Unwiſſenheit, oder die Verſpottung des Gemüts und der Kindlichkeit und des Heiligen, die beſonders in meiner Kindheit und frühern Jugend ſo ſehr auf unſere Gegenden laſtete: dabei haßte ich aber vom früheſten Beſinnen an die ſogenannten Satyriker ebenſo ſehr, die die Geißel ſchwingen, Torheiten und Laſter durch Lachen und Schelten beſſern wollten, und was der hohlen Redensarten mehr ſind, die noch immer nicht ganz abgeſtorben, ſondern ſich noch oft von Gelehrten hören laſſen. Schon ſehr früh ſchwebte mir die Ahndung vor, daß es Luſt, Scherz, Witz geben müſſe, die nur um ſich ſelbſt da ſeien, und dieſe mediziniſchen Anwendungen des Hellſten in uns erſchienen mir ekelhaft. Ich kann behaupten, daß ich nie gegen die Autoren, gegen welche ich geſprochen, Haß empfunden habe: ja, ich könnte auch wohl im Druck über Freunde ſcherzen, wenn ich wüßte, daß ich ihre Freundſchaft nicht verſcherzte. Ein Charakter wie Swift iſt mir in ſeinem Stolze, in welchem er ſeine Rache an der ganzen Menſchheit nehmen will, zwar nicht unbegreiflich; aber höchſt widerlich und gemein dünkt mich das Allermeiſte, was in der ſogenannten perſönlichen Satyre bisher geleiſtet iſt. Ich denke, daß wir uns auch hierüber verſtehen. Grade ein ſolcher Freund, wie Sie es ſind, hat mir in meiner Jugend gefehlt, um mein Talent

zu ſtärken und mich zur Arbeit zu ermuntern. Vom erſten Augenblick habe ich Ihnen angefühlt, daß Sie feſt auf ſich ſtehen, ebenſo entfernt von jener Bildung des Geſchmacks, die aus hergebrachten Grundſätzen alles verſtehen und beurteilen will, als von jener flatternden Schwärmerei ſo vieler in unſern Tagen, die ihre Unſelbſtändigkeit für Gemüt und reizbaren Sinn halten, die vierteljährig ein Extrem gegen ein anderes vertauſchen, und um nur immer eine eingebildete höchſte Höhe zu behaupten, Grund und Boden und ſich ſelbſt verlieren. Ich bin überzeugt, wir werden noch Abgeſchmacktheiten erleben, wie ſie keine vorige Zeit, in denen doch in der Philiſterei Ernſt und etwas Liebe war, hat aufzeigen können. Dieſe Quinteſſenzen aus Goethe, Shakeſpeare, dem Mittelalter und den übergriechiſchen Griechen, die ſo ohne Appetit und Hunger, bei ſchwächlichen überladenen Magen, in allen Tageszeiten geſchlungen, aber nicht genoſſen werden, verſprechen erbärmliche Vapeurs und hypochondriſche Blähungen aller Art, in welchen dieſe Geiſtesarmut in Ifflandiſcher Verzweiflung endigen und den jämmerlichſten Bankrott deklarieren wird.

Ihr Buch wird, hoffe ich, von der durchgreifendſten Wirkung ſein. Ich konnte mir beim Leſen durchaus nicht den Genuß verkümmern und viel an den Bleiſtift denken, was überhaupt eine mißliche Waffe iſt; denn, Lieber, warum ſoll denn nicht auch einmal hie und da ein Plato etwas Xenophon ſein? Es iſt mit Stil und Schreibart ein eigenes Ding. Von einem Autor, den wir noch nicht kennen, und deſſen Werk wir in die Hände nehmen, indem wir auf den Inhalt begierig ſind, mit welchem wir ſchon mehr oder minder vertraut zu ſein glauben, erwarten wir etwas Unbedingtes, und er wird es uns im Anfange nicht leicht recht machen: denn da er uns noch nicht zu ſeiner Manier erzogen hat, ſo erwarten wir eigentlich, daß er ſo ſchreiben wird, wie wir ſelbſt unſerer Vorſtellung nach über den Gegenſtand geſchrieben haben würden. Je öfter ich die Dialogen wieder las, je weniger fand ich daran auszuſetzen, denn ich glaubte immer mehr einzuſehen, daß dieſes eine Schreibart und Manier ſei, die

Ihnen gezieme, die wohl Ihr eigentliches Weſen ausſprechen möge, und vieles, was mir erſt als Nachläſſigkeit hatte erſcheinen wollen, erſchien mir nun im Lichte einer verehrlichen nicht anzugreifenden Individualität. Seien Sie alſo mit dem Ändern nicht zu freigebig; der erſte Wurf, der in der Regel der beſte iſt, verſchiebt ſich gar zu leicht. Soll ich Ihnen danken (es würde nicht recht paſſen), daß Sie meiner mehr als einmal erwähnt, und zwar ſo ehrenvoll erwähnt haben? Aber es wäre Eitelkeit, wenn ich leugnen wollte, daß ich erfreut dadurch bin, ja daß ich bis zur Rührung überraſcht war, als ich auf dieſe Stellen traf. Aber laſſen Sie uns nun auch einen Vertrag machen, wie er Freunden geziemt, die ohne kleinliche Rückſicht das Gute wollen, nämlich, daß Sie auch, wenn es die Gelegenheit gibt, meiner im Tadel erwähnen wollen, wenn Sie an manchen Schriften Ihre Gedanken deutlich machen können, ohne dabei auf unſere nähere Bekanntſchaft Rückſicht zu nehmen. Ich hoffe ja nichts zu ſchreiben, was Sie ganz verwerfen möchten; auch denke ich, ſollen wir uns nie als Gegner gegenüber ſtehen. . . .

Tieck an Solger [306]

31. März 1815

. . . Meinen herzlichſten Dank, mein geliebter Freund, für Ihre ſchöne Gabe und Ihr freundliches Andenken; ich werde mich noch in vielen Stunden daran erquicken und belehren. — Sie beſchämen mich aber damit, daß Sie mir ſo bedeutende Verdienſte um Ihr Werk zuſchreiben wollen; ich habe das meiſte davon nur in flüchtigen, zerſtreuten Stunden leſen können, wie Sie ſelbſt wiſſen, und habe deshalb nur darüber extemporiſiert; auch als ich es hieher mitnahm, mußte ich es Ihnen etwas eilig zurückſenden. Wie bin ich erfreut, wenn mein Geſpräch darüber, mein Urteil Sie wirklich geſtärkt, und alſo etwas mit zur Erſcheinung dieſes Buches beigetragen hat! Von meiner völlig unparteiiſchen Mei-

nung können Sie vergewiſſert ſein. Ich freue mich in jeder Stunde des reinen Erwerbs, der wahren Aufklärung, die mir daraus geworden iſt, denn es ſcheint mir eben das rechte Lernen, daß uns deutlich und zuſammenhängend wird, was wir ſchon ſelbſt geſehen oder geahndet haben, was uns bald deutlich, bald dunkel vorſchwebte, was doch wieder andern Gedanken und Vorſtellungen zu widerſprechen ſchien, die wir auch lieben mußten, und nun plötzlich in Allem Licht und notwendige Folge ſehen, und die Widerſprüche gerade, die uns ängſtigten, uns und unſere Lehre nun ſelbſt beſtätigen. — So iſt es mir mit Ihrem Buche gegangen. Gar mancher Leſer würde über mich als unphiloſophiſchen Kopf ſchnell aburteilen, wenn ich geſtände, daß mir nie um das Denken als ſolches zu tun geweſen iſt; die bloße Luſt, Übung und Spiel der Ideen, auch der kühnſten, iſt mir unintereſſant, alle Unterſuchungen, aller Gedanken- und Ideengang ſoll mir tiefe Vorurteile beſtätigen, d. h. doch nur mit andern Worten, den Glauben und die unauslöſchliche Liebe. Gedanken, die mir ganz neu ſind, nehme ich mit ſcheuem Mißtrauen auf, ich verlange, ſozuſagen, daß ſie ſchon in meinem Gefühle ſollen geſchlummert haben; daß ich mich gern von dergleichen blenden ließ, um ſo neuer ſie waren, iſt ohngefähr nur in einem halben Jahre meiner frühen Jugend geſchehen. Sie ſehen aus dieſem Bekenntnis, teuerſter Freund, mit welchem höchſtparteiiſchen Beurteiler (in dieſem Standpunkt) Sie es zu tun gehabt haben. Für das äußere Schickſal dieſes Buchs halte ich es für ein Unglück, daß es mit dem Manne zugleich auftritt, der uns ſeit zehn Jahren ſo vieles Unglück bereitet hat: die Welt wird nun nichts als Zeitungen träumen und atmen, und im Gewühl des Markts können die ſtillen Götterbilder nur von wenigen Auserwählten beachtet werden.

Auch für Ihre Nachſicht mit dem guten Lovell danke ich Ihnen, denn er iſt wirklich in dem Sinne gut (d. h. er ſelbſt), als es ſelbſt bis in unſere neueſten Tage hinein die Welt iſt. Es iſt das Denkmal, das Mauſoleum vieler gehegten und geliebten

Leiden und Irrtümer; aber als es gebaut ward, war der Zeichner und Arbeiter ſchon von dieſen Leiden frei, ich war faſt immer ſehr heiter, als ich dies Buch ſchrieb, nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung. Etwas von dieſer Sucht wird mir gewiß immer anhängen bleiben, auch hängt es wohl mit meinem Beſten wieder zuſammen....

Solger an Tieck [307]

Berlin, 19. Mai 1815

Ihr lieber Brief, verehrteſter Freund, den Sie mir nach Empfang des Erwin ſchrieben, forderte mich auf, Ihnen ſogleich wieder zu antworten; aber es kam allerlei dazwiſchen, und das erſte Feuer verrauchte. Deswegen habe ich aber nicht minder an Sie und an Ihren Brief gedacht. Er enthielt wieder, wie alle von Ihnen, manches, was mich lebhaft traf. Die Übereinſtimmung in unſerer Denkart, die ſich bei vielen Gelegenheiten offenbart, beſtärkt mich immer in der frohen Überzeugung, daß ich Ihrer Freundſchaft nicht unwert ſei, wenn gleich meinem Streben nach dem Weſentlichen die Ausführung und die Übung in der Darſtellung ſelten entſprechen mag. Sie ſagten, es ſei Ihnen bei Philoſophen keineswegs um das ganz Neue zu tun, vielmehr um die Beſtätigung und Vereinbarung alter Vorurteile. Dieſes nun iſt von jeher das Bedürfnis geweſen, welches mich zum Philoſophieren getrieben hat. Und was kann man denn auch anders wollen, als das, was im vollen, lebendigen Daſein ſtumm, oder ſich in mannigfaltigen Geſtalten der Erſcheinung äußernd wirklich lebt, zur deutlichen Einſicht bringen! Das Verſprechen eines neuen Weltalters, das Anfangen von vorn, und dergleichen Anmaßungen mehr, ſind auch wirklich erſt in der neueſten Zeit aufgekommen. Sie laſſen ſich nur erklären aus zweierlei, erſtlich aus der Leere des Zeitalters und der umgebenden Welt, welche wohl den verkehrten Wunſch erregen kann, ſich ſelbſt erſt einen Stoff des Daſeins zu machen, und zweitens

aus der überwiegend pſychologiſchen oder ſubjektiven Richtung, welche die Philoſophie genommen hatte. Denn dieſe bringt dahin, wie die Juden an einen weltlichen Meſſias zu glauben. Damit hängt zuſammen die unendliche Annäherung an das Ideal und viel dergleichen idealiſierendes Weſen, wogegen ich ſtreite, weil es durchaus nur bei einer feſtgehaltenen Einſeitigkeit und Schiefheit entſtehen kann, und von da aus die Sophiſterei in alles Übrige dringt. Wenn Fichte hätte ehrlich ſein wollen, ſo hätte er etwa über Platos Republik nur ſo urteilen können, daß es eine unſinnige Schwärmerei ſei; und doch ſind ſeine eigenen Anmaßungen das eigentlich Verkehrte, während jenes ſich in aller Demut an die wirkliche menſchliche Natur anſchließt.

Ach, könnte ich doch nur ſoviel Kraft und Kunſtfertigkeit erlangen, um weniges von dem darzuſtellen, was mir vorſchwebt! Ich möchte gern in einzelnen Dialogen die Hauptrichtungen des jetzigen Treibens der Menſchen aufſtellen, und auf das Wahre, das ihnen ſelbſt unbewußt darin liegt, zurückführen. Dann wollte ich in einer großen Kompoſition das ganze religiöſe Leben entwickeln, und zwar auf doppelte Weiſe. Einmal, wie die Menſchen von verſchiedenen Seiten hingeſtrebt haben nach dem Weſen aller Wahrheit, in Mythologien und Myſterien, bis ſich dasſelbe ſelbſt im Chriſtentum entfaltet hat; zweitens, wie das Chriſtentum aus rein ſpekulativen Gründen verſtanden und zur Einſicht gebracht werden kann. Hierauf ſollte das große dialektiſche Werk folgen, und endlich ein ſehr großes, das ganze ſittliche Leben, Kirche, Sitte, Kunſt nicht ausgeſchloſſen, vom Standpunkte des Staates aus, bilden. Und das alles denke ich mir ſo voll und reich im Einzelnen, daß mir der Erwin mager dagegen vorkommt. Aber es wird mir auch bange, wenn ich an die Ausführung denke. Wenn man es recht durchdenkt, iſt es gar zu mannigfaltig und verwickelt. Und dann iſt mein Hauptgrundſatz, nichts auf ſolche Weiſe darzuſtellen, was ich nicht wirklich erfahren und erlebt habe, ſo wie ich die Wirkung der Kunſt erfahren zu haben glaube. . . .

. . . Wenn ich Ihre Briefe lese, so ist mir jedesmal, wenn mich auch die Klarheit und schöne Sicherheit überrascht, als kämen Sie ganz aus mir, ich höre mein eigenes Inneres, nichts verwundert mich. Oft begegnet es mir, daß mir einige Gedanken recht lebhaft geworden sind, die ich dann plötzlich in Ihren Briefen ausgesprochen finde. Warum soll denn nicht auch eine Sympathie unter Freunden herrschen, daß zu gleicher Zeit Ideen in ihnen reif werden? Ich glaube, wir haben den nämlichen Widerwillen gegen die Einseitigkeit, Erhitzung und leere Schwärmerei unserer Zeitgenossen. Irgend etwas ist immer in Deutschland an der Tagesordnung, das leere Form, geistlose Mode und übertriebene Einseitigkeit wird, und immer sehen wir einige von den Besten eifrig Teil nehmen und sich verblenden, und dieselbe Nation, die für Viel- und Allseitigkeit schwärmt, kann immer vor irgend einer neuen Verblendung nicht zur Besinnung kommen. Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen, der mich immer von allen diesen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, so daß ich (seit ich mich besonnen) weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus, noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig, habe in diesen Formen untergehen können. Sie verstehen, wie ich es meine, und sind ja von demselben Geiste beseelt, den manche junge Herren ja eben Philisterei nennen wollen, und nicht einsehen, daß sie auch selbst nicht einmal zur Erkenntnis des Dinges kommen, für das sie sich begeistert wähnen. . . .

Mein liebſter Freund; freilich könnten Sie mir zürnen, aber gewiß nicht mehr, als ich mir ſelber tue, daß ich dieſes Laſter des Aufſchiebens, welches ich ſo herzlich an mir haſſe und nicht pflege oder entſchuldige, nicht mehr beſiegen kann. Wollt ich mich entſchuldigen, ſo könnte ich es vielleicht auf mancherlei Weiſe: denn freilich bin ich ſchon ſeit lange nichts weniger als wohl, ſondern ich befinde mich im Gegenteil recht ſchlecht, und leide vielfältig, hauptſächlich an Kopf und Augen, am meiſten aber an der Seele, weil mich wieder jener Zuſtand (den Sie hoffentlich gar nicht kennen) von Mutloſigkeit, Lebensüberdruß und eigentlichem Verzweifeln an mir ſelbſt überfallen hat, der mich von Jugend auf von Zeit zu Zeit wie eine wahre Krankheit beſchleicht, und gegen welchen ich dann vergeblich nach Hilfsmitteln ſuche. In dieſer Melancholie ſind meine Seelenkräfte dann wie erlahmt und alle Federn meines Innern wie auf immer zerbrochen; und ob ich gleich in Geſellſchaft dann ziemlich heiter erſcheinen kann, ſo bin ich doch dieſe Zeit über für jede Tätigkeit verloren. Ich glaube nicht, daß es hinfällige Weichlichkeit iſt, denn im ganzen nehme ich mich doch bei meinen ununterbrochenen körperlichen Leiden noch ziemlich zuſammen. . . .

Je länger ich mit Ihnen umgehe, je mehr glaube ich Sie zu verſtehen, je näher fühle ich mich Ihnen; ja ich bin ſchon oft im Begriff geweſen, Ihnen eine wahre Liebeserklärung zu tun, die der Mann aus ſpröder Scham immer auch gegen den innigſten Freund zurückhält. Ihre Briefe, Ihre Geſpräche und Ihr herrliches Buch befriedigen mich immer ganz, es ſind da keine Lücken, keine Dunkelheit, als die der Tiefe, und nicht jenes Zerriſſene, durch welches man oft mit den trefflichſten Freunden, möcht ich doch faſt ſagen nicht ſowohl ſich mit ihnen verbunden, als von ihnen getrennt fühlt. Ihren vortrefflichen Brief über Ihre Anſicht der Religion habe ich ſeitdem oft geleſen und mich dabei Ihrer mündlichen Geſpräche wieder erinnert. Dieſe Anſicht geht mir immer

mehr auf, und mit dieſem Keime entwickeln ſich viele andere Keime, die mir vielleicht künftig blühen und Früchte tragen. Scheint alles mir doch immer mehr einzugehen in jene myſtiſche Anſicht, die ich nie wieder loswerden kann, ſeit ſie ſich mir vor vielen Jahren vergegenwärtigt hat. Ich glaube faſt, Sie ſind berufen, jene für unmöglich geachtete Brücke aus der wahren Philoſophie in die echte Myſtik hinüber zu ſchlagen. Je öfter ich Ihre Dialogen leſe (bei denen ich eben wieder bin), je klarer wird mir dieſer Gedanke. Ihrem tiefen vielſeitigen Geiſte fehlt jene Schärfe des Einſeitigen, die ihn ewig hindert andere Naturen und Gedanken zu verſtehen, wie es mit Fichte der Fall war. Es iſt leicht, jene ſcheinbaren Träume der geſpannten Phantaſie zu verwerfen, und auch gar nicht ſchwer, nach Prinzipien ſie abzuweiſen und ihr Unzulängliches darzutun; wie es der Schwärmer ebenfalls bequem hat, ſich in ein Gefühl gleichſam zu kleiden, das ihm wohl tut und ihn warm hielt; aber ſich wahrhaft in die Erleuchtung eines begeiſterten Gemüts zu erheben, und hier in den Sphären eines viel verſchlungenen Zuſammenhangs und der harmoniſchen Vereinigung aller Kräfte auch Vernunft und Verſtand wieder anzutreffen, iſt nur Wenigen gegeben; den Allerwenigſten, bis jetzt ſcheint es Keinem, Kunde und Rechenſchaft darüber zu geben: denn den improviſierenden Franz Baader kann ich wirklich nicht rechnen, die herrlichen Rhapſodien eines Hamann klingen wie einzelne Töne durch die Welt, St. Martin iſt zu ſehr Sentimentaliſt und Polemiker gegen die Verdorbenheit, und ohne es zu wiſſen, gegen ſeine eigene Unwiſſenheit; die Religioſen, auch die beſten, ziehen alle Erſcheinungen zu ſehr in ihren Zunftgeiſt und nehmen eben von allem nur, was ſie dafür brauchen können. Und ſo fühle ich, daß bei uns immer (auf lange, vielleicht auf immer) alles, was ich das Rechte nennen möchte, ſei es in Philoſophie, Kunſt oder Religion, als ein Eremit wohnt, deſſen Pflicht es iſt, keiner Gemeine anzugehören. Mit dem politiſchen Vaterlande haben wir längſt auch das geiſtige verloren, und die Art, wie man beides jetzt ſuchen will, läuft doch auf Schatz-

gräberei hinaus. Und vielleicht muß es so sein: ja wohl vornehmlich für uns, damit wir im vollen Sinne, im Guten und Bösen, Deutsche bleiben können. Sie sehen hier meine Hypochondrie, die doch eins mit meinem Aberglauben ist und die mich seit zwanzig Jahren dahin bringt, den Verächtern der Deutschen als ein Enthusiast und fanatischer German, und den leeren vaterländischen Sanguinikern und blinden Patrioten (den wahren blinden Hessen) als ein kalter unentschlossener Mensch zu erscheinen, der nicht fähig ist, der guten Sache beizutreten. . . .

Tieck an Solger [310]

7. Mai 1816

Dank Ihnen, mein liebster Freund, für Ihren herrlichen Brief, an welchem ich noch lange zu genießen haben werde; ich glaube Sie ganz zu verstehen, und freue mich immer mehr, daß wir so zusammentreffen, oder vielmehr, daß Sie der Dolmetscher meiner Ansichten und Ahndungen mir selber werden. Ich muß jetzt über mich lächeln, wenn ich der Zeiten gedenke, als ich, ungeachtet eines großen Vertrauens, eine Art von Furcht vor Ihnen als einem Philosophen und Philologen hatte; ich geriet in einen rührenden innerlichen Unwillen, als ich vor Jahren hörte, daß man Sie in Dresden bei den Antiken studierend gefunden, und daß Sie etwas über die Schönheit und Kunst schreiben wollten, denn mir wurde von neuem gegenwärtig, wie die Antike (auch die redende) bisher fast nur zu einer unbilligen Einseitigkeit, zu einem Verkennen der herrlichsten Erscheinungen mittler und neuer Welt auch die edelsten Gemüter verlockt hatte; ich hatte wenigstens die Erfahrung gemacht, daß viele in meiner Jugend mit mir wohl einzustimmen schienen, bis sie von einem scheinbaren Enthusiasmus für die alte Welt wie von einem Fieber hingerissen, alles hohnlächelnd von sich wiesen, was sie noch kürzlich mit schwächlichem Entzücken erwärmt hatte; und wir mögen uns so selbständig fühlen wie wir

wollen, ſo kann doch unſer Geiſt in gewiſſen Stunden ebenſo ſchaudernd wie unſer Körper von einer kalten Einſamkeit angeweht werden, beſonders da ich mir ſchon ſeit lange ſagen mußte, daß die meiſten um mich, vorzüglich die jüngern unſerer dichtenden Zuhörer, nie jene Erſcheinung verſtanden und geſehen haben, die mein Herz ſchon früh gewonnen hat. Dies iſt kein Irrewerden, aber wohl ein Todesſchauer, in welchem man oft aufgibt, je die wahre Einſtimmung zu finden, und endlich ſich gewöhnt, allenthalben nur Schein zu ſehen. Nehmen Sie mit Ihrer gewohnten Liebe dieſes mein aufrichtiges Bekenntnis an; ich bin wahrhaft ſo glücklich, daß gerade Sie der ſind, der mir meine Träume ausdeutet. Wenn ich etwas über Sie vermöchte, müßten Sie recht fleißig ſchreiben, auch noch viel über Kunſt und Poeſie; denn oft liegen in den Dialogen in hingeworfenen verlorenen Worten Keime zu den herrlichſten Blumen und Bäumen. . . .

Dorothea an ihre Söhne [311]

Frankfurt a/M, 3. Juli 1816

... Sonſt habe ich nichts neues geleſen, als ein Bändchen von Goethe über die Kunſt in den Rheingegenden. Das iſt nun endlich das Kunſtadels-Diplom, was zu erlangen die Boiſſerées ſo lange um den alten Heiden herum geſchwänzelt haben. Und wie überflüſſig! Wer die Sammlung ſieht und nur nicht eines ganz verſtockten Sinnes iſt, der braucht ja weiß Gott keines ſolchen Stempels, um zu ſehen, daß dieſe Sammlung einzig in ihrer Art iſt. Schwerlich werden Boiſſerées ſehr zufrieden ſein mit dieſem platten affektierten Gewäſch; aber gewiß werden ſie nicht unterlaſſen, die Miene anzunehmen, als wären es goldne Sprüche. Friedrich ſein Verdienſt um die neue Würdigung unſrer älteſten Kunſtdenkmale hat der alte kindiſche Mann dadurch zu ſchmälern geſucht, daß er ihn in dieſem ganzen Werke gar nicht genannt, ſeiner weder bei dem Dom zu Köln, noch bei der Boiſſerée'ſchen

Sammlung und Sulpizens Arbeit, noch bei den kölnischen Kunstdenkmalen, überhaupt nicht mit Namen gedacht hat, während er jede, auch die kleinste und unbedeutendste Schrift Anderer über diesen Gegenstand, teils verunglimpfend, teils über den Wert schätzend, lang und breit genannt und beleuchtet hat. Hat er aber durch solches Ignorieren geglaubt, Friedrichs großes Verdienst ganz auszutilgen, so hat er geirrt; eben dadurch, daß er ihn nicht genannt hat, wo er alle Andern nennt, hat er ihn wirklich doch genannt, nämlich so wie man ein Licht in der Zeichnung aussparen kann, indem man die Schatten zeichnet. Jeder muß ja hier gleich eine böse Absicht einsehen! — Eine Stelle ist darin über das Christentum als Gegenstand der Malerei, diese ist nicht allein das klare kecke Geständnis seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Stil und Schreibart so über alle Maßen platt und bierbrudergemein, daß ich heftig im Lesen darüber erschrocken bin; es war mir zumute, als sähe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Kot zu wälzen. — Bei reiflicher Überlegung kommt es mir auch wahrscheinlich vor, daß diese Stelle gar nicht von Goethe selber, sondern vielmehr von seinem Mephistopheles Meyer sein muß; so platt und durchaus gemein verteufelt kann doch wohl Goethe nicht sein. Diese Hypothese ist mir aber mehr eine Erklärung als eine Entschuldigung für diese Gemeinheit. Ein Autor muß für das einstehen, was in seinem Buche vorkömmt. Goethes größte Anbeter schweigen mäuschenstille; andre schimpfen laut; einige verlangen, man müsse diese Stelle ausscheiden und das übrige als geistreich würdigen. Das ist mir aber einmal nicht gegeben. Zum Teil kömmt mir das Ganze armutselig und geistesarm vor; zum Teil aber ist mir durch diese verruchte Entwürdigung der heiligen Geheimnisse, die auf einmal ganz unvermutet und plötzlich zum Vorschein kommt wie der Pferdefuß des in einen Menschen verkappten Teufels, auch das Übrige, was es allenfalls Hübsches haben mag, in Asche und Graus verwandelt, wie die bekannten Zauberstückchen Fausts, wenn die Täuschung durch ein Wort oder einen Zufall gestört ist.

Kunſt hinüberzieht. Dieſe iſt aber auch niemals ſo auf Erden geweſen, daß wir unſere Sitte, Vaterland und Religion deshalb gering ſchätzen dürften. Iſt es nicht faſt dasſelbe wie Mercier und andere Schwachen, die die Gegenwart wegen ihres Jahres 2440 verachteten? Hier ſind Sie mir, Liebſter, recht als klarer Vermittler eingetreten, und ich glaube, Sie verſtehen mich darum, wenn ich auch in Eile mich ungeſchickt ausdrücken ſollte. Vor der Kunſt, namentlich vor der alten, meine innigſte Anbetung; aber ſie als unbedingte Wirklichkeit ſehen wollen, als einen Ausbruch einer unbedingt beſſern und größern Zeit, ſcheint mir kleinſtädtiſch. Aus einem Luftball gibt es keine Ausſicht. Dies macht mir ein ähnliches Gefühl. Ich hatte auch die Antike geſehen, St. Peter, und konnte den Straßburger Münſter nur um ſo mehr bewundern: nach dem auswendig gelernten Raphael verſtand ich erſt die Lieblichkeit und Würde altdeutſcher Kunſt — und dies wäre Oberflächlichkeit, Einſeitigkeit ꝛc. in mir geweſen? Ich liebe die Italiener und ihr leichtes Weſen, bin aber in Italien erſt recht zum Deutſchen geworden. — Und nun! Iſt Goethe als Greis nicht gewiſſermaßen von neuem irre geworden? Und etwa durch neue Entdeckungen? — Durch dasſelbe, was auch in ſeiner Jugend da war, was er zum Teil kannte, durch Gedanken, die er zuerſt ausgeſprochen. Ohne Vaterland kein Dichter: ſich von dieſem losreißen wollen, heißt die Muſen verleugnen. Auch hierüber mündlich einmal recht viel.

Auch ärgert es mich von Goethe, der ſo viel anatomiert, Steine geſammelt, Bücher nachgeſchlagen, unermüdet geweſen iſt, — daß er noch nicht einmal Ihren Erwin geleſen hat. Und er hat ihn nicht geleſen, ſonſt hätten wir längſt die Spuren davon geſehen; aber ſeine Bequemlichkeit, ſeine Sicherheit halten ihn ab, im erſten Dialog (wenn er das Buch vielleicht ſah) hat er Bekanntes ſcheinbar gefunden und geglaubt, längſt darüber weg zu ſein. Kant wollte von Fichte, dieſer von Schelling nichts wiſſen, und las lieber nichts, um ruhig zu bleiben. Wird der letzte es mit Ihnen ebenſo machen? Werden die Schlegel ein reines Intereſſe

an Ihren Bemühungen nehmen? — Mir fällt bei alledem immer Nero ein, der nie von dem Aufruhre ſprach, weil er fern ſchien, in deſſen Nähe niemand davon zu reden wagte. Behielt er darum den Thron? Sie glauben nicht, wie mich immer Petrarcas erſtes Sonett gekränkt und verdroſſen hat. Iſt denn Liebe und Poeſie nicht auch himmliſch und ewig? Calderon wollte im Alter von ſeinen Schauſpielen aus Religioſität nichts wiſſen; Boccaz wollte ſeine Bibliothek ins Feuer werfen. Was einmal wahrer Ernſt war, ſollte nie anders erſcheinen dürfen. Auch hierin ſind Cervantes, Shakeſpeare mir leuchtende Lieblinge. Ihr Leben, ihre Liebe zur Kunſt und zum Scherz ſcheint mir ſo rein, menſchlich und göttlich. — Aber ich will mich auch recht wahren, nicht in jene Saumſeligkeit jemals zu verfallen, und lieber Optik, Mineralogie und Phyſik und manches andere, was mir nicht vergönnt wurde, dreiſt von mir abweiſen.

Liebſter, machen Sie mir das Herz nicht zu ſchwer durch Einladungen, dieſen Winter kann ich meiner Kränklichkeit wegen nicht reiſen; muntern Sie mich auf, öfter mit Ihnen zu ſchwatzen, indem Sie mir recht bald hierauf etwas antworten; vor allem aber erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft und Liebe, mit der ich mich ohne alle Wendung wahrhaft nennen kann

ganz den Ihrigen

Tieck an Solger [313]

Ziebingen, 30. Januar 1817

... Es gehört zu meinen Eigenheiten, daß ich lange Jahre den Perikles von Shakeſpeare vielleicht übertrieben verehrt habe; ohne dieſen wäre Zerbino nicht, noch weniger Genoveva oder Oktavian entſtanden. Ich hatte mich in dieſe Form wie vergafft, die ſo wunderbar Epik und Drama verſchmelzt; es ſchien mir möglich, ſelbſt Lyrik hineinzuwerfen, und ich denke mit wahrem Entzücken an jene Stunden zurück, in denen Genoveva und ſpäter

Oktavian in meinem Gemüte aufgingen: dies Entzücken wollte ich wohl zu körperlich, buchſtäblich hineinbringen, und ſo entſtand das Manirierte. . . .

Tieck an Solger [314]

Ziebingen, 24. März 1817

. . . Längſt war ich mit Ihrer Inſpiration der Philoſophie, mit der nahen Verwandtſchaft derſelben, ja Blutsfreundſchaft und Selbſtheit mit der Religion einverſtanden, was mich nur einen kurzen Kampf koſtete: denn die poetiſche Begeiſterung erklärte mir ja das Faktum hinlänglich, und daß ich es mehr wie einmal in mir erlebt hatte, machte mir ja eben immer mein Sprechen mit den Philoſophen von der Schule unmöglich. Mit Jacobi hatte ich zuerſt eine Art von Dialog führen können, von zwei Ufern einer Kluft herüber, wo wir wohl mehr das Echo als unſere Worte hörten. Was war nun alſo noch mein Kampf? Das Verhältnis, in welches durch einen Ideenſchlag die Myſtik zu mir geſetzt wurde. Weil ich keinen dialogiſchen Philoſophen bis dahin gefunden hatte, und mich die verſchiedenen Syſteme nicht befriedigten, beſonders allen meinen Inſtinkt zur Religion verletzten, ſo glaubte ich oft gar nicht für Spekulation Sinn zu haben: meine Liebe zur Poeſie, zum Sonderbaren und Alten führte mich anfangs faſt mit frevlem Leichtſinn zu den Myſtikern, vorzüglich zu J. Böhme, der ſich binnen kurzem aller meiner Lebenskräfte bemächtigte: der Zauber dieſes wunderſamſten Tiefſinns und dieſer lebendigſten Poeſie beherrſchte mich nach zwei Jahren ſo, daß ich von hier aus nur das Chriſtentum verſtehen wollte, das lebendigſte Wort im Abbild der ringenden und ſich verklärenden Naturkräfte, und nun wurde mir alle alte und neuere Philoſophie nur hiſtoriſche Erſcheinung: von meinem Wunderlande aus las ich Fichte und Schelling und fand ſie leicht, nicht tief genug und gleichſam nur als Silhouetten oder Scheiben

aus jener unendlichen Kugel voll Wunder. Wie oft bemühete ich mich törichterweise, andern dieſe Gefühle zu geben! Keiner war ſo tief in Böhme, ja ich argwöhne, ſelbſt nicht ſo tief in den Philoſophen. Ich erſchrecke aber noch vor den Gedanken, die in mir aufgingen, indem ich mit aller Phantaſie und dem redlichſten Herzen, ja meinem Hange zum Tiefſinn mich dieſem Triebe, der wahre Leidenſchaft geworden war, überließ; dazu geſellten ſich nach einiger Zeit leidenſchaftliche Zuſtände und unerwartete Erfahrungen an mir ſelber, und wie denn alles in uns, wenn es nicht geradezu Lüge iſt, wächſt und ſich ausbreitet, daß es unſeren eigenen Geiſt verſchattet und verdunkelt, ſo kam es dahin, daß mein jugendlich leichter Sinn, meine Luſt zur Poeſie und an Bildern mir als etwas Verwerfliches, Verfehltes erſchien, — daß ich nun glaubte, Spekulation und das innere Leben gefunden zu haben, daß es ſich für mich, aber nicht mit den ſonſtigen weltlichen Bemühungen vertrüge: ſo gab es nun viele Stunden, wo ich mich in die Abgeſchiedenheit eines Kloſters wünſchte, um ganz meinem Böhme und Tauler und den Wundern meines Gemüts leben zu können. Dies hatte ſich ſchon im Zerbino leicht poetiſch, in der Genoveva dunkler und im Oktavian verwirrter geregt. Meine Produktionskraft, mein poetiſches Talent ſchien mir auf immer zerbrochen. Ich kämpfte ſchmerzhaft, da ſich mir die heitere Welt und mein Gemüt ſo mit Finſternis bedeckte, die mir anfangs in hellerem Glanze geſchienen hatten. So waren einige Jahre geſchwunden, als mein alter Homer und die Nibelungen und Sophokles, mein teurer Shakeſpeare, eine Krankheit, — die erſte in München, — Italien, eine Überſättigung gleichſam an den Myſtikern (in meiner erſten Krankheit noch las ich faſt nur dieſe, von allen Nationen, in allen Sprachen), vorzüglich wohl mein ſich regendes Talent mir im Verzweifeln neuen Leichtſinn gab (die Stärke aus der Schwäche nehmen, wie Cervantes ſagt); und faſt ebenſo leichtſinnig wie ich in dies Gebiet hineingeraten war, verſetzte ich mich durch einen einzigen Akt der Willkür wieder hinaus, und ſtand nun wieder auf dem Gebiete

Leiden und Irrtümer; aber als es gebaut ward, war der Zeichner und Arbeiter ſchon von dieſen Leiden frei, ich war faſt immer ſehr heiter, als ich dies Buch ſchrieb, nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung. Etwas von dieſer Sucht wird mir gewiß immer anhängen bleiben, auch hängt es wohl mit meinem Beſten wieder zuſammen....

Solger an Tieck [307]

Berlin, 19. Mai 1815

Ihr lieber Brief, verehrteſter Freund, den Sie mir nach Empfang des Erwin ſchrieben, forderte mich auf, Ihnen ſogleich wieder zu antworten; aber es kam allerlei dazwiſchen, und das erſte Feuer verrauchte. Deswegen habe ich aber nicht minder an Sie und an Ihren Brief gedacht. Er enthielt wieder, wie alle von Ihnen, manches, was mich lebhaft traf. Die Übereinſtimmung in unſerer Denkart, die ſich bei vielen Gelegenheiten offenbart, beſtärkt mich immer in der frohen Überzeugung, daß ich Ihrer Freundſchaft nicht unwert ſei, wenn gleich meinem Streben nach dem Weſentlichen die Ausführung und die Übung in der Darſtellung ſelten entſprechen mag. Sie ſagten, es ſei Ihnen bei Philoſophen keineswegs um das ganz Neue zu tun, vielmehr um die Beſtätigung und Vereinbarung alter Vorurteile. Dieſes nun iſt von jeher das Bedürfnis geweſen, welches mich zum Philoſophieren getrieben hat. Und was kann man denn auch anders wollen, als das, was im vollen, lebendigen Daſein ſtumm, oder ſich in mannigfaltigen Geſtalten der Erſcheinung äußernd wirklich lebt, zur deutlichen Einſicht bringen! Das Verſprechen eines neuen Weltalters, das Anfangen von vorn, und dergleichen Anmaßungen mehr, ſind auch wirklich erſt in der neueſten Zeit aufgekommen. Sie laſſen ſich nur erklären aus zweierlei, erſtlich aus der Leere des Zeitalters und der umgebenden Welt, welche wohl den verkehrten Wunſch erregen kann, ſich ſelbſt erſt einen Stoff des Daſeins zu machen, und zweitens

aus der überwiegend pſychologiſchen oder ſubjektiven Richtung, welche die Philoſophie genommen hatte. Denn dieſe bringt dahin, wie die Juden an einen weltlichen Meſſias zu glauben. Damit hängt zuſammen die unendliche Annäherung an das Ideal und viel dergleichen idealiſierendes Weſen, wogegen ich ſtreite, weil es durchaus nur bei einer feſtgehaltenen Einſeitigkeit und Schiefheit entſtehen kann, und von da aus die Sophiſterei in alles Übrige dringt. Wenn Fichte hätte ehrlich ſein wollen, ſo hätte er etwa über Platos Republik nur ſo urteilen können, daß es eine unſinnige Schwärmerei ſei; und doch ſind ſeine eigenen Anmaßungen das eigentlich Verkehrte, während jenes ſich in aller Demut an die wirkliche menſchliche Natur anſchließt.

Ach, könnte ich doch nur ſoviel Kraft und Kunſtfertigkeit erlangen, um weniges von dem darzuſtellen, was mir vorſchwebt! Ich möchte gern in einzelnen Dialogen die Hauptrichtungen des jetzigen Treibens der Menſchen aufſtellen, und auf das Wahre, das ihnen ſelbſt unbewußt darin liegt, zurückführen. Dann wollte ich in einer großen Kompoſition das ganze religiöſe Leben entwickeln, und zwar auf doppelte Weiſe. Einmal, wie die Menſchen von verſchiedenen Seiten hingeſtrebt haben nach dem Weſen aller Wahrheit, in Mythologien und Myſterien, bis ſich dasſelbe ſelbſt im Chriſtentum entfaltet hat; zweitens, wie das Chriſtentum aus rein ſpekulativen Gründen verſtanden und zur Einſicht gebracht werden kann. Hierauf ſollte das große dialektiſche Werk folgen, und endlich ein ſehr großes, das ganze ſittliche Leben, Kirche, Sitte, Kunſt nicht ausgeſchloſſen, vom Standpunkte des Staates aus, bilden. Und das alles denke ich mir ſo voll und reich im Einzelnen, daß mir der Erwin mager dagegen vorkommt. Aber es wird mir auch bange, wenn ich an die Ausführung denke. Wenn man es recht durchdenkt, iſt es gar zu mannigfaltig und verwickelt. Und dann iſt mein Hauptgrundſatz, nichts auf ſolche Weiſe darzuſtellen, was ich nicht wirklich erfahren und erlebt habe, ſo wie ich die Wirkung der Kunſt erfahren zu haben glaube. . . .

. . . Wenn ich Ihre Briefe leſe, ſo iſt mir jedesmal, wenn mich auch die Klarheit und ſchöne Sicherheit überraſcht, als kämen Sie ganz aus mir, ich höre mein eigenes Inneres, nichts verwundert mich. Oft begegnet es mir, daß mir einige Gedanken recht lebhaft geworden ſind, die ich dann plötzlich in Ihren Briefen ausgeſprochen finde. Warum ſoll denn nicht auch eine Sympathie unter Freunden herrſchen, daß zu gleicher Zeit Ideen in ihnen reif werden? Ich glaube, wir haben den nämlichen Widerwillen gegen die Einſeitigkeit, Erhitzung und leere Schwärmerei unſerer Zeitgenoſſen. Irgend etwas iſt immer in Deutſchland an der Tagesordnung, das leere Form, geiſtloſe Mode und übertriebene Einſeitigkeit wird, und immer ſehen wir einige von den Beſten eifrig Teil nehmen und ſich verblenden, und dieſelbe Nation, die für Viel- und Allſeitigkeit ſchwärmt, kann immer vor irgend einer neuen Verblendung nicht zur Beſinnung kommen. Bei meiner Luſt am Neuen, Seltſamen, Tiefſinnigen, Myſtiſchen und allem Wunderlichen lag auch ſtets in meiner Seele eine Luſt am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauſchen zu laſſen, der mich immer von allen dieſen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, ſo daß ich (ſeit ich mich beſonnen) weder an Revolution, Philanthropie, Peſtalozzi, Kantianismus, Fichtianismus, noch Naturphiloſophie als letztes einziges Wahrheitsſyſtem gläubig, habe in dieſen Formen untergehen können. Sie verſtehen, wie ich es meine, und ſind ja von demſelben Geiſte beſeelt, den manche junge Herren ja eben Philiſterei nennen wollen, und nicht einſehen, daß ſie auch ſelbſt nicht einmal zur Erkenntnis des Dinges kommen, für das ſie ſich begeiſtert wähnen. . . .

1. April 1816

Mein liebſter Freund; freilich könnten Sie mir zürnen, aber gewiß nicht mehr, als ich mir ſelber tue, daß ich dieſes Laſter des Aufſchiebens, welches ich ſo herzlich an mir haſſe und nicht pflege oder entſchuldige, nicht mehr beſiegen kann. Wollt ich mich entſchuldigen, ſo könnte ich es vielleicht auf mancherlei Weiſe: denn freilich bin ich ſchon ſeit lange nichts weniger als wohl, ſondern ich befinde mich im Gegenteil recht ſchlecht, und leide vielfältig, hauptſächlich an Kopf und Augen, am meiſten aber an der Seele, weil mich wieder jener Zuſtand (den Sie hoffentlich gar nicht kennen) von Mutloſigkeit, Lebensüberdruß und eigentlichem Verzweifeln an mir ſelbſt überfallen hat, der mich von Jugend auf von Zeit zu Zeit wie eine wahre Krankheit beſchleicht, und gegen welchen ich dann vergeblich nach Hilfsmitteln ſuche. In dieſer Melancholie ſind meine Seelenkräfte dann wie erlahmt und alle Federn meines Innern wie auf immer zerbrochen; und ob ich gleich in Geſellſchaft dann ziemlich heiter erſcheinen kann, ſo bin ich doch dieſe Zeit über für jede Tätigkeit verloren. Ich glaube nicht, daß es hinfällige Weichlichkeit iſt, denn im ganzen nehme ich mich doch bei meinen ununterbrochenen körperlichen Leiden noch ziemlich zuſammen. . . .

Je länger ich mit Ihnen umgehe, je mehr glaube ich Sie zu verſtehen, je näher fühle ich mich Ihnen; ja ich bin ſchon oft im Begriff geweſen, Ihnen eine wahre Liebeserklärung zu tun, die der Mann aus ſpröder Scham immer auch gegen den innigſten Freund zurückhält. Ihre Briefe, Ihre Geſpräche und Ihr herrliches Buch befriedigen mich immer ganz, es ſind da keine Lücken, keine Dunkelheit, als die der Tiefe, und nicht jenes Zerriſſene, durch welches man oft mit den trefflichſten Freunden, möcht ich doch faſt ſagen nicht ſowohl ſich mit ihnen verbunden, als von ihnen getrennt fühlt. Ihren vortrefflichen Brief über Ihre Anſicht der Religion habe ich ſeitdem oft geleſen und mich dabei Ihrer mündlichen Geſpräche wieder erinnert. Dieſe Anſicht geht mir immer

mehr auf, und mit dieſem Keime entwickeln ſich viele andere Keime, die mir vielleicht künftig blühen und Früchte tragen. Scheint alles mir doch immer mehr einzugehen in jene myſtiſche Anſicht, die ich nie wieder loswerden kann, ſeit ſie ſich mir vor vielen Jahren vergegenwärtigt hat. Ich glaube faſt, Sie ſind berufen, jene für unmöglich geachtete Brücke aus der wahren Philoſophie in die echte Myſtik hinüber zu ſchlagen. Je öfter ich Ihre Dialogen leſe (bei denen ich eben wieder bin), je klarer wird mir dieſer Gedanke. Ihrem tiefen vielſeitigen Geiſte fehlt jene Schärfe des Einſeitigen, die ihn ewig hindert andere Naturen und Gedanken zu verſtehen, wie es mit Fichte der Fall war. Es iſt leicht, jene ſcheinbaren Träume der geſpannten Phantaſie zu verwerfen, und auch gar nicht ſchwer, nach Prinzipien ſie abzuweiſen und ihr Unzulängliches darzutun; wie es der Schwärmer ebenfalls bequem hat, ſich in ein Gefühl gleichſam zu kleiden, das ihm wohl tut und ihn warm hielt; aber ſich wahrhaft in die Erleuchtung eines begeiſterten Gemüts zu erheben, und hier in den Sphären eines viel verſchlungenen Zuſammenhangs und der harmoniſchen Vereinigung aller Kräfte auch Vernunft und Verſtand wieder anzutreffen, iſt nur Wenigen gegeben; den Allerwenigſten, bis jetzt ſcheint es Keinem, Kunde und Rechenſchaft darüber zu geben: denn den improviſierenden Franz Baader kann ich wirklich nicht rechnen, die herrlichen Rhapſodien eines Hamann klingen wie einzelne Töne durch die Welt, St. Martin iſt zu ſehr Sentimentaliſt und Polemiker gegen die Verdorbenheit, und ohne es zu wiſſen, gegen ſeine eigene Unwiſſenheit; die Religioſen, auch die beſten, ziehen alle Erſcheinungen zu ſehr in ihren Zunftgeiſt und nehmen eben von allem nur, was ſie dafür brauchen können. Und ſo fühle ich, daß bei uns immer (auf lange, vielleicht auf immer) alles, was ich das Rechte nennen möchte, ſei es in Philoſophie, Kunſt oder Religion, als ein Eremit wohnt, deſſen Pflicht es iſt, keiner Gemeine anzugehören. Mit dem politiſchen Vaterlande haben wir längſt auch das geiſtige verloren, und die Art, wie man beides jetzt ſuchen will, läuft doch auf Schatz-

gräberei hinaus. Und vielleicht muß es ſo ſein: ja wohl vornehmlich für uns, damit wir im vollen Sinne, im Guten und Böſen, Deutſche bleiben können. Sie ſehen hier meine Hypochondrie, die doch eins mit meinem Aberglauben iſt und die mich ſeit zwanzig Jahren dahin bringt, den Verächtern der Deutſchen als ein Enthuſiaſt und fanatiſcher German, und den leeren vaterländiſchen Sanguinikern und blinden Patrioten (den wahren blinden Heſſen) als ein kalter unentſchloſſener Menſch zu erſcheinen, der nicht fähig iſt, der guten Sache beizutreten. . . .

Tieck an Solger [310]

7. Mai 1816

Dank Ihnen, mein liebſter Freund, für Ihren herrlichen Brief, an welchem ich noch lange zu genießen haben werde; ich glaube Sie ganz zu verſtehen, und freue mich immer mehr, daß wir ſo zuſammentreffen, oder vielmehr, daß Sie der Dolmetſcher meiner Anſichten und Ahndungen mir ſelber werden. Ich muß jetzt über mich lächeln, wenn ich der Zeiten gedenke, als ich, ungeachtet eines großen Vertrauens, eine Art von Furcht vor Ihnen als einem Philoſophen und Philologen hatte; ich geriet in einen rührenden innerlichen Unwillen, als ich vor Jahren hörte, daß man Sie in Dresden bei den Antiken ſtudierend gefunden, und daß Sie etwas über die Schönheit und Kunſt ſchreiben wollten, denn mir wurde von neuem gegenwärtig, wie die Antike (auch die redende) bisher faſt nur zu einer unbilligen Einſeitigkeit, zu einem Verkennen der herrlichſten Erſcheinungen mittler und neuer Welt auch die edelſten Gemüter verlockt hatte; ich hatte wenigſtens die Erfahrung gemacht, daß viele in meiner Jugend mit mir wohl einzuſtimmen ſchienen, bis ſie von einem ſcheinbaren Enthuſiasmus für die alte Welt wie von einem Fieber hingeriſſen, alles hohnlächelnd von ſich wieſen, was ſie noch kürzlich mit ſchwächlichem Entzücken erwärmt hatte; und wir mögen uns ſo ſelbſtändig fühlen wie wir

wollen, ſo kann doch unſer Geiſt in gewiſſen Stunden ebenſo ſchaudernd wie unſer Körper von einer kalten Einſamkeit angeweht werden, beſonders da ich mir ſchon ſeit lange ſagen mußte, daß die meiſten um mich, vorzüglich die jüngern unſerer dichtenden Zuhörer, nie jene Erſcheinung verſtanden und geſehen haben, die mein Herz ſchon früh gewonnen hat. Dies iſt kein Irrewerden, aber wohl ein Todesſchauer, in welchem man oft aufgibt, je die wahre Einſtimmung zu finden, und endlich ſich gewöhnt, allenthalben nur Schein zu ſehen. Nehmen Sie mit Ihrer gewohnten Liebe dieſes mein aufrichtiges Bekenntnis an; ich bin wahrhaft ſo glücklich, daß gerade Sie der ſind, der mir meine Träume ausdeutet. Wenn ich etwas über Sie vermöchte, müßten Sie recht fleißig ſchreiben, auch noch viel über Kunſt und Poeſie; denn oft liegen in den Dialogen in hingeworfenen verlorenen Worten Keime zu den herrlichſten Blumen und Bäumen. . . .

Dorothea an ihre Söhne [311]

Frankfurt a/M, 3. Juli 1816

... Sonſt habe ich nichts neues geleſen, als ein Bändchen von Goethe über die Kunſt in den Rheingegenden. Das iſt nun endlich das Kunſtadels-Diplom, was zu erlangen die Boiſſerées ſo lange um den alten Heiden herum geſchwänzelt haben. Und wie überflüſſig! Wer die Sammlung ſieht und nur nicht eines ganz verſtockten Sinnes iſt, der braucht ja weiß Gott keines ſolchen Stempels, um zu ſehen, daß dieſe Sammlung einzig in ihrer Art iſt. Schwerlich werden Boiſſerées ſehr zufrieden ſein mit dieſem platten affektierten Gewäſch; aber gewiß werden ſie nicht unterlaſſen, die Miene anzunehmen, als wären es goldne Sprüche. Friedrich ſein Verdienſt um die neue Würdigung unſrer älteſten Kunſtdenkmale hat der alte kindiſche Mann dadurch zu ſchmälern geſucht, daß er ihn in dieſem ganzen Werke gar nicht genannt, ſeiner weder bei dem Dom zu Köln, noch bei der Boiſſeréeſchen

Sammlung und Sulpizens Arbeit, noch bei den kölnischen Kunstdenkmalen, überhaupt nicht mit Namen gedacht hat, während er jede, auch die kleinste und unbedeutendste Schrift Anderer über diesen Gegenstand, teils verunglimpfend, teils über den Wert schätzend, lang und breit genannt und beleuchtet hat. Hat er aber durch solches Ignorieren geglaubt, Friedrichs großes Verdienst ganz auszutilgen, so hat er geirrt; eben dadurch, daß er ihn nicht genannt hat, wo er alle Andern nennt, hat er ihn wirklich doch genannt, nämlich so wie man ein Licht in der Zeichnung aussparen kann, indem man die Schatten zeichnet. Jeder muß ja hier gleich eine böse Absicht einsehen! — Eine Stelle ist darin über das Christentum als Gegenstand der Malerei, diese ist nicht allein das klare kecke Geständnis seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Stil und Schreibart so über alle Maßen platt und bierbrudergemein, daß ich heftig im Lesen darüber erschrocken bin; es war mir zumute, als sähe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Kot zu wälzen. — Bei reiflicher Überlegung kommt es mir auch wahrscheinlich vor, daß diese Stelle gar nicht von Goethe selber, sondern vielmehr von seinem Mephistopheles Meyer sein muß; so platt und durchaus gemein verteufelt kann doch wohl Goethe nicht sein. Diese Hypothese ist mir aber mehr eine Erklärung als eine Entschuldigung für diese Gemeinheit. Ein Autor muß für das einstehen, was in seinem Buche vorkömmt. Goethes größte Anbeter schweigen mäuschenstille; andre schimpfen laut; einige verlangen, man müsse diese Stelle ausscheiden und das übrige als geistreich würdigen. Das ist mir aber einmal nicht gegeben. Zum Teil kömmt mir das Ganze armutselig und geistesarm vor; zum Teil aber ist mir durch diese verruchte Entwürdigung der heiligen Geheimnisse, die auf einmal ganz unvermutet und plötzlich zum Vorschein kommt wie der Pferdefuß des in einen Menschen verkappten Teufels, auch das Übrige, was es allenfalls Hübsches haben mag, in Asche und Graus verwandelt, wie die bekannten Zauberstückchen Fausts, wenn die Täuschung durch ein Wort oder einen Zufall gestört ist.

ſuchte, aber unbewußt, und ich nannte es Kunſt (wie es denn das auch wieder iſt), und ich muß dann zu meiner Beſchämung einſehen, daß die ausdrücklichen Myſtiker mich auf ziemlich lange von der beſſern Einſicht entfernten, der ich früher näher ſtand (wie denn das ſo oft im Leben geht; die Stelle im geſtiefelten Kater darüber hat mich ſelbſt immer am meiſten getroffen). Nun begreife ich erſt ganz, warum Novalis den Jakob Böhme willkürlich nannte, warum er ihn als einen allegoriſchen Poeten angeſehen wiſſen wollte; in deſſen Manier und Sinn man gleich weiter denken, ſich die Natur und alles ſo vorkommen laſſen könnte, ja ſelbſt ſo zu ſchreiben fortfahren möchte, wem dies große Talent verliehen: allerdings, wie man ſehr gut Calderons Autos nachahmen und ſelbſt auf philoſophiſche Gegenſtände übertragen könnte, und unſern neuen Poeten iſt bis jetzt nur noch abgegangen, dieſe Autos zu kennen, um myſtiſche, religiöſe, philoſophiſche Gedichte, wie nach Peſchecks Rechenbuche, zu machen; dagegen iſt denn die Schuld und der ganze Monat Februar doch nur Kinderei.

Liebſter, ich weiß nicht, ob ich ſo in Ihrem Sinne geſprochen habe; aber gern möchte ich mich belehren. Meine allegoriſchen Entwürfe ſind mir von neuem lieb geworden; nur das Willkürliche muß vermieden werden: echte Begeiſterung meidet es von ſelbſt. Nicht wahr, mit meinem Prolog zu Oktavian ſind Sie zufrieden, auch mit den Romanzen von Roſe und Lilie? — Mit der Genoveva werde ich keine großen Änderungen vornehmen: ich möchte mehr verderben als verbeſſern; — nur Nachläſſigkeiten, die mir immer auf dem Herzen lagen. Jetzt bin ich im Zirkel wieder herumgekommen, wo ich 1798 war, nur hoffentlich doch mit etwas Gewinn, und traurig macht mich dies Gefühl auf keine Weiſe. Wenn man noch lachen, weinen, ſich begeiſtern und amüſieren kann, wenn das, was mir vor 20 Jahren lieb war, mir noch friſch und wahrhaft gefällt, ſo darf man, denke ich, nicht an ſich verzweifeln. Herz und Gemüt ſind wenigſtens in Kraft, wenn auch Verſtand, Einſicht und philoſophiſches Ta-

lent ſchwach ſein ſollten; mir ſcheint nun, man kann eigentlich nur auf eine Weiſe Erfahrungen machen, die anderen ſind ja keine: wenn ich wirklich immer auf eine neue Stelle gerate, und die vorige wirklich einbüße, das iſt nur etwas erfahren im Wagen wie von Darmſtadt bis Heidelberg. —

Solger an Tieck [320]

Berlin, 22. November 1818

. . . Über die Myſtik ſcheinen wir jetzt ganz einverſtanden zu ſein. Das gehört auch zu meiner Philiſterei, daß ich alle die Ausweichungen in das Auffallende, und alles was den Namen an der Stirn trägt, demjenigen nachſetze, was auch alle ſchon längſt zu kennen meinen, aber nur nicht verſtehen und es deshalb für das Alltägliche halten. Denn den Shakeſpeare z. B. laſſen ſie eigentlich doch nur gelten, einmal, weil er das wirkliche Leben ſo ſchön pſychologiſch-richtig nachbildet, und zweitens, weil er bis an die äußerſten Grenzen des Erſchütternden in der menſchlichen Natur zu gehen ſcheint; daß er beides nur deswegen darf, weil er überall den innerſten, feſt und ruhig ſtehenden Grund mitbringt, das begreifen ſie nicht. Nun kann man, was meine Philiſterei betrifft, freilich ſagen: wenn wir immer nur das Allbekannte und Gegebene verſtehen wollten, ſo würde uns dieſe Pedanterei nicht weiter helfen; wenn etwas Neues getan werden ſoll, ſo muß es Schwankungen und beſondere Richtungen geben. Dieſe will ich aber auch nicht aufheben; ſie ſollen nur nicht ins Leere gehen, ſondern immer in der Sphäre des ewig Beſtehenden bleiben und wieder zu ihm zurückkehren. Auch die Allegorie iſt ja nicht zu verwerfen, ſo wenig wie die Symbolik; aber beides muß von Myſtik voll ſein. Dieſe iſt das innere Leben, jene deſſen Geſtaltungen. Die Myſtik iſt, wenn ſie nach der Wirklichkeit hinſchaut, die Mutter der Ironie, — wenn nach der ewigen Welt, das Kind der Begeiſterung oder Inſpiration. Sie haben das,

was ich Myſtik nenne, Poeſie genannt; ich nenne es auch ſo, auch Religion, je nachdem ſie ſich ihrer nach beiden Seiten bewußt oder unbewußt iſt. Was ich aber Myſtik für ſich nenne, iſt die lebendige und unmittelbare Einſicht, die ſie auf allen Stufen in ſich ſelbſt hat, und deren Entwickelung wieder die Philoſophie iſt. —

Schelling an Atterbom [321]

München, 29. Januar 1819

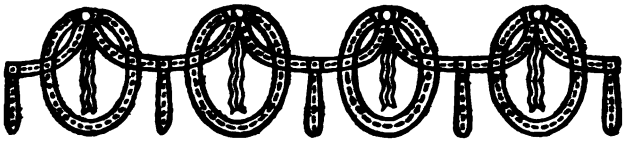
. . . . Wie Sie mir Fr. Schlegel ſchildern, habe ich ihn genau bei ſeiner Durchreiſe durch München gefunden, und faſt der bloße Anblick reichte hin, die entſchiedne Abſtoßung hervor zu rufen. Eine ſolche entſetzliche Veränderung habe ich nie geſehen; was er auch unternehmen möge, von dieſem Menſchen kann nie mehr, ohne Wunder, etwas Reines kommen. Unſern Freund Fr. Baader ſehe ich ſeit einiger Zeit ſehr wenig, und bin damit ganz wohl zufrieden. Das Letzte, was ich von ihm hören mußte, war, daß der Teufel nun wirklich Zeichen gebe und ihn (B.) in ſeinem Haus aufſuche und verfolge. Unter anderm ſei ſeine Tochter (die ich als ein reines, liebliches Kind kannte), jetzt in Ekſtaſe verfallen, in welcher der böſe Geiſt ihr gottloſe und unzüchtige Reden abdringe. Er ſprach davon wie von einem erfreulichen Phänomen (ſo groß iſt die Liebhaberei) und ſchien ſich nicht wenig darauf zugute zu tun, daß der Teufel nun endlich Notiz von ſeinen Angriffen genommen. . . .

Auguſt Wilhelm Schlegel an Goethe [322]

Bonn, 1. November 1824

. . . Ich hatte vom Anfange meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn es mir zum beſondern Geſchäfte gemacht, das Vergeſſene und Verkannte ans Licht zu ziehen. So ging ich vom Dante

zum Shakeſpeare, zum Petrarca, zum Calderon, zu den altdeutſchen Heldenliedern fort: faſt überall habe ich kaum die Hälfte deſſen ausgeführt, was ich mir vornahm: doch war es gelungen, eine Anregung zu geben. Solchergeſtalt hatte ich die europäiſche Literatur gewiſſermaßen erſchöpft, und wandte mich nach Aſien, um ein neues Abenteuer aufzuſuchen. Ich habe es glücklich damit getroffen; für die ſpäteren Jahre des Lebens iſt es eine erheiternde Beſchäftigung Rätſel aufzulöſen; und hier habe ich nicht zu beſorgen, daß mir der Stoff ausgehen möchte. Die geſchichtliche Bedeutung, den philoſophiſchen und dichteriſchen Gehalt ganz beiſeite geſetzt, würde mich ſchon die Form der Sprache anziehen, welche in der Vergleichung mit ihren jüngeren Schweſtern ſo merkwürdige Aufſchlüſſe über die Geſetze der Sprachbildung gibt. Aus der beifolgenden Ankündigung werden Sie ſehen welch ein großes Tagewerk ich mir auferlegt habe. . . .



ANMERKUNGEN

(W.) weist auf Walzel (Friedrich Schlegels Briefwechsel), (R.) auf Raich (Novalis' Briefwechsel) als Gewährsmann.

Seite

1. Lotte Michaelis: Carolinens Schwester.
2. Meyer: Friedrich Ludwig Wilhelm M. (1759—1840), Schriftsteller (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 21, 573), Freund Carolinens.
3. Therese: Therese Heyne (1764—1829), Carolinens und Meyers Freundin. 1784—1793 Georg Forsters Frau, 1794—1804 die des Politikers und Belletristen Ludwig Ferdinand Huber (vgl. ADB. 13, 240).
5. Louise Michaelis: Carolinens Schwägerin.
6. Luise Gotter: geb. Stieler, Frau des bekannten Rokokodichters.
11. Philipp Michaelis: Carolinens Bruder.
14. Böhmer: Caroline, meist durch die Chiffre B. in diesen Briefen bezeichnet.
15. Herders Plastik: „Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume." Riga 1778.
17. Die Verse sind aus Goethes „Schwager Kronos".
18. Das Gedicht an den Ästhetiker: „An einen Kunstrichter", Göttinger Musenalmanach 1792. A. W. Schlegels Werke I, 8. (W.)
19. Romanzen: Drei Romanzen aus dem Spanischen, Göttinger Musenalmanach 1792. Werke IV, 169. — „Hinaus, mein

Seite

Blick": „Abendlied für die Entfernte", Werke I, 17. — C. R.: Caroline Rehberg, Freundin Friedrichs, Schwester des Staatsmanns und Staatsschriftstellers August Wilhelm Rehberg (1757—1836). ADB. 27, 571.

20. Pape: Hofgerichtsassessor von Pape in Hannover. (W.)
„Wie bist du so liebenswürdig gewesen und wie" etc.: So der Text bei Walzel, sollte nicht „nie" zu lesen sein?
Heydenreichs Ästhetik: Karl Heinrich Heydenreich (1764 bis 1801), Dichter und philosophischer Schriftsteller, Professor der Philosophie in Leipzig (ADB. XII, 355), „System der Ästhetik", Bd. I. Leipzig 1790.
Thümmels Reisen: Moritz August Th. (1738—1817), „Reisen in die mittägl. Provinzen von Frankreich usw." 1791—1805.
Friedrich Bouterwek (1766—1827): mittelmäßiger Dichter und fleißiger Literarhistoriker (ADB. III, 213. Goedeke V, 467).
„Graf Donamar, Briefe, geschrieben zur Zeit des 7jährigen Krieges. Hgg. v. E. R. T. O. B. U. E. W. K." Göttingen 1791—1793. „Briefe an Theokles, 1. T." Berlin u. Leipzig 1798.

22. Die Verse sind aus Dantes Inferno IV, 119.

24. Meyer: s. Anmerkung zu Seite 2.

31. Adam Ferguson (1723—1816). „History of the Progress and Termination of the Roman Republic." London 1780. — Conyers Middleton (1683—1750), berühmt durch seine „History of the life of Cicero". London 1741.

31. 32. Karl Th. Moritz, „*ΑΝΘΟΥΣΑ* oder Roms Altertümer. Ein Buch für die Menschheit." Berlin 1792. — „Götterlehre oder die Mythologie der Alten." Berlin 1791.

34. „Die Priesterin der Trümmer." Göttinger Musenalmanach 1792. A. W. Schlegels Werke I, 16. (W.)

44. Madame Bürger: Elise, geb. Hahn.

49. Franz Hemsterhuys (1720—1790): holländisch-deutscher Mystiker.

Seite

50. „Die Natur hätte ihm gegeben" usw.: in einem Sonett an F. Schlegel.

55. Karl Ludwig Woltmann (1770—1817): Historiker; Freund, Nachahmer und Obtrektator Johannes von Müllers; vielgewandter, eitler Streber.

57. Mirabeaus Briefe: aus dem Kerker von Vincennes (1777 bis 1780) an Sophie Monnier. Eine Ausgabe seiner Kerkerbriefe erschien 1792.

64. Sophie: August Wilhelms Amsterdamer Geliebte. (W.)

81. R.: die Rehberg.

82. S.: Sophie, A. W. Schlegels Freundin.

84. Berger: wird in Walzels Ausgabe dieser Briefe Seite 13 erwähnt als „Lieutenant von Berger, ein Mann von Kenntnissen, von Ehre und von Welt-Lebensart", mit dem Friedrich genauer liiert sei; vielleicht identisch mit Albrecht Ludwig von Berger (1768—1813). ADB. 2, 372. ? — Emilie von Berlepsch, geb. Oppel (1757—1830), Schriftstellerin, Freundin Jean Pauls; Göttingen, Gotha, Weimar.

97. Hans Georg v. Carlowitz (1772—1840), später bekannt als sächsischer Politiker, damals juristischer Beamter.

103. Antiparos: Griechische Cykladeninsel mit wunderbarer Stalaktitengrotte.

109. G. Böhmer: Sekretär Cüstines, des Eroberers von Mainz.

132. Allwills Papiere: F. H. Jacobis „Eduard Allwills Briefsammlung". Königsberg 1792.

134. Kant: Biesters Berlinische Monatsschrift Sept. 1793 enthält Kants Aufsatz: „Über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis". — A. W. Rehbergs: „Untersuchungen über die französische Revolution etc." Hannover 1793. (W.)

135. „Grammatische Gespräche": Altona 1794.

137. Mastiaux: Jugendfreund Wilhelms. (W.)

Seite

140. „Des Pfarrers Tochter": Gedicht G. A. Bürgers.

145. Teilnahme an meinem Werke: „Über das Studium der griechischen Poesie".

147. Karl Salomon Zachariä (1769—1843), später bedeutender Rechtslehrer.

150. Meine Erstgeburten: „Über die Grenzen des Schönen" (Wielands Neuer Deutscher Merkur); „Von den Schulen der griechischen Poesie", „Vom ästhetischen Wert der griechischen Komödie" (Berliner Monatschrift); vgl. Minors Ausgabe von Schlegels prosaischen Jugendschriften.

Dante: A. W. Schlegels Aufsatz mit Auszügen. Werke III.

152. Johannes v. Müller (1752—1809): der Verfasser der Schweizergeschichte, der große Geschichtschreiber der Epoche.

156. Humboldt: Wilhelm von H.

157. In der zweiten Zeile des Briefs Nr. 73 ist nach „nicht" ein Komma zu setzen.

158. Condorcet: Marie Jean Antoine Nicolas, Marquis de C. (1743—1794), französischer Forscher und Denker, Opfer der Revolution: „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain". Paris 1794. — Wohl Friedrich Karl Fulda (1724—1788), Sprachforscher (ADB. 8, 192). „Grundregeln der deutschen Sprache" u. a.

162. Der größte metaphysische Denker: Fichte.

166. Abhandlung Fichtes in Niethammers Philosophischem Journal: „Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache" (Fichtes Werke 8, 301 ff.).

167. Abt Georg Joseph Vogler (1749—1814), Komponist und Musiktheoretiker, Lehrer C. M. v. Webers.

171. „Deinen Takt": Im 3. Brief über Poesie, Silbenmaß und Sprache. Werke VII, 126. (W.)

173. „Schiller usw.": Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, nebst einigen Bemerkungen usw. Horen 1796, 1. (W.)

Seite

176. Idylle: Alexis und Dora.

177. Ankündigung Deiner Griechen: „Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das klassische Altertum", I. Bd. Neustrelitz 1797.

178. Ein einziges köstliches Stückchen: „Goethe, ein Fragment" in Reichardts Zeitschrift Deutschland. (R.)
Im 2. Stück der Horen: Staëls „Versuch über die Dichtungen". (R.)
Mein Amtmann: Just.

179. Forberg, später als Fichteaner bekannt, in den Atheismusstreit verwickelt. Karl von Bolschwing, ein Livländer. (R.)
Medem: Ernst Johann Alexander Freiherr von Mandern, genannt von Medem, ein Kurländer. (R.)
Manteuffel: Hans Karl Erdmann Freiherr von M. aus Sorau (Vater des Feldmarschalls Edwin von M.). Alle drei sind Leipziger Studiengenossen des Novalis gewesen.

180. Zinzendorf, der Begründer des herrnhutischen Quietismus.

181. Almanach: der Goethe-Schillersche Musenalmanach mit den Xenien.
Johann Heinrich Fuesslis (1742—1825) malte Bilder zur Shakespeare-Gallerie.

186. Novalis' Bruder Erasmus war am 14. April 1797 gestorben.

188. Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur." Leipzig 1797.
Deine Rezension: der vier ersten Bände des Philosophischen Journals in der Jenaer Literaturzeitung 1797. (R.)

189. Attisches Museum, hgg. v. Ch. M. Wieland, Zürich 1796 bis 1803.
August Ludwig Hülsen (1765—1810), philosophischer Schriftsteller: „Über Popularität in der Philosophie" (Niethammers Philosoph. Journal 1797); „Über die natürliche Gleichheit der Menschen" (Athenäum 1798); „Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz" (Athenäum 1798); „Über

Seite

den Bildungstrieb" (Niethammers Journal 1800); „Über das Wesen und die notwendige Form der Wissenschaften" (Schellings allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche 1813).

193. Liebeskind: Dorothea Margaretha Liebeskind (1765—1823) geb. Wedekind aus Göttingen, Frau des Justizkommissars Joh. Heinrich L., später Oberappellationsrat in München. Sie schriftstellerte. — Die Herz: Henriette Herz.

199. Rittmeister Funk: Karl Wilhelm Ferdinand von Funck (1761—1828), später Major und General, Freund und Gönner Novalis'.

200. Johann Dominicus Fiorillo: „Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten." Göttingen 1798—1808.

203. Julie und St. Preux: aus Rousseaus neuer Heloise.

205. Samuel Johnson, der berühmte Shakespearekommentator.

210. Der Rezensent Ihres Shakespeare: in der Jenaer Allgem. Literaturzeitung 1797, Nr. 347. (R.)

214. In der letzten Zeile des Briefs Nr. 114 muß es statt erregt (bei Raich) vielleicht heißen gehegt.
Brown: John Br. (1735—1788), englischer Mediziner, Begründer des Reizbarkeitssystems; seine Schriften übertrug 1806 Röschlaub ins Deutsche.
Euer Journal: das Athenäum.

217. Thielemann, Rittmeister, Freund Novalis'. (R.)
Ihre Philosophie „Hermann und Dorothea": A. W. Schlegels Rezension in der Jenaer Allgem. Literaturzeitung 1797. Werke XI, 183 ff.

225. Das Zitat aus Pindar, Pyth. 6. 10. (W.)

228. Übermeister: Friedrichs Aufsatz „Über Goethes Meister" im ersten Band des Athenäums.

229. Der Brief 123 parodiert leise des Novalis allvermischende chemisch-philosophische Terminologie.

Seite

230. „Von der Weltseele, e. Hypothese der höheren Physik“ 1798. Übersichten über die philosophische Literatur in Niethammers Philosophischem Journal 1796—1797.

231. ... daß Du am Kant bist: Schleiermachers kurze Anzeige von Kants Anthropologie 1798. Athenäum 1799. II, 2, 300. Über Fichtes Bestimmung des Menschen. Athenäum 1800. III, 2, 281.

240f. „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte, herausgegeben von Ludwig Tieck“, erschien 1798.

242. Smollett, bekannter englischer Romanschreiber.

243. Henriette Schlegel, verehlichte Ernst, die Schwester der Schlegel.

246. Franz Benedikt Baader (1765—1841), Religions- und Naturphilosoph: „Vom Wärmestoff“ 1786; „Beiträge zur Elementarphysiologie“ 1797; „Beiträge zur dynamischen Philosophie“ 1809.

247. Combinatio analogica: Vermutlich meint Novalis die im ersten Teil der Theodicee, in der Dissertatio de Conformitate Fidei cum Ratione §§ 54. 55 enthaltene Stelle, die ihn durch die Verknüpfung von Mathematik und christlicher Mystik verwandt ansprechen mußte: „Sufficit nos habere intelligentiam aliquam analogicam Mysterii, quale est Trinitas et Incarnatio. . . .“ „. . . Quando nobis sermo est de unione Verbi Dei cum Natura humana, in cognitione analogica nos acquiescere oportet, qualem unionis animae cum corpore comparatio nobis suppeditare potest; caeterumque contenti esse debemus, si dicimus, Incarnationem esse unionem arctissimam quae Creatorem inter et Creaturam existere possit.“ Der geläufige mathematisch-philosophische Terminus technicus „combinatio analogica“ mag sich ihm statt der hier gebrauchten einmaligen Substantive untergeschoben haben. Die Übersetzung der Stelle siehe Leibnitz' Theodicee I, 129f. (Reclam).

Seite

258. „Phantasieen eines kunstliebenden Klosterbruders" von Tieck und Wackenroder.
Johann Wilhelm Ritter (1776—1810), Physiker: „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß begleitet" 1798; „Das elektrische System der Körper" 1805; „Physisch-chemische Abhandlungen", 2 Bände, 1806. Vgl. ADB. 28, 675.

262. Gottlieb Hufeland: Redakteur der Jenaer Literaturzeitung. — Friedrich Immanuel Niethammer (1766—1848), Philosophie- und Theologieprofessor in Jena. Vgl. ADB. 23, 689.

263. In Fichten usw.: bezieht sich auf den Atheismusstreit. Statt Reinharden muß es wohl Reinholden heißen (vgl. Fichtes Leben und Literarischer Briefwechsel I, 323). Karl Leonhard Reinhold (1758—1825), Fichteanischer Philosoph. Appellation: „A. an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus, eine Schrift, die man zu lesen bittet, ehe man sie konfisciert." Tübingen 1799.

264. Brief 145 bezieht sich auf Novalis' Verlobung mit Julie von Charpentier, der Tochter des Berghauptmanns und Geologen Joh. Friedr. Wilhelm von Charpentier (1728—1805).

265. Charlotte Ernst, Schlegels Schwester.

266. Die Elegie: „Die Kunst der Griechen, Elegie an Goethe." Athenäum II. Vgl. Anfang Brief 150.

276. „was Du zu Hülsen sagen wirst": „Über die natürliche Gleichheit der Menschen". Athenäum II.
„an den Gemälden": Die Gemälde von A. W. Schlegel. Ebd.

277. Die Reden: „Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern." Berlin 1799.

278. Henriette: die Schwester der Schlegel.

281. Tiecks Zerbin: „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack, gewissermaßen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers. Ein Spiel in 6 Aufzügen von L. Tieck." Leipzig und Jena 1799.

Seite

284. Brinckmann: Karl Gustav v. B. (1764—1847) schöngeistiger Diplomat. ADB. 50, 236ff.

291. Brief Nr. 165 ist vom Sommer 1798 und zwischen 126 und 127 einzureihen.

294. Hülsens „Bildungstrieb": der Aufsatz Hülsens in Niethammers Journal.

301. Kotzebue: „der hyperboreische Esel". 1799.
Das Gedicht von der (Amalie von) Imhof: die von Goethe gelobten „Schwestern von Naxos".

302. Garlieb Merkel, der bekannte Pamphletist und Goetheschmäher.

304. Holberg, der große nordische Lustspieldichter.

309. Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804), der Mann von Carolinens Freundin Therese, Politiker und Schriftsteller, hatte in der Jenaischen Allgem. Literaturzeitung eine zweideutige Anzeige des Athenäums eingerückt.

313. Ernst Florens Friedrich Chladni (1756—1827): „Entdeckungen über die Theorie des Klanges" 1787. „Akustik" 1802.

314. George Vancouver (1758—1798), Seefahrer, Begleiter Cooks: „A voyage of Discovery to the North Pacific Ocean and round the World in the years 1790—1795 . . , under the Command of Captain G. Vancouver". III vol. 1798.

321. Schleiermachers Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde erschienen Lübeck und Leipzig 1800.

322. Eleonore: Grunow, Schleiermachers Freundin.

323. Friedrich Wilhelm Basilius Ramdohr (1757—1822), kunstphilosophischer Schriftsteller: „Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten" 1793; „Venus Urania" 1798/1799. Seine „Moralischen Erzählungen" hatte Dorothea im dritten Band des „Athenäums" rezensiert.
Tiecks Journal: „Poetisches Journal 1800", die Verhöhnung Brentanos darin: „Der neue Herkules am Scheidewege", eine Parodie in Versen.

Seite

326. Heinrich Steffens, aus Stavanger (1773—1845), Verehrer und Schüler Schellings und Mittler zwischen deutscher und nordischer Bildung: „Über die neuesten Schellingischen naturphilosophischen Schriften" in Schellings Zeitschrift für spekulative Physik 1819/21.

333. „Florentin, ein Roman, hgg. v. Friedrich Schlegel", I. Teil. Dorothea war die Verfasserin.

340. Karl Gottlieb Andreas von Hardenberg, Novalis' Bruder (1776—1813), schrieb unter dem Namen Rostorf, hauptsächlich als Schüler Tiecks. „Rostorfs Dichtergarten", Würzburg 1807. Novalis schreibt über ihn an Tieck: Mein Bruder ist recht fleißig und es rührt sich in ihm unser gemeinschaftliches Band, die Poesie. Er dichtet und schreibt und mich dünkt, nicht ohne Hoffnungen. Er hat in kurzer Zeit viele Schwierigkeiten der ersten Versuche überwunden und seine Versifikation bildet sich immer mehr. Ich habe ihn gebeten, nur emsig fortzufahren und sich von den Fehlern der ersten Versuche nicht abschrecken zu lassen. Er muß sich nachgerade von dem Einfluß seiner Lieblingsmuster losmachen lernen. Man lernt nur nachgerade ohne Hilfe gehn und es ist gut, wenn die Muster auch ihren romantischen Gang gehn.

343. Stark, Goethes Leibarzt.

360. Der Brief Nr. 225 ist aus der ersten Hälfte von 1800 und etwa zwischen Nr. 192 und 193 einzureihen oder noch früher. „Sehr wunderbare Historie von der Melusina 1800."

362. Candide: Anspielung auf Voltaires berühmten Roman gegen den Optimismus.

366. Röschlaub, Arzt, behandelte auch Caroline.

370. Predigten von Dr. F. Schleiermacher, Berlin 1801, erste Sammlung.

August Ferdinand Bernhardi (1770—1820), Mitarbeiter des Athenäums, Mitläufer der Romantiker: „Bambocciaden" 1797—1800.

Seite

372. „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman von Maria", Bremen 1801. Brentanos Erstlingsroman.

373. Johann Bernhard Vermehren (1774—1803), Privatdozent in Jena, gab 1802 und 1803 einen Musenalmanach heraus.

374. „Jon": ein Schauspiel von A. W. Schlegel. Hamburg 1803.

380f. Ein spanisches Schauspiel: Calderons Andacht zum Kreuz. Ebendarauf bezieht sich Nr. 247.

385. Julie Gotter, Tochter von Carolinens alter Freundin Luise Gotter.

390. Novalis' Bruder Georg Anton von Hardenberg, als Schriftsteller „Sylvester" (1773—1825).

391. Der Bildhauer Friedrich Tieck.

392. Karl Wilhelm Ferdinand Solger (1780—1819): „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst", Berlin 1815; „Eine Übersetzung von Sophokles' Tragödien" 1808; „Philosophische Gespräche" 1817.
Karl Christian Friedrich Krause (1781—1832), Philosoph: „Das Urbild der Menschheit" 1811.

393. Therese: Therese Huber.

394. Caroline Paulus (1767—1844): Base und Frau des rationalistischen Theologen Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851). Sie schriftstellerte unter dem Namen Eleutheria Holberg.

397. Mein Philipp: Dorotheas Sohn aus erster Ehe, Philipp Veit.

400. „Geschichte des Zauberers Merlin" und „Lother und Maller, eine Rittergeschichte aus ungedruckten Handschriften, hgg. u. bearbeitet von F. Schlegel". Frankfurt 1805.

403. Karl Joseph Hieronymus Windischmann (1775—1839), katholischer Philosoph: „Ideen zur Physik" 1805; „Untersuchungen über Astrologie, Alchemie und Magie" 1813; „Der Geist des Herrn über Europa" 1814; „Grundlagen der Philosophie im Morgenland" 1827 ff. Er gab 1827—1834 Friedrich Schlegels philosophische Vorlesungen heraus.

Seite

408. Fichte in seinem Zeitalter: „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters". Berlin 1806.

409. Adam Oehlenschläger (1779—1850), der Führer der nordischen Romantik.
Der neue Roman der Frau von Staël: „Corinna oder Italien, übersetzt von Friedrich Schlegel" 1807—1808.

410. Pauline Gotter, Tochter von Carolinens Freundin, spätere Frau Schellings.

411. „Weihe der Kraft" von Zacharias Werner 1807.

413. Unser Johannes: Johann von Müller, der damals zu Napoleon überging.

414. Simon Veit, Dorotheas erster Mann.
Johann Baptist Bertram (1776—1841), Kunstsammler, Genosse der Boisseréeschen Bestrebungen.
Reinhards: Graf Karl Friedrich Reinhard, französisch-deutscher Diplomat, Freund Goethes.

416. Karl V.: Friedrich hatte vor, eine Geschichte dieses Kaisers zu schreiben.

421. Unser Baron: Karl Friedrich von Rumohr (1785—1843), reisender Kunstschriftsteller.
Lorenz Oken (1779—1851), Naturphilosoph.

422. Georg Friedrich Creuzer (1771—1858), bedeutender Symboliker und Mythologe. Karl Daub (1765—1836), Theologe. Die „Heidelberger Studien", von diesen beiden herausgegeben, erschienen von 1805 ab.

425. „seine Pallas": Frau von Staël.

426. Gotthilf Heinrich Schubert (1780—1860), naturphilosophisch-mystischer Schriftsteller: „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" 1807; „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" 1808; „Symbolik des Traums" 1814.

427. „nach B's Ausdruck": Baaders?

428. Molitor: Joseph Franz M. (1779—1860), philosophischer

Seite

Schriftsteller, Halbmystiker: „Ideen zu einer künftigen Dynamik der Geschichte“ 1805; „Über den Wendepunkt des Antiken und Modernen. Ein Versuch, den Realismus mit dem Idealismus zu versöhnen“ u. dgl. Schriften. Vgl. ADB. 22, 108. Er war auch der entfernte Anlaß zu einem Streit zwischen Schelling und Johannes v. Müller über Geschichte und Philosophie.

431. Friedrich von Raumer, der Historiker (1781—1873).

432. Heinrich Ludwig Planck? (1785—1831), Theologe. Vgl. ADB. 26, 227.

Charles Villers (1765—1815), französisch-deutscher Bildungsschriftsteller: „Philosophie de Kant etc.“ 1801; „Essay sur l'Esprit et l'Influence de la Reformation de Luther“ 1804. Vgl. ADB. 39, 708.

440. Die Brücke von Mantible, die Locken des Absalon, die Aurora von Copacavana: Titel Calderonscher Stücke.

442. Johannes Veit, Dorotheas Sohn von Simon Veit, Maler.

448. „Phantasus, eine Sammlung von Märchen, Erzählungen, Schauspielen und Novellen, herausgegeben von Ludwig Tieck“, Berlin 1812—1816, enthielt unter anderm im III. Teil „Leben und Taten des kleinen Thomas, genannt Däumchen, ein Märchen in 3 Akten“.

459. „Geschichte des William Lovell“ 1795—1796.

464. Louis Claude Saint-Martin (1743—1803), französischer Theosoph, ‚le philosophe inconnu‘, übersetzte Böhmes Aurora ins Französische. Seine eignen Werke: „Des erreurs et de la vérité“ 1775; „Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers“ 1782; „Ecce homo“ 1796; „De l'esprit des choses“ 1800, deutsch von G. H. Schubert 1811. 1812; Oeuvres posthumes 1807.

470. Louis Sebastien Mercier (1740—1814), Pariser Literat, am bekanntesten durch sein Zukunftsbild „L'an 2440“, Paris 1770.

Seite

473. „Leben und Tod der Heiligen Genoveva“ („Romantische Dichtungen“, Bd. 2). „Kaiser Oktavianus“, ein Lustspiel in 2 Teilen. Jena 1804.

474. De Civitate Dei: Augustins geschichtstheologisches Werk.

484. Per Daniel Amadeus Atterbom, schwedischer Dichter und Denker (1790—1855). Vgl. seine Reiseerinnerungen aus den Jahren 1817—1819, deutsch von Maurer 1867.

VERZEICHNIS DER BRIEFSCHREIBER UND ADRESSATEN

(Alphabetisch geordnet. Die Ziffern bedeuten die Briefnummern)

Von Auguste Böhmer

an Friedrich Schlegel und Tieck 154.

an Schelling 189.

Von Caroline

an Auguste Böhmer 168. 169. 172—174. 176.

an Frau Frommann 277.

an Goethe 203.

an Gotter 23.

an Julie Gotter 249. 253. 265.

an Luise Gotter 7. 20. 29. 85. 91. 92. 156. 211. 270.

an Pauline Gotter 268. 281.

an Huber 179. 180.

an Frau Liebeskind 255. 258.

an Meyer 9. 11. 16. 19. 25. 33. 34. 51. 54. 65. 69.

an Lotte Michaelis 1—6.

an Philipp Michaelis 10. 14.

an Novalis 143. 145.

an Schelling 197—199. 204. 206—209. 213—215. 217. 218. 222—224.

an August Wilhelm Schlegel 108. 109. 219. 221. 226—228. 230—232. 237. 238.

an Friedrich Schlegel 55. 74. 75. 132.

an Luise Wiedemann 280. 282.

Von Dorothea

an Auguste Böhmer 192.

an Clemens Brentano 220.

an Caroline 162.

an Caroline Paulus 256. 257. 259—261.

an Rahel 50. 178. 185. 188. 315.

an August Wilhelm Schlegel 200. 298.

an Friedrich Schlegel 272. 273. 275. 276. 287.
an Schleiermacher 155. 171. 175. 177. 183. 184. 186. 187. 191. 196. 201. 202. 210. 264.
an Johannes und Philipp Veit 279. 295. 303. 311.

Von Anton von Hardenberg

an Tieck 251.

Von Karl von Hardenberg

an Tieck 205. 216. 236. 241. 244.

Von Novalis

an Caroline 127. 141. 148.
an Erasmus von Hardenberg 44. 77. 78. 86.
an Just 95. 96. 140.
an seine Mutter 53.
an August Wilhelm Schlegel 112. 114. 116. 118.
an Friedrich Schlegel 47. 68. 90. 94. 98. 100—102. 115. 121. 128. 135. 138. 139. 142. 193. 194.
an Frau v. Thümmel 93. 97.
an Tieck 164. 225.
an seinen Vater 39.

Von Schelling

an Atterbom 321.
an seine Eltern 87.
an Goethe 181.
an Pauline Gotter 297.
an Hegel 71.
an Michaelis 289.
an August Wilhelm Schlegel 229. 239. 242. 247.
an Schubert 283.
an Windischmann 263. 266. 271. 274. 278. 284. 285. 290.

Von August Wilhelm Schlegel

an Auguste Böhmer 83.
an Dorothea 267.
an Goethe 106. 240. 245. 292. 322.
an Schleiermacher 117. 190. 234.

Von Friedrich Schlegel

an Auguste Böhmer 99. 103. 105. 107. 170.

an Caroline 110. 133. 134. 136. 152. 153.

an Dorothea 288.

an Novalis 137. 149.

an August Wilhelm Schlegel 12. 13. 15. 17. 18. 21. 22. 24. 26—28. 30—32. 35—38. 40—43. 45. 46. 48. 49. 52. 56—64. 66. 67. 70. 72. 73. 76. 79—82. 84. 88. 89. 104. 111. 113. 119. 120. 150. 158. 246. 318.

an Schleiermacher 122—126. 151. 157. 165—167. 182. 233. 235. 262.

Von Schleiermacher

an Henriette Herz 129—131. 144. 146. 147. 159—161. 243. 248. 252.

an Friedrich Schlegel 212. 250.

Von Solger

an eine Freundin 291.

an seine Gattin 300. 301.

an eine Jugendfreundin 269.

an Krause 254. 294.

an Raumer 286.

an Tieck 304. 307. 316. 320.

Von Steffens

an Caroline 163.

an Schelling 195.

Von Tieck

an Goethe 8.

an Solger 299. 302. 305. 306. 308—310. 312—314. 317. 319.

Von Johannes Veit

an seinen Vater 293. 296.

QUELLENANGABE

Entnommen sind

die Nummern	
1—6. 7. 9—11. 14. 16. 19. 20. 23. 25. 29. 33. 34. 51. 54. 55. 65. 69. 74. 75. 83. 85. 91. 92. 99. 103. 105. 107—110. 132—134. 136. 152—154. 156. 168—170. 172—174. 176. 179. 180. 189. 197—199. 204. 206—209. 211. 213—215. 217—219. 221—224. 226—228. 230—232. 237. 238. 249. 253. 255. 258. 265. 268. 270. 277. 280—282	aus: Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waitz. Erster und zweiter Band. Leipzig, S. Hirzel 1871.
12. 13. 15. 17. 18. 21. 22. 24. 26—28. 30—32. 35—38. 40—43. 45. 46. 48. 49. 52. 56—64. 67. 70. 72. 73. 76. 79—82. 84. 88. 89. 104. 111. 113. 119. 120. 150. 158. 246. 318	aus: Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Herausgegeben von Dr. Oskar F. Walzel. Berlin, Speyer & Peters 1890.
50. 155. 162. 171. 175. 177. 178. 183—188. 191. 192. 196. 200—202. 210. 220. 256. 257. 259—261. 264. 267. 272. 273. 275. 276. 279. 287. 288. 293. 295. 296. 298. 303. 311. 315	aus: Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausg. von Dr. J. M. Raich. Erster und zweiter Band. Mainz, Verlag Franz Kirchheim 1881.
117. 122—126. 129—131. 144. 146. 147. 151. 157. 159—161. 165—167. 182. 190. 212. 233—235. 243. 248. 250. 252. 262	aus: Schleiermachers Leben. In Briefen. Erster und dritter Band. Berlin, Georg Reimer 1858. 1861.

47. 68. 90. 94. 98. 100—102. 112. 114—116. 118. 121. 127. 128. 135. 137—139. 141—143. 145. 148. 149. 193. 194	aus: Novalis' Briefwechsel mit Fr. und A. W. Schlegel, Charlotte und Caroline Schlegel. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz, Franz Kirchheim 1880.
254. 269. 286. 291. 294. 299—302. 304—310. 312—314. 316. 317. 319. 320	aus: Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausg. von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus 1826.
71. 87. 163. 195. 223. 239. 242. 247. 263. 266. 271. 274. 278. 283—285. 289. 290. 297. 321	aus: Aus Schellings Leben. In Briefen. Leipzig, Hirzel 1869. 1870. Erster und zweiter Band.
39. 44. 53. 77. 78. 86. 93. 95—97. 140	aus: Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausg. von einem Mitglied der Familie. Gotha, F. A. Perthes 1873. (2. Aufl. 1883.)
8. 106. 181. 203. 240. 245. 292. 322	aus: Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. I. Teil. Herausgegeben von Karl Schüddekopf und Oskar Walzel (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 13. Band). Weimar 1898.
164. 205. 216. 225. 236. 241. 244. 251	aus: Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei. Erster Band. Breslau, Eduard Trewendt 1864.

REGISTER ZUM TEXT

Die mehrfach verheirateten Frauen sind unter ihren Vornamen (Caroline, Dorothea, Therese) zu suchen, Titel ausführlicher besprochener Werke unter den Verfassernamen

Alexander der Große 134.
Alfred v. England 2.
Allgemeine Literaturzeitung 310f. 361.
Amalie Herzogin v. Weimar 182.
Andacht 290.
Anna, Hl. 420.
Antikes, Altertum 332. 468ff.
Ariost 5. 315.
Aristophanes 141. 226.
Aristoteles 441.
Äschylos 127. 134. 140.
„Athenäum" 225ff. 309f.
„Attisches Museum" 189.
Aufklärung 399ff.
Auguste, s. Böhmer.
Augustin 474.

Baader 246. 252. 258. 274. 403f. 464.
Ballade 196ff.
Berger 84.
Berlepsch, Emilie v. 84.
Bernhardi 370.
Bertram 414.
Bibel 245f.
Biester 161.
Blumenbach 2.
Boccaccio 471.
Böhme 251. 360f. 472ff. 482.
Böhmer, Auguste 4. 6. 11. 13. 122. 143. 149. 208. 243. 316f. 325. 334. 349. 352. 358. 362. 392. 432.
Böhmer, G. 109.
Böhmer, Therese 11.
Boisserées 466f.
Bolschwing 179.
Böttiger 161. 243.
Bouterweck 20.
Brentano, Bettina 423. 424ff.
Brentano, Clemens 323. 372ff. 396. 418. 422. 423f.
Brinckmann 284f.
Brown 214.
Brutus 118.
Buffon 344.
Buonaparte, s. Napoleon.
Bürger, Elise 44f.
Bürger, G. A. 30. 45. 131. 140. 141. 160. 197.

Cäcilia, Hl. 420.
Cagliostro 58.
Calderon 277. 381. 382ff. 400. 415. 439ff. 471. 481ff. 485.
Campenhausen 194.
Campetti 404. 407.

Carlowitz 97. 102. 113. 149.
Caroline 14. 17. 35. 43f. 45ff. 52. 53f. 63f. 71. 77. 82. 98. 101. 109. 121. 125f. 132. 134. 144. 145. 150f. 157. 161. 166. 170. 173. 187. 194. 212. 225. 226. 228. 233. 276. 306. 307. 316. 322. 324. 325f. 366. 432. 433. 434ff. 437. 445.
Cäsar 22.
Catilina 22.
Cato 22.
Cervantes 278. 400. 471. 473.
Charpentier, Julie 265. 270. 346.
Chladni 313.
Christus 35. 349ff.
Christentum 250ff. 256f. 275. 284. 399ff. 444. 467. 472f.
Cicero 22. 31.
Claude Lorrain 152.
Condorcet 158f.
Corneille 242.
Correggio 76.
Creuzer 422. 431.
Cynismus 227. 271ff. 293.

Dante 22. 34. 52. 144. 150f. 153. 277. 365.
Daub 422. 430.
Deutsche 40. 56.
Dichter, Dichtung 41f. 106f. 123f. 169.
Dion 148.
Dionys v. Halicarnaß 152.
Diotima 137. 162.
Dorothea 243. 276. 279. 285. 287. 297. 298. 302. 330. 373. 375f. 389. „Florentin" 315. 333. 355f. 398.
Dorothea, Hl. 420.

Egoismus 17. 98f.
Einsiedel 182.
Eleusis 105.
Elisabeth, Hl. 420.
Enthusiasmus 17.
Erde, Theorie der 313.
Ernst, Charlotte 257. 265. 376.
Ernst, Henriette 243. 276f. 278.
Erziehung 7.
Eschen 194.
Euripides 169.
Eurhythmie 142.

Falk 182.
Familie 119.
Farbenlehre 313. 441.
Ferguson 31.
Fichte 156. 162. 166. 179. 180. 191. 209. 227. 231. 234. 243. 249. 250. 254. 258. 263. 265f. 277. 280. 289. 312. 348. 352f. 408. 409. 412. 429. 461. 470. 472.
Fiorillo 200.
Fleming 21.
Fölkersahm 75.
Forberg 179.

Forster 28. 32. 56. 394.
Fouqué 447.
Franzosen 56f. 160.
Freundin Fr. Schlegels in Dresden 67ff. 77ff. 80. 96f.
Freundschaft 44.
Friedrich d. Gr. 40. 136. 140.
Friedrich II. Hohenstaufen 152.
Frommanns 297.
Fueßli 181.
Fulda 159.
Funck 199. 217.

Garrick 117.
Garve 83. 242.
Gebet 476.
Genie 18. 139.
Gleim 468.
Goethe 9. 16. 17. 40. 51. 58. 71f. 106. 107. 108. 109. 112. 127. 131. 139. 140. 141. 144. 160. 176. 177. 178. 180f. 181ff. 188. 212ff. 228. 230. 233. 235. 239ff. 244. 248. 249. 259. 266. 277. 287. 297. 299. 304. 306. 308. 319. 321. 329. 330. 343. 346. 347. 354. 365. 370. 373. 374. 396f. 398. 400. 409. 412. 414f. 424. 425. 447. 457. 466f. 468ff. „Farbenlehre" 441. „Faust" 414f. „Gott und Bajadere" 196. „Idyllen" (Alexis, Pausias) 195. „Iphigenie" 144. „Italien. Reise" 468. „Wilhelm Meister" 212. 222. 228. 236. 239. 240. 361ff.
Görres 422.
Gotter 149. 174. 182. 200.
Gotter, Luise 133.
Gozzi 422.
Griechen 139. 141. 142. 160. 169f. 177. 178.
Gries 194.
Grösse 97. 138.
Grunow, Eleonore 322. 378.

Häberlin 147.
Hamann 464.
Hardenberg, Erasmus 177. 186.
Hardenberg, Friedrich, s. Novalis.
Hegel 398.
Heinse 272. 354. 468.
Hemsterhuys 112. 118. 151. 152. 162f. 230. 236. 258.
Henriette, s. Ernst.
Herder 15. 31. 112. 151. 152. 153. 173.
Herodot 173. 200.
Herz, Henriette 193. 200. 247. 293. 323.
Heydenreich 20. 22.
Hippel 242. 355.
Hirt 276.
Hofbauer 443.
Hölderlin 154.
Holbein 290.
Holberg 301. 304.

Homer 169. 171. 213. 215. 365. 473.
Hufeland 262. 343.
Hülsen 189. 190. 191. 244. 251. 259. 276. 287. 294.
Humboldt, W. v. 153. 156f. 162. 174. 214. 216.

Ideal 33. 124. 131f.
Iffland 249.
Imhof, Amalie v. 301.
Indisches 485.
Inspiration 483.
Ironie 483.

Jacobi 132. 137. 151. 242. 250. 263. 472.
Jean Paul, s. Richter.
Jenisch 193.
Jerusalem 359.
Johannes d. Täufer 419.
Joseph, Hl. 419.
Jugend 17.
„Julchen" 98. 179.
Juristisches Studium 23.

Kant 40. 112. 128f. 134. 154ff. 161. 162. 166. 209. 230. 234. 246f. 249. 254. 285. 470.
Karl V. 416.
Karl August 387.
Katharina, Hl. 420.
Katholizismus 399ff. 420f.
Kirche 444.
Kleist, H. v. 477f.
Klinger 21.
Klopstock 40. 41. 72. 107. 108. 109. 112. 134. 135f. 139. 141. 147. 181. 365. 402.
Knebel 182.
Kohler 412.
Koketterie 383f.
Körner 71. 160. 177. 213. 215.
Kotzebue 301. 365. 388.
Krates 272.
Kritik 321.
Kuhn 301.
Kühn, Sophie v. 164. 179f. 183ff. 186. 199.

Lafontaine 239.
Laroche 12.
„Laura" 98.
Lavater 35. 250.
Lavoisier 235.
Leibniz 230. 246f. 259.
Leisewitz 356.
Leonardo 200.
Lessing 204. 214. 250. 402.
Levi 245. 279.
Liebe 17. 218. 450ff.
Liebeskind 193. 200.
Liguori 444.
Lindner 298.
Literaturzeitung 309f. 361.
Locke 33.
Loder 296.
Lope 481.

„Lother und Maller" 400.
Louis XVI. 30.
Lüge 75f.
Lukan 31.
Lukrez 172.
Luther 249f. 303.

Machiavelli 412.
Maimon 254.
Manteuffel 179.
Maria Magdalena 420.
Mastiaux 137.
Medem 179.
Mengs 76.
Mercier 470.
Merkel 302. 305.
„Merlin" 400.
Mestmacher 146.
Meyer, Fr. L. W. 2. 3. 9. 13. 133. 174.
Meyer, H. 467.
Michaelis, Louise 5.
Michaelis, Philipp 6. 445f.
Michelangelo 200.
Middleton 31.
Militär 88f. 102.
Mirabeau 55. 57.
Mohammed 249.
Molitor 428.
Monnier, Sophie 57.
Montesquieu 31.
Moral 33. 294.
Moritz 31f. 172.
Mozart 131.
Müller, Däne 372.
Müller, Joh. 152. 153. 407. 413. 417. 445. 468.
Musik 166. 169f.
Mystik 464. 472ff. 483.

Napoleon 301f. 303. 312. 410. 454.
Naturphilosophie 354. 402.
Nero 471.
Nibelungen 473.
Niethammer 166. 188. 269. 354.
Nikolai 214. 242. 289.
Novalis 49f. 53. 55. 60. 83f. 97. 98. 199. 209. 224. 229ff. 232. 243. 244. 280. 295. 297. 299. 304. 305. 307. 308. 314. 328. 340. 346. 349. 350. 371. 376ff. 379. 427. 475. 479f. 482. „Heinrich von Ofterdingen" 361. „Lehrlinge von Sais" 371. 379. 333.
Nützliche, das 391.

Öhlenschläger 409.
Oken 422.
Ovid 50.

Pape 20. 75. 86.
Paradoxe 208f.
Patriotismus 464. 470.
Paulus, Apostel 402.
Paulus, Theologe 155. 338.
Pennet 403.

Pescheck 482.
Petrarca 127. 365. 471. 485.
Phidias 443.
Phryne 137.
Pindar 170, zitiert 225.
Planck 433.
Platner 83. 112.
Plato 136. 147. 148. 152. 162f. 258. 263. 336. 441. 457. 461.
Plotin 254f. 258.
Plutarch 2. 31.
Poesie und Prosa 219f.
Praxiteles 443.

Raffael 76. 140. 470.
Ramdohr 323.
Raum und Zeit 260.
Reformation 402.
Rehberg 19. 80. 81. 134. 162.
Reichardt 57. 214.
Reinhard 414.
Reinhold 263. 266.
Religion 250. 252. 294.
Renz 154.
Rhythmus 169ff. 171f. 219. 248.
Richardson „Grandison" 37.
Richter, Jean Paul 182. 228. 230. 242. 266. 272. 287. 323. 372. 378. 380.
Ritter 258. 261. 274. 314. 335. 337. 373. 404. 407.
Röderer 198.
Rom 21. 31ff.
Röschlaub 366.
Rousseau 15. 84. 133. 161. 166. 203. 205. 270.
Rudolf v. Habsburg 152.
(Rumohr) 421.

Saint-Martin 464.
Sakontala 32.
Savigny 423. 424.
Scham 322.
Schelling 188. 191. 213. 215f. 230. 235. 240. 245. 246. 257. 258. 262. 274. 279 297. 299. 303. 314. 315. 337ff. 356. 363. 372. 398. 406. 409. 432. 433. 470. 472.
Schelling, Rose 329.
Schiller 21. 23. 30. 41. 106. 107. 108. 112. 131. 134ff. 137f. 139. 141. 153. 160. 162. 166. 173. 174. 175f. 177. 181. 198f. 213. 215. 244. 263. 287. 297. 299. 301. 308. 354. „Wallenstein" 283.
Schiller, Charlotte 182.
Schlegel, A. W. 31. 34. 120. 187. 189. 206f. 214. 216. 228. 229. 257f. 266. 269. 273. 292. 297. 299. 301ff. 303. 304. 308. 310. 312 314. 315. 330. 336. 341. 345. 346. 353. 360. 385ff. 394f. 400. 401. 425. 470. „Elegie" 275. „Jon" 374.

Schlegel, F. 180. 181. 213. 221ff. 235. 238. 257f. 266. 267. 271f. 285. 286ff. 289. 296. 297. 299. 301f. 302. 305. 306. 307. 310f. 315. 316. 317ff. 320. 323. 327. 330. 332. 333ff. 336. 342. 354f. 362. 365. 367. 368. 370. 371. 372. 373f. 375f. 385. 394. 398f. 401ff. 407ff. 412ff. 417f. 425. 426ff. 429ff. 466f. 470. 480. „Lucinde" 271f. 274. 276. 277f. 311. 321. 327. 333. 336. 354ff.
Schleiermacher 207. 216. 244. 247f. 251. 274. 276. „Predigten" 370. „Reden über Religion" 336. „Vertraute Briefe über Lucinde" 321.
Schlözer 2.
Schriftstellerdiät 164.
Schröder 117.
Schweinitz 72. 85f. 95. 96f. 149.
Selbstmord 85.
Severin 184.
Shakespeare 9. 106. 107. 108. 109. 112. 116ff. 127. 128. 140. 141. 144. 164. 189. 200. 206ff. 210. 211. 283. 301. 305. 336. 354. 381. 382f. 457. 471f. 473. 481. 485. „Hamlet" 116ff. „Romeo" 201ff.
Smollett 242.
Sokrates 136. 142. 156. 160. 162. 384.
Solon 170.
Sophie 64. 75. 82. 122.
Sophokles 112. 127. 161f. 169. 211. 473.
Spinoza, Spinozism 112. 166. 180. 258. 363. 398. 402.
Sprache 166f. 169. 219.
Staël 203. 394f. 400. 409 417. 425.
Stahl 343.
Stanzen 315.
Stark 343.
Steffens 262. 373.
Sterne 242.
Sueton 31.
Sulla 22.
Swift 242. 456.
Symphilosophie 212. 250.
System 124.

Talma 332. 421.
Tasso 315.
Taziturneität 110. 111.
Therese (Heyne, Forster, Huber) 3. 4. 12. 28f.
Thielemann 217. 265.
Thouvenel 403.
Thümmel 20.
Tieck 209. 240f. 251. 258. 274. 276. 278. 279f. 281. 287. 289. 297. 299. 300ff. 303.

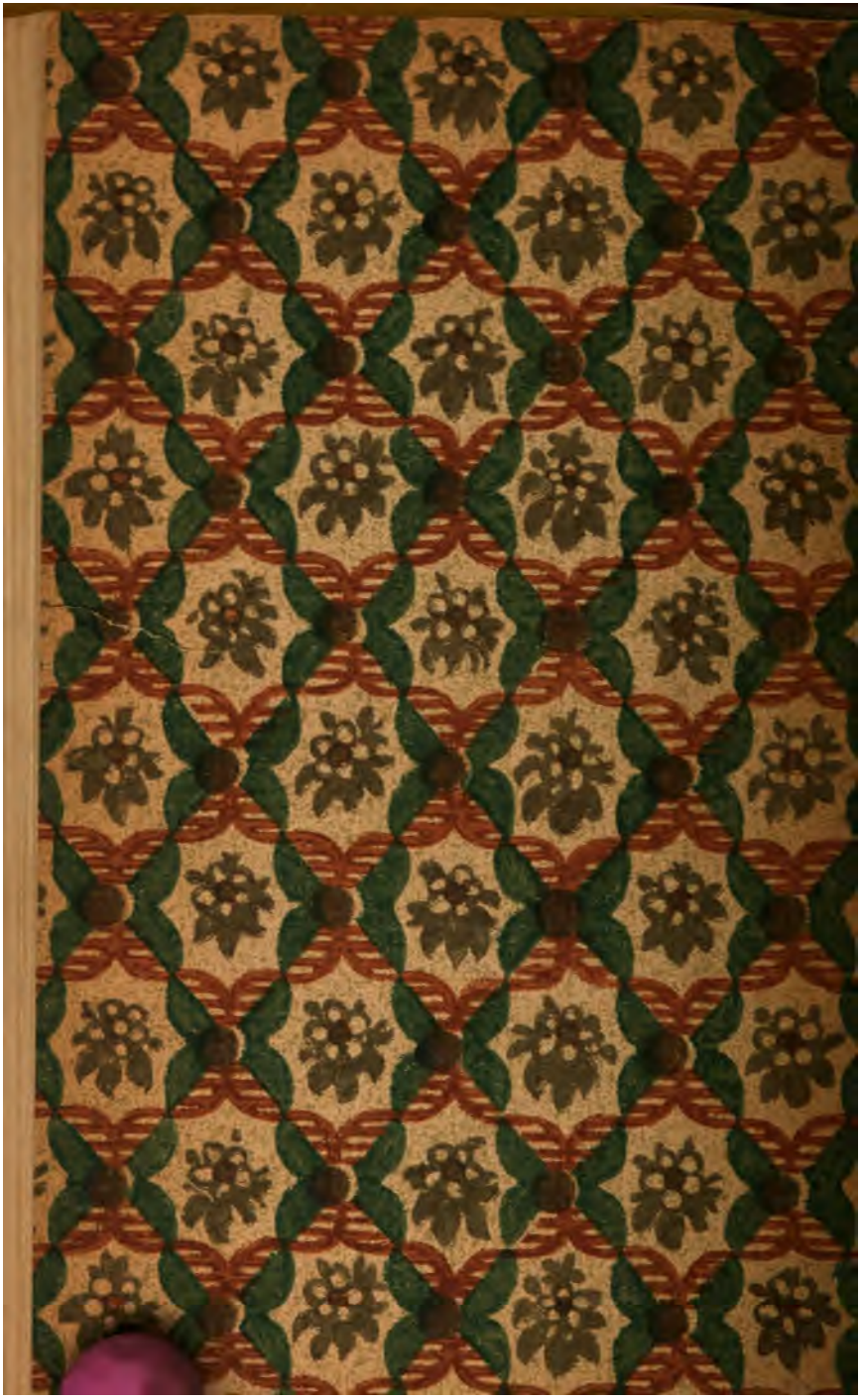
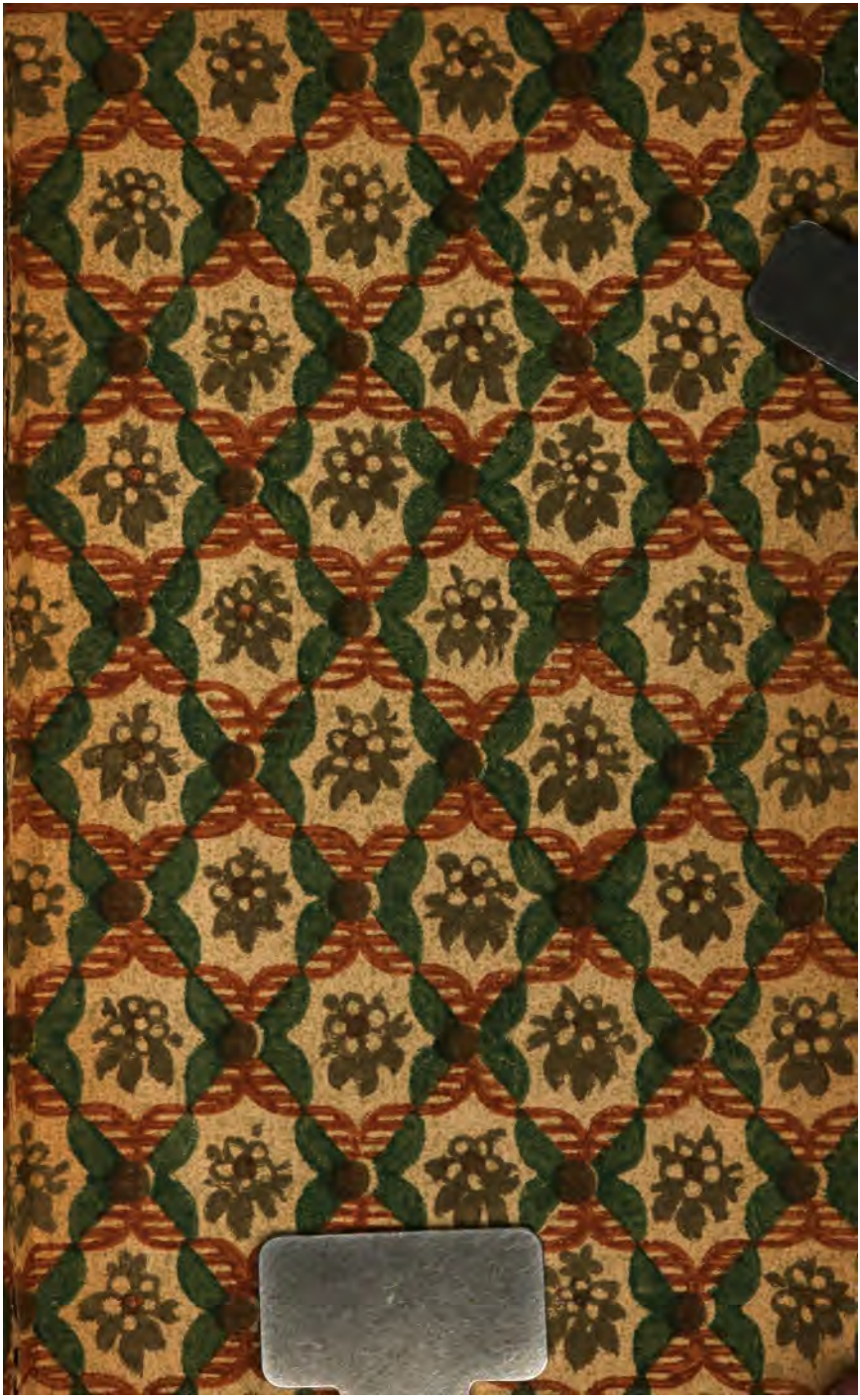
304f. 307. 314. 323. 347. 367. 370. 381. 399. 408f. 420. 421. 422. 433. 443. „Däumchen“ 448. „Genoveva“ 471. 473. „Journal“ 324. „Lovell“ 459. „Oktavian“ 471. 473. „Phantasus“ 448. „Sternbald“ 240f. „Zerbino“ 281. 471.
Tiecks Frau 297. 301. 305.
Tieck, Friedrich 392.
Tischbein 297. 300.
Transcendental-Idealismus 326f.

Übersetzen 51. 173. 210ff. 440.
Unger 281. 367.

Vancouver 314.
Veit, Johannes 414.
Veit, Philipp 335.
Vergil 365.
Vermehren 373f.
Vernunft 137.
Vogler 167.
Volta 404.
Voltaire 21. 32f. 243.
Voß 242. 365. 421.
Vulpius, Christiane 182.

Weiber 4. 16. 23. 45. 57. 60. 75. 81. 85. 113.
Werner 411. 446ff.
Wieland 136. 161. 242. 309. 312. 468.
Willenskraft 100.
Winckelmann, J. J. 40. 128. 151.
Witz 456.
Woltmann 55. 160. 189. 190.
Wünschelrute 404.

Xenophon 457.

Zachariae. 147.
Zinzendorf 180

GEDRUCKT BEI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG